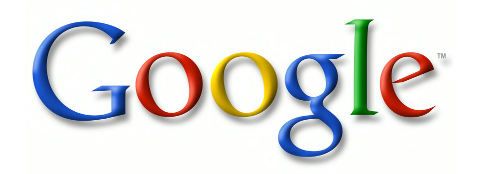
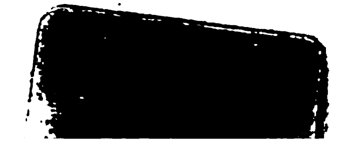






Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Siebzigster Band.

Juli bis December 1892.

Berlin, 1892.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Zoroaster

von

F. Marion Crawford.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Therese Höpfner.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Atossa verließ die Terrasse, wo sie mit Zoroaster gesprochen hatte, in der festen Absicht, bald zurückzukehren; als sie aber die Stufen hinabschritt, reifte in ihrer Seele ein Plan, den sie sofort auszuführen beschloß. Anstatt also weiter nach der Säulenhalle des inneren Hofes zu gehen, bog sie am Fuße der Treppe in einen engen Gang, der auf einen langen, nur durch kleine Oeffnungen in der Mauer erhellten Corridor mündete. Ein Thürchen führte in diesen bedeckten Gang; sie schloß es hinter sich und versuchte es zu verriegeln. Aber der Riegel war rostig und um ihn fortzuschieben, legte sie die Rolle aus der Hand auf eine schmale Steinbank neben der Thür, und dann gelang es ihr mit einem kräftigen Ruck ihrer beiden weißen Händchen den Riegel vorzuschieben. Rasch wendete sie sich um und lief den halbdunklen Gang hinab. Am andern Ende führte eine kleine Wendeltreppe ins Dunkle empor. Auf den untersten Stufen waren im Dämmerlicht nur eben erkennbar einige Flecken. Atossa raffte ihren Mantel und ihre untere Tunica empor und trat behutsam auf, mit einem Ausdruck des Widerwillens auf ihrem schönen Gesichte. Die Flecken rührten von dem Blute des falschen Smerdis, ihres letzten Gatten, her, der auf dieser dunklen Treppe vor kaum drei Monaten von Darius erschlagen worden war.

Vorsichtig tastete die Königin ihren Weg aufwärts, bis sie einen Absatz erreichte, wo eine kleine Oeffnung etwas Licht zuließ. Höher hinauf waren Fenster; sie sah genau auf ihr Kleid und bürstete den Staub ab, den ihr Mantel im Vorübergehen von der Wand abgerieben hatte, ein Paar Mal sah sie sich auf der Treppe mit einem Ausdruck um, der an Ekel streifte. Endlich erreichte sie eine Thür, welche sich auf eine Terrasse öffnete, ähnlich der, wo sie Zoroaster vor wenigen Minuten verlassen hatte, nur daß der Boden nicht so schön polirt war, und daß die Räume zwischen den Säulen halb von herabhängenden Gewächsen und Schlingpflanzen ausgefüllt waren. An einem Ende waren prächtige Teppiche ausgebreitet und ein halbes Dutzend riesiger Kissen von weicher Seide nachlässig aufgethürmt. Drei Thüren, mit Vorhängen versehen, öffneten sich auf diesen Balcon, und vor der mittleren hockten zwei weißgekleidete Sclavinnen und sprachen leise mit einander.

Atossa trat hinaus auf den Marmorboden und bei dem Rauschen ihres Gewandes und dem Klappern ihrer Hackenschuhe sprangen die beiden Sclavinnen auf. Sie kannten die Königin nicht, aber sie hielten es fürs Beste, eine tiefe Verbeugung zu machen, während ihre dunkeln Augen rasch die Einzelheiten ihres Anzugs prüften, doch ohne Unbescheidenheit. Atossa winkte die eine zu sich und lächelte freundlich als das dunkelfarbige Mädchen sich ihr näherte.

„Ist nicht Nehuschta Deine Herrin?" fragte sie; aber das Mädchen sah sie dumm an, denn sie verstand ihre Sprache nicht. „Nehuschta", wiederholte die Königin, den Namen sehr deutlich in fragendem Tone aussprechend und auf die verhängte Thür deutend. Die Sklavin verstand den Namen und die Frage und schnell wie der Gedanke verschwand sie und ließ Atossa in einiger Ungewißheit zurück. Sie hatte nicht beabsichtigt, nach Nehuschta zu schicken, denn sie dachte, es würde eine größere Höflichkeit sein, wenn Nehuschta sie wartend fände; aber da die fremde Sclavin gegangen war, ihre Herrin zu rufen, blieb nichts andres übrig, als den Erfolg abzuwarten.

Indessen schien Nehuschta keine Eile zu haben, dem Rufe Folge zu leisten, denn der Königin blieb reichlich Zeit, die Terrasse zu besehen, und durch die herabhängenden Pflanzen auf die sonnenbeleuchteten Wiesen und den strömenden Fluß gen Süden zu schauen, ehe sie Schritte hinter dem Vorhang vernahm und sah, wie er gehoben wurde, um die Fürstin hindurch zu lassen.

Die dunkeläugige Maid war nun ganz erholt und ausgeruht von ihrer Reise; sie trat in ihrer Tunica ohne Mantel heraus, um ihren Gast zu begrüßen, eine Wolke von weichem weißen indischen Muslin

war lose über ihr schwarzes Haar gesteckt und verhüllte zur Hälfte ihren Hals. Von ihrem breiten Gürtel von Scharlach und Gold hing an einer Seite ein indisches Stahlmesser mit prächtigem Griff in juwelenbesetzter Scheide. Die langen Aermel ihrer Tunica waren in hundert feine Fältchen gezogen, und wo der zarte Stoff in halbrunden Klappen über ihre Hände fiel, war feine Stickerei mit Gold verziert angebracht. Sie trat leicht mit der lässigen Anmuth vollkommner Sicherheit auf und neigte ein wenig das Haupt, als Atossa ihr rasch entgegenging.

Auf dem Gesichte der Königin spielte ein freundliches Lächeln, als sie Nehuschta bei beiden Händen zu herzlichem Willkommen ergriff; dann sahen die beiden Frauen einen Augenblick einander in die Augen. Nehuschta hatte von Anfang an bei sich beschlossen, Atossa zu hassen, allein sie gehörte nicht zu den Frauen, welche ihren Gefühlen freien Lauf lassen, und sich dann später durch ihre Kundgebung gebunden fühlen. Auch sie lächelte süß, als sie unter ihren gesenkten Augenlidern die schöne Königin anschaute und ihre Erscheinung möglichst eingehend prüfte. Sie erinnerte sich ihrer ganz gut, aber der ihr gebotene Willkommen war so warm, daß sie fast meinte, Atossa falsch beurtheilt zu haben, als sie sie für hart und kalt hielt. Sie zog ihren Gast zu den Kissen auf den Teppich und sie setzten sich neben einander.

„Ich habe schon heute Morgen von Dir gesprochen, Fürstin“, begann Atossa sofort in vertraulichem Ton, als spräche sie mit einer trauten Freundin. Nehuschta war sehr stolz; sie wußte, daß ihr Geschlecht, wenn auch jetzt beinahe erloschen, eben so edel wie Atossas war, darum antwortete sie in demselben Tone wie die Königin, so daß diese sich im Stillen über das Selbstvertrauen der ebräischen Fürstin ergötzte.

„Wirklich?“ sagte Nehuschta. „Es muß doch viel wichtigere Dinge als mich in Susa geben. Ich würde von Dir gesprochen haben, hätte ich nur Jemand zur Unterhaltung gehabt.“

Die Königin lachte ein wenig.

„Als ich heute herauskam, traf ich einen alten Freund von mir auf der Terrasse vor des Königs Wohnung, — Zoroaster, den schönen Hauptmann. Wir geriethen ins Gespräch. Wie schön ist er geworden, seit ich ihn zuletzt sah!“ Die Königin beobachtete Nehuschta scharf, während sie ganz unbefangen that, und es schien ihr als würden die Schatten um die Augen der Fürstin etwas dunkler bei der Erwähnung des stattlichen Kriegers. Aber Nehuschta antwortete ganz ruhig:

„Er hat sehr gut für uns gesorgt. Ich möchte ihn gern heute

sehen, um ihm für alles zu danken, was er gethan. Gestern war ich müde und muß undankbar erschienen sein."

„Wozu brauchen wir je den Männern zu danken für das, was sie für uns thun?" erwiderte die Königin. „Ich dächte, es dürfte in der Leibgarde des Königs kein Edler sein, der nicht seine rechte Hand darum geben würde, einen Monat lang Dich zu behüten, selbst wenn Du sein Dasein garnicht beachtetest."

Nehuschta lächelte über die Schmeichelei.

„Du thust mir zu viel Ehre an," sagte sie, „allein ich glaube, weil die meisten Frauen so denken wie Du, nennen die Männer uns undankbar. Ich denke, Du urtheilst vom Standpunkte der Königin aus, während ich —"

„Während Du die Dinge vom Standpunkt der schönen Fürstin aus ansiehest, die um ihrer selbst willen verehrt wird, und nicht um der Gunst und Gaben willen, die sie ihren Unterthanen verleihen mag oder nicht."

„Die Königin schenkt einer ihrer Unterthanen in diesem Augenblicke hohe Gunst," antwortete Nehuschta, als ob sie fernere Schmeicheleien ablehnen wollte.

„Wie mußt Du Dich freuen, endlich aus der schrecklichen Festung fort zu sein!" rief die Königin theilnehmend. „Mein Vater pflegte jeden Sommer dorthin zu gehen. Ich verabscheute den elenden Ort mit jenen langweiligen Bergen und endlosen Gärten ohne alle Abwechselung. Du mußt Dich recht freuen hier zu sein."

„Es ist wahr", versetzte Nehuschta, „ich träumte immer von Susa. Ich liebe die große Stadt und die Leute und den Hof. Ich dachte mitunter, ich müßte in Ecbatana vor langer Weile sterben. Der Winter war dort unerträglich."

„Du mußt uns auch liebgewinnen", sagte Atossa sehr freundlich. „Der Große König will Deinem Geschlechte wohl und wird sicherlich viel für Dein Land thun. Ueberdies wird bald ein Verwandter von Dir herkommen, um mit dem König den weitern Ausbau des Tempels und der Stadt Jerusalem zu berathen."

„Zorobabel?" fragte Nehuschta rasch.

„Ja, ich glaube, so ist sein Name. Sagst Du Zorub-Ebel oder Zorub-Abel? Ich kenne Deine Sprache nicht."

„Sein Name ist Zorob Abel," antwortete Nehuschta. „O, ich wünsche, er möchte den Großen König bewegen, etwas für mein Volk zu thun! Dein Vater würde soviel gethan haben, wenn er länger gelebt hätte."

„Zweifellos wird der Große König alles thun, was in seiner Macht steht, die Ebräer in ihrem Lande zu beschirmen und ihre Wohlfahrt zu fördern," sagte die Königin, aber ihr Blick, der in die Ferne zu schweifen schien, bewies, daß ihre Gedanken nicht mehr auf denselben Gegenstand gerichtet waren. „Dein Freund Zoroaster," setzte sie dann hinzu, „könnte Euch und Eurer Sache von großem Nutzen sein, wenn er wollte."

„Ich wünsche, er wäre ein Ebräer!" rief Nehuschta mit einem tiefen Seufzer, welcher der Königin nicht entging.

„Ist er es nicht? Ich dachte immer, er hätte heimlich Euern Glauben angenommen. Bei seiner Liebe zur Gelehrsamkeit und bei seinen Ansichten schien das so natürlich."

„Nein," entgegnete Nehuschta, „er ist nicht einer von den unsern, und wird es nie werden. Indessen kommt es am Ende wenig darauf an, was Einer glaubt, wenn er so gerecht ist wie er."

„Ich habe die Wichtigkeit der Religion nie begreifen können", sagte die schöne Königin, indem sie ihre weiße Hand auf den Purpurmantel legte und ihre feine Form wohlgefällig betrachtete. „Was mich betrifft, so gefallen mir die Opfer und die Musik und die Gesänge. Ich sehe es gern, wenn die Priester in ihren weißen Gewändern paarweise zum Altar schreiten, und wie sie sich dann anstrengen, um den Kopf des Stiers in die Höhe zu halten, so daß seine Augen die Sonne sehen können, und wie das rothe Blut herausspritzt wie ein schöner Springbrunnen. Hast Du jemals ein großes Opfer gesehen?"

„O ja! Ich erinnere mich, als ich ein ganz kleines Mädchen war, als Kambyses — ich meine als der König auf den Thron kam — es war prachtvoll!" Nehuschta zauderte sonst nicht in ihrer Rede, aber als sie des Tages gedachte, da Kambyses König wurde, fiel ihr plötzlich ein, daß Erinnerungen an die Vergangenheit für die seltsame Frau neben ihr peinlich sein könnten. Indessen zeigte Atossa keine Verwirrung. Im Gegentheil, sie lächelte süßer denn je, obschon vielleicht ein wenig erkünstelte Wehmuth in ihrer Stimme lag, als sie antwortete: „Fürchte nicht mich durch Erwähnung jener Zeiten zu verletzen, liebe Fürstin. Ich bin gewöhnt davon zu sprechen. Jawohl, ich erinnere mich des großen Tages, wie die helle Sonne auf den feierlichen Zug schien, und der Wagen mit vier Pferden, die der Sonne geweiht wurden, und des milchweißen Rosses, das sie auf den Stufen des Tempels schlachteten. Wie weinte ich um das arme Thier! Es schien mir so grausam ein Pferd zu opfern. Selbst ein Paar schwarze Sclaven oder ein Paar Scythen hätten sich besser zum Opfer geeignet."

„Ich besinne mich“, sagte Nehuschta, durch den Ton der Königin beruhigt. „Natürlich habe ich dann und wann in Ecbatana Festzüge gesehen, aber Daniel ließ mich nicht in den Tempel gehen. Es heißt, Ecbatana habe sich sehr verändert, seit der Große König im Sommer nicht mehr dagewesen ist. Es ist sehr still — es bleibt den Pferdeverkäufern und Kornhändlern überlassen, und alle Fische aus dem Hyrcanischen Meer werden hingebracht, so daß manche Straßen abscheulich riechen.“

Atossa lachte über diese Beschreibung mehr aus Höflichkeit, als weil sie sie belustigte.

„Zu meiner Zeit“, versetzte sie, „war der Pferdemarkt auf der Wiese am Wege nach Zagros, und die Fischhändler durften nicht bis auf ein Farsang der Stadt nahen. Die königlichen Nasen waren empfindlich. Aber alles ist anders geworden — hier wie dort. Wir haben mehrere Revolutionen gehabt — ich meine natürlich religiöse, — und es sind so viele Leute erschlagen worden, daß ein Geruch des Todes in der Luft liegt. Es ist erstaunlich, was die Leute für Aufhebens davon machen, ob der Sonne ein Pferd geopfert wird oder dem Auramazda ein Kalb, oder ein Aethiopier dem Nabon und der Astaroth? Und diese Magier! Sie sind wirklich eben so wenig Nachkommen der Priester in der Aryschen Heimath als ich eine Griechin bin. Die meisten sind beinahe schwarz — sie sind Hindus und sprechen kein reines Persisch. Sie glauben an eine Unzahl Götter von allen möglichen Größen und Gestalten und singen Hymnen, in denen es heißt, daß all diese Götter Eins sind. Es ist höchst verwirrend, und der wichtigste Theil ihres Hauptopfers besteht darin, daß sie sich an dem abscheulichen Saft der Asclepias berauschen, den sie so gern mögen. Es ist ekelhaft. Der Große König sagte ihnen zuerst, wenn sie ihren Göttern opfern wollten, so könnten sie es thun, nur müßte es Niemand bemerken, und wenn sie sich betrinken wollten, so möchten sie sich berauschen, wo und wann sie wollten, aber wenn sie beides zugleich thäten, würde er alle Magier in Persien kreuzigen lassen. Sein Grund dafür war sehr ergötzlich. Er sagte, wenn ein Mensch betrunken ist, redet er natürlich die Wahrheit, während ein Mensch, der falschen Göttern opfert, unfehlbar lügt; deshalb läuft ein Mann, der falschen Göttern opfert, während er trunken ist, Gefahr, zu gleicher Zeit zu lügen und die Wahrheit zu reden, und ist folglich ein Geschöpf, das der Logik Hohn spricht, und zum Besten des ganzen Menschengeschlechtes sofort umgebracht werden muß.“

Nehuschta hatte mit Aufmerksamkeit den Bericht der Königin über die religiösen Verwickelungen im Reiche angehört und lachte über die

eigenartige Beweisführung, durch welche Darius den Tod der Magier rechtfertigte. Aber ihr Herz sehnte sich nach Zoroaster und sie war es müde, ihren königlichen Gast zu unterhalten. Um der Abwechselung willen klatschte sie in die Hände und befahl den herbei eilenden Sclavinnen Süßigkeiten und Sorbet von Fruchtsaft und Schnee zu bringen.

„Gehst Du gern auf die Jagd?“ fragte Atossa, indem sie zierlich ein Stückchen Feigenkuchen nahm.

„Es ist mir nie erlaubt worden, auf die Jagd zu gehen“, antwortete Nehuschta, „übrigens muß es sehr ermüden.“

„Mir macht es das größte Vergnügen. — Der Feigenkuchen ist nicht so gut wie sonst. Wir haben einen neuen Zuckerbäcker. Darius war der Ansicht, der andre hätte religiöse Ueberzeugungen, die ihn zum Lügen brächten — und dies sind die Folgen davon! Es ist weit mit uns gekommen, wenn wir nicht eines Magiers Gebäck essen dürfen! — Ich liebe die Jagd leidenschaftlich, aber es ist weit von hier bis in die Wüste und die Löwen sind selten. Ueberdies machen die Männer, welche zur Löwenjagd taugen, meistens Jagd auf ihre Mitmenschen.“

„Jagt der Große König?“ fragte Nehuschta, indem sie langsam ihren Sorbet aus einem grünen Specksteinbecher nippte und auf einen Ellbogen gestützt in ihren Kissen dalag.

„So oft er Muße dazu hat. Er wird mit Dir von Nichts anderem sprechen.“

„Sicherlich“, unterbrach sie Nehuschta mit der Miene der reinsten Unschuld, „ich werde doch nicht so hoch geehrt werden, daß der Große König mit mir sprechen sollte?“

Atossa schlug ihre blauen Augen auf und sah die schwarzhaarige Fürstin neugierig an. Sie wußte nichts von dem, was am vergangenen Abend vorgefallen war, nur daß der König Nehuschta einige Augenblicke gesehen hatte; aber sie kannte seinen Charakter gut genug um sich denken zu können, daß sein freimüthiges und wie sie es nannte, würdeloses Wesen Nehuschta selbst bei diesem kurzen Zusammentreffen aufgefallen sein müßte. Der Gedanke, daß die Fürstin bereits anfing sie zu täuschen, fuhr ihr durch den Sinn. Sie lächelte zärtlicher als je mit einem leichten Anflug von Wehmuth, der ihr bezaubernd stand.

„Ja, der Große König ist sehr huldvoll gegen die Frauen am Hofe“, sagte sie. „Du bist so schön und so ganz verschieden von den andern, daß er gewiß heute Abend nach dem Mahle lange mit Dir sprechen wird, — wenn er viel Wein getrunken hat.“ Die letzten Worte wurden in besonders süßem Ton hinzugefügt.

Nehuschtas Antlitz erröthete ein wenig und sie trank noch mehr

Sorbet, ehe sie antwortete. Dann ließ sie ihre sanften dunkeln Augen wie bewundernd auf dem Angesicht der Königin ruhen und sprach in mildem, abweisendem Tone:

„Wird ein Mann das Dunkel der Nacht der Herrlichkeit des hellen Tages vorziehen?"

„Oder wird ein Mann sich von den Lilien abwenden, um die bescheidene Blume des Feldes zu pflücken?"

„Du kennst auch unsere Dichter?" rief Atossa und dabei lachte sie ein wenig. „Nun fürchte ich, wird der König erst recht mit Dir sprechen, denn er liebt die Dichtung. Wahrscheinlich hat Zoroaster an den Winterabenden in Ecbatana Dir viele Verse hergesagt. Als Knabe wußte er Gedichte ohne Ende auswendig."

Jetzt sah Nehuschta die Königin an und wunderte sich, wie sie, die nicht mehr als dreiundzwanzig Jahre alt sein konnte, obschon sie mit dem dritten Gatten verheirathet war, sagen konnte, sie habe Zoroaster als Knaben gekannt, da er doch jetzt über dreißig Jahre alt war. Sie wendete sich fragend an die Königin.

„Du mußt Zoroaster sehr oft gesehen haben, ehe er Susa verließ," sagte sie. „Du kennst ihn so gut."

„Ja, alle kannten ihn. Er war der Liebling am Hofe, bei seiner Schönheit, seinem Muthe und seiner sonderbaren Zuneigung für jenen alten — jenen alten ebräischen Propheten. Darum schickte Kambyses sie beide fort," setzte sie leise lachend hinzu. „Sie waren beide viel zu tugendhaft, als daß man sie in dem Leben und Treiben jener Zeiten hier hätte dulden können."

Atossa sprach ganz unbefangen von Kambyses. Nehuschta wunderte sich, ob sie auch wohl dazu zu bringen wäre, von Smerdis zu sprechen. Ihre muthmaßliche Unkenntniß der Ereignisse, welche sich während der letzten drei Monate zugetragen hatten, erlaubte ihr ohne Bedenken von dem verstorbenen Ursurpator zu sprechen.

„Ich vermuthe, es haben in den Sitten des Hofes in jüngster Zeit große Veränderungen stattgefunden," sagte Nehuschta unbefangen. Sie pflückte eine Rosine von dem getrockneten Stengel und versuchte, sie mit ihren feinen Fingern zu schälen.

„Allerdings, große Veränderungen!" antwortete Atossa ruhig. „Von vielen Dingen, die früher geduldet wurden, darf jetzt nicht mehr die Rede sein. Im Ganzen betrifft die Veränderung besonders die Religion. Du mußt wissen, daß wir binnen eines Jahres drei verschiedene Hofreligionen gehabt haben. Kambyses opferte der Astaroth — und ich muß sagen, er hatte sich die passendste Schutzgöttin gewählt.

Smerdis," fuhr die Königin in abgemessenem Ton und größter Ruhe fort, „Smerdis widmete sich ganz dem Dienste Indra's, wie es schien, eine bequeme Zusammenfassung aller Götter; und der Große König regiert jetzt die Welt durch die Gnade des Auramazda. Ich habe mich immer zu dem ebräischen Glauben an Einen Gott geneigt — vielleicht ist das ziemlich dasselbe wie Auramazda, der Allweise. Was meinst Du?"

Nehuschta lächelte über die geschickte Weise, mit der die Königin vermied von Smerdis zu sprechen, indem sie das Gespräch auf religiöse Dinge brachte. Da sie aber einen neuen Vortrag über den verschiedenen Werth des Götzendienstes, der Menschenopfer und des Glaubens an Einen Gott fürchtete, bezeigte sie wenig Antheil an diesem Gegenstande.

„Es mag wohl dasselbe sein. Zoroaster sagte das immer, und das war das Einzige, was Daniel ihm nie vergeben konnte. Die Sonne dringt durch die Pflanzen über Deinem Haupte; wollen wir nicht die Kissen an das andre Ende in den Schatten tragen lassen?" Sie klatschte in die Hände und erhob sich mit schlaffer Bewegung, indem sie Atossa die Hand reichte. Aber die Königin sprang leicht empor.

„Ich bin zu lange geblieben", sagte sie. „Komm mit mir, theuerste Fürstin, wir wollen in den Orangengarten auf der oberen Terrasse gehen. Vielleicht," sagte sie, indem sie die Falten ihres Mantels zurecht legte, „werden wir dort Zoroaster finden oder einen der Fürsten, wenn nicht gar den Großen König selbst. Oder vielleicht möchtest Du gern sehen, wo ich wohne?"

Nehuschta ließ sich von ihren Sclavinnen den Mantel reichen und eine brachte ihr die leinene Stirnbinde statt des Schleiers, den sie um ihr Haar geschlungen trug. Aber Atossa wollte einen Wechsel ihrer Kopfbekleidung nicht dulden.

„Es ist zu reizend!" rief sie entzückt. „So ungewöhnlich! Du mußt nichts daran ändern."

Sie schlug ihren Arm zärtlich um Nehuschta und führte sie nach der Thür zur innern Treppe. Dann stand sie plötzlich still, als ob sie sich besänne.

„Nein," sagte sie, „ich will Dich den Weg führen, den ich gekommen bin. Er ist kürzer, und Du mußt ihn kennen. Es könnte Dir von Nutzen sein."

Also verließen sie den Balkon mittelst der kleinen hinter einem Pfeiler versteckten Thür und gingen die dunkle Treppe hinab. Nehuschta

verabscheute die geringste Unbequemlichkeit und wünschte im Stillen, die Königin hätte sich nicht anders besonnen, sondern sie einen bequemern Weg geführt.

„Es ist nicht weit,“ sagte die Königin rasch vorangehend.

„Es ist gräßlich steil,“ sagte Nehuschta, „und ich kann kaum sehen, wo ich hintrete. Wie viel Stufen sind es?“

„Nur noch zwanzig,“ antwortete die Königin von unten her. Sie schien in Eile, aber Nehuschta fiel es nicht ein, schneller zu gehen, sie tastete vorsichtig weiter. Als sie bei der letzten Windung der Treppe einen Lichtschimmer erblickte, hörte sie unten im Gange laute Stimmen. Mit der angebornen Vorsicht ihres Volkes stand sie still und horchte. Die harten rasch ausgestoßnen Worte eines zornigen Mannes übertönten alles übrige.

Achtes Kapitel.

Zoroaster hatte beinahe eine Stunde dagesessen, die Augen auf den blauen Himmel geheftet, während seine Gedanken sich in Betrachtung größerer und höherer Dinge, denn von dieser Erde ergingen, als er durch den abgemessenen Schritt Bewaffneter aufgeschreckt wurde, die in einem entfernten Gemach einhermarschirten. Augenblicklich stand er auf, den Helm auf dem Haupt; — die Macht kriegerischer Gewohnheit brachte ihn sofort in die Wirklichkeit zurück. Einen Augenblick darauf wurde derselbe schwere Vorhang zurückgeschoben, durch welchen Atossa vor zwei Stunden herausgetreten war, und eine doppelte Reihe von Speerträgern kam auf die Terrasse hinaus und stellte sich rechts und links in gut geschulter Ordnung auf. Noch einen Angenblick später erschien der König selbst; er ging allein daher in seiner Rüstung mit dem geflügelten Helm, die linke Hand auf das Heft seines Schwertes gestemmt, sein prachtvoller Mantel wallte von den Schultern bis zur Erde herab. Als er zwischen die Reihen der Krieger kam, ging er langsamer, und seine dunkeln, tiefliegenden Augen schienen die Haltung und Rüstung jedes einzelnen Speerträgers zu prüfen. In jenen ersten Tagen seiner Herrschaft vertauschte er selten den Brustharnisch mit der Tunica, oder den Helm mit der Stirnbinde und der königlichen Krone. Das Wesen des Kriegers herrschte in Gang und Haltung vor, und der Ausdruck des Eroberers lag schon auf seinem Antlitz.

Zoroaster trat einige Schritte vor und stand still, als der König ihn erblickte, bereit sich nach alter Sitte vor ihm niederzuwerfen. Aber Darius wehrte ihm mit einem Winke; sich halb umwendend, entließ er

die Wache, welche durch den Vorhang zurückmarschirte, wie sie gekommen, und der Vorhang schlug hinter ihr zu.

„Ich liebe nicht all diese Umstände!" sagte der König. „Ein einfacher Gruß, die Hand auf Lippen und Stirn gelegt, — das genügt. Ein Mann könnte eine Schlacht gewinnen in der Zeit, die es ihm nimmt, mir zwanzig Mal am Tage zu Füßen zu fallen und wieder aufzustehen."

Da des Königs Rede keine Antwort zu erheischen schien, stand Zoroaster schweigend seines Befehls gewärtig. Darius trat an die Brustwehr, stand einen Augenblick in der vollen Sonnengluth und schaute hinaus. Dann kam er wieder zurück.

„Die Stadt scheint heute Morgen ruhig", sagte er. „Wie lange verweilte die Königin hier im Gespräch mit Dir, Zoroaster?"

„Die Königin sprach mit ihrem Knecht etwa eine halbe Stunde", erwiderte Zoroaster ohne Zögern, obgleich er über die plötzliche und unumwundene Frage erstaunt war.

„Sie ist zur Fürstin gegangen", fuhr der König fort.

„Die Königin sagte zu ihrem Knechte, es wäre noch zu frühe Nehuschta zu besuchen", versetzte der Krieger.

„Dennoch ist sie zu ihr gegangen," behauptete Darius im Tone der Ueberzeugung. „Nun ist es ja klar, wenn die schönste Frau der Welt erfahren hat, daß eine noch schönere als sie angekommen ist, so wird sie keinen Augenblick verlieren, bis sie sie gesehen hat." Er sah Zoroaster neugierig an, und sein dicker schwarzer Bart verbarg nicht ganz das Lächeln auf seinen Lippen. „Komm", setzte er hinzu, „wir werden die beiden beisammen finden."

Der König schritt voran, Zoroaster folgte ihm nach. Sie gingen die Treppe hinunter, über welche die Königin gegangen war, und gelangten in dem engen Gange an die kleine Thür, welche sie mit so vieler Mühe von innen verriegelt hatte. Der König stieß mit voller Wucht dagegen, aber sie blieb verschlossen.

„Du bist stärker als ich, Zoroaster", sagte er lachend. Oeffne diese Thür."

Der junge Krieger stieß heftig gegen die Bretter und fühlte, daß das eine nachgab. Dann trat er zurück und that mit geballter Faust einen starken Schlag dagegen, noch einen — und das Brett zerbrach. Er steckte seinen Arm durch die Oeffnung und zog leicht den Riegel zurück; die Thür sprang auf. Seine Hand war von Blut überströmt.

„Das war gut gemacht", sagte Darius, indem er hineintrat. Sein scharfes Auge erblickte etwas Weißes auf der Steinbank in der dunkeln

Ecke an der Thür. Es war die versiegelte Schriftrolle, welche Atossa dorthin gelegt hatte, als sie beide Hände zum Verriegeln der Thür brauchte. Darius trat damit an ein Fenster, betrachtete sie neugierig und brach das Siegel auf. Zoroaster stand daneben und wischte sich das Blut von den Knöcheln.

Der Inhalt der Rolle war kurz. Sie war an einen gewissen Phraortes zu Ecbatana in Medien gerichtet und enthielt die Nachricht, daß der Große König im Triumph von Babylon zurückgekehrt wäre, nachdem er die Aufständigen unterworfen und in zwei Schlachten viele Tausende erschlagen hatte. Ferner daß besagter Phraortes sofort Kunde über die Angelegenheiten der Königin geben und nichts weiter darin thun solle, ehe er nicht fernere Weisung erhielte.

Der König stand einen Augenblick in tiefen Gedanken. Dann ging er langsam den Gang hinab, die Rolle lose in der Hand haltend. Gerade in diesem Augenblicke kam Atossa von der dunkeln Treppe herab; als sie plötzlich Darius gegenüber stand, stieß sie einen Schrei aus und stand still.

„Dies ist ein höchst passender Platz für unsre Unterredung", sagte Darius ruhig. „Hier kann uns Niemand hören. Sprich deshalb gleich die Wahrheit." Er hielt ihr die Rolle vor die Augen.

Atossa's Geistesgegenwart verließ sie nicht, auch wechselte sie nicht die Farbe, obschon sie wußte, daß ihr Leben von ihren Worten abhing. Sie lachte ein wenig, als sie antwortete.

„Ich kam heute Morgen diese Treppe herunter" —

„Um die schönste Frau der Welt zu sehen," unterbrach Darius die Stimme erhebend. „Du hast sie gesehen. Das freut mich. Warum verriegeltest Du die Thür im Gange?"

„Weil ich es für unpassend hielt, daß der Zugang zu den Frauengemächern offen stehen sollte, wenn doch so viele im Palast den Weg kennen", antwortete sie rasch genug.

„Wohin wolltest Du diesen Brief tragen, als Du ihn an der Thür liegen ließest?" fragte der König und fing an zu zweifeln, ob wirklich etwas Unrechtes dabei wäre.

„Ich wollte ihn nach Ecbatana schicken," antwortete Atossa völlig unbefangen.

„Wer ist dieser Phraortes?"

„Er ist der Verwalter der Ländereien in Medien, welche mir mein Vater geschenkt hat. Ich schrieb ihm von dem Siege des Großen Königs und sagte, er solle eine Nachricht über meine Angelegenheiten senden und nichts weiter darin thun, bis ich wieder schriebe.

„Weshalb nicht?"

„Weil ich es für möglich hielt, daß der Große König den Sommer in Ecbatana zubringen würde, und daß ich dann folglich selbst dort sein würde, um meine Anordnungen zu treffen. Ich vergaß den Brief, weil ich den Riegel mit beiden Händen vorschieben mußte, und kam ihn jetzt holen. Nehuschta die Fürstin ist bei mir — sie ist noch auf der Treppe."

Der König betrachtete nachdenklich das schöne Antlitz seiner Gattin.

„Du hast augenscheinlich die Wahrheit gesprochen", sagte er langsam. „Aber es ist nicht immer leicht zu verstehen, was Deine Wahrheit auf sich hat. Oft denke ich, es wäre das Beste, Dich zu erdrosseln. Sagtest Du, daß Nehuschta in der Nähe ist? So rufe sie. Warum zögert sie?"

In der That hatte Nehuschta gebebt, während sie auf der Treppe kauerte und nicht recht wußte, ob sie herunter kommen oder die Stufen wieder empor eilen sollte. Als sie die Königin ihren Namen nennen hörte, hielt sie es indessen für klüger, so zu thun, als wäre sie außer Hörweite gewesen, und mit leisen schnellen Schritten ging sie hinauf, bis sie an die helle Stelle kam, und dort wartete sie.

„Möge der Große König selbst sie suchen gehen," sagte Atossa stolz, „wenn er noch ferner an meinen Worten zweifelt." Sie trat zurück, um ihn vorüber gehen zu lassen, aber Darius gab Zoroaster einen Wink, hinaufzugehen. Dieser war in einiger Entfernung stehen geblieben, als ein unfreiwilliger Zeuge des in seiner Gegenwart stattgehabten Streites zwischen dem Königspaar, als er aber an der Königin vorüberschritt, warf sie ihm einen traurigen, flehenden Blick zu, als erbäte sie seine Theilnahme für das, was sie zu leiden habe. Trotz der Dunkelheit lief er rasch die Treppe in die Höhe und fand Nehuschta oben am Fenster wartend. Sie fuhr zusammen, als sie ihn erblickte, denn er war es, den sie am allerwenigsten erwartet hatte. Aber er schloß sie rasch in die Arme und küßte sie zwei Mal leidenschaftlich.

„Komm schnell, meine Geliebte," flüsterte er. „Der König wartet unten."

„Ich hörte seine Stimme, — und dann lief ich fort," flüsterte sie eilends und so fingen sie an wieder hinabzusteigen.

„Ich hasse sie", „ich wußte es im voraus!" flüsterte sie, sich auf seinen Arm stützend. So traten sie in den Gang und trafen Darius sie erwartend. Die Königin war nirgends zu sehen, und die Thür am andern Ende des schmalen Ganges stand weit offen.

Der König war so ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre; er hielt

noch den offnen Brief in der Hand, als Nehuschta in den Gang trat und sich vor ihm verneigte. Er ergriff einen Augenblick ihre Hand und ließ sie dann wieder sinken; aber seine Augen leuchteten plötzlich auf und sein Arm bebte bei ihrer Berührung.

„Du hattest Dich beinahe verirrt," sagte er. „Der Palast ist groß und hat zahlreiche und vielverschlungene Gänge. Nun komm, ich will Dich in den Garten führen; da kannst Du mit den edlen Frauen der Königin Bekanntschaft machen und allerlei Unterhaltung finden. Möge sich Dein Herz erfreuen an der Schönheit von Susa, und wenn Du Dir irgend etwas wünschest, sprich es aus, und ich will es Dir geben."

Nehuschta neigte dankend das Haupt. Das Einzige was sie wünschte, war eine halbe Stunde mit Zoroaster allein zu sein, und das schien schwer.

„Deine Magd wünscht, was Dir wohlgefällt," antwortete sie. Somit verließen sie den Gang durch die offne Thür; der König selbst geleitete Nehuschta bis an den Eingang zum Garten und befahl der Sclavin, die ihnen entgegen kam, sie in den Pavillon zu führen, wo die edlen Frauen des Palastes im warmen Sommerwetter den Tag zubrachten. Zoroaster wußte, daß trotz der Freiheit, welche seine eigenthümliche Stellung ihm in dem vom Könige bewohnten Theil des Gebäudes verstattete, es ihm doch nicht vergönnt war, den Ort zu betreten, welcher den edlen Frauen vorbehalten war. Darius konnte es nicht leiden, immerfort von Wachen und Sclaven umgeben zu sein; die Terrassen und Treppen seiner Wohnung waren gewöhnlich ganz leer, — nur kleine Abtheilungen von Speerträgern behüteten sorgsam die Haupteingänge. Aber der übrige Theil des Palastes wimmelte von dem prächtig gekleideten Hofgesinde, von Sclaven aller Farben und Graden, von dem stummen Aethiopier mit glattem Gesichte bis zu den gelehrten ebräischen Schreibern der vornehmen Großen; von den schwarzen spärlich bekleideten Fächermädchen bis zu den zierlichen griechischen Ankleidefrauen der Königin, welche neben dem Marmorbrunnen am Eingange des Gartens verweilten; und in den äußeren Höfen putzten Krieger von der berittenen Leibwache ihre Waffen oder rötheten ihre breiten Lederzäume und Pferdegeschirre mit rother Kreide, oder streichelten das Pferd eines vor kurzem angekommenen Offiziers oder Boten, andre standen herum und sonnten sich, ohne etwas andres anzuhaben als kurzärmelige leinene Kittel und Beinkleider; dabei sprachen sie über die Angelegenheiten des Landes mit der entschiedenen Sicherheit, welche allen Soldaten, hoch und niedrig, eigen ist. Es war nur für eine Schwadron Platz

im Palaste; aber diese wenigen waren erlesene Leute von der Wache, und jeder von ihnen hielt sich zu einer Meinung über die Lage des neuen Königs eben so gut berechtigt, als ob er wenigstens ein General gewesen wäre.

Darius aber duldete keine schwatzenden Sclaven und zankenden Soldaten in seiner eignen Wohnung. Dort war alles still und scheinbar verödet, und dorthin führte er Zoroaster zurück. Der junge Krieger wunderte sich darüber, daß der König ohne Begleitung so unbesorgt umherging, als wäre er selbst nur ein Soldat. Er war noch nicht an die rastlose Selbständigkeit seines Wesens, an die ununterbrochene Thätigkeit und völlige Furchtlosigkeit des jungen Darius gewöhnt. Es war schwer zu begreifen, daß dieser einfache, gerade, schlichte Mann der Große König wäre und auf dem Thron des prachtliebenden stattlichen Cyrus säße, welcher sich nie ohne seinen ganzen prunkenden Hofstaat hinaus zu begeben pflegte, oder daß er an Stelle des üppigen Kambyses herrschte, der sich scheute den Fuß auf den bloßen Marmorboden zu setzen oder sich der Zugluft auf der Treppe auszusetzen; und der nach siebenjähriger Pflege seines Körpers, sich in einem Anfall ohnmächtiger Wuth selbst das Leben genommen hatte. Darius kam auf den persischen Thron wie der Löwe an die Stelle von Schakalen oder der Adler in ein Nest von Krähen und Aasgeiern, unermüdlich, heftig, unerbittlich und tapfer.

„Kennst Du einen gewissen Phraortes in Ecbatana?“ fragte der König plötzlich, als er mit Zoroaster allein war.

„Ich kenne ihn,“ versetzte der Fürst, „ein reicher, mächtiger Mann, eitel wie ein Pfau und voll List wie die Schlange; nicht von edler Geburt. Er ist der Sohn eines Fischhändlers, der durch den Verkauf eingesalzner Störe auf dem Marktplatze reich geworden. Er ist außerdem der Aufseher über die Güter der Königin in Medien und das Gestüt des Großen Königs.“

„Gehe hin und hole ihn!“ sagte der König kurz. Ohne ein Wort, verneigte Zoroaster sich schnell und wendete sich zum Gehen. Aber es war ihm, als hätte ihn Jemand mit einem Messer durchbohrt. Der König sah ihm nach, staunend über seinen unvergleichlichen Gehorsam.

„Halt!“ rief er. „Wie lange wirst Du fortbleiben?“

Zoroaster wendete sich soldatisch kurz um und antwortete:

„Es ist einhundertundfünfzig Farsangs*) bis nach Ecbatana. Mit des Königs Vorlegepferden kann ich in sechs Tagen hinreiten und in

*) Zwischen 500—600 englische Meilen. Südamerikanische Postillone reiten heute 600 Meilen die Woche für ihren bloßen Lebensunterhalt.

sechs weiteren Tagen Phraortes hierher bringen — wenn er nicht beim Reiten umkommt", setzte er mit grimmem Lächeln hinzu.

„Ist er alt oder jung? fett oder mager?" fragte der König lachend.

„Es ist ein Mann von vierzig Jahren, weder mager noch fett, ein guter Reiter auf seine Weise, doch nicht wie wir.

„Binde ihn aufs Pferd, wenn er vor Müdigkeit herabfallen sollte, und sage ihm, er ist herberufen, um vor mir zu erscheinen. Sage ihm, die Angelegenheit leide keinen Aufschub. Auramazda sei mit Dir und stehe Dir bei. Ziehe eilends hin!"

Wiederum wandte sich Zoroaster um und war im Umsehen verschwunden. Er hatte geschworen, dem König ein treuer Diener zu sein, und er wollte seinen Eid halten, es koste was es wolle, obwohl es bitter für ihn war, Nehuschta ohne ein Wort zu verlassen. Als er hastig leichte Reisekleider anlegte, überlegte er, daß er ihr einen Brief senden könne und schrieb einige Worte auf ein Stück Pergament, dann faltete er es zusammen. Als er am Eingang zum Garten vorüberging, sah er sich nach einer Sclavin Nehuschtas um, als er aber keine sah, winkte er einer der griechischen Mägde, gab ihr ein Goldstück und gebot ihr, die kleine Pergament-Rolle Nehuschta, der ebräischen Fürstin abzugeben, die sich im Garten befände. Dann ging er rasch weiter, bestieg das beste Pferd in des Königs Stall und ritt Hals über Kopf den steilen Abhang hinab. In fünf Minuten war er über die Brücke und jagte auf dem geraden staubigen Wege gen Ninive. Wer ihn vom Palaste aus beobachtet hätte, der hätte innerhalb einer Viertelstunde seine dahinfliegende Gestalt in einer einzigen Staubwolke weit, weit auf der großen grünen Ebene verschwinden sehen.

Die griechische Sclavin aber stand mit Zoroasters Brief in der Hand und steckte das Goldstück in den Mund, indem sie überlegte, was sie thun sollte. Sie war zufällig eine Dienerin der Königin und dachte sofort, daß sie aus dem Schreiben bessern Vortheil ziehen könnte, als wenn sie es Nehuschta gäbe, die sie am Morgen im Vorübergehen gesehen hatte, und deren dunkles ebräisches Gesicht der leichtsinnigen Griechin aus besonderen Gründen mißfiel. Sie dachte daran, die Rolle der Königin zu geben, aber sie wußte ja nicht, was darin stand. Die Worte waren hastig und mit chaldäischen Buchstaben geschrieben. Der Inhalt könnte ihrer Herrin mißfallen. Das Weib war kein Neuling und kannte Zoroasters Gesicht ganz gut von früher her; sie wußte oder vermuthete auch, daß die Königin ihn heimlich liebte, und schloß daraus, daß Zoroaster, der zur Reise gerüstet war, so eilig eine Botschaft an Nehuschta sandte, daß dieser die ebräische Fürstin liebte. Wenn also

der Brief einen bloßen Liebesgruß ohne Namen enthielte, so könnte die Königin ihn auf sich beziehen und sich darüber freuen; ginge dagegen daraus hervor, daß der Brief für Nehuschta bestimmt wäre, so müßte es der Königin sicher lieb sein, wenn diese ihn nicht erhielte. Das Ergebniß dieser schlauen Ueberlegung war, daß die Griechin den Brief in ihren Busen und das Goldstück in ihren Gürtel steckte und nach einer Gelegenheit suchte, die Königin allein zu treffen.

Am Abend jenes Tages saß Atossa in einem innern Gemach vor ihrem Spiegel; der Tisch war mit Juwelenkästchen, silbernen Kämmen, Schalen voll goldner Haarnadeln und allem Zubehör zu ihrem Ankleiden bedeckt. Einige prachtvolle Schmuckgegenstände lagen unter all diesen Sachen und blitzten im Wiederschein zweier hoher Lampen, welche auf Bronzegestellen neben ihrem Sessel standen. Sie war völlig angekleidet und hatte ihre Frauen fortgeschickt; aber sie verweilte noch ein wenig und las die kleine Pergamentrolle durch, welche die oberste ihrer Haarmacherinnen ihr in die Hand gesteckt hatte, als sie einen Augenblick allein waren. Nur ein schwarzes Fächermädchen stand einige Schritte hinter ihr; sie stützte den Stengel des langen Palmblattes auf ihren vorgestreckten Fuß und schwang das breite runde Blatt auf Armeslänge rasch hin und her, so daß sie ihre königliche Herrin gerade unterhalb der ruhig darüber brennenden Lampen, beständig einen Strom frischer Luft zuwehte.

Die Königin drehte den kleinen Brief in der Hand herum und lächelte, als sie in die große polirte Silberplatte blickte, welche den Tisch überragte. Mit einiger Schwierigkeit hatte sie den Inhalt herausbekommen, denn sie verstand die ebräische Sprache und die chaldäischen Buchstaben genügend, um die wenigen einfachen Worte lesen zu können.

„Ich gehe zwölf Tage fort, im Auftrag des Königs. Meine Geliebte, meine Seele ist bei Deiner Seele und mein Herz bei Deinem Herzen. Wie der Tauber Morgens ausfliegt und am Abend zu seiner Taube zurückkehrt, also werde ich bald zu Dir zurückkehren."

Atossa wußte recht gut, daß der Brief für Nehuschta bestimmt war. Das Weib hatte ihr zugeflüstert, Zoroaster habe ihr den Brief gegeben, und Zoroaster würde solche Worte niemals an sie, die Königin, geschrieben haben; oder wenn er ihr etwas geschrieben hätte, nicht in ebräischer Sprache.

Aber während des Lesens empörte sich das Herz der Königin voll Zorn gegen den persischen Fürsten und seine Geliebte. Als sie an diesem Morgen mit ihm gesprochen, hatte sie die alte Liebessehnsucht in ihrem Herzen aufsteigen fühlen. Sie hätte sich über sich selbst ge-

wundert, denn sie glaubte, sie wäre erhaben über jegliches Gefühl für einen Mann; allein der Eindruck der halbstündigen Unterredung mit ihm war so stark, daß sie thörichterweise die Absendung ihres Briefes an Phraortes verschoben hatte, um das Weib zu sehen, welches Zoroaster gefiele; in ihrer Zerstreutheit hatte sie dann das Pergament auf der Bank im Gange liegen lassen und sich durch die Entdeckung des Schreibens in so drohende Gefahr gebracht, daß sie sich noch kaum sicher fühlte. Der König hatte sie herrisch entlassen, während er auf Nehuschta wartete, und sie hatte ihn seitdem noch nicht wiedergesehen. Von ihren Weibern hatte sie alsbald erfahren, daß Zoroaster gegen Mittag allein und beinahe unbewaffnet auf einem der schnellsten Pferde Persiens gen Ninive fortgesprengt sei. Sie bezweifelte nicht, daß Darius ihn sofort zu Phraortes nach Ecbatana abgesandt habe, oder wenigstens mit dem Auftrage, sich nach dem Zustande in der Stadt zu erkundigen. Sie wußte, daß Niemand Zoroaster überholen könne, und daß ihr nichts übrig bliebe, als das Ende abzuwarten. Es war nicht möglich, ihrem Beamten eine Warnung zugehen zu lassen; er mußte selbst sehen, wie er durchkäme, und wenn sein Verhalten Argwohn erregte, würde er wahrscheinlich sofort hingerichtet werden. Sie glaubte, daß sie selbst in solchem Falle sich leicht von Verdacht reinigen könnte; aber sie beschloß, ihn womöglich gleich zu warnen, sobald er Susa erreichte, oder den König zu einer kurzen Abwesenheit gerade um die Zeit zu bewegen, wo Phraortes erwartet werden konnte. Es war reichlich Zeit bis dahin — mindestens elf Tage. Unterdessen begann ein verzweifelter Kampf in ihrer Seele; und der Brief, welchen ihr das Weib gebracht, beschleunigte den Entschluß, zu dem ihr Ueberlegen sie hindrängte.

Es war ihr sehr empfindlich, daß Zoroaster, der in früheren Zeiten gegen ihr Entgegenkommen so kalt gewesen, ihr eine Ebräerin vorgezogen hatte, und jetzt so in Nehuschta verliebt war, daß er den Palast nicht auf wenige Tage verlassen konnte, ohne ihr Worte der Liebe zu schreiben, — er, der noch nie geliebt hatte! Sie haßte dieses dunkle Mädchen mit wildem Hasse, sie, welche der von ihr heimlich Geliebte ihr vorzog, und welche der König rücksichtslos für die schönste Frau der Welt erklärt hatte. Sie wünschte ihren Untergang so sehnlich, wie sie nie etwas im Leben ersehnt hatte. Ihre ganze Seele empörte sich in bitterem Rachegefühl; nicht nur liebte Zoroaster dieses schwarzäugige Kind der Gefangenschaft, sondern der König, welcher immer behauptet hatte, Atossa habe nicht ihres Gleichen auf der Welt, selbst wenn er ihr dabei ruhig sagte, daß er ihr nie trauen würde, wagte es jetzt, in

Gegenwart des Zoroaster, beinahe vor Nehuschta selbst zu sagen, daß die Fürstin schöner sei als sie. Der eine verwundete ihre Eitelkeit, der andere ihr Herz.

Es war nicht möglich, jetzt am König Rache zu nehmen. Es war wenig Aussicht dazu, seiner unermüdlichen Wachsamkeit zu entgehen oder ihn zu einer raschen That der Selbstzerstörung zu verleiten. Ueberdies kannte sie ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß er der einzige Mann sei, welcher Persien vor fernern Aufständen bewahren und den Thron gegen jeden neuen Anspruch behaupten könnte. Sie liebte die Macht und den Glanz ihres königlichen Lebens vielleicht noch mehr als Zoroaster. Der Gedanke an eine neue Umwälzung im Staate war nicht zu fassen, nun da Darius Babylon unterworfen hatte. Sie hatte allerdings halb und halb mit Phraortes einen Plan verabredet, sich der Herrschaft von Medien zu bemächtigen, falls der König in Babylonien geschlagen würde, und die heute früh so unvorsichtig vergessene Pergamentrolle enthielt nur den Befehl, all dergleichen Pläne fürs Erste aufzugeben, da der König siegreich zurückgekehrt sei.

Was ihr Gewissen anbetraf, so würde Atossa eben so gut den König gestürzt und ermordet haben, um ihrem augenblicklichen Haß gegen ihn Genüge zu thun, als sie das Weltall zu Grunde gerichtet haben würde, um einen Edelstein zu besitzen, nach dem ihr Sinn stand. In ihrer Seele war kein Maßstab für das Verhältniß zwischen der Befriedigung ihrer Leidenschaften und den dazu verwendbaren Mitteln, wenn nur diese Befriedigung nicht eine andre beeinträchtigte, die sie schon voraussah. Nichts erschreckte sie durch bloße Ungeheuerlichkeit; kein Plan wurde von ihr bloß deshalb verworfen, weil er den Untergang zahlloser Wesen mit sich bringen mußte, die ihr nutzlos waren. Sie berechnete kalt, welche Befriedigung sie für ihre Wünsche und Begehren erreichen konnte, ohne die Befriedigung aller möglicherweise in Zukunft in ihr aufsteigenden Leidenschaften zu beeinträchtigen.

Indessen dachte sie nicht daran, Zoroaster zu schaden. Sie liebte ihn auf ihre eigenthümliche Weise; aber dennoch war es Liebe und es fiel ihr nicht ein, ihre Enttäuschung an dem Gegenstande zu rächen, an welchen sie ihr Herz gehängt hatte. Als logische Folge beschloß sie, ihren ganzen Zorn gegen Nehuschta zu rüsten und sie malte sich das köstliche Vergnügen aus, die Eifersucht der jungen Fürstin bis zur Verzweiflung zu treiben: Nehuschta zu überzeugen, daß Zoroaster sie hinterginge und eigentlich sie selbst, die Königin liebte; Zoroaster in eine Lage zu bringen, daß er entweder stillschweigend Nehuschta in dem Glauben lassen müsse, er liebe Atossa, oder des Königs Geheimniß

wundert, denn sie glaubte, sie wäre erhaben über jegliches Gefühl für einen Mann; allein der Eindruck der halbstündigen Unterredung mit ihm war so stark, daß sie thörichterweise die Absendung ihres Briefes an Phraortes verschoben hatte, um das Weib zu sehen, welches Zoroaster gefiele; in ihrer Zerstreutheit hatte sie dann das Pergament auf der Bank im Gange liegen lassen und sich durch die Entdeckung des Schreibens in so drohende Gefahr gebracht, daß sie sich noch kaum sicher fühlte. Der König hatte sie herrisch entlassen, während er auf Nehuschta wartete, und sie hatte ihn seitdem noch nicht wiedergesehen. Von ihren Weibern hatte sie alsbald erfahren, daß Zoroaster gegen Mittag allein und beinahe unbewaffnet auf einem der schnellsten Pferde Persiens gen Ninive fortgesprengt sei. Sie bezweifelte nicht, daß Darius ihn sofort zu Phraortes nach Ecbatana abgesandt habe, oder wenigstens mit dem Auftrage, sich nach dem Zustande in der Stadt zu erkundigen. Sie wußte, daß Niemand Zoroaster überholen könne, und daß ihr nichts übrig bliebe, als das Ende abzuwarten. Es war nicht möglich, ihrem Beamten eine Warnung zugehen zu lassen; er mußte selbst sehen, wie er durchkäme, und wenn sein Verhalten Argwohn erregte, würde er wahrscheinlich sofort hingerichtet werden. Sie glaubte, daß sie selbst in solchem Falle sich leicht von Verdacht reinigen könnte; aber sie beschloß, ihn womöglich gleich zu warnen, sobald er Susa erreichte, oder den König zu einer kurzen Abwesenheit gerade um die Zeit zu bewegen, wo Phraortes erwartet werden konnte. Es war reichlich Zeit bis dahin — mindestens elf Tage. Unterdessen begann ein verzweifelter Kampf in ihrer Seele; und der Brief, welchen ihr das Weib gebracht, beschleunigte den Entschluß, zu dem ihr Ueberlegen sie hindrängte.

Es war ihr sehr empfindlich, daß Zoroaster, der in früheren Zeiten gegen ihr Entgegenkommen so kalt gewesen, ihr eine Ebräerin vorgezogen hatte, und jetzt so in Nehuschta verliebt war, daß er den Palast nicht auf wenige Tage verlassen konnte, ohne ihr Worte der Liebe zu schreiben, — er, der noch nie geliebt hatte! Sie haßte dieses dunkle Mädchen mit wildem Hasse, sie, welche der von ihr heimlich Geliebte ihr vorzog, und welche der König rücksichtslos für die schönste Frau der Welt erklärt hatte. Sie wünschte ihren Untergang so sehnlich, wie sie nie etwas im Leben ersehnt hatte. Ihre ganze Seele empörte sich in bitterem Rachegefühl; nicht nur liebte Zoroaster dieses schwarzäugige Kind der Gefangenschaft, sondern der König, welcher immer behauptet hatte, Atossa habe nicht ihres Gleichen auf der Welt, selbst wenn er ihr dabei ruhig sagte, daß er ihr nie trauen würde, wagte es jetzt, in

Gegenwart des Zoroaster, beinahe vor Nehuschta selbst zu sagen, daß die Fürstin schöner sei als sie. Der eine verwundete ihre Eitelkeit, der andere ihr Herz.

Es war nicht möglich, jetzt am König Rache zu nehmen. Es war wenig Aussicht dazu, seiner unermüdlichen Wachsamkeit zu entgehen oder ihn zu einer raschen That der Selbstzerstörung zu verleiten. Ueberdies kannte sie ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß er der einzige Mann sei, welcher Persien vor fernern Aufständen bewahren und den Thron gegen jeden neuen Anspruch behaupten könnte. Sie liebte die Macht und den Glanz ihres königlichen Lebens vielleicht noch mehr als Zoroaster. Der Gedanke an eine neue Umwälzung im Staate war nicht zu fassen, nun da Darius Babylon unterworfen hatte. Sie hatte allerdings halb und halb mit Phraortes einen Plan verabredet, sich der Herrschaft von Medien zu bemächtigen, falls der König in Babylonien geschlagen würde, und die heute früh so unvorsichtig vergessene Pergamentrolle enthielt nur den Befehl, all dergleichen Pläne fürs Erste aufzugeben, da der König siegreich zurückgekehrt sei.

Was ihr Gewissen anbetraf, so würde Atossa eben so gut den König gestürzt und ermordet haben, um ihrem augenblicklichen Haß gegen ihn Genüge zu thun, als sie das Weltall zu Grunde gerichtet haben würde, um einen Edelstein zu besitzen, nach dem ihr Sinn stand. In ihrer Seele war kein Maßstab für das Verhältniß zwischen der Befriedigung ihrer Leidenschaften und den dazu verwendbaren Mitteln, wenn nur diese Befriedigung nicht eine andre beeinträchtigte, die sie schon voraussah. Nichts erschreckte sie durch bloße Ungeheuerlichkeit; kein Plan wurde von ihr bloß deshalb verworfen, weil er den Untergang zahlloser Wesen mit sich bringen mußte, die ihr nutzlos waren. Sie berechnete kalt, welche Befriedigung sie für ihre Wünsche und Begehren erreichen konnte, ohne die Befriedigung aller möglicherweise in Zukunft in ihr aufsteigenden Leidenschaften zu beeinträchtigen.

Indessen dachte sie nicht daran, Zoroaster zu schaden. Sie liebte ihn auf ihre eigenthümliche Weise; aber dennoch war es Liebe und es fiel ihr nicht ein, ihre Enttäuschung an dem Gegenstande zu rächen, an welchen sie ihr Herz gehängt hatte. Als logische Folge beschloß sie, ihren ganzen Zorn gegen Nehuschta zu rüsten und sie malte sich das köstliche Vergnügen aus, die Eifersucht der jungen Fürstin bis zur Verzweiflung zu treiben: Nehuschta zu überzeugen, daß Zoroaster sie hinterginge und eigentlich sie selbst, die Königin liebte; Zoroaster in eine Lage zu bringen, daß er entweder stillschweigend Nehuschta in dem Glauben lassen müsse, er liebe Atossa, oder des Königs Geheimniß

durch ein Bekenntniß der Wahrheit verrathen; Nehuschtas Eitelkeit durch die Bewunderung des Königs schmeicheln zu lassen, — ja sie selbst zu einer Heirath mit Darius zu zwingen, und sie dann in ihre erste Liebe zu Zoroaster zurückfallen zu lassen, sie in öffentliche Ungnade zu bringen, indem sie sie dem König verriethe — all dies schnell und sicher auszuführen und sich zuletzt die Wonne vorbehalten, ihre gefallene Nebenbuhlerin zu verspotten, — das alles schien Atossa einen Plan zu bilden, der ihres scharfen, ränkeschmiedenden Verstandes würdig und für ihre verletzte Eitelkeit und verschmähte Liebe süß befriedigend sei.

Es würde ihr schwer werden, Nehuschta mit dem König vermählt und auch nur eine Zeitlang die Stelle der bevorzugten Gemahlin einnehmen zu sehen. Aber der Triumph würde um so süßer sein, wenn Nehuschta endlich gestürzt wäre und unterdessen hätte sie die tägliche Freude, die Eifersucht der Fürstin zu reizen. Der Zufall, oder vielmehr die List ihrer griechischen Magd hatte ihr eine Waffe in die Hand gegeben, welche sie leicht zum Marterwerkzeug machen konnte, und als sie vor dem Spiegel saß, rollte sie das Stückchen Pergament aus einander und wieder zusammen, und lächelte sich mit süßem strahlendem Lächeln an, — und bog den Kopf zurück in die wohlthuende Zugluft des wehenden Fächers.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Streit um die Zeit.

Von

G. Schröder,
Generalmajor a. D.,
Redacteur d. „Archivs f. d. Artillerie- u. Ingenieur-Officiere d. d. H.“.

Soeben las ich im Abendblatte (vom 2. Mai): „In der Nacht vom 30. April zum 1. Mai, als die Glocke 12 geschlagen, wurden sämmtliche öffentliche Uhren in Belgien um 17 Minuten vorgestellt, womit der Uebergang von der Brüsseler zur Greenwicher Einheitszeit vollzogen war. In Brüssel hatten sich Hunderte auf dem Stadthausplatze, vor dem Nord- und dem Südbahnhofe eingefunden, und begrüßten das Ereigniß mit dem Volksliede: O! Van den Peereboom!“ Sehr populär muß demnach in Belgien der Anschluß an das „Stundenzonen-System mit dem Fundamental-Meridian von Greenwich“ sein, und so populär dessen eifriger Förderer, der belgische Eisenbahnminister, daß man sogar ein Lied auf ihn gemacht hat. Mir kam dabei ins Gedächtniß, daß ich kürzlich in v. Hesse-Warteggs Schrift „die Einheitszeit nach Stundenzonen“ (Leipzig bei C. Reißner) von jenes Ministers Auftreten im belgischen Abgeordnetenhause gelesen hatte, und von einigen frappanten Zahlenbeispielen, mit denen von ihm der Unterschied zwischen Bisher und Künftig (der Zeitmeßmethoden) erläutert worden war. Der Minister van Peereboom hatte in seiner Rede einen Reisenden von London nach Konstantinopel reisen lassen. Und zwar in *unseren* Tagen, in denen im Eisenbahnverkehr die alte *Ortszeiten*-Rechnung überwunden war. Diese hätte dem Reisenden auf *jeder* der einigen hundert Stationen, die er zu passiren hatte, den Verdruß bereitet, daß der vorzügliche Chronometer, den er in der Tasche trug, unausgesetzt sich als *nachgeblieben* erwiesen hätte, wenn auch nur um wenige Minuten, die sich aber doch schließlich zu einer Stunde und 56 Minuten summirt haben würden. An dieser Summe war freilich nichts zu ändern, da es nicht zu ändern ist, daß Konstantinopel 29 Längengrade

östlich von London liegt, und daß die Sonne in der Stunde nur 15 Längengrade zurücklegt; aber die große Menge der einzelnen Posten hatte sich verringern lassen. Immer aber hatte der Reisende es noch mit elf Eisenbahnzeiten zu thun, und mußte — wenn er es auch nur länderweise that, — seine Uhr zehn Mal vor stellen: nämlich: in Ostende um 17 Minuten, in Luxemburg um 7, im Reichslande um 4, an der badischen Grenze um 2, an der würtembergischen um 3, an der bayerischen um 10, an der österreichischen um 11, an der ungarischen um 19, an der serbischen um 6, an der bulgarischen um 11, an der türkischen um 13 Minuten*). Wenn das Stundenzonen-System allgemein angenommen sein wird — hatte der belgische Minister betont — hat es der Reisende nur noch mit drei Zonen zu thun, und hat seine Uhr nur zwei Mal, und zwar um je eine volle Stunde vorzustellen; die belgisch-preußische Landesgrenze bildet zugleich die Grenze zwischeu der Greenwicher oder westeuropäischen und der mitteleuropäischen Zeit; die Grenze zwischen der mitteleuropäischen und osteuropäischen (vielleicht wird sie auch westrussische oder Petersburger genannt werden; einstweilen hat sie noch keinen Namen) wird wahrscheinlich die politische Grenze zwischen Serbien und Bulgarien sein. Zwischen den beiden Stundensprüngen gehen dann alle Uhren nach der Zeit des 15° östl. L. v. G.; westlich davon nach Greenwicher, und zeigen eine Stunde weniger, östlich davon nach der Zeit des 30° östl. Länge (nur um Minuten von der Petersburger verschieden) und zeigen eine Stunde mehr.

Moltke's letztes Sprechen im Reichstage (am 16. März 1891) galt gleichfalls dem Stundenzonen-System. Der belgische Eisenbahnminister hat die Annehmlichkeiten für den bürgerlichen Reisenden hervorgehoben; unser großer Generalstabschef hob die wesentlichen Dienste hervor, die das neue Zeitmaß-System allen Verkehrsbeamten, namentlich auch den militärischen, den Generalstabsofficieren leisten wird, denen die Aufgabe gestellt ist, die großartigsten Sonderzüge zu leiten, die den Eisenbahnen auferlegt werden können — das Sammeln und den Aufmarsch der Kriegsmacht ... „die vornehmsten Reisenden, meine Herren, sind die Truppen, die zur Vertheidigung des Landes an die Grenze geschafft werden müssen.“

Die diesjährige Walpurgisnacht, die man in Brüssel mit Absingen eines Liedes auf den Eisenbahnminister gefeiert hat, das Vorstellen

*) Zusammen 103 Minuten. Der Minister oder v. H. W. muß einen Irrthum begangen haben, denn die Lage von Konstantinopel, 29° östlich v. G. ist genau, daher der Zeitunterschied $= \frac{29}{15}$ Stunden = 1 St. 56 Min.

aller belgischen Uhren um 17 Minuten — es ist ein Schritt zum Ziele. Das Ziel selbst liegt noch fern. Von 24 sogenannten Stundenzonen (der Mathematiker nennt den von zwei sich schneidenden größten Kreisen abgegrenzten Theil der Kugeloberfläche „sphärisches Zweiseit" oder „Zweieck"; „Zone" heißt ihm nur der von zwei einander parallelen die Kugel schneidenden Ebenen abgegrenzte Theil der Kugeloberfläche!) — also von den 24 Stundenzonen oder -Streifen ist kein einziger bereits ganz ins Leben getreten; es sind deren höchstens 9 und diese sämmtlich (im Sinne der geographischen Breite) nur in sehr engen Grenzen effektiv geworden. Das Beste darin haben die vereinigten Staaten geleistet. Hier allein giebt es daher auch schon officielle Benennungen: „Interkolonial-Zeit" (die des 60. Grades westlich von Greenwich); „östliche Z." (75°); „Central-Z." (90°); „Felsengebirgs-Z." (105°); pazifische Zeit (120°) „Standard time" ist die amerikanische Bezeichnung.

In Europa ist die Zeit des Null-Meridians noch auf den Ausgangspunkt der Einheitszeit-Bewegung, die britischen Inseln, beschränkt (England hat bereits seit 1848 Eisenbahn-Einheitszeit!), denen sich so eben Belgien beigesellt hat. Frankreich hat es nicht über das Herz gebracht, die durch die Pariser Sternwarte geregelte Einheitszeit der des Meridians von Greenwich zu opfern*). Schweden hat schon in der Neujahrsnacht 1878/79 die Zeit des 15. Längengrades eingeführt, und zwar völlig, d. h. auch im bürgerlichen Leben. Seit kurzer Zeit gehören Oesterreich-Ungarn und Süddeutschland eben so vollständig wie Schweden dem Systeme an. Norddeutschland hat es nur für den innern Dienst angenommen. Uebers Jahr soll der äußere nachfolgen.

Im Uebrigen haben einstweilen die europäischen Staaten, wenn auch Einheitszeit, so doch nicht die systematische der je funfzehnten Meridiane, sondern die ihrer Hauptstädte. In dem großen Rußland giebt es außer der Petersburger noch Moskauer Zeit. Außerhalb Europa und Nordamerika ist in Britisch-Indien „Einheitszeit", die von Madras,

*) Man kann es, beiläufig bemerkt, bedauern, daß der seiner Zeit wohl überlegt — als Grenze der alten und neuen Welt — gewählte Meridian von Ferro abgedankt worden ist und dem von Greenwich hat weichen müssen, für den nichts spricht als die englische Selbstgefälligkeit und Bequemlichkeit; man kann bedauern, daß, wenn es denn Ferro nicht mehr sein sollte, nicht Paris zur Herrschaft gelangt ist, das fast genau runde 20 Grad von Ferro östlich liegt, während um Greenwichs willen, man stets die unbequeme Zahl 17° 39′ 51″ ab- oder zuzuzählen hat, wenn man einen der bisher erschienenen deutschen Atlanten besitzt; aber trotz alledem . . . man muß sich der Gewalt der geschichtlichen Entwickelung beugen, und sich zum Meridian von Greenwich bekennen. Seine Annahme, zunächst in der Nautik, war eine natürliche Huldigung für die erste Seemacht der Welt.

die nicht genau in das System der Stundenzonen paßt. Dann giebt es nach „Japan-Zeit“ — die des 135° östl. L. v. G.

Wie klein ist demnach zur Zeit erst der Theil der Erdoberfläche auf dem das Stundenzonen-System zur Herrschaft gelangt ist, und wie entfernt ist noch das Ziel!

Und soll das Stundenzonen-System überhaupt das Endziel sein? die endgiltige, nie mehr zu ändernde Art, wie die Menschen die Zeit messen? Soll es für beide Hauptgruppen gelten, in die ihre Gesammtheit unaufhörlich sich spaltet — die seßhafte Menschheit und die unstete, schweifende, reisende?

Hiermit überschreiten wir die Schwelle und treten in unser Thema ein: Vom Streit um die Zeit!

Solchen Streit giebt es erst seit noch nicht 50 Jahren. Er ist nicht so alt wie die Eisenbahnen, die ihn angefacht haben. Diese waren schon aus den Kinderschuhen heraus, als ihre Verwaltungen inne wurden, daß die so überaus naturgemäße Art, wie bislang die Menschheit — jedenfalls alle historische, wahrscheinlich auch schon die prähistorische — am Sonnenstande über und unter dem Horizonte die Zeit gemessen und ihren Lebensgang geregelt hat, daß die Orts-Sonnen-Zeit für den Eisenbahnbetrieb unbequem sei, und von Tag zu Tag unbequemer werde in dem Maße wie die Zahl der täglichen Züge hin und her, die Länge der Routen, und die Fahrgeschwindigkeit zunähmen.

Die Sonne geht von Ost nach West. Wer nun ebenfalls von Ost nach West geht — gleich viel um wie viel langsamer — der hat an und mit seiner Uhr auch die Sonnenzeit seines Abgangsortes in der Tasche, und sobald er an irgend einem westlicher gelegnen Orte anlangt — gleichviel ob nach Stunden oder nach Tagen — so sagt ihm seine Uhr, wo in diesem Augenblicke die Sonne daheim am Himmel steht; soweit ist sie am Ankunftsorte noch nicht, und darum geht die mitgebrachte Uhr gegen die des Ankunftsortes vor. Bei der Heimkehr ergiebt sich natürlich das Entgegengesetzte. Das praktische Ergebniß ist: Eine gleiche Wegelänge mit gleicher Geschwindigkeit zurücklegen nimmt selbstverständlich mathematisch genau die gleiche Zeit in Anspruch; für das Her wie für das Hin. Wenn auf demselben Wege Zwei mit verschiedener Geschwindigkeit sich bewegen — wobei es mancherlei Combinationen giebt: der schneller sich Bewegende geht später ab und überholt; die ungleich schnell sich Bewegenden gehen von den Endpunkten aus und müssen sich begegnen; sie gehen in demselben Augenblicke ab, oder nicht in demselben u. s. w. — in diesen Fällen gilt es Rechnen,

denn Ueberholungs- bezw. Begegnungspunkte müssen um der Sicherheit des Betriebes willen genau bekannt sein und auf die Minute inne gehalten werden. Im ersterwähnten einfachsten Falle — gleiche Geschwindigkeit auf Hin- und Rückweg — ergiebt sich gleichwohl nicht gleiche Fahrtdauer, sobald die Endziele nicht auf demselben Meridiane liegen; in der Ost-West-Richtung braucht man — den Angaben der Ortsuhren zufolge — weniger Zeit, in der entgegengesetzten Richtung mehr Zeit, als thatsächlich aufgewendet wird. Der Erfolg ist derselbe, als wenn die Ost-West-Bewegung mit größerer, die entgegengesetzte mit geringerer Geschwindigkeit erfolgte, als die wahre Geschwindigkeit beträgt. Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, wie sehr das Rechnen mit den Ortszeiten das ohnehin schon mühsame und überaus verantwortliche Geschäft Derjenigen erschwert, denen die Leitung des Betriebes obliegt, also zunächst die Aufstellung der Fahrpläne mit ihren massenhaften Zeitangaben.

Die Erschwerung des Berechnungswesens war vom ersten Augenblicke vorhanden, aber man empfand sie nicht schmerzlich, und man fügte sich darein, so lange es sich um kurze Strecken, um eine geringe tägliche Zugzahl und um mäßige Geschwindigkeit handelte. Aber das Alles nahm zu, die Unbequemlichkeiten wurden immer fühlbarer, und endlich verlor man die Geduld. Sobald man nur das ernste Verlangen hatte, sich Erleichterung zu verschaffen, lag die Erkenntniß nahe, wodurch allein dieser Zweck zu erreichen war: man mußte den Factor „Ortszeiten-Verschiedenheit“ aus dem Rechenexempel eliminiren; man mußte, wie Josua, der Sonne befehlen, still zu stehn! Praktisch und unbildlich ausgedrückt: Alle Stations- und Beamtenuhren wurden nach der Zeitangabe der Hauptstation, des Verwaltungssitzes der Bahn gestellt und zeigten fortdauernd die gleiche Zeit.

In dieser Gestalt ist das neue Wesen „Einheitszeit“, „Bahnzeit“ ins Leben getreten. Man bedurfte ihrer nur für den innern Dienst; Niemanden kam es zunächst in den Sinn, diese immerhin unwahre, naturwidrige Zeitbestimmungsweise ins öffentliche Leben einzuführen. Dem Publikum wurden daher nur Fahrpläne zugänglich gemacht, in denen die Zeitangaben der erst und ohne Rücksicht auf den Sonnenlauf entworfenen Pläne durch Zu- bezw. Abrechnen der Differenzen zwischen Orts- und Bahnzeit berichtigt waren.

Der ersten Einführerin der Neuerung folgten die andern Bahnverwaltungen; so viel Hauptstationen bezw. — sobald die Regierungen der Sache sich annahmen — so viel Landeshauptstädte — so viel Einheitszeiten. In Nordamerika mit seinen fast unzählbaren Privatbahnen gab

es im Jahre 1883 nicht weniger als 49 verschiedene Bahn-Einheitszeiten! Als Moltke am 16. März 1891 im Reichstage sprach, hatte er darüber zu klagen, daß im deutschen Reiche — abgesehen von den so viel Ortszeiten als es Bahnstationen besitzt — mit fünf amtlichen Eisenbahnzeiten zu rechnen sei: Berlin, München, Stuttgart, Karlsruhe und Ludwigshafen. „Das ist, ich möchte sagen, eine Ruine, die stehen geblieben ist aus der Zeit der deutschen Zersplitterung." Das Schmuckstück dieser Ruine war das Nebeneinander von bayerisch-pfälzisch-Ludwigshafener Zeit neben badisch-Karlsruher. Ludwigshafen liegt unter 8° 26,12′ östl. Länge; Karlsruhe unter 8° 24,87′; der Längenunterschied beträgt demnach 1¼ Bogen-Minuten oder eine Zwölftel-Zeitminute! Das war natürlich kein ausdrückbarer Unterschied; aber das deutsche Partikulargewissen und Souveränitäts-Gefühl war beruhigt. Kam der Pfälzer nach Mannheim hinüber, so mußte er freilich mit badischer Zeit rechnen; ging er aber über den Rhein zurück, so brauchte er zwar seine Uhr nicht umzustellen, aber sie zeigte doch nun wieder die Zeit seines engeren Vaterlandes!

So rein platonisch unterschieden sich nur diese zwei deutschen Einheitszeiten; die andern Zeitsprünge an den Staatsgrenzen betrugen: an der badisch-würtembergischen + 3,05 Minuten; an der würtembergisch-altbayerischen + 9,72′; endlich zwischen Münchener und Berliner Zeit (die auch Sachsen angenommen hatte) + 7,16 Minuten.

„Die Zeit verfließt" — das ist eine so gebräuchliche Ausdrucksweise, daß man sich ihrer Bildlichkeit kaum noch bewußt wird. Das Bild ist aber gut und treffend, und im vorliegenden Falle läßt sich ihm eine neue Seite abgewinnen: Nur die Ortszeit, die mit der Sonne Hand in Hand geht gleicht dem ruhig dahin gleitenden Strome. Der Vergleich ist noch tieffinniger, als er der flüchtigen Betrachtung erscheint. Die natürlichen Wasserläufe haben nicht durchaus gleiches Gefälle; sie sind daher in stetem Fließen zwar, aber sie fließen nicht durchweg mit gleicher Geschwindigkeit. Auch die Erde rollt nicht mit gleicher Geschwindigkeit ihre Bahn um die Sonne, oder mit andern Worten, und so ausgedrückt, wie es unseren Sinnen erscheint und vor Kopernikus für die Wahrheit galt — die Dauer der Sonnen-Umläufe verändert sich im Laufe des Jahres, sie schwankt zwischen etwa einem Sechsundneunzigstel der mittleren Länge mehr und weniger. Nur die Sternentage, mit denen die Astronomen rechnen, sind von gleicher Dauer. Aus der meßbaren Entfernung der Sonne und der für unsere Wahrnehmung unmeßbaren, im mathematischen Sinne unendlichen Entfernung des Fixsternhimmels ergiebt sich, daß die Sonne im Laufe eines Jahres

einmal weniger kulminirt, als ein beliebiger Fixstern. Die Astronomen haben — weil die Uhren, wenn wir ihre Mechanik nicht in hohem Maße kompliziren wollen, nur gleichmäßige Geschwindigkeit darstellen können — eine mittlere Sonne fingirt, die im Laufe eines tropischen Jahres von 366,24 Sterntagen gleichmäßig vom Frühlingspunkt bis wieder zum Frühlingspunkt am Himmelsgewölbe gleitet*). Diese neugebildete mittlere Sonne ist es, mit der die mechanischen Uhren genau Schritt halten, oder wie oben — also für die wahre Sonne nicht genau zutreffend, nur im Allgemeinen richtig — gesagt wurde Hand in Hand gehen.

Der höchste Tages-Stand der Sonne am Himmel und das Zusammentreffen beider Uhrzeiger auf der Zahl 12 des Zifferblattes fallen an 4 Tagen des Jahres zusammen; an einem Tage muß die mechanische Uhr rund eine Viertelstunde vor, an einem andern eben soviel nach der Culmination der Sonne auf 12 zeigen. Das Nähere lehrt jeder Kalender unter dem Titel: „Tafel zur Stellung der Uhr**)."

Diese Excursion war deshalb nicht müßig, weil die Einheitszeit-Anhänger aus dem bestehenden Unterschiede zwischen der wahren und der willkürlich eingeführten mittleren Sonnenzeit Kapital geschlagen haben. „Habt Ihr Euch" so sagen sie, „darein gefunden, daß die mechanischen Uhren mit den die wahre Sonnenzeit zeigenden Sonnenuhren fast täglich und zweimal im Jahre bis zu einer Viertelstunde (an zwei anderen Tagen um etwa 4 Minuten) auseinander sind, so werdet Ihr Euch auch daran gewöhnen (die große Masse wird es nicht einmal merken), wenn zufolge der Einheitszeit permanent an Eurem Wohnort, Euren Uhren zufolge, die Vormittage um Minuten auch wohl bis zu einer halben Stunde, ja drei Viertelstunden länger oder kürzer sind als die Nachmittage." In diesem Sinne sagte Moltke zu den Reichstagsboten: „Hat irgend Jemand von uns, der pünktlich nach einer richtig gehenden Uhr lebt" (er meint natürlich eine nach mittlerer Sonnen-Ortszeit gestellte) „bemerkt, daß er in einem Vierteljahre bis zu 16 Minuten zu früh zu Tische gegangen ist oder zu früh zur Ruhe sich zurückgezogen hat, und Beides im folgenden Vierteljahre zu spät?"

Die wahre Sonnenzeit ist der natürliche Zeitenstrom, der stets fließt, aber nicht stetig, d. h. nicht mit ganz gleichem Gefälle und daher nicht mit gleicher Geschwindigkeit; die Astronomen sind die

*) Genauer ausgedrückt: 365 und im Schaltjahre 366 flache Schraubengänge zurücklegt, die zu beiden Seiten des Himmels-Aequators einen Streifen von je 30° 28' (den Thierkreis) decken.

**) Die „mittlere Sonne" ist erst Ende des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch genommen worden.

Wasserbaumeister gewesen, die den Strom korrigirt haben; die von ihnen hergestellte mittlere Sonnenzeit gleicht dem Strome, dessen Spiegel eine mathematisch genau geradlinige schiefe Ebene bildet, nicht eine sanft gewellte.

Und nun die Erfinder der Einheitszeit! Sie haben den Strom kanalisirt; durch künstliche Einbauten haben sie den natürlichen Fluß gehemmt, aus der schiefen Ebene haben sie eine Treppe gemacht!

Im Gebiete der Einheitszeit ignorirt man die Unterschiede der geographischen Länge; der Effekt ist derselbe, als stünde die Sonne still auf demjenigen Meridiane, dessen Zeit für alle Uhren des Einheitsgebietes maßgebend ist; an der Grenze des Gebietes springt sie auf einmal in die Zeit desjenigen Meridians über, der für das Nachbargebiet maßgebend ist.

Sprünge in der Zeitangabe, und die entsprechenden Sprünge an den Uhren sind das unvermeidliche Zubehör, die unerläßliche Konsequenz der „Einheitszeiten".

Die Zahl dieser Sprünge zu verringeren und ihre Ungleichheit zu beseitigen — das war die nächstliegende und anzustrebende Verbesserung. Sie ist — es muß zugegeben werden — im Stundenzonen-System durchaus befriedigend, ja unübertrefflich gut gelöst.

Denjenigen, die viele und weite Reisen machen, so daß sie häufig über Zeitgrenzen herüber und hinüberwechseln, denen es leid thut, ihre Uhren zu mißhandeln, sie durch häufiges Vor- und Zurückstellen vor der Zeit auszuleiern — denen könnten die Uhrmacher sehr leicht ihren Kummer stillen: Sie brauchen nur die Stundenzahlen statt fest auf dem festen Zifferblatte auf einem flachen Ringe anzubringen, der sich auf dem Zifferblatte mit so viel Klemmung im Kreise schwenken läßt, daß er in der ihm gegebenen Stellung verharrt. Dann werden nicht die Zeiger, es wird nur der Stundenring verstellt an der Zeitgrenze; das Räderwerk bleibt ungekränkt. Dieses einfache Auskunftsmittel ist leicht anwendbar, nur da, wo die Sprünge volle Stunden betragen. So lange Frankreich z. B. am Pariser Meridian festhält, beträgt der Sprung an der deutsch-französischen Grenze $50\,^2/_3$ Minuten. Da muß nun doch der Minutenzeiger heran, und muß fast eine volle Umdrehung rückwärts machen*).

*) Da an den üblichen Zifferblättern der kleine Zeiger in einer Stunde nur einen Winkel von 30 Bogen-Graden durchläuft, so sind Bruchtheile von Stunden nicht mit Sicherheit auszudrücken. Die Minuten (Zeit-Minuten) des Zifferblattes sind für den Stundenzeiger je 12 Zeit-Minuten; $50\,^2/_3$ Zeit-Minuten wären daher für den Stundenzeiger $= 4 + {}^5/_{24}$ Theile der Zifferblatt-Minuten, was nur sehr unsicher zu taxiren wäre.

Nordamerika mit seinen zuletzt auf 49 angewachsenen verschiedenen Einheitszeiten, hat unter der Systemlosigkeit am meisten gelitten; es ist nur logisch, daß dort die große Verbesserung der Stundenzonen empfangen und geboren worden ist.

War bei dem ersten Auftauchen des Princips der bahnweisen Einheitszeit es für selbstverständlich erachtet worden, daß im bürgerlichen Leben die Ortszeiten ungekränkt fortbeständen, so galt es umgekehrt bei der letzten Ausgestaltung des Princips zum Stundenzonensystem als logische Konsequenz, daß dieses fortan die einzige Zeitmessung sein solle. Man hatte ja allerdings aus der gleichmäßig geneigten schiefen Ebene der Sonnenzeit eine Treppe gemacht, aber man glaubte die Stufenhöhe so mäßig gewählt zu haben, daß Niemand es sehr merklich unbequem finden werde, statt der Rampe die Treppe auf- und abzusteigen.

Dieses gute Zutrauen zu der Einsicht und Anpassungsfähigkeit der Menschen wurde und wird durchaus nicht allgemein getheilt. Die Fürsprecher der Neuerung beeifern sich nachdrücklichst, den Zweiflern Muth zu machen, und ihnen ihre Skrupel auszureden. Es ist kaum glaublich, gegen welche — sagen wir naive Schwerfälligkeit dabei gekämpft werden muß. Auch Moltke hat die Nothwendigkeit empfunden, sich an diesem Kampf zu betheiligen. „Nun hat man Bedenken getragen", sagte er, „daß die Uebertragung dieser gemeinsamen Zeit in das bürgerliche Leben Störungen verursachen würde. Es ist besonders hervorgehoben worden, welche Unzukömmlichkeiten es für die Fabriken und die Industrie haben würde. In der Beziehung muß ich mich doch gegen die früheren Ausführungen des Kollegen Stumm wenden. Wenn die Zeitdifferenz vom 15. Grade bis zu irgend einem anderen Orte, z. B. Neunkirchen (etwa 29 Minuten) bekannt ist, so kann es nicht schwer sein, den Tarif, der in der Fabrik ausgehängt ist, danach zu modificiren. Will der Fabrikherr im März seine Arbeiter bei Sonnenaufgang um 6 Uhr versammelt haben, so würde der Tarif sie um 6 Uhr 29 Min. bestellen. Braucht er sie im Februar um 6 Uhr 10 Min., so giebt der Tarif 6 Uhr 39 Min. an u. s. w.

Was dann die ländliche Bevölkerung betrifft — ja, meine Herren, der ländliche Arbeiter sieht nicht viel nach der Uhr; er hat zum großen Theil keine; er sieht sich um, ob es schon hell ist, dann weiß er, daß er bald von der Hofglocke zur Arbeit gerufen wird. Wenn die Hofglocke verkehrt geht, was in der Regel der Fall ist, wenn sie eine Viertelstunde zu früh geht, dann kommt er allerdings eine Viertelstunde zu früh zur Arbeit, allein er wird auch nach der-

selben Uhr eine Viertelstunde früher entlassen; die Arbeitsdauer bleibt dieselbe*)."

Selbst Moltke hat nicht Alle überzeugt, unter Anderem den preußischen Eisenbahnminister nicht. Seit dem 1. April d. J. ist die mitteleuropäische Zeit an Stelle der Berliner getreten (6,41 Minuten, abgerundet auf 6½ Minuten mehr) und sie gilt für das ganze Reich; aber bei uns in Preußen nur im innern Dienst; die öffentlichen Fahrpläne sind nach wie vor in Ortszeit ausgedrückt. Ueber's Jahr sollen letztere wegfallen und erstere gelten. Einführung der mitteleuropäischen Zeit ins bürgerliche Leben von Staatswegen scheint durchaus nicht beabsichtigt; es wird also dem Publikum das Ansinnen gestellt, sobald es reisen will, sich darüber Belehrung zu verschaffen, wieviel an seinem Wohnorte die Einheitszeit, nach der aller Bahnverkehr (auch Schiffs-Post- und telegraphischer) geordnet ist, von der mittleren Sonnenzeit abweicht**).

Sollte es dahin kommen, so würden die seßhaften Leute, die höchstens ganz kleine Geschäftswege mittelst Stadt- und Ringbahn und Landpartien mit Vorortszügen machen, wohl zufrieden sein, aber den Reisenden im großen Maßstabe würde das Leben nur auf andere Art als bisher schwer gemacht; da wäre der augenblickliche Zustand noch vorzuziehen, dessen Lästiges überwiegend das Bahnpersonal empfindet, das im Dienst unter sich eine andere Zahlen-Sprache reden muß als mit dem Publikum.

Wir stehen in Preußen augenblicklich noch nicht auf der Höhe der Zeit, wir haben den letzten Schritt noch zu thun, den Süddeutschland soeben gethan hat. Die anderen Kulturstaaten mit ihren Hauptstadts-Einheitszeiten werden ja wohl folgen, und früher oder später (so hoffen die Anhänger des Stundenzonen-Systems) wird die bescheidene mittlere Sonne, die von den Astronomen zur Erleichterung der Uhren-Fabrication erfunden worden ist, abgedankt werden und die viel kühnere und künstlichere Eisenbahn-Sonne mit ihren 24 Stundenspränger wird auf dem ganzen Erdenrunde zur Herrschaft gelangt sein.

Wird es wirklich dahin kommen? wird sich die Menschheit darein finden? wird sie sich völlig befriedigt fühlen und sich dabei beruhigen?

*) Freilich! wenn die Hofglocke ruft! Aber das Herauslassen des Viehes, der einen Kuh oder Ziege des kleinen Mannes, der keine Uhr besitzt, aus dem Stalle, wenn der Hirt durch das Dorf geht und seine Pflegebefohlenen von Haus zu Haus sammelt — dafür ist und bleibt die Sonne der Regulator. Aber freilich ist es den hierbei Betheiligten auch gleichgiltig, was die Uhren dazu sagen.

**) An den Bahnhofs-Uhren wird die Differenz zwischen Eisenbahn- (also künftig Stundenzonen-) und Ortszeit vermerkt.

Einstweilen giebt es noch Leute, wie den Director der Berliner Sternwarte, Professor Förster, die Schriften verfassen, des Titels „Weltzeit und Ortszeit im Bunde gegen die Vielheit der sogenannten Einheits- oder Zonen-Zeiten“.

Die unter diesem Titel in Broschüren-Form besonders erschienenen Erörterungen (Dümmler's Verlag; Preis 60 Pf.) sind in Folge erhaltener Aufforderung von „maßgebender Stelle“ niedergeschrieben, und zuerst in „Populäre Mittheilungen zum astronomischen und chronologischen Theile des Königl. Preußischen Normalkalenders für 1892“ veröffentlicht worden.

Professor Förster hat den Gegenstand schon 1881 in „Zur Beurtheilung einiger Zeitfragen“ und 1884 unter dem Titel „Ortszeit und Weltzeit“ behandelt. Die neueste Schrift hat v. Hesse-Wartegg das Material zu seinen Angriffen geliefert (vergl. nachstehend S. 32)*).

Es ist gezeigt worden, wann, von wem und warum in die Bewegung eingetreten worden ist, die von der alten, bis dahin einzigen Art, die Zeit am Sonnenlauf zu messen zu dem System der sogenannten Einheitszeit geführt hat: Mit einer genau gehenden Uhr in der Tasche, die am Abgangsorte nach der Sonne gestellt ist, entfernt man sich vom Meridian dieses Ortes und mißt gleichwohl fernerhin die Zeit an der ungestört nach Ausgangsortszeit fortgehenden Uhr, unbekümmert um den Widerspruch, in den man dadurch mit der Orts- und Sonnenzeit des neuen Aufenthaltes geräth, einen Widerspruch, der stets mit dem Aufenthalte wechselt, und wächst in dem Maße, wie man sich vom Ausgangsorte seitlich d. h. west- oder ostwärts entfernt — wächst, bis man die Erde ganz und gar umkreist hat. Dann erst hat man die volle Konsequenz des Systems der sogenannten Einheitszeit vollzogen; diese Konsequenz ist die wahre Einheits-, die Weltzeit.

Nur die Weltzeit, d. h.: in jedem Augenblicke gleicher Uhrenstand auf der gesammten Erdoberfläche, gewährt die volle Ausnutzung der Vortheile: die Bequemlichkeit für den Reisenden, und — was viel wichtiger ist — die Erleichterung des durch Ordnung des Fahrdienstes bedingten Rechnungswesens, die Beseitigung von Fehlerquellen, die zu Irrungen und Betriebsunfällen führen können. Dann erst sind Welt-Fahrpläne möglich; dann erst sind die Zeitensprünge an den Zonengrenzen aufgehoben, die doch unweigerlich etwas Gewaltsames, Widerwärtiges sind und bleiben.

---

*) Für „Weltzeit“ eingetreten ist in hervorragender Weise auch der — jetzt bereits verstorbene — Wiener Astronom Oppolzer.

Den unläugbaren, gewaltigen Vortheilen der Weltzeit für das Verkehrsleben steht nun freilich der Nachtheil gegenüber, daß wir in den bis zum vollen Gegensatz sich steigernden Unterschied vom Sonnenstande uns finden müssen: Wenn die Normaluhr des Null-Meridians Mittag zeigt, haben die Antipoden Mitternacht; die unter 90 Grad östlicher bezw. westlicher Länge Wohnenden haben Abend bezw. Morgen; alle Zwischen-Meridiane haben alle möglichen Zwischen-Sonnenstände, und gleichwohl weisen sämmtliche Stunden- und Minutenzeiger auf Erden auf die gleichen Ziffern!

Hier setzen die Weltzeit-Gegner ein. Hören wir Einen zur Probe. V. Hesse-Wartegg sagt in seiner Schrift: „die Einheitszeit nach Stundenzonen u. s. w.“ S. 57.

„Die Leipziger Handelskammer hat vollständig recht, wenn sie sagt, nur eine solche Regelung der Zeitrechnung sei zuläßig, welche es vermeidet, sich mit den tiefgewurzelten Gewohnheiten und den weitverzweigten Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens, wie mit der Natur selbst in Widerspruch zu setzen.

Das ist klar und deutlich gesprochen, denn was könnte in der Zeitrechnung unnatürlicher sein, als das Unding „Weltzeit“, welche die Eisenbahnen in Leipzig zwingen würde, um 1 Uhr Nachmittag 12 Uhr zu haben nur deshalb, weil es auf dem grünen Rasenflecken an der Themse bei Blackheath gerade Mittag ist — oder jene von Australien am hellen Vormittage zwingt, 12 Uhr Mitternacht zu zeigen, weil es in Greenwich Mitternacht ist?“

Leipzig liegt 12° 23,42′ östl. L. v. G. Es gehört in das Gebiet der mitteleuropäischen Zeit. Seine Uhren müssen demnach rund 10 Minuten mehr zeigen, als seiner Ortszeit entspricht. Wäre Weltzeit eingeführt, so hätte Leipzig Greenwicher Zeit und diese ist um $\frac{12 \times 60 + 23,42}{15} = 49,6$ Minuten (also nicht, wie v. H.-W. sagt, eine Stunde) hinter der sonnenstandgemäßen Leipziger. Wenn also auf dem grünen Rasen u. s. w. an der Themse die Sonne im Mittage steht würden die Sonnenuhren in Leipzig auf rund 12 Uhr 50 Min. zeigen.

„In Leipzig findet die Sonnen-Culmination nach Weltzeit um Stunde $12^5/_6$ statt“. Dies klänge doch wohl nicht so gesucht bizarr als: „in Leipzig wäre man gezwungen, um 1 Uhr Nachmittag 12 Uhr zu haben“. Der Zusatz „Nachmittag“ schafft das Bizarre; „$12^5/_6$ Weltzeit“ ist Nachmittag auf dem grünen Rasen bei Blackheath; in Leipzig aber eben nicht. So verhält es sich auch mit dem australischen Beispiel. Der „helle Vormittag“ ist Zuthat des Herrn v. Hesse-Wartegg.

Australien, (das fast über drei Stundenzonen reicht) wird ungefähr durch 135° östlich. L. v. G. halbirt; seine Ortszeit ist demnach rund 9 Stunden über die Greenwicher und somit über die Weltzeit hinaus. Wenn es in G. Mitternacht ist, ist es in Adelaide demnach 3 Stunden vor Mittag. Nach kurzer Gewöhnung würde der Australier beim Anblick der Weltzeit-Zwölf gar nicht mehr an Mitternacht denken.

Wir sind jetzt allerdings daran gewöhnt, bei gewissen Zahlenangaben der Uhr an gewisse Tages- oder Lichtzeiten zu denken; dieser Zusammenhang ist aber kein innerer, nothwendiger, er ist nur Folge des willkürlich gewählten Punktes im Tageskreise der Sonne, bei der man die Stunden zu zählen beginnt. Daß so fest bestimmte Punkte, wie tiefster oder höchster Sonnenstand als Nullpunkt gewählt worden sind, und nicht veränderliche wie Sonnenauf- oder Untergang, das ist ja sehr zweckmäßig, aber es ist nicht wesentlich, nicht nothwendig. Und es ist auch nicht immer so gewesen!

Es scheint ganz vergessen zu sein — und der Deutsche sollte doch seinen Goethe besser im Gedächtnisse haben (Ueber Italien: Stundenmaß der Italiäner) — daß noch vor hundert Jahren der „sogenannte französische Zeiger" d. h. unsere Art, von Mitternacht an zwei mal bis Zwölf zu zählen — bei den Italiänern durchaus unpopulär war. Goethe hat es in Florenz und Mailand bemerkt, „daß mehre Personen, obgleich die öffentlichen Uhren alle nach unserem Zeiger gestellt sind, doch ihre Taschenuhren und ihr häusliches Leben nach der alten Zeitrechnung fortführen". Das alte System war folgendes: Der Tag hat 24 Stunden; sie werden durchnumerirt. Die Zahl 24 wird jedoch nie ausgesprochen. Das Ende des alten und der Beginn des neuen Tages heißt „notte"; „jetzt ist es Nacht". Und es ist Nacht, und es wird von allen Glocken zum Tagesschluß-Gebet geläutet in dem Augenblicke, wo die Sonne untergeht. In der Breite von Rom (42°) variirt der Sonnenuntergang vom längsten zum kürzesten Tage von 7 h 32 m bis 4 h 28 m also um 3 Stunden und 4 Minuten. In diesen weiten Grenzen schwankte also die Stundenzählung; Mitternacht fiel im Hochsommer auf rund 4½, um Weihnachten auf 7½; am Sylvesterabend auf 12½ Minute nach 7 Uhr! Goethe theilt mit, daß „zum Troste der Fremden" der französische Zeiger auf Trinità di Monte schon lange zu sehen sei, und werde nun bald auch in und außerhalb St. Peter den Reisenden ihre gewohnten Stunden zeigen." „Unsere Art zu zählen wird also wohl nach und nach gemeiner werden, ob sich gleich das Volk schwerlich so bald damit befassen wird; und gewiß verlöre es auch eine eigenthümliche Landessitte, eine ererbte Vorstellungs-

art und eine schickliche Gewohnheit.“ „Da nun Jeder durch die lange Gewohnheit weiß, sowohl wann es Tag wird, als in welche Stunde Mittag und Mitternacht fällt, so lassen sich alle Arten von Berechnungen gar bald machen, an welchen die Italiäner ein Vergnügen und eine Art von Unterhaltung zu finden scheinen.“

Wo bleibt nun das australische Schreckgespenst der Mitternacht am hellen Vormittage, das Herr v. Hesse-Wartegg heraufbeschwört, um uns vor der Weltzeit graulich zu machen?

Wenn demnach die Einführung der Weltzeit nichts weiter gegen sich hat, und von uns verlangt wird, als daß wir uns gewöhnen sollen, die Tageszeiten, die sich unseren Sinnen aufdrängen und unsern Lebensgang regeln nicht in untrennbarer Verbindung mit gewissen Zahlen des „französischen Zeigers“ aufzufassen, wenn wir uns mit dem Gedanken der Verschiebbarkeit der Stundenzahlen-Reihe längs der unveränderlichen Tageszeiten-Ordnung und damit vertraut machen, daß das Verschiebungs-Gesetz in der geographischen Länge vorliegt, so daß wir schließlich von dem Zusammenhange zwischen geographischer Länge, Stundenziffer und Tageszeit (für unseren jeweiligen Aufenthaltsort) innig durchdrungen sind — würden wir uns dann nicht recht bald an die Weltzeit gewöhnen? Oder würden nicht wenigstens — falls wir, das lebende Geschlecht, zu stumpf, zu ungebildet, zu alt für die[s] Fortschritt wären — unsere Kinder und Enkel, die das Erforderl[iche] in der Schule gelernt haben werden, die Weltzeit und Weltzeit[-] eben so leicht und sicher handhaben, wie jetzt wir unsere mit[tlere] Sonnen- und Ortszeit?

Die Weltzeit-Gegner sagen Nein! Dazu ist die große Meh[r] der Menschen zu dumm und wird es ewig bleiben!

Lassen wir noch einmal unseren Zonenzeits-Apostel v. Hesse-Wa[r] sprechen. Das folgende Citat ist der Vossischen Zeitung entnom[men] die dem Genannten, einem alten Mitarbeiter, reichlich drittehalb Sp[alten] eingeräumt hat, um, kurz nachdem seine Schrift erschienen war, Kapitel abermals vor ihrem großen Leserkreise zu besprechen. Er s[...]

„Es sollten bei so großen und wichtigen Verkehrsmaßregeln, die Einführung der Einheitszeit, die wichtigsten Verkehrsanstalten, [Han]delskammern, technische Institute und das große Publikum selbs[t ge]fragt werden, und nicht Astronomen, wie es in Preußen geschah. [Das] ganze Wesen der Astronomie bringt es mit sich, daß manche Jünger in vielen Fällen die Welt mit ganz anderen Augen betra[chten] als die übrige Menschheit. Das Teleskop, mit dem sie andere [...] beobachten, scheinen sie mitunter auch auf näher liegende, gr[...]

Punkte anzuwenden, und sie urtheilen dann, als säßen sie selbst in irgend einem entfernten Gestirn und betrachteten unseren Erdball durch das Teleskop, nur auf diese Weise konnte die Utopie der „Weltzeit“ entstehen, nur so konnte der Direktor der Berliner Sternwarte von der Einheitszeit als einem „wahren Hohn“ sprechen, nur so konnte er behaupten, daß wenn diese Einheitszeit eingeführt sei, in ganz kurzer Zeit darauf wieder die Ortszeiten ihren Triumphaleinzug halten würden. Die Frage entsteht nun, was er unter „ganz kurzer Zeit“ versteht. Von seinem Standpunkt der Astronomie sind auch Milliarden eine ganz kurze Zeit.

Solchen dem ganzen Verkehrsleben fernstehenden Personen scheint man Gehör geschenkt zu haben, als man in Norddeutschland die Einheitszeit nur für den inneren Eisenbahndienst dekretirte. Man hat damit eine Halbheit begangen, die sich vielleicht jetzt schon rächt — zum Nachtheil — hoffentlich nicht auch auf Kosten der Sicherheit — der Hunderte von Millionen Eisenbahnreisenden in Deutschland.“

Daß dieser Angriff gegen Förster gerichtet ist, wird ausdrücklich erklärt; er ist insbesondere auf die oben angeführte neueste Schrift des Astronomen gemünzt. Das Schlagwort vom „wahren Hohn“ findet sich auf Seite 31. Die Bezeichnung ist aber dort nicht auf das Princip, sondern auf die Benennung angewendet: „Der Name „Einheitszeit“ für jede der 24 verschiedenen Zeiten dieses Systems ist ein wahrer Hohn . . . .“

Wer die Förstersche Schrift mit voller Unbefangenheit liest, dürfte kaum finden, daß ihr Verfasser von einem entfernten Gestirn aus die irdischen Angelegenheiten durch das Teleskop betrachtet, und nur astronomische Begriffe über „kurze Zeit“ hat.

Förster läßt es sich angelegen sein, nachzuweisen, daß in vielen Dingen, und in sehr verschiedener Richtung, von den einfachsten Aufgaben des gemeinen Tageslebens in Feld und Werkstatt bis zu den feinsten Präcisions-Rechnungen der Wissenschaft — Ortszeit d. h. Sonnenzeit nach wie vor ganz unentbehrlich ist und sein wird.

Es ist nicht einmal richtig, daß die — doch nur bis zu einer Viertelstunde anwachsende — Unwahrheit unserer Uhren-Zeitangaben gar nicht mehr beachtet werde. Man kann oft die Bemerkung hören, „daß schon im Anfange des November die winterliche Dunkelheit in den Nachmittagen so überraschend früh eintritt, und daß in der ersten Hälfte des Januar die Dunkelheit der Morgenstunden eher zu- als abnimmt, obwohl der kürzeste Tag schon mehr als eine Woche hinter uns liegt und obwohl in den Nachmittagen das Dunkelwerden schon vom

Anfang des neuen Jahres ab so deutlich zurückweicht". Förster bemerkt: es habe zur Zeit (in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts) als die Einführung der Uhrenstellung nach mittlerer Sonnenzeit ins bürgerliche Leben sich vollziehen sollte, nicht an Bedenken, Einwänden ja düsteren Prophezeiungen gefehlt, daß aus dem Widerspruch gegen die natürliche Ordnung der Dinge d. h. der wahren Sonnen- und Tageszeit Verwirrungen entstehen könnten.

Wie angeführt — noch heut empfinden es feiner organisirte Naturen, Naturfreunde und -Beobachter unbehaglich, daß unsern Uhren zufolge die Sonne nicht thut, was sie doch thatsächlich thut d. h. den Mittag zwischen Auf- und Untergang mitten inne stellt; aber — das ging nun einmal nicht anders; die Maßregel „mittlere Sonnenzeit" war wohlbedacht und sehr nützlich*).

*) Für den Astronomen genau gleich lang sind Vor- und Nachmittag freilich auch nicht, da die Sonne in 24 Stunden nicht einen Kreis, sondern einen flachen Schraubengang beschreibt; aber das sind Finessen, die der Laie absolut nicht merkt, und mit denen man ihn nicht zu beunruhigen braucht.

Die von Förster hervorgehobene Wahrnehmung, daß es Anfang November auffallend früh Abend wird, läßt sich vielleicht Mancher gern etwas näher begründen. Ich thue es hier in der Fußnote, die ja ungelesen lassen kann, wer sich nicht damit aufhalten will.

Anfang November liegt der Tageskreis der Sonne $14^\circ\, 59'$ unterhalb des Himmels-Aequators (die Sonnen-Declination, δ, ist $= -14^\circ\, 59'$). Für die Breite von Berlin ($\varphi = 52^\circ\, 30{,}28'$) liegen vom Tageskreise der Sonne dann $139^\circ\, 10'$ über dem Horizonte d. h. es vergehen von Auf- bis Untergang 9 Stunden 16 Minuten unserer Uhrzeit. Demnach fallen auf den wahren Halbtag 4 Stunden 38 Min. und an einer richtigen Sonnenuhr wird im Augenblicke des Verschwindens der Sonne der Schatten des Zeigers auf 4^{38} fallen; beim Aufgange daher auf $12 - 4^{38} = 7^{22}$.

Aber laut Kalender geht die Uhr schon um 7^{6} auf und schon um 4^{22} unter, und der Nachmittag ist um 4 St. 54 Min. weniger 4 St. 22 Min. d. h. um 32 Minuten kürzer als der Vormittag. Das kommt von der mittleren Sonnenzeit!

32 Minuten ist das Doppelte der größten Zeitgleichung. Der Kalender enthält in der Tafel zur Stellung der Uhr die Angabe: Die mechanischen Uhren müssen am 1. oder 2. November 16 Minuten weniger zeigen als eine richtige Sonnenuhr. D. h. wenn die mechanische Uhr 12 zeigt ist die Sonne schon um 16 Minuten über ihren höchsten Stand hinaus. Darum ist der Vormittag, den unsere mechanischen Uhren angeben 4 St. 38 Min. + 16 Min. = 4 St. 54 Min. lang und die Sonne geht — der Uhr nach — schon um 7 U. 6 Min. auf; dafür ist der Nachmittag nur 4 St. 38 Min. — 16 Minuten = 4 St. 22 Min. lang und die Sonne geht — der Uhr nach — schon um 4 U. 22 unter.

Entsprechend verhält es sich mit dem Gegenstück. Bis zum 11. Februar wächst die Zeitgleichung bis zu + 14,5 d. h. im Augenblicke der Sonnen-Culmination sind die mechanischen Uhren schon 14,5 Minuten über Mittag hinaus. Demzufolge geht die Sonne — den mechanischen Uhren nach — nicht 4 St. 44 Min. (wie viel die wahre Tageshälfte beträgt) sondern nur 4 St. 44 Min. — 14,5, = 4 St. 29,5 Min. vor 12 d. h. um 7 U. 30,5 Min. auf, d. h. nur erst etwa 3 Minuten früher als am kürzesten Tage!

Die wahre halbe Tageslänge berechnet man nach der Formel $\cos \sigma = \operatorname{tng} \varphi \operatorname{tng} \delta$. σ ist der Stundenwinkel d. h. der Abstand der Sonne vom Meridian in dem Augenblicke wo sie den Horizont berührt. σ in Graden, dividirt durch 15, giebt die wahre halbe Tageslänge.

Die Abweichung der mittleren von der wahren Sonnenzeit ist eine allgemein giltige, für die Gesammt-Erdoberfläche völlig gleichmäßige, nach bestimmten Regeln sich vollziehende, im Jahreslaufe von Tag zu Tag ganz sanft an- und abschwellende und deshalb minder fühlbare! Von dieser Maßregel bis zu dem, was die Stundenzonen einem großen Theile der Menschheit dauernd, Tag für Tag zumuthen, ist ein sehr großer Abstand.

Wir haben gesehen, daß Moltke mit einigen gut gewählten, humoristisch gefärbten (vom Hause mehrfach mit „Beifall" und „Heiterkeit" belohnten) Beispielen, die Unverfänglichkeit und Unbedenklichkeit des durch das Stundenzonen-System bedingten Falschgehens der Uhren dem Reichstage plausibel zu machen unternommen hat.

Lassen wir den Nachweis als geführt gelten, daß in sehr vielen Fällen oder sogar in den meisten Fällen des gewöhnlichen Lebens die meisten Menschen sich um die durch das Stundenzonen-System im Vergleiche zur mittleren Sonnenzeit sehr gesteigerte Mißweisung unserer Uhren keinen Kummer machen werden (Prof. Förster macht dieses Zugeständniß nicht), so giebt es doch ernste Aufgaben, wo wir der wahren Zeit bedürfen, wie sie der Gang der Erde durch das Weltall bedingt, und wie wir sie am bequemsten an der Sonne (aber auch an Mond und Sternen) messen können. Es sei nur an zwei Gelegenheiten erinnert, weil gerade diese Prof. Förster nicht ausdrücklich hervorgehoben hat: Der Schiffer in See hält zwar seinen Kurs nach Anleitung des Kompasses und mißt seine Fahr-Geschwindigkeit mittelst des Logs, aber wo er sich im gegebenen Augenblicke befindet, das lehrt ihn doch nur sein Besteck, d. h. Beobachtungen, auf Grund deren er die geographischen Coordinaten (Länge und Breite) seines augenblicklichen Aufenthaltes berechnen kann. Die Länge wird gefunden durch Vergleich der Angabe des Chronometers, der die Ortszeit des Ausgangspunktes angiebt, und die mit den geeigneten nautischen Instrumenten und Aufnahme-Methoden möglichst genau festgestellte Ortszeit des augenblicklichen Aufenthaltes. Letztere ist also für die Navigation ein wesentliches, durchaus unentbehrliches Rechnungs-Element.

Zweitens ist die Sonne das beste Orientirungsmittel im Gelände — für den Officier im Felde, wie für den Forschungsreisenden in unbetretener Wildniß, von der noch keine Karte existirt. Die Sonne selbst lehrt uns den Meridian (somit die Tageszeit) mit großer Schärfe bestimmen; mit viel größerer als die so mancherlei Störungen unterworfene Magnetnadel. Die Sonne und eine geschickt konstruirte tragbare Sonnenuhr ersetzen wie den Kompaß, so auch die mechanische Uhr.

Freilich muß die Sonne scheinen; und da sie das nicht immer thut, wird man sich nach wie vor auf Reisen und Märschen auch mit Kompaß und Taschenuhr versehen; aber so oft wie möglich wird man die Sonne zur Kontrolle zu Rathe ziehn. Es wäre gar nicht gut, wenn das Stundenzonen-System unser Gemüth verhärtete, und wir uns so an die kunstvolle Zeitmaß-Methode trotz ihrer Naturwidrigkeit gewöhnten, daß wir so zu sagen den Instinkt für Sonnenzeit verlören.

Prof. Förster macht in seiner Schrift nicht im Entferntesten den Eindruck einer „dem ganzen Verkehrsleben fernstehenden Person". Es ist ihm so klar, wie nur irgend Einem, daß die Entwickelung unseres Verkehrsdienstes (Schnelldampfer zur See, Eisenbahnen, das die ganze Erde umspannende Telegraphennetz) die ehemalige Ausschließlichkeit der Rechnung mit Ortszeit nicht länger dulden konnte. Er will aber die Ortszeit auch nicht absolut verworfen haben, vielmehr sorgfältig gepflegt, und nicht roh und oberflächlich, sondern so präcis gemessen und verwerthet, wie es sich für unseren Kulturzustand gebührt. Wo aber die Ortszeit nicht ausreicht, da soll die Weltzeit eintreten.

Die „Einheitszeit nach Stundenzonen" gebehrdet sich als sinnreiche Vermittelung, als ein allerseits befriedigender Kompromiß, als eine Versöhnung der Gegensätze: Ortszeit und Weltzeit. Jeder Kompromiß verlangt Opfer auf beiden Seiten. Im gutgemeinten Versöhnungsdrange nimmt man es leicht mit den Opfern, und tröstet sich, daß man um der Vortheile willen sie nicht schwer empfinden werde. Bisweilen bestätigt sich das ja; in anderen Fällen erweisen sich die Gegensätze doch als übermächtig, und wenn es sich dabei um zwei an sich berechtigte Parteien handelt, die sich nur nicht ohne Einbuße an ihren besten Eigenschaften zu einer dritten verschmelzen lassen, dann muß man den Kompromiß fallen und die widerstrebenden Elemente jedes für sich nebeneinander bestehen lassen. So steht es nach Försters Ueberzeugung in der Frage nach der besten Methode, die Zeit zu messen. Das System der Stundenzonen ist ihm eine Halbheit; nicht Fisch noch Fleisch; es kann auf die Dauer nicht befriedigen, wenn es auch zunächst gegenüber dem heillosen Wirrwar des halben Hundert amerikanischer Bahn-Einheitszeiten als eine Art Befreiung vom Alpdruck empfunden worden ist.

Im Verlaufe dieser Erörterungen kommt Förster zu den Schlußfolgerungen, aus denen sein Gegner Kapital geschlagen hat. Er schreibt: „Anfangs würde man vielleicht allerhand Auskünfte suchen, z. B. die Ortszeit nur in irgend welchen Nebeneinrichtungen näherungsweise wieder zulassen, etwa neben den Uhren, welche die „vornehme" Einheitszeit angeben, die alten Sonnenuhren für Ortszeitangaben wieder zu

Ehren kommen lassen; aber das letzte Ende der ganzen „Reform" würde zweifellos mit Pauken und Trompeten der Wiedereinzug der Ortszeit in alle ihre alten Rechte im gewöhnlichen Arbeitsleben sein, gleichzeitig aber der ebenso fröhliche Einzug der absoluten Einheits- oder Weltzeit in alle ihre neuen aber ebenso natürlichen Rechte innerhalb des gesammten Ortsverbindungsdienstes (womit man kurz Telegraphie, Eisenbahn und Nautik bezeichnen kann)."

Den Grundgedanken des Zonensystems als einer einzigen Meßmethode für das gesammte Kulturleben nennt Förster „ungesundes Uebermaß der Unification, d. h. Vergewaltigung der naturgemäßen Zeiteintheilung des seßhaften Arbeitslebens durch eine nur für das ruhelose Räderwerk des großen Verkehrs unumgängliche Einrichtung".

Noch einmal faßt er seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Nebeneinander von Welt- und Ortszeit in den Satz zusammen:

„Zeitangaben von umfassender Einheitlichkeit für den Ortsverbindungsdienst sind zugleich Zeitangaben von verwirrender Vielartigkeit für das seßhafte Arbeitsleben, während gleichartige naturgemäße Zeitangaben dieses ortsbeständigen Arbeitslebens gänzlich untauglich im Ortsverbindungsdienste sind."

v. Hesse-Wartegg giebt in seiner Schrift eine „Bibliographie" zur vorliegenden Zeitfrage („So weit die Titel dem Verfasser bekannt geworden"). Darin ist auch die neueste Förstersche Schrift aufgeführt. Dieselbe ist 1891 erschienen; die v. H.-W.'sche 1892. Man darf daher wohl annehmen, daß Letzterem nicht nur der Titel bekannt geworden ist, sondern auch die Schrift selbst. Gedacht wird ihrer nicht. Es fehlt auch an einer kurzen Klarstellung des Kontrastes der beiderseitigen Standpunkte; etwa: „Wir kämpfen für die Einheitszeit nach Stundenzonen als die fortan von der ganzen Menschheit und ihren sämmtlichen Uhren allein anzuwendende Meß-Methode; Professor Förster kämpft für zweierlei Maß: Ortszeit für die seßhafte, Weltzeit für die unstete Menschheit"; die Weltzeit ist eben dem unbedingten Lobredner der Stundenzonen nur ein Unding, eine Utopie. „Schon die Konferenz zu Washington 1884" — so heißt es S. 59 der mehr genannten Schrift — „verwarf die Weltzeit als unzweckmäßig und schwer ausführbar. Sie ist auch gewiß für absehbare Zeit ganz begraben, und wenn des Projektes hier Erwähnung geschieht, so ist es nur der Vollständigkeit halber."

In dieser gegnerischen Auslassung sind zwei Stellen, an die sich anknüpfen läßt, um trotz des absprechenden Urtheils über Weltzeit neben Ortszeit — und nur unter dieser Bedingung hält sie Professor Förster für kein Unding, für keine Utopie, nicht für ganz begraben —

den Weltzeit-Gegnern zu widersprechen. Es stehen in dem Citat aus der Schrift „die Einheitszeit ꝛc.“ die Worte: „Schwer ausführbar“. Also doch nicht unmöglich! „Für absehbare Zeit.“ Also doch nicht für immer! Es kommt darauf an, ob das Nebeneinander von Orts- und Weltzeit so schwierig zu verwirklichen und zu gebrauchen wäre, daß man der großen Menge so viel Einsicht, Sammlung und Findigkeit für jetzt und auf unabsehbarer Zeit nicht zumuthen und zutrauen dürfte.

Wenn zweierlei Zeitmessungsarten angewendet werden sollen, muß man zweierlei Meßgeräthe, zweierlei mechanische Uhren haben. Aus Sonnenuhren-Angaben und geographischen Längen läßt sich zwar die Reduction von Orts- auf Weltzeit durch einfache Multiplications- bezw. Divisions-Exempel leicht bewirken; aber für das große Publikum muß oder soll das als zu gelehrt außer Betracht bleiben; die zweierliche Zeit muß sich wie bisher die einerlei Zeit, und zwar wenn nicht ganz so leicht, doch nicht erheblich schwerer von der Uhr ablesen lassen.

Es sind mancherlei bezügliche Einrichtungen möglich, und wenn nur erst Ernst mit der Aufgabe gemacht würde, würde die mechanische Lösung seitens geschickter Uhrmacher nicht lange auf sich warten lassen.

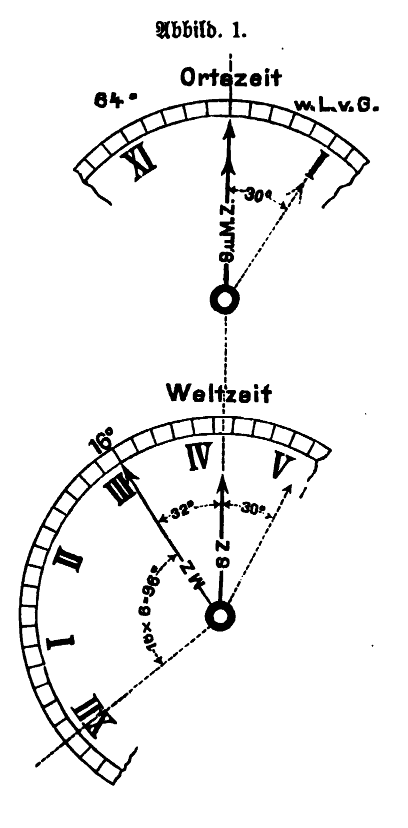
Da die wirksamste Vertheidigung der Weltzeit nur mit dem Nachweise der Herstellbarkeit und Bequemlichkeit entsprechender Uhren zu führen ist, mag inzwischen auch ein Laie und Dilettant seine unmaßgeblichen Vorschläge machen.

Wir behalten zunächst die altgewohnte Theilung des Tages in 24 Stunden zu 60 Minuten bei. Es läßt sich zwar viel zu Gunsten des Decimalsystems sagen, das unserem ganzen Rechnungswesen (dekadisches System) zu Grunde liegt; es wäre nur eine logische Konsequenz, wenn, nachdem Münze, Maß und Gewicht mit den auf den Primzahlen 2, 3, 5 gegründeten Theilungen der Einheit gebrochen haben auch der Kreis und die Zeit auf Grund der Primzahlen 2 und 5 getheilt würden, also z. B. die naturgegebene Einheit des Sonnentages in 15 Stunden zu 100 Minuten (wobei die Minute um nur 4 Procent kürzer ausfiele als die bisherige) — aber die Schwierigkeit, für die Weltzeit einzutreten, ist groß genug; dieselbe soll nicht durch anderweitige Neuerungsgedanken noch „utopischer“ gemacht werden.

Beibehalten wird auch der Minutenzeiger, der in der Stunde einen Umlauf vollbringt, und die entsprechende Kreistheilung in 60 Theile zu 6 Graden.

I. Wir betrachten zunächst die Ortsuhren (Bahnstationen, Rathhaus- und sonstige Thürme, Kirchen, Schulen, Kasernen u. s. w.). Der Zeiten-Unterschied zwischen Welt- und Ortszeit ist hierbei konstant.

Abbild. 1.

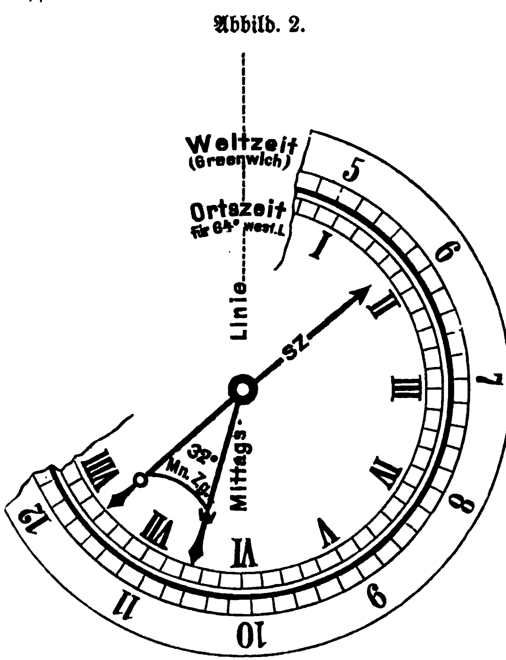


1. Vorschlag. (Abbild. 1.) Das Einfachste und jedenfalls leichtest Lesbare ist die Herstellung *zweier* Zifferblätter zu *einem* Werke*). Der alten Gewöhnung entsprechend wird die Stunde des mittleren Mittags an dem oberen Pol des lothrechten Zifferblattes verzeichnet; auf dem Ortszeit-Zifferblatte also 12. Der Gang der Zeiger, also auch die Numerirung erfolgt, wie bisher, rechts herum. Auf dem Weltzeitszifferblatte steht in der Lothrechten der Ortszeit-Zwölf die der geographischen Länge des Ortes entsprechende Zahl. Es wird zweckmäßiger sein (insofern der Platz es gestattet) die Zifferblätter *übereinander* anzubringen, nicht *nebeneinander*. Im Augenblicke des mittleren Mittages stehen dann die beiden Zeiger des Ortszeit- und der Stundenzeiger des Weltzeit-Zifferblattes in der durch die 12 des Ortszeit-Zifferblattes gehenden Lothrechten. Angenommen, der Ort läge 64° westl. Länge v. G. (es wäre ungefähr Halifax, die Hauptstadt von Neuschottland in Nordamerika), dann betrüge die Zeitendifferenz minus (d. h. westlich) $\frac{64}{15}$ Stunden $= 4^h\ 16^m$. Dieser Punkt des Weltzeit-Zifferblattes käme demnach in die Lothrechte der Ortszeit-Zwölf, denn im Null-Meridian ist es 4 Uhr 16 Min., wenn im Orte Mittag ist. Die beiden Zifferblätter sind in Abbildung 1 nur soweit dargestellt, als es für die Mittagsstellung erforderlich war. Die beiden Stundenzeiger sind stets einander parallel, die beiden Minutenzeiger machen miteinander stets den Winkel $(21 + \frac{1}{3} - 16) \times 6 = 32^{\circ}$. Zur Veranschaulichung dessen ist (Abbild. 1) die Zeigerstellung um 1 Uhr punktirt eingetragen. Der

*) Nicht selten sieht man in den Schaufenstern von Uhrenhändlern die Ortszeiten verschiedener Orte auf mehreren Zifferblättern. Z. B. bei Konrad Felsing Unter den Linden: großes mittleres Zifferblatt mit Berliner Zeit, umkränzt von 6 kleineren Zifferblättern mit den gleichzeitigen Zeigerstellungen der europäischen Hauptstädte.

Stundenzeiger ist eine Stunde nach der Sonnen-Culmination auf beiden Zifferblättern um 30° fortgerückt; beide Minutenzeiger haben einen vollen Umlauf gemacht und die alte Stellung: der des Ortszifferblattes auf dessen XII, der des Weltzifferblattes auf 16 Minuten über dessen XII.

Abbild. 2.



2. Vorschlag. (Abbild. 2). Es ist wieder ein Ort unter 64° westl. L. angenommen. Beide Zifferblätter sind in eins verschmolzen. Der Weltzeit-Zahlenring umgiebt concentrisch den der Ortszeit; selbstredend so, daß der Ortszeit-Zahl XII auf dem Ortszeit Zifferblatte der Punkt entspricht, der $1\frac{1}{3}$ Minuten-Abtheile = 8° über der Weltzeit-Ziffer 4 liegt. Um in beiden Zeiten Minuten ablesen zu können, muß der Minutenzeiger die Form des Winkels haben, dessen beide Schenkel auf die entsprechenden Minutenzahlen zeigen. Durch O und W ist die Zugehörigkeit der beiden Schenkel des Wiukels zur Orts- bezw. Weltzeit unverwechselbar gekennzeichnet.

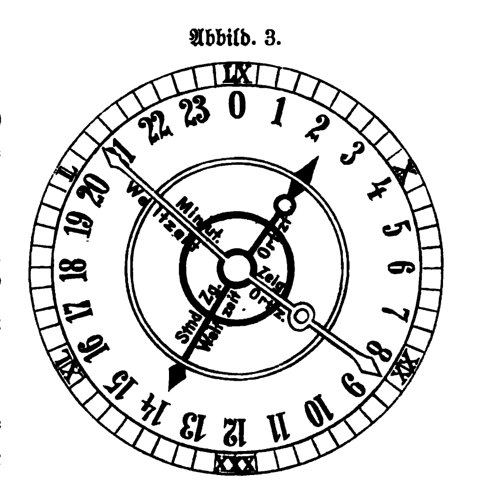
In Abbildung 2 ist dasjenige Fragment eines derartigen Zifferblattes dargestellt, auf welchem die Zeigerstellung $\left\{\begin{array}{l}\text{Ortszeit } I^{38} \\ \text{Weltzeit } 5^{54}\end{array}\right\}$ ersichtlich ist. Es wird das Ablesen erleichtern, wenn Ortszeit römische, Weltzeit arabische Ziffern erhält (oder umgekehrt).

Der Winkel, den die beiden Minutenzeiger bilden müssen, ergiebt sich aus folgender Erwägung. Die der gleichen Tageszeit entsprechenden Stundenzahlen der Welt- und Ortszeiten differiren um x Stunden und y Minuten. Dies wird auf dem Zifferblatt dargestellt durch den Winkel von $\left(x + \frac{y}{60}\right) 30$. Nach jeder Stunde steht der Minutenzeiger auf der alten Stelle; es kommt also nur auf die Zahl der Minuten an.

y Minuten (für den Minutenzeiger) sind 6 y Grade. Beide Minutenzeiger bilden daher den Winkel von $\left(x + \frac{y}{60}\right) 30 - 6\,y = 30\,x - 5{,}5\,y$. Bei dem für Abbild. 2 u. 3 vorausgesetzten Längenunterschiede von 64° oder $\frac{64}{15}$ St. = 4 St. 16 M. Zeit ist demnach der Winkel = 120 − 88 = 32°.

Zur Vereinfachung des Mechanismus könnte man sich auch mit einem Minutenzeiger begnügen, der dann selbstredend nur für eine der beiden Zeiten die Minuten genau bestimmt; für die andre Zeit müßte man sich mit der freilich nur um $\frac{1}{12}$ so genauen Angabe des Stundenzeigers begnügen. In Abbild. 2 würde dann der Weltzeit-Minutenzeiger fehlen. Der Stundenzeiger zeigt im Weltzeitringe zwischen 5 u. 6 und auf etwa die Hälfte des letzten der 5 Minuten-Abtheile. Für den Stundenzeiger bedeutet der Abtheil 12 Minuten; man ersieht also, daß die Weltzeit zwischen 5 Uhr 48 Min. und 6 Uhr, also auf etwa 5 Uhr 54 Min. fällt. Das ist in der That das Richtige. Bei nicht zu kleinen Uhren und genauer Theilung genügt also wohl der Stundenzeiger.

Abbild. 3.



3. Vorschlag. (Abbild. 3.) Ein Zifferblatt. Einfach beschrieben. Von Null bis 24. Der Stundenzeiger macht täglich nur einen Umlauf, legt demnach in der Stunde nur 15° zurück; gleich der Sonne. Die doppelte Zeitrechnung ist durch doppelte Zeiger ermöglicht. Die beiden Stundenzeiger bilden denselben Winkel, den die geographische Länge des Ortes angiebt; je nachdem die Länge {westliche / östliche} ist, bezeichnet der {rechte / linke} Stundenzeiger die Weltzeit. Die beiden Minutenzeiger bilden einen Winkel gleich dem Sechsmaligen der im Zeitunterschiede vorkommenden Minuten; wenn die Länge nur ganze Grade beträgt, so genügt ein Minutenzeiger.

Dies trifft zu bei dem bisherigen Zahlenbeispiel (Ort unter 64° wstl. L.). Um (in Abbild. 3) den letzten Vorschlag an einem schwierigen Falle zu prüfen, ist ein Ort unter 172° 45′ westlicher Länge (die

Schiffer-Inseln im stillen Ocean) gewählt. Die Ortszeit steht dann der Weltzeit um $\frac{172,75}{15}$ Stunden = 11 St. 31 Min. nach. Die Stundenzeiger schließen den Winkel von 172° 45′ ein, die Minutenzeiger den von 6×31 = 186. In der Zeichnung dargestellt sind 13^h 52^m Weltzeit und 2^h 21^m Ortszeit. Die vier Zeiger bilden fast ein rechtwinkliges Kreuz. Es wird gleichwohl dem Uhrmacher keine besondere Schwierigkeit bereiten, die beiden Arten von Zeigern zu individualisiren. Vielleicht durch verschiedene Färbung; dadurch, daß an dem betreffenden Paare die Figur des O, vielleicht auch am andern ein W angebracht wird. Die gleichnamigen Zeiger im entsprechenden genauen Winkelstande zu erhalten dürfte am sichersten durch verbindende Ringe zu erreichen sein. Bei festen Ortsuhren, die bedeutende Abmessungen, und demzufolge Zeiger haben, deren Gewicht schon entspricht, wären solche Ringe ein Mittel des Abbalancirens; bei den ortsveränderlichen (Taschen-) Uhren sind sie als Stell- und Schwenkschienen besonders gut zu brauchen.

II. Tragbare, ortsveränderliche Uhren. Es tritt das erschwerende Moment hinzu, daß das Verhältniß der beiden Zeiten bei wechselnden geographischen Längen sich ändert.

1. Das Einfachste ist, zwei Uhren mitzuführen. Es ist aber weder das Billigste noch auch so sicher, als wenn dasselbe Werk beiderlei Zeiten mißt.

2. Die bisher geschilderten Anordnungen — mit Ausnahme des doppelten Zifferblattes nach I, 1 — sind anwendbar, müssen jedoch stellbar gemacht werden.

Dem der Anordnung in I 2 zu Grunde liegenden Princip entspricht ein auf dem festen Zifferblatt befestigter flacher Ring, der einen der Stundenzahlen-Kreise enthält. Derselbe muß sich im Kreise schwenken lassen, so daß sich jede beliebige zwei Punkte der beiden Zahlenkreise — je nachdem der Längen- und Zeiten-Unterschied es verlangt — in Uebereinstimmung bringen lassen. Die Drehung muß leicht, aber doch mit soviel Klemmung von statten gehen, daß unbeabsichtigte Stellungsänderung nicht vorkommen kann. Etwas complicirter, aber doch empfehlenswerth, weil jedem Geschmack entsprechend, wäre die Schwenkbarkeit beider Zahlenkreise. Jeder Uhrenbesitzer könnte dann dem Zahlenkreise derjenigen Zeit, die er am meisten braucht, diejenige Stellung geben, bei der ihm das Ablesen am bequemsten ist. Der vorzugsweise Seßhafte, der nur zeitweise, z. B. wenn er Weltfahrpläne studirt, der Weltzeit bedarf, wird sich den Ortszeit-Ring so stellen, wie er es von Altersher gewöhnt ist; also die XII am oberen Pol; oder auch 90 Grad

davon links (wo meist die IX steht); der viel auf Eisenbahnen Verkehrende wird den Weltzeitring in die lesbarste Lage bringen.

3. Bei dem System des einfachen Zahlenkreises (der dann wie bisher auf dem Zifferblatte fest aufgetragen ist) und doppelten Zeigerpaares müssen die Zeigerwinkel stellbar sein; nach Art der sogenannten Schmiege, deren sich die Tischler bedienen, oder der Zirkel. Durch bloße Reibung die Erhaltung der richtigen Winkelgröße zu erzielen, ist vielleicht nicht sicher genug, es wäre dann eine bogenförmige Leit- und Spannschiene besser ein ganzer Ring (vrgl. I 3 u. Abbild. 3) zwischen den gleichnamigen Zeigern anzuwenden. Die Uhren werden nach wie vor so eingerichtet, daß der Minutenzeiger (es ist ja auch künftig nur ein Minutenrad nöthig, wenn auch der Zeiger selbst in zwei Schenkel sich gabelt) den Antrieb vom Motor direkt empfängt, und den Stundenzeiger mittelst Uebersetzung — Rad und Getriebe — mitnimmt.

III. Von der ausschließlichen Rechnung mit Ortszeiten kann in unserem Kulturleben nicht mehr die Rede sein; darüber besteht kein Zweifel; darin sind Alle einig. Von den unvermeidlichen Neuerungen im Zeitmessen werden dann auch die Kalender betroffen. Profess. Förster hat darauf aufmerksam gemacht, daß auch in dieser Beziehung die sogenannte „Einheitszeit nach Stundenzonen“ Schwierigkeiten im Gefolge hat.

Sehr viele Menschen interessiren sich für Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes; Viele kümmern sich auch um die Planeten; Anderen ist es auch noch von Wichtigkeit, zu wissen, zu welchen Zeiten des Jahres und an welchen Punkten des Himmels zu gewissen Stunden gewisse auffallend schöne Sterne und Sternbilder zu sehen sind. Alles das ersehen sie aus dem Kalender. Aber nur wenige Kalender-Angaben — wesentlich nur die Declination der Sonne und das Verhältniß der mittleren zur wahren Sonnenzeit — gelten für das ganze Erdenrund; das Meiste und Wichtigste an Zeitangaben hängt von der geographischen Breite des Beobachtungsortes ab. Der preußische Normalkalender wird demgemäß von den Astronomen auf Ortszeiten abgestimmt und zwar in Stufen von halben Breitengraden, was für Deutschland von Süd nach Nord etwa 15 verschiedene Ortszeiten-Angaben ausmacht.

Müßten die Ortszeiten den Einheitszeiten weichen, so ergäben sich neben den Unterschieden in Folge der Breiten- oder Polhöhen-Verschiedenheit noch die durch die Längenunterschiede bedingten, die, wie Prof. Förster bemerkt, wohl 20 bis 30 Gruppen nöthig machen würden. So würden „um den bezüglichen Bedürfnissen des Publikums zu genügen, für Deutschland nahezu 200 verschiedene Kalenderformen aufzustellen sein“!

„Auch hier wird eine Unzahl von Weiterungen vermieden, wenn man auch bei den Kalenderangaben die Ortszeit beibehält.“

Die Kalender sind wichtiger für die seßhafte als für die unstete Menschheit; darum muß es hier bei den Angaben nach Ortszeit verbleiben. Um auch für den Reisenden nutzbar zu sein, könnten sie künftig eine mehr oder weniger umfangreiche Liste geographischer Coordinaten aus Heimath und Fremde enthalten. Dieselben lassen sich allerdings aus Karten entnehmen, aber solche in größerer Zahl zur Hand zu haben ist nicht Jedermann in der Lage. Die Längen müßten selbstredend auf den Meridian von Greenwich bezogen sein, weil zu ihm Weltzeitler wie Stundenzönler sich bekennen. So leicht die Uebersetzung aus Längen- in Zeitunterschiede auch ist — die Theilung der Stunde, wie des Grades, in 60 Minuten, macht die Berechnung doch etwas umständlich; es wäre daher zu rathen, daß die Kalendermacher sie dem Publikum abnähmen.

Die Kalender geben schon jetzt eine „Tafel zur Stellung der Uhr“ oder eine Tabelle der „Zeitgleichung“ für etwa jeden zehnten Tag. Manche Kalender geben auch die Sonnen-Declination, was deshalb nützlich ist, weil dieselbe in sehr ungleichem Maß zu- und abnimmt; übrigens aber doch ziemlich überflüssig, weil der Sonnenabstand vom Aequator für sich allein den meisten Menschen nichts bedeutet. Daß die Sonne im Sommer höher am Himmel steht als im Winter, weiß Jeder aus Erfahrung; das Maß in Graden ist ihm an sich ziemlich gleichgiltig. Erst wenn die Kenntniß der geographischen Breite hinzukommt, läßt sich etwas damit anfangen, nämlich Sonnenauf- und Untergang für jeden beliebigen Ort genauer berechnen, als man es aus dem Kalender ersieht, wenn man nicht zufällig unter der Breite sich befindet, für welche die Kalenderangabe gilt. (Vrgl. die Fußnote auf S. 36.) Die allerersten Elemente der Trigonometrie sind von sehr vielen Menschen gelernt und nicht wieder vergessen worden. Eine sehr einfache trigonometrische Formel ergiebt (genügend genau für den Laien) die *wahre* Länge von Vor- und Nachmittag jedes Tages im Jahre; die „Zeitgleichung“ lehrt dann, die Auf- und Untergänge in *mittlerer* Sonnen-(Orts-)Zeit ausdrücken. Aber die Zeitgleichung setzt „eine richtig entworfene und aufgestellte Sonnenuhr“ voraus. Es ergiebt sich daher für die Kalendermacher die ergänzende Aufgabe, das richtige Entwerfen und Aufstellen einer (durch die geographische Breite des Ortes wesentlich beeinflußten) Sonnenuhr zu lehren. Dies zu lernen und zu prakticiren ist gar nicht schwer, und es ist sehr empfehlenswerth, namentlich für kleine Städte und Dörfer, denen keine Sternwarte die Zeitmessung regulirt. Die besten Intelligenzen solcher Orte, Pastoren, Lehrer,

Gutsbesitzer, Amtsvorsteher, Pensionäre — hätten eine nützliche Beschäftigung im Reguliren der mechanischen Uhren nach dem Sonnengange und -stande mit Hilfe selbstgefertigter Sonnenuhren. Es könnten auch die Ortstafeln hinter Kreis, Regierungs- und Landwehrbezirk die zuständigen geographischen Coordinaten bekannt geben.

Wie auch der Streit um die Zeit schließlich zum Austrage kommen mag, ob Welt- und wahre Einheitszeit oder sogenannte Ein-, richtiger Vierundzwanzigheit — so lange die Sonne noch leuchtet (und das wird sie hoffentlich noch einige Menschenalter) wird sie der oberste Zeitmesser und -Theiler sein und bleiben und das Arbeits- wie das Genußleben der Menschheit ordnen; mögen die Stunden so oder anders beziffert werden.

„Weltzeit und Ortszeit im Bunde“ — daß das besser, richtiger, kulturgemäßer wäre, als „die Vielheit der sogenannten Einheits- oder Zonenzeiten“ — das giebt in der Theorie vielleicht sogar die Stundenzonen-Propaganda zu; aber die Realisirbarkeit des Princips in absehbarer Zeit läugnet sie. Ich habe versucht, zu zeigen, daß mit Hilfe von zweizeitlichen Uhren, die gar nicht erheblich complicirter und schwerer lesbar sein würden als die jetzt gebräuchlichen einzeitlichen, Verständniß und Gebrauch der beiderlei Zeitrechnung sehr erleichtert werden könnten; aber ich mache mir keine Illusionen über den Erfolg des Versuches.

Das Stundenzonen-System ist leider keine Etappe auf dem Wege zur Doppel-Zeitmessung; es ist keine Zwischenstufe, es ist ein Hemmniß. Der Lebensnerv dieses Princips ist ja gerade, daß man nur einerlei Zeit haben will, daß man glaubt, die Künstlichkeit und das Naturwidrige so maßvoll eingerichtet zu haben, daß der große Haufe es kaum merken, und die einsichtsvollere Schaar der Gebildeten es sich gefallen lassen wird. Man kann sich ja auch schon auf Erfahrungen berufen. Es ist in der That nirgends offene Revolution gegen die neue Zeitrechnung ausgebrochen; wie viele Fäuste in der Tasche geballt worden sein mögen, ist nicht gezählt worden.

Wider den Strom kann man nicht schwimmen, und den Strom der Zeit haben die Amerikaner nun einmal so umgestaltet, daß er zu einer Kette von Katarakten geworden ist oder, richtiger: zu werden einen Anlauf genommen hat.

Mit den reinen Stundensprüngen wird es übrigens noch gute Wege haben. Schwerlich tritt Frankreich die Herrschaft seines Meridians an den von Greenwich ab, und auch Rußland dürfte bei dem von Petersburg verharren. Wir also, Angehörige der mitteleuropäischen Zeit, springen da, wo wir direkt mit Frankreich grenzen — um es

astronomisch genau zu geben — nur um 50 Min. 39,37 Sek. (während wir auf der belgischen Grenze eine volle Stunde springen); zwischen Eydtkuhnen und Wirballen springen wir 1 Stunde 1 Min. 49,47 Sek. Italien wird vielleicht auch in Bezug auf Zonenzeit dem Dreibunde beitreten; einstweilen ist die römische Zeit dort eingeführt und diese ist reichlich 10 Minuten hinter der mitteleuropäischen zurück.

In Summa — die Kanalisirung des Zeitenstromes ist noch sehr im Werden; wer kann wissen, ob und wann nicht doch „Weltzeit und Ortszeit im Bunde" der Ausgang sein wird im Streit um die Zeit!

Wenn zwischen dem letzten Federstriche des Schriftstellers und dem ersten Griffe des Setzers in den Schriftkasten die Weltgeschichte nicht still steht, dann giebt es ein Postscriptum. Es lautet im vorliegenden Falle so:

Mit einer Zeitungsnotiz vom 2. Mai beginnt der Aufsatz; mit einer solchen vom 26. Mai kann er geschlossen werden:

„In der gestrigen Sitzung des Bundesrathes wurde der Gesetzentwurf, betreffend die Einführung einer einheitlichen Zeitbestimmung, den Ausschüssen für Handel und Verkehr, für Eisenbahnen, Post und Telegraphen und für Justizwesen zur Vorberathung überwiesen. Der Entwurf lautet:

Die gesetzliche Zeit in Deutschland ist die mittlere Sonnenzeit des fünfzehnten Längengrades östlich von Greenwich. Dieses Gesetz tritt mit dem Zeitpunkt in Kraft, in welchem nach der im vorhergehenden Absatz festgesetzten Zeitbestimmung der 1. April 1893 beginnt."

Einer „Aufforderung von maßgebender Stelle" folgend hat Professor Förster seine letzte Weltzeit-Vertheidigungsschrift verfaßt — vergeblich wie jetzt zu ersehen. Die sehr eingehende Begründung des Gesetzvorschlages geht nicht über den Nachweis der Unzuträglichkeiten hinaus, die mit der Beibehaltung des Ortszeiten-Systems für das moderne Verkehrsleben verknüpft sind, und fügt nur die Versicherung hinzu, daß nach den bereits gemachten Erfahrungen sich mit der Stundenzonen-Zeit ganz leidlich leben lasse. — „Weltzeit?" . . . an den soeben enthüllten Urania-Säulen kann der Berliner sie ablesen, wenn ihm das viel bequemer sein sollte, als sich zu behalten, daß er bis zum 1. April 1893 von dem was seine Taschenuhr zeigt 53½ Minuten und nach diesem Termine eine runde Stunde abzuziehen hat. Im Uebrigen will ja nun das deutsche Reich behilflich sein, sie zu vertagen — ad calendas graecas.

Lehrlingsprüfungen.

Von

Professor **Wilhelm Stieda.**

Durch den vor einigen Monaten in Berlin veranstalteten deutschen Handwerker- und Innungstag sind die Organisationsfragen des Kleingewerbes wieder lebhafter als je in den Vordergrund des Interesses gerückt. Gab schon die auf kaiserliche Anregung einberufene und unter amtlicher Leitung tagende Handwerkerkonferenz des vorigen Jahres Veranlassung zu reger Eröterung aller Wünsche des Handwerkerstandes, so hat die neuerliche, zahlreich aus allen Theilen Deutschlands beschickte Versammlung selbstständiger Gewerbebetreibender erst recht die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die seltene Einmüthigkeit, mit der das in den letzten Jahren oft besprochene Programm auch hier wieder aufgestellt und gebilligt wurde, läßt erkennen, wie weit die Ueberzeugung, daß Reformen nothwendig seien, in diese Kreise gedrungen ist.

Die Unruhe, die seit einem Jahrzehnt etwa unsere Handwerkerkreise ergriffen hat, findet ihre Parallele in der Bewegung der 40er Jahre, insbesondere des Jahres 1848. Die preußische Gewerbeordnung von 1845 hatte, wenn sie auch den Klagen der Handwerker seit 1810 theilweise ein williges Ohr lieh, immerhin die Zunftverfassung im Kerne beseitigt und dadurch große Unzufriedenheit hervorgerufen. Es wurde beklagt, daß man nunmehr sich zu leicht niederlassen könne, und, um der größeren Konkurrenz zu entgehen, hauptsächlich der Wunsch laut, den Nachweis einer genügenden Vorbereitung und Befähigung zum Handwerksbetriebe gesetzlich zu machen. Dieselbe Forderung, 1849 für Preußen größtentheils verwirklicht, in der Gewerbeordnung von 1869 dann wieder fallen gelassen, ist heute auf's Neue aufgetaucht. Beruft man sich heute auf einen kaiserlichen Wunsch, das deutsche Handwerk wieder die geachtete Stellung einnehmen zu sehen, die es im 16. Jahrhundert und vor dem 30jährigen Kriege aufwies, so kolportirte man

1848 einen Ausspruch Friedrich Wilhelm IV. „dem unterdrückten Handwerkerstande müsse geholfen und derselbe wieder zu seiner alten Ehre, Sitte, Zucht, Ordnung und Wohlstand geführt werden". Aber wenn man auch in Preußen unter dem Drucke der mit großer Dringlichkeit und Einstimmigkeit ertönenden Klagen sich zum Erlaß der Verordnung von 1849 verstand, — zwanzig Jahre später hatte man allgemein eingesehen, daß die Regierung sich hatte zu Zugeständnissen an die Handwerker verleiten lassen, die diesen selbst weder Vortheil noch Schutz gewährten. Wirklich hörten die Klagen der preußischen Handwerker nach 1849 keineswegs auf. Bereits 1853 hatte der Ausschuß für Handel und Gewerbe beim Ministerium des Innern über eine ganze Reihe von Petitionen, die eine Reform der bestehenden Gesetzgebung beantragten, zu berichten, und drei Jahre später lagen dem Abgeordnetenhause nicht weniger als 69 Gesuche aus verschiedensten Landestheilen vor, mit dem Ansinnen, dem Verfall des Handwerkerstandes durch Erlaß von Gesetzen entgegenzutreten. Da wünschte man den Zunftzwang wieder eingeführt, das Magazinwesen beschränkt, die Arbeitsgrenzen zwischen einzelnen Handwerken näher bestimmt, die Niederlassung junger Meister erschwert zu sehen — kurz die Rückkehr zu den alten, unhaltbaren, kaum überwundenen Zuständen.

Aehnliche Erfahrungen würde man ohne Zweifel auch in der Gegenwart machen, wenn die Gesetzgebung in der That die reaktionären Wünsche der Handwerker zu berücksichtigen bereit sein sollte. Damit ist freilich nicht gesagt, daß man die weitere Entwickelung getrost sich selbst überlassen kann. Niemand wird dem Existenzkampf des Kleingewerbes gegen die Großindustrie ruhig zusehen wollen. Kein Volkswirth oder Staatsmann kann gleichgiltig bleiben bei der Wahrnehmung, daß eine erheblich große Zahl tüchtiger und leistungsfähiger Bürger materiell zurückgeht, immer tiefer sinkt und in immer größere Abhängigkeit vom Kapital geräth. Um so weniger wird eine derartige Lauheit Platz greifen dürfen, als ja an eine völlige Auffaugung des Kleinbetriebes durch den Großbetrieb nicht zu denken ist. Die drei Unternehmungsformen: Handwerk, Hausindustrie, Fabrik werden, wie sie sich nacheinander entwickelt haben, auch nebeneinander bestehen, und nichts wäre unbegründeter, als die Annahme, daß mit dem Emporkommen der letzteren für das Handwerk die Zeit zum Verschwinden gekommen wäre. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß für jede dieser drei Formen ein, wenn auch mit fließenden Grenzen, so doch bestimmtes und erkennbares Arbeitsgebiet vorhanden ist. Das Problem der Gegenwart kann daher nicht sein, das Handwerk mit Vorrechten auszustatten, wie es sich deren

erfreute in einem Zeitalter, wo der Wettbewerb der Fabriken gar nicht da war, sondern ihm die Betriebsvortheile, die der Großindustrie zu ihrer entscheidenden Stellung im heutigen Wirthschaftsleben verholfen haben ebenfalls zu verschaffen.

Ohne nun hier im Einzelnen erörtern zu wollen, wie das möglich wäre, sei nur ein Punkt herausgegriffen, auf den die Handwerker heute so große Hoffnungen zu setzen pflegen — der Zwang der Meisterprüfungen. Der Wunsch nach Einführung des Befähigungsnachweises geht von der vortrefflichen Erwägung aus, daß man dem Handwerker, um ihn widerstandsfähiger zu machen, Gelegenheit geben müsse, seine Leistungsfähigkeit zu steigern. Nur derjenige soll einen Betrieb eröffnen dürfen, der Vollkommenes leistet. Seine innere Tüchtigkeit wird dann den Sieg davon tragen über die freilich billigeren aber weniger haltbaren und den individuellen Geschmack weniger angepaßten Fabrikwaaren. Wer eine Prüfung bestehen will, muß etwas ordentliches gelernt haben, also der Prüfungszwang wird eine bessere gewerbliche Ausbildung, eine Hebung der Standesehre, stärkeren Verdienst bewirken. Ob aber alle diese Folgen sich zeigen werden, ist doch sehr fraglich. Zu welchen Unzuträglichkeiten der Befähigungsnachweis führen würde, ist schon oft erläutert worden. Indeß bei alledem steckt ein guter Gedanke in dem Vorschlag zur Einführung von Prüfungen. Es kommt nur darauf an, an welcher Stelle sie obligatorisch gemacht werden sollen.

Da scheint es uns nun zweckmäßiger zu sein, nicht von oben nach unten, sondern umgekehrt reformiren zu wollen. Eine bessere gewerbliche Ausbildung des Einzelnen als seither ist unbedingt nöthig, wenn dem Handwerk sein Arbeitsgebiet erhalten bleiben soll. Aber um diese zu erreichen, empfiehlt es sich nicht, den angehenden Meister zu prüfen, sondern dafür Sorge zu tragen, daß der Lehrling etwas lernt, und sich davon zu überzeugen, daß dieser Fortschritte macht. Statt der Meisterprüfungen scheinen uns mithin Lehrlingsprüfungen der Punkt zu sein, auf den es ankommt.

Wenn Meisterprüfungen kaum das erzielen, was sie beabsichtigen, nämlich dem Publikum Garantie für untadelhafte Arbeit zu bieten, so haben die Lehrlingsprüfungen den Vortheil, daß sie einen heilsamen Zwang auf das Maaß des Fleißes und der Ausdauer seitens der Lernenden ausüben. Wer diese Prüfung nicht besteht, sollte eben nicht weiter aufrücken, nicht zum Gesellen gesprochen werden dürfen, sondern müßte verurtheilt sein, von Neuem anzufangen. Den Lehrlingsprüfungen wohnt ein erzieherisches Moment inne. Die Anerkennung, die der junge

Mann mit der Urkunde über das bestandene Examen erhält, beweist seine Tüchtigkeit und sein Streben.

Der Jüngling muß sich sagen, daß er durch eine befriedigend verlaufene Prüfung sein späteres Fortkommen erleichtert. Der heranwachsende Knabe wird mithin im Zaume gehalten, vor Unbotmäßigkeit und Lüderlichkeit bewahrt. Ist aber ein guter Grund gelegt, in dem jungen Menschen die Lust am Erwerb von Fertigkeiten, die Freude am Können geweckt, so darf man der weiteren Entwickelung mit Vertrauen entgegensehen. Das Streben vorwärts kommen zu wollen, liegt zu sehr in der menschlichen Natur, als daß es nicht bei gut erzogenen Menschen auch wenn der Zwang aufhört, weiter wirken sollte. Fachlich gut ausgebildete Lehrlinge werden überall als Gehülfen willkommen sein, den Trieb, sich zu vervollkommenen, auch in dieser Stellung bethätigen und schließlich als junge Meister durch treffliche Leistungen den Kundenkreis an sich zu fesseln wissen.

Für die Beurtheilung der Prüfung ist es augenscheinlich leichter, die Leistungen eines Lehrlings mit einem allgemeinen, gültigen Maaßstabe zu messen, als die eines angehenden Meisters. Und was bei diesem verhängnißvoll für sein ganzes Fortkommen werden kann, nämlich der tadelnswerthe oder mangelhafte Ausfall, kann bei jenem zum Vortheil gereichen. Unverkennbar wird bei der Lehrlingsprüfung hervortreten, nach welchen Richtungen die Ausbildung des jungen Mannes zu wünschen übrig läßt. Den langjährigen Gesellen der im Begriff steht sich als Meister niederzulassen auf Lücken seiner Kenntnisse und Fertigkeiten hinzuweisen, hat wenig Sinn. Der Lehrling dagegen vermag solche Winke zu benutzen, da er jung genug ist, auf den Gebieten, die er noch nicht beherrscht, seine Lernzeit weiter ausdehnen zu können.

Endlich ist es nicht gering zu schätzen, daß durch die Ergebnisse der Lehrlingsprüfungen eine schätzbare Uebersicht über die Entwickelung des Lehrlingswesens und der Berufsbildung im Allgemeinen gewonnen wird. „Man wird" — sagt Krebs in seiner werthvollen Schrift über die Organisation und Ergebnisse der Lehrlingsprüfungen im In- und Auslande sehr richtig — „bei fleißiger und systematischer Beobachtung aller Einzelheiten, z. B. der von den Lehrlingen genossenen Vor- und Fortbildung, der Anzahl der Lehrjahre, der Berufsarten, der erzielten Noten in der theoretischen und praktischen Prüfung, einen Einblick erhalten in die Mängel unserer Volks- und Fachbildung, in die sozialen Verhältnisse unseres Gewerbestandes und dadurch auch mit der Zeit in verschiedener Beziehung wichtigere und energischere Mittel zur Bekämpfung der bezüglichen Uebelstände ausfindig machen."

Sieht man sich um, wie weit in der Gegenwart Lehrlingsprüfungen durchgedrungen sind und Anklang gefunden haben, so ist mit Ausnahme von Württemberg aus Deutschland nicht viel Erhebliches zu melden. Wo Fachschulen oder Lehrwerkstätten vorkommen, verstehen sie sich von selbst. So ist z. B. in den Lehrwerkstätten, welche die preußische Staatseisenbahnverwaltung ins Leben gerufen hat, vorgesehen, daß die Lehrlinge am Ende eines jeden Jahres in Herstellung irgend eines gangbaren Werkzeuges oder Geräthes den Beweis für die gemachten Fortschritte liefern müssen und die Lehrzeit mit der Anfertigung eines Gesellenstücks abschließen. Aber im Allgemeinen sind Fachschulen und Lehrwerkstätten spärlich in Deutschland gesäet und so hat man die Organisation von Lehrlingsprüfungen gleichfalls noch nicht ausreichend erwogen. Die Innungen in Preußen und Sachsen haben sich dafür interessirt, meist aber begnügt man sich mit Empfehlung der Ausstellungen von Lehrlingsarbeiten und hofft auf diesem Wege dasselbe zu erreichen, was durch die Prüfungen angestrebt werden soll, nämlich sich von dem Maaße der erworbenen Fertigkeiten und Kenntnisse überzeugen und Anreiz zur sorgfältigen Durchbildung des Lehrlings geben zu können. So in Preußen, in Bayern, in Hessen. In Baden, wo man diesem Systeme gleichfalls huldigte und es durch Einführung von Preisbewerbungen und gemeinsame Aufgaben zu vervollkommenen sich angelegen sein ließ, hat im Dezember 1882 die Regierung den Gewerbevereinen empfohlen, mit den Ausstellungen von Lehrlingsarbeiten Lehrlingsprüfungen zu verbinden. Demgemäß hat der Ausschuß der Landes-Gewerbehalle eine Lehrlingsprüfungsordnung aufgestellt, die allerdings zu einer obligatorischen noch nicht geworden ist.

Sehr gute Erfahrungen hat man mit Lehrlingsprüfungen in Württemberg gemacht.

In Württemberg fanden vor dem Jahre 1828 Lehrlingsprüfungen nur selten statt, gleichwohl war ihre Wichtigkeit doch so weit anerkannt, daß in dem Regierungsentwurf des Gewerbegesetzes von 1828 die Einführung der obligatorischen Lehrlingsprüfung für alle zünftigen Gewerbe vorgesehen war. Indeß von der Kammer der Abgeordneten bekämpft, wurde der Vorschlag nicht Gesetz. In der Gewerbeordnung fand blos die Erklärung Aufnahme, daß die Anordnung einer Lehrlingsprüfung, sowie die Bezeichnung derjenigen Gewerbe, bei welchen sie stattfinden solle, der Regierung vorbehalten bleibe (Art. 26). Darauf hin bestimmte die 1830er Instruktion zur Gewerbeordnung von 1828 eine Lehrlingsprüfung für die meisten zünftigen Gewerbe als Regel am Schlusse der Lehrzeit, und die Instruktion von 1851 dehnte sie auf alle

zünftigen Gewerbe aus. Als nun im Jahre 1859 die Königliche Centralstelle für Gewerbe und Handel vom Ministerium den Auftrag erhielt, Vorschläge für eine etwaige Reform der Gewerbeordnung zu machen, bezeichnete sie als eine der Grundlagen hierfür „die Ausbildung eines wohlorganisirten gewerblichen Prüfungswesens". Sie betonte, daß die Lehrlingsprüfungen ein um so dringenderes Bedürfniß seien, je freier man im Uebrigen die Bewegung der Arbeitsthätigkeit mache. Gebe man die Gewerbelehre frei, so sei eine doppelte Aufmerksamkeit nothwendig, um den Mißbrauch jugendlicher Kräfte zu verhüten und zu erkennen, wer eine gute, wer eine schlechte Gewerbelehre ertheile. Als eine Bedingung für den Eintritt in den Gesellenstand, wie bisher üblich, sollte dabei die Lehrlingsprüfung nicht anzusehen sein. Man berief sich auf das Beispiel Englands, wo die Society of arts ein zwar freiwilliges, aber über ganz England verzweigtes Prüfungswesen in's Leben gerufen hätte, welches die erfreulichsten Erfolge aufweise. Demgemäß brachte die Regierung, indem sie ganz richtig meinte, auf die freie Vereinsthätigkeit nicht sich verlassen zu können, in dem nun folgenden Gesetzentwurfe eine Lehrlingsprüfung in Vorschlag, welcher der Lehrling sich nur mit Zustimmung seines Vaters oder Vormundes sollte unterziehen können, „damit denjenigen, welche Kinder oder Pfleglinge einem Gewerbeunternehmer zur Heranbildung und Erziehung anzuvertrauen in der Lage sind, durch eine öffentliche Einrichtung Gelegenheit gegeben ist, von der gewissenhaften Erfüllung der Ihnen gegenüber übernommenen Pflichten Ueberzeugung zu erlangen". Indeß war auch selbst in der Kammer der Abgeordneten für eine solche Anordnung keine Stimmung. Man wollte in einem Augenblick, wo man die Zünfte aufhob, dem Individium die Freiheit, sich die Laufbahn seines Lebens nach eigenem Gutdünken zu wählen, nicht durch eine Prüfung verkümmern. So sah denn das Gewerbegesetz von 1862, das auf voller Gewerbe-Handels- und Niederlassungsfreiheit beruhte, von der obligatorischen Lehrlingsprüfung ab, und mit der Aufhebung der Zünfte fielen die bis dahin üblichen Lehrlingsprüfungen.

Gleichwohl behielt die Centralstelle für Gewerbe und Handel die Prüfungen im Auge und sorgte dafür, daß sie sich freiwillig einbürgerten. In den ersten Zeiten nach Einführung der Gewerbefreiheit stieß das auf Schwierigkeiten. Allein die Herausgabe des gewerblichen Fragebuches für Prüfungskommissionen, das unter der Redaktion von Dr. Karmarsch in 5 Heften erschien, hielt das Interesse für die Veranstaltung von Lehrlingsprüfungen wach und als im Jahre 1875 von Reichswegen eine Enquête über die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeit-

nehmern ausgeführt wurde, sprachen sich viele Stimmen für Prüfungen aus. Allmählich kamen dieselben seitens einzelner Gewerbevereine, welche die Angelegenheit in die Hand nahmen, in Gang und fanden beifällige Aufnahme. Sie erstreckten sich theils auf Ausführung praktischer gewerblicher Arbeiten, mit Fragen, die sich auf die Kenntniß vom Gewerbe im Ganzen bezogen, theils auf die für das Gewerbe wichtigsten Schulfächer, insbesondere auf Zeichnen und Modelliren. Bei Durchführung dieser Prüfungen machte man die Erfahrung, daß

1. eine ordentliche Behörde zu denselben hinzugezogen werden müßte, um Gleichförmigkeit in der Behandlung zu sichern, und
2. die Unterrichtsfächer der gewerblichen Fortbildungsschulen den Prüfungsgegenständen eingereiht werden sollten.

Daher beauftragte der Minister die Centralstelle für Gewerbe und Handel mit dem Entwurfe einer Lehrlingsprüfungsordnung, die nach erfolgter königlicher Genehmigung vom 26. Juni 1881 zunächst versuchsweise an denjenigen gewerblichen Fortbildungsschulen zur Anwendung kam, welchen ein Gewerbeschulrath vorsteht und deren Gemeinden sich zur Uebernahme eines Theils der Prüfungskosten bereit erklärten. Diese Ordnung brachte die schon 1862 geplante Organisation. Sie sieht die Bestellung einer Prüfungskommission durch die Fortbildungsschule und den Gewerbeverein, der die Prüfung veranstalten will, vor und zieht die Gemeinde mit dem Staate zusammen zur Deckung der Unkosten heran. Die Prüfung selbst ist eine freiwillige und erstreckt sich sowohl auf Schulfächer, als auf die Kenntnisse von der Werkstätte. Alle jungen Leute, welche sich melden, müssen zur Prüfung vorgelassen werden und dürfen die Fächer, in denen sie geprüft sein wollen, sich selbst wählen.

An diesen Grundsätzen, insbesondere der Kombination von Schul- und Werkstätteprüfung, hat eine neuere Verordnung, die am 12. August 1885 die königliche Genehmigung erhielt, nichts geändert. Nur einige Zusätze sind gemacht, um auch kaufmännische Lehrlinge besser als bisher der Prüfung unterziehen zu können.

Die Resultate, die mit dieser Prüfungsordnung erzielt worden, sind sehr erfreulich. Von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl der Lehrlinge, die sich ihnen unterwerfen, zu. Es wurden Prüfungen gehalten:

im	Jahre	1882	an	26	Orten	mit	268	Lehrlingen
„	„	1883	„	37	„	„	476	„
„	„	1884	„	45	„	„	502	„
„	„	1885	„	45	„	„	579	„

im Jahre	1886	an	48	Orten	mit	745	Lehrlingen
" "	1887	"	60	"	"	822	"
" "	1888	"	60	"	"	801	"
" "	1889	"	68	"	"	1144	" *)

Außerhalb Deutschlands hat man sich neuerdings besonders in der Schweiz um die Ausdehnung der Lehrlingsprüfungen bemüht und ihre zweckdienliche Organisation angestrebt. Die vorhin genannte Schrift von Krebs verbreitet sich über die getroffenen Anordnungen ausführlich. Theils haben die Gewerbevereine ihre Einrichtung in die Hand genommen, theils haben einige Berufsverbände, wie die schweizerische Uhrmachergenossenschaft, der Bäcker- und Conditorenverband, der Photographenverein und andere sich um die Durchführung verdient gemacht. Der schweizerische Gewerbeverein beabsichtigt jetzt mehr System in die vorhandene Verschiedenartigkeit hineinzubringen und unterstützt seine einzelnen Sektionen, die Lehrlingsprüfungen veranstalten wollen, mit Beiträgen. Bei der Prüfung, die sich auch auf solche Lehrlinge erstrecken kann, deren Lehrmeister nicht Mitglieder des veranstaltenden Vereins sind, soll in erster Linie die erlangte Berufstüchtigkeit in's Auge gefaßt werden. Es muß ein Probestück angefertigt und der Lehrling darauf hin geprüft werden, ob er die nöthige Kenntniß der Werkzeuge, der Roh- und Hilfsstoffe und ihrer Verwerthung im betreffenden Gewerbszweige besitze. Erst in zweiter Linie kommen die im Zeichnen, Buchhaltung, Rechnen und Schreiben, Geschäftsaufsatz, oder die auf dem Gebiete allgemeiner Schulbildung erlangten Kenntnisse in Betracht. Die Prüfungskommission soll aus mindesten 2 Fachmännern der vertretenen Gewerbszweige unter Vorsitz eines Obmannes bestehen, und es wird ihr an's Herz gelegt, hauptsächlich auf exakte, saubere, zweckentsprechende Arbeit und schöne Formen zu sehen.

Ob es sich empfiehlt, über die Lehrlingsprüfungen gesetzliche Bestimmungen in unsere Gewerbeordnung aufzunehmen, ist eine andere Frage. In den von Garbe**) ausgesprochenen Vorschlägen zum Erlaß eines Reichsgesetzes, betr. die gewerbliche Ausbildung von Lehrlingen, sind selbstverständlich die Prüfungen nicht vergessen. Jeder Lehrling soll hiernach am Ende der Lehrzeit eine Prüfungsarbeit oder ein Probestück unter entsprechender Aufsicht herstellen, das er aber nur beginnen kann, wenn er die Bescheinigung des Schulvorstandes erbringt, daß er

*) Die Entstehung und Entwickelung der gewerblichen Fortbildungsschulen in Württemberg. 1887. Stuttgart. S. 67—76.

**) Der zeitgemäße Ausbau des gesammten Lehrlingswesens. 1887.

den Anforderungen des Fortbildungsunterrichtes genügt hat. Diese Probestücke werden ständigen Prüfungskommissionen, die aus Fachleuten unter dem Vorsitz technisch gebildeter Regierungsvertreter zusammengesetzt sind, zur Beurtheilung vorgelegt. Werden sie hier als ausreichend angesehen, so haben die Lehrlinge vor der Kommission eine schriftliche und eine mündliche Prüfung zu bestehen, die sich hauptsächlich auf Einrichtung und Betrieb sowie die Kenntniß der Materialien ihres Faches zu erstrecken hat und den Umständen billig angepaßt wird. Sicherlich ist mit diesen Grundzügen der richtige Weg gewiesen; es ist mir nur zweifelhaft, ob ihre obligatorische Anordnung nöthig oder auch nur zweckmäßig ist. Es müßte genügen, wenn man es den Gewerbevereinen, Genossenschaften, Innungen überließe, sie in's Leben zu rufen. Immerhin wäre eine regierungsseitige Empfehlung und Unterstützung, namentlich bei den Innungen, die sich auf dem Gebiete des Lehrlingswesens doch nicht so auszeichnen, wie man erwartet hat, sicherlich angebracht.

Wie sollen wir unsere evangelischen Kirchen bauen?

Von

Professor A. Tiede.

Das Kirchengebäude der evangelischen Gemeinde soll der sichtbare Ausdruck ihres glaubenskräftigen Lebens und Wirkens in allen sozialen Beziehungen sein. Es soll nach der Ueberzeugung vieler evangelischen Christen sein vornehmster, der geistlichen Erhebung durch das Wort und im Gebet gewidmeter Bautheil ein nicht übergroßes, den religiösen Grundgedanken kunstvoll darstellendes Gemeindehaus sein und nicht scheinen wollen, wie der heidnische Tempel, das „goldreiche, fernstrahlende Haus" des unbekannten Gottes, oder wie der hochgewölbte römische Dom, den die schwärmerische, romantische Phantasie für Geheimnisse, die ohne Inhalt für eine evangelische Seele sind, aufgebaut als ein sichtbares Zeichen der geistlichen Gewalt, der allmächtigen Hierarchie, die alle Lebensordnungen überwacht und beherrscht.

Die Baumeister, welche heut solche Werke schaffen, „sagen", wie Jakob Burkardt treffend ausspricht, „im neunzehnten Jahrhundert noch einmal das Pensum des vierzehnten auf".

Das neue, unsere Zeit bewegende, rege kirchliche Leben, das aus so manchen Kreisen hervordrängt und in hervor ragenden Schriften beredten Ausdruck findet, verlangt dringend eine Umwandlung der Raumform für den evangelischen Kirchenbau und den absoluten Bruch mit der an die katholische Kirche erinnernden Grundform des Bauplanes; es fordert von dem Baumeister in Erkenntniß seiner kulturellen Aufgabe „das gefährliche Gift der Romantik" bei seinen Entwürfen zu meiden; durch ernstes Studium der Reformgedanken auf kirchlichem Gebiet sich von den Bedürfnissen des reinen evangelischen Gottesdienstes zu unterrichten und damit ganz zu durchdringen. Man will nicht reformirte, lutherische oder irgend andere kirchliche Bekenntnisse in ihren Gegensätzen berücksichtigen, sondern Luther's Reformationswerk in der Verfassung

der evangelischen Gemeinde ausbauen, um die Kirche so lebenskräftig werden zu lassen, daß durch ihre Lehre an alle Welt die christlichen Bekenntnisse sich endlich friedfertig umschließen und zu einer betenden Gemeinde zu einen vermögen.

Erfüllt von diesem Glauben und der Hoffnung auf eine endlich kommende Vollendung der evangelischen Kirche zu solch' einheitlichem Sein, sollen die Baumeister, deren Werke Jahrhunderte überdauern, an ihre dankbare Aufgabe mit frischem künstlerischen Schaffen und theilnehmenden Sinn heran treten, um Anordnung und Formensprache für den evangelischen Kirchenbau aus den Reformbestrebungen der geistlichen Welt heraus zu neuen, selbständigen Kunstwerken zu gestalten.

Zur Begründung der Programmbedingungen für den evangelischen Kirchenbau sei zunächst gestattet von dem Ziele für die Organisation der evangelischen Gemeinde mit den eignen Worten jener in der lebendigen Ueberlieferung feststehenden Männer zu reden, welche diese Organisationsfragen behandelt haben*). Manche der dort ausgesprochenen Gedanken erinnern an das Leben der urchristlichen Gemeindevereinigungen.

Sie wollen die Selbstverwaltung der Gemeinde als einzig wahres Ideal eingeführt wissen, damit das Leben aller Mitglieder sich klar und durchsichtig vor der ganzen Gemeinde entfalte. Es sollen die großen Stadtverbände in kleinere Gemeinden unter freier Parochiewahl mit gleichem Recht für Arm und Reich getheilt werden; im Sinne des altchristlichen Gemeindeverkehrs; so weit in der Mitgliederzahl beschränkt, daß Alle sich gegenseitig kennen und beeinflussen können. Die Glieder sollen so untereinander ihre allgemeine Priesterpflicht bethätigen; die große Aufgabe der Gegenwart, der Ausgleich der sozialen Gegensätze sich vollziehe an dieser Stelle, wo aller Unterschied der Stände zwar nicht aufhört, aber aufgehoben wird in einer höheren Gleichheit und Einheit. Die Pastoren- oder Priesterkirche soll aufhören. Ein allgemeines Priesterthum der Arbeit und der gegenseitigen Handreichung in humanitärer und innerer Missionsvereinsthätigkeit, sowie der freien Geselligkeit der Mitglieder soll an ihre Stelle treten.

Mit der Bildung solcher kleinen Seelsorggemeinden wird die Reform der Gottesdienstordnung Hand in Hand gehen, um im sozialen

---

*) Die Schriften des Professors Bornemann. — Die evangelische Gemeinde von Dr. E. Sulze. — Die evangelisch-sozialen Zeitfragen (Professor Dr. O. Baumgarten). — Die christliche Welt (Pfarrer Dr. M. Rade). — „Der evangelisch-soziale Congreß“ von Prof. Ad. Harnack. Preuß. Jahrb. Bd. 65.

Sinn die lutherische Freiheit für den Christen zu erringen, welche ihren Grundton hat in jener herrlichen Paradoxie:

„Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Ding und Niemand unterthan;
Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Ding und Jedermann unterthan."

Die Bedingungen eines solchen Gemeindelebens werden den Mitgliedern also eine vollere Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit auferlegen. Sie werden Selbstthätigkeit zur Bewährung ihrer Selbstständigkeit fordern. Der Gottesdienst wird eine aktivere Thätigkeit des Laien-Elementes bedingen.

Er vereinigt die Gemeinde zur Erbauung aus der heiligen Schrift und der Geschichte der christlichen Religion und Kirche; er vereinigt die Gemeinde im Gebet und Lobgesang dem Schöpfer aller Dinge. Daneben ist das heilige Abendmahl die Feier, in welcher die Gemeinde ihre Lebensgemeinschaft zur Darstellung bringt und am innigsten empfinden soll.

Der Geistliche leitet die Gemeinde, ihm stehen Laien helfend in seelsorgerischer Thätigkeit zur Seite, um die Armen- und Krankenpflege, die Fürsorge für Kinder, Altersschwache und moralisch Elende auszuüben.

Die evangelische Kirchenanlage soll ferner alle die Räume umfassen, die das bewegte Leben der Gemeinde mitbringt; Räume für die Verwaltung, für die Urkunden ihrer Geschichte, für den Unterricht in der Religion, für ihre Vertreter und Mitarbeiter und für den geselligen Verkehr ihrer Mitglieder.

Für alle diese Bedürfnisse müßte thunlichst in einem gewissen Zusammenhange gebaut werden, soweit die Mittel verfügbar sind und die lokalen Verhältnisse es immer gestatten. In vielen ländlichen Gemeinden wird diese Kirchenanlage freilich in den meisten Fällen einfacher, weniger umfangreich zu ordnen sein, als in den städtischen namentlich den großstädtischen Kreisen, die eine größere Steuerkraft besitzen. In ländlichen Gemeinden ist die Noth der Zerstreuung der Gemeindeglieder auch selten so groß, als in der Stadt.

Mit diesen Baubedingungen ist dem Baumeister eine Fülle von Aufgaben für den Entwurf des Baues einer Seelsorg-Kirchenanlage gegeben. Und diese Aufgaben soll er in einer Weise lösen, daß sein Werk trotz der neuen Bedingungen sich anlehnt an das Gewohnheitsbild, welches das Volk von der Gestalt einer Kirche im Herzen trägt, um das Alte zu bewahren solange wie möglich, damit auch sein Gutes geschont werde, ehe das Neue aus dem Bedürfniß der Zeit überzeugend hervorspringt und Aller Beifall erringt. — Gewiß, fördern die Baumeister die Frage der Bauform für die evangelische Seelsorg-Gemeinde,

führen sie dieselbe einer trefflichen Lösung zu, dann werden sie in dem sozialen Kampf unserer Zeit mitwirken und für die Erweckung und die Erhaltung des religiösen Lebens im Volke mitarbeiten in einem Sinne, der mehr Werth hat, als alle malerische Formenschönheit der heutigen Kirchenarchitektur, die das sehnende Herz unbefriedigt läßt — wohl Ahnungen des Ewigen weckt, aber das Verlangen nach Frieden nicht stillt.

Es müßte eine vollkommene Anpassung an die inneren Lebensbedürfnisse ein besonderes Streben des Baumeisters sein, um in der Menschenseele jenes heimliche Gefühl des Wohlbehagens durch sein Werk wachzurufen, das sie öffnet, — den Armen und sich unterdrückt Fühlenden, wie den Reichen — den einfach unterrichteten wie den hoch gebildeten Menschen zugleich einladet zu einmüthigem Eintritt in die religiöse Glaubensgenossenschaft.

Die Baumeister würden der evangelischen Kirche helfen die einzig wirksame Macht zu erringen, die den revolutionären Umtrieben unserer Zeit Widerstand leistet und die bürgerliche Gesellschaft vor den Gefahren schützt, welche ihr durch die sozialdemokratische Verbindung der Armen drohen. Jener Verbindung, — von welcher der Pfarrer von Soden treffend sagt:

„Was ist die Sozialdemokratie anderes für viele ihrer unschuldigen Anhänger, als eine enge Verbrüderung mit dem ausgebildetsten Gemeindebewußtsein auf Grund einer gemeinsamen Religion in Verbindung mit der praktischen gegenseitigen Hilfeleistung?" — jener Verbindung, der allein die evangelische Seelsorggemeinde erfolgreich ihre reformatorische Macht entgegenstellt, aus welcher „Gottesgüter fließen aus dem einen in den anderen und gemein werden, daß ein Jeglicher sich des Nächsten annehme, als wäre er es selber".

Und die Baumeister könnten bei dieser Machtentfaltung mit ihrem Werk das Familien- — das Gemeinde- — und das Staatsleben wieder füllen helfen, mit allen sozialen Tugenden, die der Herzschlag des Lebens in altprotestantischer Zeit einst waren.

Welch ein dankbarer, segenbringender Beruf! —

Das achtzehnte Jahrhundert hat bereits eine Entwickelung des evangelischen Kirchenbaues gebracht. In Frankfurt, Hamburg, Dresden, Berlin u. a. O. sind mancherlei Anlagen gemacht, welche Keime für den protestantischen Kirchenbau enthalten. Anlagen, welche nach Luthers Wort gebaut sind, „damit die Christen mögen zusammenkommen, beten, Predigten hören und das Sakrament empfangen". Vor allem hat der Rathsbaumeister G. Bähr mit seiner Frauenkirche zu Dresden (Rundbau) eine bedeutsame Lösung gebracht. Er hat völlig mit der katholi-

schen Tradition gebrochen und doch jeden profanen Charakter in der Erscheinung seines Baues gemieden.

Die St. Gertraudenkirche von Fr. Schinkel und das Domprojekt von Herrmann Spielberg zeigten dann zum ersten Mal eine Lösung, in welcher die Predigtkirche von der Altarkirche mit bewußter Absicht getrennt ist. Für den evangelischen Kirchenbau der Zukunft wird die Beantwortung der Frage, ob eine solche Zweitheilung des Bauplans angezeigt ist, von der allergrößesten Wichtigkeit werden. Sulze wünscht nur einen einzigen Raum für die Predigt und die Sakramentsfeier, „will aber nicht darüber entscheiden, ob eine Sakramentskapelle neben der Predigtkirche nothwendig und zweckmäßig ist. Jedenfalls müßten dann beide Räume wirklich von einander getrennt sein".

Die evangelische Kirche bedarf keinenfalls einer Choranlage im Sinne des römischen Kirchbaues, in welcher das Allerheiligste sich vollzieht im geweihten Kreise der Priesterschaft. Für die evangelische Kirche sind die Seelen der Gemeindeglieder das Allerheiligste, in ihnen wohnt Gott. Ein Chorraum ist deshalb für sie eine Anlage ohne jeden Inhalt, eine leere Schmuckform, ein großer Platz, „wo Niemand sitzt" und es wird der zukünftige Bauplan des evangelischen Gotteshauses einen Chor (in den gewöhnlichen Grundrissen der kurze Arm des Langschiffs, in dessen Mitte der Altar steht) nicht enthalten dürfen.

Damit ist aber dem Baumeister ein Moment genommen, das wesentlich mitwirkt zur Gestaltung des alten Kirchenbildes, welches ja soweit es immer möglich ist, das Gleiche bleiben soll, wie anders auch die gottesdienstliche Funktion den Innenraum fordert.

Hier nun würde die Zweitheilung des evangelischen Kirchenbauplanes in einen Predigt- und einen Sakramentsraum günstig als Ersatz für die entbehrliche römische Choranlage wirken. Dieser Letztere würde eine solche Größe und architektonische Bedeutung erhalten müssen, daß der Fortfall der Choranlage völlig aufgewogen würde. Der Anschluß der Sakramentskapelle an den Predigtraum mag dann in völlig freier Gruppirung oder in axenmäßiger Beziehung zur Längs- oder Querrichtung des Predigtraumes entworfen werden, immer müßten beide Räume völlig getrennt sein, wie Sulze es fordert und dies ist unschwer durch die schöne, wirkungsvolle Form des mittelalterlichen Lettnerbaues zu erreichen.

Aus dieser architektonischen Erwägung möchte es sehr zweckmäßig sein, die Frage der Zweitheilung des evangelischen Kirchenbauplanes vorläufig als eine offene anzusehen, wenn auch ein großer Theil der evangelischen Geistlichkeit dieselbe aus mancherlei Rücksichten nicht für

angezeigt halten dürfte und wenn auch die Gemeinde Abendmahlsfeier, Taufe und Trauung in einer Kapelle neben den Predigtraum nicht sympathisch aufnimmt, sondern diese kirchlichen Handlungen an gleicher Stätte begehen will, an welcher sie sich aus Gotteswort sonntäglich erbaut. Es kömmt für eine glückliche Lösung dieser wichtigen Frage alles darauf an, durch vielseitige architektonische Arbeit zu prüfen, ob die Anordnung der beiden Räume neben einander sich so gliedern läßt, daß jeder Widerspruch aus geistlichen Kreisen heraus überwunden wird und die würdige Erscheinung eines solchen Baues den ungetheilten Beifall der Gemeinde erringt.

Eine solche Arbeit ist um so mehr geboten, als die Aufstellung des Sakraments=Altars im Predigtraum unter allen Umständen großen Schwierigkeiten, sowohl hinsichtlich der Bedeutung der Predigt an sich als auch der Sakramentsfeier begegnet. Denn der Prediger soll im Mittelpunkt seiner Gemeinde, also auch des Predigtraumes stehen; der Sakramentsaltar müßte gleichfalls in den Mittelpunkt der feiernden Gemeinde gerückt werden und so konkurriren diese beiden gottesdienstlichen Handlungen um den bedeutsamsten Platz des einen Raumes oder es wird für den Sakraments=Altar sofort wieder die katholische Choranlage im Anschluß oder als Ausbau des Predigtraumes als die einzig beste Lösung der Schwierigkeit sich darbieten. Das ist nicht zu wünschen. Bei Offenhaltung der Zweitheilungsfrage wird diese schwierige Bauaufgabe in der Zeit durch die Ausbildung wirklicher Seelsorggemeinden wesentlich erleichtert werden und eine vollkommene Lösung sich finden. Die Aufstellung des Liturgie=Altars im Predigtraume ist ungleich einfacher; er würde um einige Stufen erhöht über dem Fußboden des Predigtraumes, hinter dem niedrigen Kanzelpult, also völlig sichtbar vor der versammelten Gemeinde aufgestellt werden können. Der Prediger soll nicht wie bisher von hoher Kanzel reden, damit eine solche erhabene Stellung über der Gemeinde nicht leicht an die Unfehlbarkeit des römischen Priesterstandes erinnert. Der predigende Seelsorger soll vielmehr nahe seiner Gemeinde, als Gleicher unter Gleichen nur wenige Stufen über dieser im Angesicht der Gemeinde seine rechte Stellung haben und die uralte Form des „Ambon", ein niedriges Pult, wird seine Kanzel sein.

Aus dem Vorgetragenen folgt, daß die Raumform der Predigtkirche eine centrale sein wird. Ihre wesentliche Bestimmung das Wort in ihr deutlich vernehmbar sein zu lassen, wird diese Grundform und den Aufbau beeinflussen.

Das Allerheiligste der Glieder einer Seelsorggemeinde ist ihr Ge-

bet, in ihm opfern sie sich selbst dem Herrn und dies Opfer kömmt in herrlichem Sinn zum Ausdruck in dem gemeinschaftlichen Gesang. Es ist das schönste Gut der evangelischen Kirche, das an die Stelle der katholischen Messe gesetzt ist. Darum wird die Orgel, das Symbol und die Leiterin dieses Gesanges im Angesicht der Gemeinde aufzubauen sein.

Die bisherige Stellung derselben im Rücken der Gemeinde war allein Folge des Entwurfes der Kirchen nach der traditionellen, römischen Form, in welcher die Orgel keine andere Stelle als über dem Eingangsraum zugewiesen erhalten konnte. Die neue Kirche will die Quelle der das Herz berührenden Harmonieen vor Augen haben. Sie bildet für den Bau einen schönen Abschluß des Raumes rechts und links etwas höher als Rednerpult und Liturgie-Altar und ist dort zugleich mit der Sängertribüne kunstvoll anzuordnen.

Die Pflege des Gesanges ist somit ein wesentlicher Theil der neuen gottesdienstlichen Einrichtungen für die Seelsorggemeinde. Auf ihr beruht eine besonders innige Verbindung der Gemeindeglieder, das wissen viele der heutigen Sekten, denn sie bilden in erster Linie bei ihrer Constituirung einen Sängerchor aus ihren Mitgliedern und erreichen damit einen festeren Zusammenhalt derselben. Die Gebäudeanlage für den Gemeindedienst wird also besondere Anstalten zur Uebung des Gesanges an geeigneter Stelle enthalten müssen.

Es wird nicht ausgeschlossen sein, daß im Predigtraume Emporen vorhanden sind. In der Hauptsache aber sollte die Gemeinde im Schiff der Kirche Platz finden können, denn jedes Mitglied der Gemeinde hat in der Kirche gleiches Recht und gleiche Würde. Diese Stellung muß überall zum Ausdruck kommen. So sind auch alle Sitze im Raum frei und offen für Jedermann zu halten, wenn möglichst in Form leicht beweglicher Stühle, um das Gefühl der größten Freiheit und auch des persönlichen Behagens zu wahren. Darin wird die kunstvolle Lösung der Aufgabe überhaupt liegen, den Raum so würdig und ansprechend wie möglich zu schmücken. Es ist ein Anderes in einer großen Kirche des römischen Kultus einige Zeit einer Messe zuzuhören, einige Altäre zu besuchen, um Gebete zu sprechen, sich im Uebrigen aber frei im Raume bewegen zu dürfen und nach freiem Ermessen ihn wieder verlassen zu können — oder im protestantischen Gotteshause auf festem Platz einer Predigt zuhören zu sollen in einer der Würde des Ortes angemessenen Haltung.

Jede mögliche bauliche Rücksicht muß hierauf genommen werden, um nicht das Gefühl einer gewissen Beschränkung und Steifheit entstehen zu lassen. Behaglich, luftig, in kalter Jahreszeit wohl gewärmt

muß der Predigtraum sein, wie es die heutigen Ansprüche nur fordern mögen.

An Nebenräumen sind für den Kirchenbau Sakristeien, Confirmandensäle und Räume für die Ablage der Garderobe der Kirchgänger vorzusehen, denn es ist für die feierliche Vereinigung der Gemeinde unangemessen, wie in einer Volksversammlung im Freien zu erscheinen. Die Kirchen sind ja in kalter Jahreszeit, wie gesagt, gehörig zu erwärmen und da bedarf es keines Schutzes gegen die Witterung.

Der Thurmbau wird zur Aufnahme des Glockengeläutes auch künftig dienen, aber seine Bedeutung fordert keine prahlerische Höhenentwickelung. „Drei Thürme weniger und zwei Betsäle mehr" sagt Sulze.

An diese so skizzirte Plananlage reihen sich weiter jene Baulichkeiten für die Aufnahme der im Eingang genannten humanitären und wirthschaftlichen Einrichtungen. Ihr Umfang und ihre Einzelbestimmung muß in praktischen Fällen näher ermittelt werden.

Die mannigfachen Nebenanlagen zum Kirchenbau werden aber bei einem vollkommen durchgeführten Bau für eine Seelsorggemeinde eine eigenthümliche, gewiß auch künstlerisch auszubildende Gestalt ergeben, die vielleicht in Etwas an die früheren Klosteranlagen in der Form und in der Ausdehnung, wenn auch nicht in ihrer Abschließung von der Außenwelt erinnern wird.

Ein reizvoller von den Nebengebäuden umschlossener Garten dürfte zum Spielplatz der in Pflege gegebenen Gemeindekinder dienen und dem Bau zu besonderem Schmuck gereichen. Die geselligen Vereinigungen der Gemeindemitglieder finden in demselben ebenfalls und in einem angemessenen Saalraum freundliche Ausdehnung und Gefallen.

Genug ein solcher Bau läßt sich wohl künstlerisch behandeln. Natürlich vermag nur ein volles Verständniß der Forderungen für die evangelische Kirche das Haus zu bauen, das ein rechtes Gotteshaus sein soll. Der Baumeister muß sich deshalb gründlich in den Werth und die Bedeutung des Gemeindelebens vertiefen, denn äußerlich angelernte Kunst und Geschicklichkeit „thut's freilich nicht". Der evangelische Geist muß dem Werke Kraft und Schönheit geben, dann wird es zu einem Zeichen werden in dieser glaubenslosen aber auch glaubensbedürftigen Zeit.

An die früher erwähnten Lösungen müssen die Baumeister anknüpfen und im Sinne der heutigen kirchlichen Bestrebungen weiter arbeiten, die Umwandelungserscheinungen der evangelischen Gemeinde als leitende Gesichtspunkte klar vor Augen und warm im Herzen.

Wenn auch dann beeinflußt von nicht zu überwindenden Verhältnissen der Baumeister noch vielmals sich lediglich zum Anschluß an die bisherige katholisirende Tradition bequemen und weiter bauen muß, wie ehedem üblich war, es wird ein Beginn der neuen evangelischen Bauweise doch hier und dort gewonnen sein. Die weite Ausbreitung muß dem endlichen siegreichen Vordringen der neuen Reformation anheim gestellt werden. Hätten wir schon überall angemessen erbaute Kirchen, so würde unser Volk reformatorisch geleitet und Schritt für Schritt von bewußter Seite zu den neuen Formen des geistlichen Lebens geführt, sicherlich unbewußt hineinwachsen in die neuen Gemeindeordnungen und in dem neuen Gotteshause sich wohl fühlen.

Die Baumeister vermögen mächtig und einflußreich auf ihre Mitlebenden zu wirken. Das haben wir alle erfahren im Hinblick auf die moderne, reichlichere Lebensführung unseres Volkes, seitdem im Wohnhausbau an die Stelle der einfachen, altväterischen Einrichtung eine reichere, geschmückte Ausstattung unserer Wohnungen gesetzt ist. Die Baumeister folgten mit ihren Entwürfen aus mancherlei Rücksichten einem sich geltend machenden Effektbedürfniß, der gedankenleeren Forderung nach stetem Wechsel der Mode, nach Steigerung des Luxus und verbreiteten damit in viele, nicht eben günstig situirte Lebenskreise das uns jetzt überall umgebende Scheinleben. Sie vergaßen Schillers ernste Mahnung:

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben. Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch! Mit Euch wird sie sich heben!"

Anstatt ihr Volk zu leiten, wurden sie zu einem virtuosenhaften Nachschaffen historischer Weisen verleitet und dienten nur dem äußeren Schein. Jetzt gilt es auf dem Gebiet der höchsten Bauaufgaben fortzuschreiten, aus der lebendigen Ueberzeugung heraus, daß unserem evangelischen Volk die Erneuerung der Kirche dringend Noth thut mit allen Kräften den Neubau für dieselbe zu erfinden und die Gemeinde Jesu Christi wieder aufbauen zu helfen. Ueber die künstlerische Behandlung des Baues für die evangelische Seelsorg-Gemeinde ist gewiß viel zu sagen, doch jede Meinungsäußerung, die sich nicht bedingungslos an die eklektische Richtung anschließt, die nun einmal zur Zeit in der Architektur innegehalten wird, hat nur akademischen Werth und bleibt ohne Einfluß auf die schaffenden Baumeister. In der Kunstfrage muß die unerbittliche Zeit walten. Ich glaube nicht, daß die heutige Kunstübung auf dem neuen Grundplan des Gebäudes für die Seelsorg-Gemeinde mit der traditionellen, katholisirenden Formengebung siegreich wird weiter arbeiten können. Die Formen der Vergangenheit würden in

strenger Nachbildung der neuen geistlichen Gedankenwelt nicht entsprechen. Dieser Bauaufgabe gegenüber wird Niemand in romantischer Begeisterung für einen angeblich ehemals geübten Kirchenbaustyl schwärmen können und Stylechtheit romanischer oder gothischer Weise wird nicht weiter angestrebt werden. Man wird sicher behaupten können, daß dem lebenden Geschlechte diese Kunstformen unverständlich sind und dasselbe sich fremdartig davon berührt fühlt, denn sie bedingen ein Ablösen von der uns umgebenden Natur.

Die moderne Geistesrichtung fordert überall eine ernstliche Rückkehr zur wirklichen Existenz in diesem Erdenleben für jede menschliche Arbeit und sie wird mehr und mehr auch ihre Kunstgesetze nur aus der Organisation der Natur ableiten. Trotzdem werden Rundbogen und Spitzbogen immer bleiben, denn sie sind statische Mittel für die Construktion, ebenso wie die flache Balkendecke aus Holz, Stein oder Eisen. Dagegen wird der uns überkommene Schatz schöner Formen in sachgemäßer Weise verändert, nach den zeitgemäßen Gesetzen durch Phantasie zu etwas Neuem verwendet werden unter Innehaltung des Grundprincips der Zweckmäßigkeit alles tektonischen Schaffens.

So werden edele und völlig uneigennützige Bestrebungen das Gebäude der neuen, den festen unüberwindlichen Glauben predigenden evangelischen Kirche hervorbringen, dem ich nach meiner künstlerischen Auffassung die seinen Baustyl kennzeichnende Inschrift geben möchte:

„Eine **feste Burg** ist unser Gott!"

Alexander der Große als Regent.

Von

Oscar Jäger.

In einer Schrift Lucians findet sich eine Aeußerung, die Alexander gegen Onesikritos gethan haben soll: er möchte später einmal gern auf kurze Zeit ins Leben zurückkehren, um zu erfahren, wie die Menschen dann die Geschichte seiner Thaten lesen würden. Wer sich aus neuern Darstellungen von dem in mehrfacher Hinsicht bedeutendsten und merkwürdigsten Mann der alten Geschichte ein klares Bild zu gewinnen strebt, dem bieten sich mehrere von Historikern ersten Ranges gezeichnete aber unter sich sehr verschiedene Porträts dar: den älteren, Schlosser (1827), Niebuhr (1826. 1830, veröffentlicht 1848), Droysen (1833), G. Grote (1856) muß man jetzt Droysen in 2. Ausgabe (1880), Ranke im ersten Theil der Weltgeschichte (1881) und Gutschmid in dem nachgelassenen Werke „Geschichte Irans und seiner Nachbarländer" (1888) hinzugesellen. Die Darstellung Droysens ist von einer fast schwärmerisch zu nennenden Bewunderung für ihren Helden durchglüht und die zweite Ausgabe hat nur eben, dem nüchterner gewordenen Charakter der heutigen Tage gemäß, ein klein wenig Wasser in den Wein gegossen; die Auffassung Niebuhrs, ganz offenbar von dem noch frischen Haß gegen die napoleonische Weltherrschaft bestimmt, ist sehr feindselig, man muß fast sagen gehässig, und Grote, welcher auf seinem langen Weg durch die griechische Geschichte selbst einigermaßen zum Hellenen oder Athener geworden ist, lenkt in diese Bahn zurück: sein Werk, in Wahrheit in diesem Theile recht schwach, imponirt doch durch eine folgerichtige Parteilichkeit, die auch auf wissenschaftlichem Boden einen starken Eindruck zu machen nicht verfehlt: wie Niebuhr betrachtet er Alles was makedonisch heißt mit dem bitteren Gefühl eines Atheners, welcher die philippischen Reden des Demosthenes mitangehört hatte und 30 Jahre später den Einzug einer makedonischen Besatzung in seine Vaterstadt mitansehen

mußte. Dagegen nähert sich sowohl Rankes wie Gutschmids Auffassung wieder mehr dem mit harten Strichen aber wohl gezeichneten Bild Schlossers, das uns in allem Wesentlichen der Wirklichkeit am nächsten zu kommen, also am besten getroffen zu sein scheint. Indes geben jene beiden Historiker nur Skizzen und kein ausgeführtes Bild, und bei Ranke vermissen wir diesmal einigermaßen das, was bei diesem großen Meister geschichtlicher Darstellung — diesem gefeiertsten Historienmaler unseres Volks im 19. Jahrhundert, um bei dem Bild zu bleiben — sonst der Erzählung Leben und Reiz verleiht, jene individuellen Züge welche das Kunstwerk lebendig machen und den Leser in den Stand setzen, das längst Vergangene als Gegenwart zu empfinden. Vielleicht aber muten wir dem Darsteller etwas zu, was nach Umfang und Art unserer Quellen in diesem Falle gar nicht geleistet werden kann. Wir sind in Wahrheit bei Betrachtung dieser höchst merkwürdigen Laufbahn — der Laufbahn eines Mannes, dem in unverhältnißmäßig jugendlichem Alter und in der unverhältnißmäßig kurzen Zeit von 12 Jahren die ungeheuersten Erfolge geglückt sind — in einer besonders üblen Lage. Unsere Quellen sind, auch nur quantitativ betrachtet, sehr dürftig. Alles was aus dem Altertum über Alexander überliefert ist, würde zusammen noch bei Weitem nicht Einen Band wie etwa den ersten der 8 Bände von Thiers Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs füllen: die bei weitem beste und wichtigste Quellenschrift — Quellenschrift nur für uns und in Ermangelung wirklicher Urkunden — Arrians Anabasis, ist ein, 500 Jahre nach den Ereignissen von einem verständigen, in ernsthaften Geschäften erprobten, kriegskundigen Mann aus zwei allerdings recht guten Quellenschriften zusammengewobener Bericht, bei welchem seinem Verfasser das Militärische, keineswegs das von unserem Standpunkte aus Interessanteste, das Wichtigste war. Dieser Autor macht durchaus den Eindruck des ehrlich-prüfenden und er hat dabei eine aufrichtige und gesunde Begeisterung für seinen Helden, ohne doch wie etwa der Verfasser der unter Plutarchs Namen gehenden Schrift de fortitudine Alexandri sich über dessen Schwächen und Fehler zu verblenden. Aber dabei ist er doch ein sehr gewöhnlicher Geist, und wenn er in der Mitte seines ersten Buchs auf sich selbst zu sprechen kommt, und, nachdem er davon geredet hat, daß er seinen Namen und seine Heimat und Herkunft nicht zu nennen brauche, weil diese seine „Geschichte" ihm Heimat und Herkunft seien, mit den fast einfältigen Worten schließt, daß er sich den ersten Schriftstellern in hellenischer Sprache zugeselle, wie denn auch Alexander der erste in den Waffen gewesen sei: so sieht man wohl, daß dieser wackere Schüler Epiktets, Statthalter von Kappadokien und

neue Xenophon das Pulver nicht erfunden hat. Auch die Aeußerung, daß der eine seiner beiden Gewährsmänner, Ptolemäus, der spätere König, außerdem daß er Mithandelnder gewesen, auch darum mehr Glauben verdiene, weil es ihm als König ganz besonders schlecht angestanden haben würde zu lügen, zeugt nicht gerade von hoher kritischer Befähigung. Und doch befinden wir uns bei ihm allein auf einigermaßen festem Boden, haben einiges Gefühl der Sicherheit, während wir bei den übrigen, dem geistlosen Diodor, dem geistvollen Plutarch, dem pathetischen Curtius und dem bei aller Rhetorik äußerst mageren Justinus oder excerpirten Trogus Pompejus uns überall auf sehr schwankendem Gebiete fühlen. Geht man aber, wie in unseren Tagen mit eben soviel Recht wie Nachdruck gefordert wird, soweit es möglich ist, auf die Quelle dieser Quellen, auf die den Ereignissen gleichzeitigen Schriften also, zurück*), so findet man auch da nicht viel Ermutigendes. Ein offenbarer Schwindler ist bekanntlich Onesikritos, der sich selbst zum Admiral (ναύαρχος) ernannte, während er in Wahrheit nur Steuermann (κυβερνήτης) war; nicht viel besser ist der Aeolier Kleitarchos, der sich mit ihm in die Ehre theilt, die Amazonengesandtschaft bei Alexander erfunden zu haben, bei deren Lektüre einer der Generäle die Kritik mit den Worten lieferte: wo mag ich doch gewesen sein, als das geschah? Diodor, Curtius, Justin benutzen ihn mit Vorliebe, während ihn Männer wie Attikus und Longinus überhaupt nicht als ernsthaften Historiker gelten ließen. Ein in seiner Art interessanter Mann, aber ein durchaus ungesunder Geist war der Olynthier Kallisthenes, der modern zu sprechen als eine Art Vertreter der Presse auf die Empfehlung seines Verwandten Aristoteles hin dem Hauptquartier zugeteilt war, anfangs auch die Sprache der Schmeichelei sehr laut und plump redete, dann aber aus gekränkter Eitelkeit und Aerger darüber daß ein konkurrirender Sophist, Anaxarchos, ihm den Rang ablief, zur Opposition überging, in die große Staats- und Verschwörungskrisis des Jahres 330 mitverwickelt wurde und als Staatsgefangener auf dem indischen Feldzuge starb. Ephippos von Olynth, Marsyas von Pella und Marsias von Philippi, Androsthenes, Medios, Kyrsilos geschweige Hegesias und Consorten, sind für uns und waren auch zu ihrer Zeit ohne weitere Bedeutung und wir sind so zu dem Bekenntniß gezwungen, daß wir von gleichzeitigen auf das große Ereigniß der Aufrichtung einer hellenistischen an Stelle der persischen Monarchie bezüglichen Schriften nur 4 oder 5 von einiger Zuverlässigkeit in Fragmenten

*) R. Geier in einem überaus verdienstlichen Buche Alexandri Magni Historiarum scriptores aetate suppares Leipzig 1844 hat sie zusammengestellt.

und in verarbeiteter Gestalt besitzen — Ptolemäos, Aristobulos, Nearchos, Chares von Mytilene, und die wenigen Stücke aus den königlichen Ephemeriden, von denen nur das Eine auf den Ausgang des Königs sich beziehende von wirklichem Werthe ist. Ptolemäos, die Eine der beiden Hauptquellen Arrians, wird namentlich für das Militärische und wo er nicht wie bei den wilden Schlangen, die dem Heere den Weg nach dem Ammonium zeigen, ein Interesse hatte zu lügen, ziemlich zuverlässig sein. Was die Zweite, Aristobulos, betrifft, so gewinnt man, wenn man die aus Arrian, Strabo und Plutarch ihm entnommenen Stellen in Geiers Zusammenordnung hintereinander liest, ein sehr günstiges Vorurtheil für diesen Mann, der, ein technischer Beamter von nicht sehr hoher Stellung, überall einen nüchternen Sinn für die Wirklichkeit, einen gesunden Realismus und Rationalismus zeigt. Beim gordischen Knoten geschieht nach ihm die Lösung, indem Alexander das sehr einfache Geheimniß der Verschlingung entdeckte oder sich sagen ließ; beim Marsch nach dem Ammonstempel sind es natürliche Raben, welche in der Richtung der Oase dem Heere voranfliegen, nicht wunderbare Schlangen; von dem Amazonenbesuch will er nichts; er verschweigt eine ernste Schlappe des macedonischen Heeres nicht; für die Finanzen Alexanders am Anfang des Feldzugs, sein ἐφόδιον gibt er die nüchternste Zahl an, 70 Talente (Plut. Al. 15). Die meisten der Fragmente beziehen sich auf Beobachtungen an Pflanzen, Thieren, Flüssen, den tropischen Regen; die Herstellung des geschändeten Kyrosgrabes, mit der ihn Alexander betraute, scheint er trocken geschäftsmäßig beschrieben zu haben: gerne aber liest man wie dieser besonnene Mann, der den Dingen und Personen nahe genug und doch nicht allzunahe stand, seinen König und Brotherrn gegen Vorwürfe vertheidigt — nicht aus Trunksucht wie noch Gutschmid ihn beschuldigt sondern aus Geselligkeitstrieb (φιλοφροσύνης τῆς εἰς τοὺς ἑταίρους) habe er an den langen Trinkgelagen (πότοι) theilgenommen, und an der Katastrophe von Marakanda trage ausschließlich Klitus die Schuld. Recht sehr zu bedauern ist, daß wir die zehn Bücher Historien des Chares von Mytilene nicht mehr besitzen, der die Stelle eines gentleman-usher, magister admissionum, eines εἰσαγγελεὺς bei Alexander bekleidete. Allerdings hat auch er die Wichtigthuerei mit Kleinigkeiten, welche der ganzen Zunft bis auf den Hofrath Schneider herab gemeinsam ist, offenbar getheilt. Bei Issus wurde Alexander leicht verwundet: Chares läßt ihn die Wunde von Darius empfangen: das ist pikanter: Alexander selbst erwähnt die leichte Verwundung in einem Briefe, aber nicht von wem sie herrührt. Chares war jedenfalls in der Lage das tägliche Leben des großen Mannes zu beobachten,

aus dem er uns denn auch einige ganz annehmbare Züge berichtet: er weiß den Preis, der für den Bukephalus gezahlt worden ist und das große Hoffest der Hochzeit von Susa schildert er ausführlich, bleibt dabei in seiner Rolle als Ceremonienmeister, spricht nicht von dessen politischer Bedeutung: und er lügt nicht — der unverschämten Lüge von dem Besuch der Amazonenkönigin, welche Onesikritos und Kleitarchos in die Welt gesetzt hatten, widerspricht er rundweg*).

Aber Eines, das wir bei dem Thema Alexander der Große, je eifriger wir die Quellen durchforschen um so schmerzlicher vermissen, leistet auch er uns nicht. Mit Begierde sieht sich wer diese Geschichte studirt, nach irgend einem Dokument, einem Brief, einer Scene um, wo ihm der große Mann mit seinen eigenen Worten entgegentritt oder er ihn zum mindesten mit den Augen eines Menschen, der ihn selbst gesehen, ihn selbst sprechen gehört hat, schauen kann. An Anekdoten freilich fehlt es nicht, so wenig als etwa bei Friedrich dem Großen und ganz werthlos wie eine rigorose Geschichtsschreibung will, sind auch diese nicht: aber sie geben der Regel nach doch nur das Bild, das sich eine schon mehr oder weniger entfernte Nachwelt von einem großen Mann gemacht hat, und selbst wo man vermuthen möchte oder dürfte, daß sie in die Zeit ja in die Umgebungen desselben zurückreichen, sind sie nicht vollwichtige historische Münze, weil wir jeden Tag die Erfahrung machen können, daß Aeußerungen oder Handlungen bedeutender Menschen schon beim Uebergang aus der ersten in die zweite Hand gewinnen oder verlieren und wie oft schon in der dritten oder vierten eine völlig entstellte Gestalt annehmen. Wir haben einige Stellen oder Inhaltsangaben von Briefen Alexanders. Die bei Plutarch angeführten Worte über Kallisthenes „die Pagen sind von den Makedonen gesteinigt worden, den Sophisten werde ich selbst strafen, ihn und die ihn aussandt" u. s. w. klingen gar nicht übel: ihre Aechtheit aber bleibt doch immerhin zweifelhaft und was wir davon haben, ist sehr dürftig und leistet uns das nicht, was uns z. B. das erste Buch von Xenophons Anabasis für einen doch weit weniger interessanten wenn gleich auch recht interessanten Mann, den jüngeren Kyros, leistet.

*) Man wird annehmen dürfen, daß die werthvolle Schilderung bei Plut. Al. 23 auf Chares als Quelle zurückgeht, der am Schluß c. 24 erwähnt wird, wie c. 21 Aristobulos, c. 23 die Ephemeriden. Die beiden mittleren Kapitel 22. 23 gehören zu dem allerwerthvollsten, was uns über Alexander überliefert ist: 3 gute Quellen werden citirt, Aristobul, die Ephemeriden, Chares: man fühlt sich überall auf dem Boden der Wirklichkeit, so kann es gewesen sein, so lebt ein Mensch mit menschlichen Eigenschaften und da diese Kapitel auch das minder Löbliche nicht verschweigen, so wird man ihnen auch das Löbliche glauben dürfen.

Wir finden, indem wir die Quellen aufs Neue durchmustern, nur zwei oder eigentlich nur eine Stelle, wo wir einen zuverlässigen Berichterstatter von dem, was er unmittelbar von Alexander gesehen oder gehört hat, erzählen hören. In Indien, so erzählt Nearchos, der dem König persönlich nahe stand, bei Arrian in der Indischen Geschichte (c. 15, 10ff.) hatten die Soldaten von Schlangenbissen zu leiden und die hellenischen Aerzte wissen kein Mittel dagegen; Alexander hat eine Anzahl der geschicktesten indischen Aerzte, welche ihre Landsleute bei solchem Unfall zu heilen verstanden, zusammenkommen lassen und es wird dann im Lager bekannt gemacht, daß wer von einer Schlange gebissen sei, nach dem königlichen Zelte kommen solle. Eine unbedeutende Einzelheit, wird man sagen: aber ein Stück Wirklichkeit, denn Nearchos wird das selbst gesehen haben — ein Stück der vérité vraie wie die Franzosen sagen: weit werthvoller aber ist ein anderes Fragment, das 20. Kapitel derselben Schrift. Hier erzählt derselbe Nearchos, wie Alexander geschwankt habe, ob die geplante Fahrt vom indischen zum persischen Meere zu wagen sei: wenn sie mißlinge, sagt der König, denn mit höchster Wahrscheinlichkeit giebt Nearch dessen eigene Worte, so wäre es ein übler Schmutzfleck, eine φαύλη κηλὶς auf seine großen Thaten: es würde alles Glück, das er gehabt (πᾶσαν εὐτυχίην) vernichten. Aber wen zum Führer nehmen? es müsse einer sein, der den Leuten von selbst die Furcht benehme, daß sie in eine höchst gefährliche Unternehmung (ἐς προῦπτον κίνδυνον) geschickt würden. Darüber spricht, so erzählt Nearchos weiter, Alexander mit ihm, Nearch: er nennt diesen und jenen, aber der eine will nicht, der andere ist nicht energisch genug (τοὺς δὲ ὡς μαλακοὺς τὸν θυμὸν), der andere ist vom Heimweh befangen, an anderen hat der König anderes auszusetzen. Da erbietet sich Nearchos selbst die Führung zu übernehmen. Alexander schwankt: einen seiner näheren Freunde (φίλον) in eine so große Gefahr zu werfen (ἐμβάλλειν), trägt er Bedenken: da erbittet es sich Nearchos als eine Gunst und so geschieht es. An einer anderen Stelle (Arr. 7, 20) erfahren wir dann die Instruktion, die ihm mitgegeben wird: sie erscheint knapp, verständig, geschäftlich: nicht um das hohe Meer zu befahren, entgegnet Nearch dem Onesikritos, der ihm ein weitaussehendes Abenteuer vorschlägt, sei er ausgesendet, sondern um das Küstenland kennen zu lernen, dessen Bewohner, etwaige Häfen und Wasserläufe, die Lebensweise der Einwohner, ob die Gegend fruchtbar sei oder nicht.

Hier*) haben wir ein Stück gediegenen geschichtlichen Goldes vor

*) Schwerlich aber c. 35 derselben arrianischen Schrift, wo das Wiedersehen Alexanders und seines Admirals sehr wirkungsvoll geschildert wird: in der

uns — den wirklichen Alexandros, in einer geschäftlichen Unterhaltung mit einem seiner hervorragendsten Diener und dieser selbst ist es der sie uns — so viel wir sehen, knapp, einfach, im Stil Moltke — erzählt. Viel oder wenig, hier ist Wirklichkeit und unter dem Eindruck dieser Stelle möchten wir einige Bemerkungen machen über Alexanders Regierungssystem, über Alexander den Regenten, den man über Alexander dem Eroberer allzuleicht vergißt, weil kriegerische Ereignisse und die bei großen Kämpfen sich entfaltenden Eigenschaften den gewöhnlichen Leser am meisten anziehen und weil dieses Regentenleben eben in dem Augenblicke abriß, wo das Erobern zurück- und das Regieren in den Vordergrund trat.

Diese, die Regierungsthätigkeit, ist gleichwohl der interessanteste Theil der Geschichte Aleranders und sie, diese Regierungsthätigkeit, ist stets auch für ihn — naturgemäß — letzter Zweck und Hauptsache gewesen. Es ist möglich, obgleich keineswegs bewiesen, daß Alexander wie Napoleon gelegentlich die Aufregung des Kampfes wie eine Art physischen Bedürfnisses empfand. Aber davon ist noch ein weiter Weg zu jener frazzenhaften Auffassung Grotes, der, freilich unter sofortigem energischen Protest englischer Kritiker, aus einem Mann, dessen Organisations- und Regierungstalent bei jedem Schritt seiner Laufbahn hervortritt, eine Art Attila, Dschingiskhan oder Timur macht.

Aus dem Alterthum haben wir eine höchst idealistische Auffassung Alexanders in der Schrift de fortitudine Alexandri, welche unter Plutarchs Namen geht: es ist der Mühe werth, ihr einen Augenblick zu widmen. Schon als Jüngling habe er nicht nur auf den Besitz von Babylon und Susa gehofft, sondern vielmehr den Gedanken an eine Herrschaft über alle Menschen gefaßt; er habe weiterhin das Staatsideal Zenons, daß alle Menschen Volksgenossen und Mitbürger seien, verwirklicht, dieser große ja größte aller Menschen; die Annahme einer gemischt persisch-hellenischen Tracht — nicht etwa der rein persischen — habe bedeutet, daß er aus allen Menschen ein Volk habe machen wollen; wenn irgend Einer so dürfe er ein φιλόσοφος genannt werden: wie dort im Geist des indischen Königs Poros Alles in dem Worte „königlich", so sei bei Alexander Alles in dem Worte φιλοσόφως enthalten. Von Gunst des Glückes will dieser enthusiastische Betrachter

— —

That gar zu wirkungsvoll, als daß wir es für wirkliche Geschichte halten könnten. Der größere Theil der Schrift beruht auf dem Bericht Nearchs das ist klar: eben deshalb ist auch klar, daß die capp. 34—37 aus anderer Quelle geschöpft oder gefärbt sind. Wir sehen also hier nicht wie c. 20 den König mit den Augen des Nearchos, sondern hören nur einen der vielen Erzähler über Alexander.

nicht reden hören — sei doch sein Körper vom Kopf bis zu den Füßen mit Wunden besät gewesen: nicht ohne Schwung faßte er sein Urtheil in die Worte zusammen: „seine Tugend hat ihm eine königliche und göttliche Aufgabe (ἆθλον) gestellt, deren Ziel nicht Gold und medische Schwelgerei war — — sondern dieß, alle Menschen durch eine Kulturordnung (κόσμῳ) zu civilisiren (κοσμῆσαι) und sie Einer Herrschaft und Einer Sittlichkeit (μίας ἐθάδας διαίτης) zu unterwerfen." Nicht ganz so idealistisch, aber doch in einem verwandten Geist schreibt Droysen in der ersten Ausgabe seines schönen Werks dem König den großartigen Plan einer „In-Eins-Bildung von Orient und Occident" zu und ist geneigt, jede Stadt und jeden Flecken, der seinen Ursprung auf Alexander zurückführt, als ein wohlberechnetes Glied in diesem weltumspannenden Plane aufzufassen, wogegen Grote in allen diesen Organisationen wesentlich nichts als militärische Veranstaltungen zum Zweck der Steuererhebung und Truppenwerbung sieht.

Das wäre denkbar, wenn diese Eroberung des Achämenidenreichs eine Improvisation, ein soldatischer Geniestreich gewesen wäre. Dem aber war nicht so: der Gedanke, den inneren Hader der Hellenenstädte und Landsmannschaften durch einen gemeinsamen Krieg gegen Asien zu beendigen, beschäftigte die Geister schon lange, und da er uns in ausführlicher Gestalt, als Professorengedanke in Isokrates Philippos vorliegt, so haben wir eben darin den Beweis, daß er in den maßgebenden Kreisen als staatsmännischer Gedanke d. h. mit Erwägungen, die sich auf seine Ausführbarkeit und thatsächliche Ausführung bezogen, gedacht wurde. In jener Schrift haben wir den in seiner Art klassischen Ausdruck dessen, was in den Köpfen sehr vieler Griechen und griechisch gebildeter Makedonier in den Jahren, in welchen Alexander heranwuchs, gährte. Die Quintessenz ist: die Dinge der Hellenen stehen schlecht, sowohl im Ganzen, wo die Städte miteinander hadern, als im Einzelnen in diesen Städten selbst — man könnte, sagt er, mit Leichtigkeit ein größeres und besseres Heer aus den Heimathlosen (πλανώμενοι) bilden, als aus den in ihren Staaten lebenden (πολιτευόμενοι). Die Rolle, die demgemäß Philipp spielen sollte, bezeichnet er mit verschiedenen Ausdrücken als die eines „über den Aussöhnungen waltenden", ἐπιστατοῦντος ταῖς διαλλαγαῖς (45), als den Protektor des Friedens ἐπιστατοῦντα τῆς εἰρήνης ἀξιόχρεων ἄνδρα (50), er solle versuchen allen anzugehören, κοινὸς ἅπασι γενέσθαι, den Griechen ein Mann des Vertrauens, den Barbaren ein Mann der Furcht. Der Publicist weist ihn auf die Wege Jasons von Pherä, der diese Gedanken, die eine ähnliche Rolle in griechischen Köpfen spielten wie die Revanchegedanken in französischen, 20 Jahre früher aus-

zuführen im Begriffe gewesen war. Die Expedition gegen den Barbaren, die στρατεία ἐπὶ τὸν βάρβαρον ist als etwas unzweifelhaftes selbstverständliches vorausgesetzt (56). Ein sehr weitgehendes und zugleich ideales Programm wird aufgestellt (151) und in sehr charakteristischen Ausdrücken, „ich sage du mußt Wohlthäter der Hellenen, und über die Makedonen der König sein, und über möglichst viele der Barbaren die Herrschaft üben". „Thust du dieß", fährt er fort „so werden es dir Alle Dank wissen, die Hellenen für das, was ihnen Gutes zu Theil wird, die Makedonen sofern du über sie als König und nicht als Tyrann gebietest, und alle Uebrigen — τὸ δὲ τῶν ἄλλων γένος — sofern sie durch dich von barbarischer Despotie befreit, hellenischer Pflege — Ἑλληνικῆς ἐπιμελείας — theilhaftig werden." Bei den Einen wie bei Isokrates selbst, trug dieser Gedanke einen humanitären Charakter, die Barbarenwelt hellenischer Einwirkung zu erschließen, und sie von der Despotie zu befreien: andere, die gewöhnliche Masse, dachte diesen selben Gedanken unter dem Gesichtspunkt einer Revanche — eines Rachezugs für die Invasion des Xerxes, von dem diese Masse in keinem Falle mehr wußte und wahrscheinlich viel weniger als was unser Volk in Masse von Napoleon I. im J. 1890 gewußt hat — ungefähr so viel als der Durchschnittsfranzose von der Invasion des Jahres 1870 zu wissen glaubt: diese Form des Gedankens lernen wir in der Legende über die nähern Umstände der Niederbrennung der Burg von Persepolis kennen. Auch was Plut. Al. 37 berichtet, zeigt uns dies sehr gut: der Korinther Demaratos bricht in Thränen aus, wie er Alexander unter dem goldenen Thronhimmel auf Darios Throne sitzen sieht: er beklagt die Hellenen, welche gestorben seien, ehe sie den Alexander auf Darius Throne hätten sitzen sehen. Allein es gab, und zwar in den höheren Kreisen, noch eine andere und richtigere Verschiedenheit. „Du solltest" sagt der Rhetor (120), „womöglich das ganze Gebiet des Königs ὅλην τὴν βασιλείαν — nehmen, wenn aber nicht, wenigstens soviel Land als möglich davon abtrennen und Asien, wie einige sagen, von Kilikien bis Sinope" — also die Halyslinie — „in die Hand nehmen (διαλαβεῖν)". Dies ungefähr war der Gedankenkreis, in welchem Alexander aufwuchs. Auf die Welteroberungsanekdoten „Mein Vater wird mir nichts mehr zu thun übrig lassen", „Makedonien ist für dich zu klein" u. s. w. ist freilich nichts zu geben: daß die Phantasie eines hochbegabten Knaben nicht an jener Linie Kilikien-Sinope Halt gemacht haben wird, läßt sich auch ohne sie annehmen.

Möglich und wahrscheinlich allerdings ist, daß die Pläne Philipps, der nicht mehr in der ersten Jugend stand, nicht weiter reichten. Diesen

Theil von Asien zu assimiliren, zu hellenisiren würde nicht allzuschwierig gewesen sein: „Entfernung der Perser aus den Landschaften, welche sie einst den Lydiern entrissen hatten," sagt Ranke (Weltgeschichte I, 2, S. 266). Dieser Plan, wissen wir, war in voller Vorbereitung und aus der Schrift des Isokrates wie aus allem Uebrigen können wir schließen, daß man allenthalben von dem Bewußtsein einer bevorstehenden großen Entscheidung, einer neuen Epoche, durchdrungen war, als im Juli 336 v. Chr. die Katastrophe von Aegä die Hauptperson beseitigte.

Sehr unerwartet war durch diese Katastrophe nunmehr ein 20jähriger junger Mann an die erste Stelle bei einer überaus gespannten Situation berufen. Man hat wohl, um ihn ja recht genau zu charakterisiren, gesagt, daß sich in ihm die enthusiastische oder orgiastische oder schwärmerische Natur seiner Mutter Olympias und der klare Verstand seines Vaters Philippos harmonisch verbunden hätten: das müssen wir so ziemlich dahin gestellt sein lassen. Eins aber ist unzweifelhaft, daß zweierlei Elemente in ihm waren, die auf seine fernere Charakterbildung den größten Einfluß ausüben mußten — das Feuer, der Elan seiner 20 Jahre auf der einen, und der Realismus seiner überaus gefährlichen und verwickelten Stellung, die ihn auf Schritt und Tritt zu nüchterner Erwägung und Berechnung der Verhältnisse nöthigte, auf der anderen Seite. Daß dieses letztere Moment, mag nun die ursprüngliche Mischung gewesen sein, welche sie wolle — daß der Verstand, die Politik, die Berechnung mehr und mehr überwog, scheint uns psychologisch nothwendig und wir können uns von vornherein nicht zu der Auffassung Grotes (his mind was very accessible to religious and legendary sentiment) bequemen, der neuerdings Holm, Geschichte Griechenlands III, 381 „von seiner Mutter her steckte in Alexander ein gut Theil Schwärmerei" mehr als mit seiner sonst sehr treffenden Auffassung der Ereignisse vereinbar ist, sich angeschlossen hat. Man legt unserer Meinung nach auf die homerischen Oblationen auf dem Boden von Ilios, auf die spätere Hervorhebung der Dionysos- und Herakleslegenden oder Reminiscenzen viel zu viel Gewicht. Es entspricht einem allgemeinen Bedürfniß der Menschennatur und somit auch dem des von Alexander geführten Heeres, den Geschäften des Tages den idealen Hintergrund einer großen Vergangenheit zu geben; auch wir empfinden dies Bedürfniß und rücken uns dafür die Geschichte zurecht; er war Grieche und diese Heroen, diese Götter und Halbgötter waren also für ihn Realitäten. Dies ist aber von der Phantasterei, welche ihm Grote zuschreibt, sehr weit verschieden und wir müßten aus der geflissentlichen

und geschickten Art, mit welcher Alexander das religiöse Moment allenthalben zu bestimmten Zwecken benutzt, vielmehr schließen, daß es **nicht** als naiver oder gar schwärmerischer Glaube in ihm lebte, sondern durchaus seiner Politik diente. Wir wollen erwähnen, daß uns dafür was Arrian 6, 24 aus Nearch über den Marsch durch Gedrosien und seine Motive berichtet, einen guten Fingerzeig zu geben scheint.

Dieß glaubten wir vorausschicken zu sollen, um für eine Betrachtung der Regententhätigkeit Alexanders den richtigen Ausgangspunkt zu gewinnen.

Diese Regententhätigkeit zerfällt in drei wesentlich verschiedene Perioden. In der ersten, welche von der Uebernahme der väterlichen Stellung und Aufgabe bis zur Einnahme von Persepolis reicht, überwiegt das Militärische, und seine organisatorischen Maßregeln werden vorzugsweise durch militärische Nothwendigkeiten bestimmt; in der zweiten vom Sturz des achämenidischen Throns bis zur Rückkehr vom indischen Feldzug tritt neben die militärischen Rücksichten mehr und mehr das Bedürfniß dauernder politischer Institutionen; in der dritten, welche durch seinen frühen Tod ein Torso werden sollte, tritt die Regententhätigkeit in den Vordergrund, und man kann hier in der That von dem, was Napoleon le système nannte, von einer planmäßigen Regententhätigkeit, einem Regierungssystem reden.

I.

Die Stellung des jugendlichen Königs war in dieser ersten Periode eine sehr verwickelte, da sie ein Königthum in Makedonien mit einem Feldherrnthum außerhalb vereinigte. Die feste Grundlage seiner Macht war sein nationales Königthum. Dieses Königthum war nichts weniger als unumschränkt. Aristoteles (Pol. 5, 9) führt die makedonischen Könige neben den spartanischen und molossischen als Beispiel des Unterschieds zwischen Königthum und Tyrannis auf; der Name ἑταῖροι für die makedonische Reiterei, πεζέταιροι, Waffenfreunde zu Fuß, für die Phalanx, die Vorgänge am Hyphasis, in Opis, und die nach dem Tode des Königs beweisen, daß dieser Adel und dieses Volk in Waffen einen Willen hatte; sie üben gesetzgebende und richterliche Funktionen, wo es wichtige Dinge gilt; von einem Beamtenapparat, von centralisirenden Momenten hören wir wenig. Sie können gleichwohl nicht völlig gefehlt haben, da das makedonische Königthum an monarchischem Charakter seit Archelaos (413—399), den Plato im Gorgias 479 A einen Tyrannos nennt, entschieden gewonnen hatte. Die civilisatorische Thätigkeit, die ihm zugeschrieben wird, besteht eben, — in dem Stadium, in welchen damals Land

und Volk sich befanden — im Centralisiren, im Stärken der Autorität, und mit größter Klugheit war Philipp auf diesem Wege fortgeschritten. In der Rede, welche Arrian den Alexander zu Opis halten läßt (VII, 9), steckt in jedem Fall ein gutes Stück echter Geschichte, wenn auch die Form im weitesten Sinne des Worts dem Schriftsteller zugehört. „Philipp, sagt er, hat euch als arme schweifende Hirten vorgefunden, die um ihre wenigen Schafe mit Illyriern, Triballern, Trakern kämpfen mußten: er hat euch die Chlamys statt der Diphthera, den Kriegsmantel, den Uniformrock statt des Thierfells angezogen, euch in die Ebene hinabgeführt, euch kriegsfähig und zu Städtebewohnern gemacht, euch Gesetze und gute Sitten gegeben." Davon wissen wir unglücklicherweise das Nähere nicht; die Hauptsache wird, wie in Schweden durch Gustav Adolf, in Brandenburg durch den großen Kurfürsten, durch die Organisation des Heeres geschehen sein, welche die große That und Lebensarbeit des Philippus war, aber schon früher begonnen haben muß, da sie diesen Königen durch die Nachbarschaft der Raubvölker, gegen welche man sich zu vertheidigen, und der Thessaler- und der Griechenwelt (οὓς πάλαι ἐτεθνήκατε τῷ δέει), gegen welche man sich zu behaupten hatte, nahegelegt war. Der makedonische Adel aber, der soweit und nur soweit gebildet und wohlhabend war, um den Werth des Geldes und die Vorzüge des griechischen Lebens in den Küstenstädten würdigen zu können, war bereits auf dem Wege ein Dienstadel zu werden. Es geht dies aus dem Institut der königlichen Leibwächter, der δοροφόροι, der höchsten Stufe der militärischen Hierarchie und dem der königlichen Pagen, der παῖδες βασιλικοί (Xen. de inst. Cyri 8, 8. 7; Strabo 733, 4 Arrian 4, 13) hervor, welches ausdrücklich auf das persische Vorbild und auf Philipp als Begründer zurückgeführt wird. Daß der Heerdienst sehr populär war, ergiebt sich theils aus dem ganzen Kulturzustand des Landes, dem Reiz des Geldes bei noch vorwiegender Naturalwirthschaft, wie aus der unverhältnißmäßigen Stärke des Heeres — 24 000 Phalangiten, 3000 Reiter, 7000 Mann Hypaspistengarde — sowie aus der Leichtigkeit, mit der sich später, beim asiatischen Feldzug, der Nachschub beschaffen ließ.

So erschien den Griechen und namentlich den Griechen von der Partei des Demosthenes die Macht des makedonischen Königs als eine sehr unbedingte. Wiederholt hebt es Demosthenes hervor — wohl am stärksten pro corona 235 — und auch die obenangeführte Stelle in Isokrates Philippos beweist es, wo ihm für die Makedonen das βασιλεύειν empfohlen wird. Allein dabei bewahrte dieses Königthum — und in Alexander will uns scheinen noch mehr als in Philippos — seinen

patriarchalischen Charakter. Die Stelle in der Rede Arr. 7, 9, in welcher Alexander mit soviel Nachdruck darauf hinweist, daß Philipp nicht für sich, sondern für das κοινὸν τῶν Μακεδόνων seinen Ruhm erlangt habe, die Art, in welcher (c. 10) Alexander sich so ganz mit dem Nationalheer identificirt, die Standbilder, die er den Gefallenen aus den Hetairoi errichten läßt, und der Umstand, daß er diese Truppe stets persönlich in den Schlachten führte, beweisen, daß Alexander sich vollkommen bewußt war, daß hier die tiefsten Wurzeln seiner Kraft waren, und sich dessen auch bewußt blieb, als er seine Stellung im Ganzen der völlig veränderten Lage anzupassen genöthigt gewesen war. Mit gutem Recht: im Wesen dieses homerischen Königthums lag es, daß vor Allem die Persönlichkeit des Königs es stark oder schwach machte: eine geschriebene Verfassung war nicht da, und die ungeschriebene zog einem so bedeutenden und so populären König wie Alexander war, nur sehr wenige und keine sehr enge noch starke Schranken. Ebendahin gehört die Art wie Alexander mit seinen Großen, seinen Generalen, den φίλοι, welche in unseren Quellen eine so große Rolle spielen, verkehrte. Er nahm an den altmakedonischen Trinkgelagen den πότοι Theil: wir sind aber ganz und gar nicht der Meinung, welche Gutschmid neuerdings wieder betont hat (S. 16), daß er „nur Einem, dem makedonischen Trinken nicht entsagt habe". Wir wissen nicht warum Gutschmid dem zuverlässigsten unter unseren Quellenschriftstellern, Aristobulos (bei Arr. 7, 29, 9 οὐ γὰρ πίνειν πολὺν οἶνον Ἀλέξανδρον) „Alexander pflegte nicht vielen Wein zu trinken" nicht glauben will: und wenn er in der Anmerkung sagt „das Tagebuch des Sterbemonats aus den königlichen Ephemeriden bedarf keines Kommentars". „Auch Hephästion war an den Folgen der Trunksucht gestorben" — so beweist doch Hephästion, selbst wenn es wahr wäre, nichts für Alexander, die Stellen aus den Ephemeriden aber beweisen vielmehr das Gegentheil — wir meinen die bei Arrian 7, 25 f. und in kürzerer Fassung bei Plutarch Alex. 76 erhaltenen, die sich auf die letzten Tage Alexanders beziehen*). Hier heißt es, ohne Ausschmückung, ohne weitere Details wie wir sie benützen müssen: er nahm an einem Fest bei Medios Theil, πίνειν παρὰ Μηδίῳ αὐτὸν κωμάσαντα: er erhebt sich, nimmt ein Bad, schläft, nimmt das Diner bei Medios und „trinkt" (das heißt nimmt an dem Trinken Theil) bis spät in die Nacht: entfernt sich, nimmt ein Bad, ißt etwas, schläft dort, in demselben (Bade-)Raum, weil er bereits fiebert, läßt sich auf einer Sänfte oder Tragbahre (ἐπὶ κλίνης), um das regelmäßige

*) Denn mit den aus Aelian, Athenäus und Plutarchs Symposion gezogenen, bei Geier als Fragm. I bezeichneten ist nichts anzufangen.

Opfer darzubringen, an den betreffenden Ort tragen, — wohl am anderen Morgen,

opfert,

legt sich dann im ἀνδρῶν zur Ruhe bis zur Dunkelheit

giebt den Offizieren (ἡγεμόνες) Befehle,

läßt sich nach dem Flusse tragen, fährt nach dem Park, badet und legt sich (dort) zur Ruhe;

am folgenden Tag (18. Daisios) wieder Bad und Opfer; er begiebt sich auf sein Zimmer (εἰς τὴν καμάραν), unterhält sich mit Medios, bestellt die Obersten auf den anderen Tag, ißt ein wenig, wird wieder nach dem Kabinet gebracht, fiebert die Nacht; 19. Bad und Opfer, Befehle an die Obersten, welche nach Plutarchs Fassung persönlich gegenwärtig ihm Bericht erstatten: und so geht dieß noch 3 Tage weiter, er empfängt oder giebt Befehle; am 4. Tage, 23. Daisios, kann er zwar noch opfern, aber die Offiziere nicht mehr empfangen, sie warten in den Vorzimmern; am folgenden empfängt er sie, ist aber sprachlos u. s. w. —

Uns scheint dieß die Lebensweise eines Mannes, der seine Zeit auskaufte und der vielleicht bis tief in der Nacht in einer Gesellschaft bleibt, nicht aber wie man nach Gutschmids Worten annehmen müßte, am anderen Tag einen Rausch auszuschlafen hat*). Alle psychologische Wahrscheinlichkeit verbunden mit dem ausdrücklichen Zeugniß unserer besten Quelle spricht vielmehr dafür, daß Alexander die ungeheuere Autorität, die er vom ersten Tage an besaß, vor Allem dem Umstande verdankt, dem Jedermann sie verdankt: daß er sich selbst vollkommen in der Gewalt hatte, und dadurch in jedem Augenblicke Jedem überlegen blieb, auch wenn er in einer zwanglosen Gesellschaft sich wie einen Gleichen gab**). Einmal, wissen wir, vergaß er sich, als er den Klitus tödtete: seine tiefe Reue beweist, daß es eine große Ausnahme war.

Ueber Alexanders Stellung zu den Vasallenländern, Thessalien, dem Fürstenthum der Päonen und der Agrianer, Thracien ist in diesem Zusammenhange nichts zu sagen: zu regieren im eigentlichen Sinne gab es hier nichts. Indem diese Länder Soldaten lieferten, lieferten sie zugleich Geißeln; das Interesse einer herrschenden Partei oder Klasse war an Alexander und die makedonische Macht geknüpft. Daß Alexander ihnen gegenüber die richtige Politik loyaler Achtung ihrer Stellung als Bundesgenossen, nicht Unterthanen, einschlug, beweist die Heimsendung derer, die nicht weiter dienen wollen, von Ekbatana aus. (Arr. 3, 19, 5,

*) Aristobulos (Pl. 75), wie immer sehr vernünftig, sagt αὐτὸν πυρέττοντα μανικῶς, διψήσαντα δὲ σφόδρα πιεῖν οἶνον· ἐν τούτῳ δὲ φρενιτιάσαι καὶ τελευτῆσαι.

**) Es wird also so gewesen sein wie Plutarch Al. 23 schildert.

vgl. 5, 27, 5.) Nicht wenige wie natürlich blieben und an Ersatz fehlte es nicht.

Von besonderem Interesse für uns wie für den König selbst war sein Verhältniß zu den Griechen. Es war ein Kriegsbündniß, das einen dauernden Friedenszustand unter seinen Theilnehmern voraussetzte: so, εἰρήνη, κοινὴ εἰρήνη, u. A. Pseudo-Demosth., περὶ τῶν πρὸς Ἀλέξανδρον 2, als Landfriede der zugleich nach der Natur der griechischen Dinge ein Seefriede*) war, wird es bezeichnet. Alexander verlangte und that nicht mehr, als was ausreichte ihm den Rücken frei zu halten: von den hellenischen Kriegsmitteln machte er zunächst einen sehr bescheidenen Gebrauch. Man muß die geschickte Art bewundern, mit welcher dieser junge Fürst die griechischen Dinge behandelte. Er giebt den Griechen die furchtbare Offenbarung der überlegenen Macht durch die Zerstörung Thebens, ein Todesurtheil, das er nicht selbst ausspricht, sondern durch die Städte der Landschaft aussprechen läßt: von da an aber läßt er Milde und Rücksicht walten, die doch der Festigkeit nicht entbehrt: eine erste Gesandtschaft der Athener um Freigebung ihrer am Granikos gefangenen Mitbürger bescheidet er abschlägig: dagegen machte er ihnen mit den in Susa erbeuteten Statuen des Harmodios und Aristogiton ein Geschenk und es ist sicher nicht gewagt anzunehmen, daß er mit ähnlichen Aufmerksamkeiten auch anderen griechischen Städten gegenüber nicht gekargt haben wird, z. B. geht nach der Schlacht bei Issus ein ähnliches Geschenk nach Kroton in Italien ab (Plut. Al. 34). Ein schöner und ohne Zweifel ächter Zug ist, daß in späterer Zeit kein Thebaner leicht eine Fehlbitte bei ihm gethan habe. Militärisch beherrschte er Griechenland durch die Besatzungen in Thebens Citadelle, in Chalkis und in Korinth, sowie durch die verhältnißmäßig starke Macht, die er unter Antipater in Makedonien zurückließ. Daß die griechischen Kontingente in seinem eigenen Heere keine große Rolle spielten, dafür sorgte ihre mäßige Zahl und die ganze Zusammensetzung des von ihm geführten Heeres: wir kennen die Organisation dieser griechischen Kontingente im Einzelnen nicht, Arrian spricht nicht weiter von ihnen und sie erscheinen niemals vereinigt und nirgends in irgend einer hervorragenden militärischen Stellung und Aufgabe. Vielleicht verdient in dieser Hinsicht Beachtung, daß die Lakedämonier prinzipiell und geflissentlich von der Theilnahme an dem Heereszuge ausgeschlossen waren. Sie erscheinen wie Gebannte: der Grund, weshalb Philipp und nach ihm Alexander keinen Versuch machte, sich zu Herren von Lakonien zu

*) ib. 19 ἔστι γάρ που ἐν ταῖς συνθήκαις, τὴν θάλασσαν πλεῖν τοὺς μετέχοντας τῆς εἰρήνης u. s. w.

machen und die Landschaft für die große Heerfahrt gegen Persien nutzbar zu machen, ist nirgends ausdrücklich angegeben, läßt sich aber sehr gut denken: diese dorische Ritterschaft mit ihren hochmüthigen Prätentionen, die sich auf die große politische und militärische Geschichte ihres Gemeinwesens stützten, wären ein sehr unbequemes und unter Umständen selbst gefährliches Element in dem ohnehin schon bunt zusammengesetzten Heere gewesen. Man überließ die Landschaft mithin dem Verfall, in welchem sie seit der Schlacht bei Leuktra so sichtbar begriffen war und von dem Isokrates im Philippos (49) eine sehr lebhafte Schilderung entwirft. „Sie werden von den rings um ihr Land her Wohnenden bekriegt, von allen Peloponesiern mit Mißtrauen und Argwohn betrachtet, von der großen Mehrzahl der Hellenen gehaßt, Tag und Nacht sind sie der Raub ihrer eigenen Unterthanen.“ Daß sie deshalb, wie Isokrates in diesem Zusammenhang erwähnt, einen Friedensvermittler willkommen heißen würden, trat allerdings nicht ein: sie blieben mürrisch zur Seite stehen oder man ließ sie bei Seite, weil ein spartanisches Kontingent in der That neben den anderen griechischen keine Stelle gehabt hätte, und recht geflissentlich und offiziell trug Alexander Sorge, diese isolirte Stellung hervorzuheben. „Alexander der Sohn des Philippos und die Hellenen mit Ausnahme der Lakedaimonier“ — lauteten die Aufschriften bei den Weihegeschenken, welche Alexander aus der persischen Beute den griechischen Tempeln stiftete. (Arr. 1, 16, 6.) Sehr geflissentlich dagegen wurde im Uebrigen der panhellenische Charakter der Expedition betont und hervorgehoben: so Diod. 17, 16, 5, z. B. wo der ὑπὸ τῆς Ἑλλάδος ἡγεμὼν καθιστάμενος der „von Hellas bestellte Kriegsherr“ mit Stolz hervorgehoben wird, so Arr. 16, 6, wo die am Granikos kriegsgefangenen hellenischen Söldner gefesselt nach Makedonien zu Zwangsarbeiten geschickt worden, „weil sie entgegen dem gemeinsamen Beschlusse der Hellenen zu Gunsten der Barbaren gegen Hellas die Waffen getragen hätten“.

Von Hellenen und Hellas war also in diesem ersten Theil der Unternehmung viel die Rede gewesen: im Uebrigen scheint Alexander mit den einzelnen Städten verhandelt zu haben, wie dies den griechischen Verhältnissen entsprach. Allerdings bestand ein Bundesrath der verbündeten Städte zu Korinth, ein Synedrion, das aber offenbar keine eigentliche politische Bedeutung weil keine Macht besaß. Sie hatten über die Beobachtung des Vertrags, auf welchem die κοινὴ εἰρήνη und Alexanders Stellung als Bundesfeldherr beruhte, zu wachen, und an Arbeit im Einzelnen wird es dieser Behörde nicht gefehlt haben. Sie

gratuliren zum Siege bei Issos, dessen Bedeutung durch die ungewöhnlich große Zahl der zur Ueberbringung des goldenen Kranzes Deputirten, ihrer 15, anerkannt wird; Demosthenes ist einmal in Gefahr, vor diesem „Synedrion der Hellenen“ angeklagt zu werden*). Besonders charakteristisch erscheint, was von ihrer Thätigkeit nach Niederwerfung der peloponnesischen Erhebung, dem „Mäusekampf“ unter Agis, berichtet wird (Diod. 17, 73). Die besiegten Spartaner schicken an Antipater: dieser ruft das Synedrion zusammen, dem er die Antwort anheimstellt; die Synedroi versammeln sich zu Korinth, debattiren lange: endlich beschließen sie, die ganze Angelegenheit dem Alexander zu souveräner Entscheidung anheimzugeben. Demgemäß läßt denn Antipater sich von den Spartanern 50 Geiseln stellen und die Spartaner schicken Gesandte an das königliche Hoflager.

Auch für die Behandlung der zuvor persischen Unterthanen in den westlichen Ländern des Achämenidenreichs war in dieser ersten Zeit die militärische Rücksicht — Sicherung des Zugs und Verpflegung der Truppen — die maßgebende. In den Griechenstädten Kleinasiens genügte es, die demokratische Partei ans Ruder zu bringen (Arr. 1, 18, 2), da die oligarchische seit der Verbindung Spartas mit Persien im letzten Theil des peloponnesischen Krieges persisch gesinnt war: der antalkidische Frieden war ihr Werk gewesen. Dies war ein leichtes und völlig ausreichendes Regierungsmittel; im Uebrigen behielten die Städte ihre Autonomie, Milet wurde nicht wie Theben zerstört, und den Chiern und Rhodiern wurde die Besatzung, sobald es ohne Gefahr geschehen konnte, auf ihre Bitte abgenommen (Arr. 1, 18, Curtius 4, 8). Einzelne Landschaften, wie Phrygien, Kappadokien, Cilicien, das syrische Küstenland erhielten ihrer Wichtigkeit wegen eigene Satrapen, an anderen Orten genügte es, die alten Lokalerinnerungen an die von den Persern unterdrückte Selbständigkeit wiederzuerwecken, so in Sardes, wo Alexander (Arr. 1, 17, 4) die Landesverfassung „die alten lydischen Gesetze“ herstellte; in Karien, wo die alte Landesfürstin mit der Herrschaft belehnt wurde (σατραπεύειν ἔταξε, ἄρχειν ἔδωκε Arr. 1, 23); in Cypern, wo die einheimischen Dynasten blieben; in Sidon, wo ein Fürst aus dem Stamm der alten Stadtkönige erhoben wurde. Die sorgfältigste Organisation erhielt Aegypten. Das Militärkommando wurde zwischen zwei makedonischen Offizieren getheilt; die Flotte erhielt ihren besonderen Anführer; die griechischen Ansiedler standen unter einer eigenen Behörde; die ägyptischen Kreise behielten ihre einheimischen

*) Aeschines gegen Ktesiphon 161, vgl. 58—74.

Nomarchen und erhielten einen ägyptischen Oberaufseher oder Intendanten; die libyschen und arabischen bekamen griechische Aufseher oder Vorsteher; das Finanzwesen, die Steuererhebung wurde einem landeskundigen Mann, einem Griechen aus Naukratis unterstellt. Arrian rühmt seinen Scharfblick, von dem die Römer gelernt hätten, daß man Aegypten nicht einem einzigen hervorragenden Manne anvertrauen dürfe.

Uebrigens war die Unterwerfung Aegyptens leicht gewesen, und auch die Regierung dieses Landes war für Alexander nicht schwer, weil er eine verhaßte und unverständige Fremdherrschaft durch eine verständig die Landessitte und, um den hier wohl passenden Ausdruck zu gebrauchen, die Volksseele schonende Fremdherrschaft ersetzte. Mit wirklicher Genialität behandelte Alexander dieses eigenthümliche Volk: er legte, die Bauliebhaberei früherer Dynastieen wieder aufnehmend, den Grund zu einer neuen Stadt von imposanten Verhältnissen, und machte dem Amun Ra an seiner gefeierten Orakelstätte in der Oase einen Besuch. Das erstere bedarf keines weiteren Kommentars: die Geschichte hat in einer unzweideutigen Weise das richtige Urtheil des stadtgründenden Königs bestätigt: über den Besuch im Ammonium aber müssen wir ein paar Worte sagen. Von der Ansicht, daß Alexander selbst sich für ein höheres Wesen gehalten habe, die zu unserem nicht geringen Erstaunen auch das so besonnene Buch von Holm III, S. 383 und sonst („Wenn die Priester Alexander als Sohn des Amon Ra anerkannten, so kann Alexander das aufrichtig angenommen haben, solche Schwärmerei lag in seiner Natur" — —) wieder zuneigt — von dieser Ansicht wollen wir ein für allemal nichts wissen. Der Verstand — ein genialer Verstand allerdings — überwiegt in diesem jungen Manne so durchaus, und er ward durch sein tägliches Leben in jedem Augenblick so sehr daran erinnert, daß „Blut der Menschen und nicht Ichor der Götter" in seinen Adern fließe, daß ein naiver und schwärmerischer Glaube an ein an sich so wenig Glaubliches, seine Göttlichkeit, bei dem Schüler des Aristoteles und eines an menschlichen Erfahrungen ungewöhnlich reichen Feldherrn- und Regentenlebens, für uns schlechthin undenkbar ist. Zunächst war der Besuch des Ammoniums ein kluger Schritt den Aegyptern wie den Griechen gegenüber und die dortigen Priester brauchten doch in der That in ihrem Lexikon nicht lange zu suchen, um den Befreier vom persischen Joch, den Besitzer der Macht, den ersten Mann der mit Aegypten lange befreundeten Hellenenwelt als Sohn der Sonne, als Pharao, als Sohn des Höchsten anzureden. Es war eine durchaus und spezifisch ägyptische Art der Huldigung und es ist gar nicht abzusehen, was diese Anrede der Priester an der ägyp-

tischen Orakelstätte ihm bei den Persern, oder Baktriern oder Babyloniern genügt haben sollte; die Griechen und Makedonen faßten das παιδίον Παῖ Διός, die Abstammung vom Zeus Amun ohnehin überwiegend ironisch auf, und bei dem Vorgang mit Kleitos, über den wir vergleichsweise genau unterrichtet sind und wobei der Hofprediger, der dort auftritt, Anaxarchos, das Zeusentsprossensein sehr gut hätte brauchen können, ist davon gar nicht die Rede. Aber eine sehr ernsthafte Veränderung in der Stellung des Königs, mit der jedoch der Besuch des Amunstempels unmittelbar wenigstens nichts zu thun hat, war allerdings im Gange.

Das große weltgeschichtliche Ereigniß jener Tage war die Schlacht bei Issos im November 333*). Bis dahin war Alexanders Unternehmen ein zweifelhaftes Abenteuer — von dem die hellenischen Patrioten annahmen, daß es scheitern werde; andere werden ohne Zweifel geglaubt haben, daß es im Falle des Gelingens mit einer Ausdehnung der makedonisch-griechischen Herrschaft bis zum Halys oder vielleicht zum Euphrat enden werde: an eine Herrschaft über ganz Asien in dem Sinn und Umfang wie sie nachmals realisirt wurde, werden wenige gedacht haben. Ob Alexander selbst dies Ziel sich von Anfang an gesteckt hat, zu fragen ist müßig: der ungeheure Sieg bei Issus und vermuthlich noch mehr die Art wie er erfochten wurde, mußte den nächsten, vielleicht ursprünglichen, in jedem Fall amtlichen Plan — das offizielle Programm der Expedition wenn wir so sagen dürfen — mit Nothwendigkeit erweitern. Hier sind nun die diplomatischen Verhandlungen zwischen Darius und Alexander in hohem Grade interessant. Während Alexander auf seinem Marsch nach Süden bei Marathos angelangt ist, erscheinen Gesandte des Darius mit der Bitte um Freilassung der königlichen Familie, welche der Sieg bei Issus in seine Gewalt gebracht hatte. Sie übergeben ein Schreiben, das durchaus den persischen und orientalischen Charakter zeigt — die Schlacht hat irgend ein Gott gegen die Perser entschieden, aber er der König wünsche mit Alexander Friede und Freundschaft, der demgemäß seinen Gesandten Bevollmächtigte mitgeben möge: eine Differenz ist in den Quellen insofern, als Diodor (17, 54) sagt, daß diese erste Gesandtschaft Alexander Asien bis zur Halysgrenze als Preis seiner Freundschaft angeboten habe, wovon Arrian nichts angiebt. Das Anerbieten ist sehr glaublich: es entspricht durchaus der militärischen Situation, daß Darius dies, die Halysgrenze (2 Mal bei Diodor

*) Den Eindruck schildert das zu wenig beachtete Cap. 34 Plut. Al. Auch vergl. Aeschines gegen Ktesiphon 132, wo der große Umschwung der Dinge geschildert wird.

17, 39. 54), als Basis der Unterhandlungen anbietet: die 2. Gesandtschaft bietet dann, bei Arrian und bei Diodor übereinstimmend das Land bis zum Euphrat: nebst andern Erbietungen, 10000 oder 3000 (Diodor) Talente Lösegeld und Heirathsverbindung mit gemeinsamer Regierung. Die erste Botschaft wird ohne Weiteres abgewiesen: der persischen Darstellung der Entstehung des Krieges wird die makedonisch-griechische entgegengesetzt. Der Gesandte wird angewiesen diesen Brief in welchem Alexander sich mit großem Nachdruck als Herrn und König von Asien bezeichnet — zweimal kehrt die Wendung wieder — zu übergeben, sich aber auf keine mündlichen Auseinandersetzungen einzulassen. Von einer vorausgehenden Berathung ist hier nicht die Rede: dagegen findet eine solche vor Abfertigung der zweiten Botschaft des Darius statt. Arrian spricht von einem ξύλλογος τῶν ἑταίρων, Diodor genauer: εἰς τὸ συνέδριον παραλαβὼν πάντας τοὺς φίλους καὶ περὶ τῶν προτιθεμένων αἱρέσεων ἀνακοινωσάμενος, es werden alle Freunde zu der Berathung zugezogen, und er macht ihnen Mittheilung über die ihm gemachten Anerbietungen. Es charakterisirt den jammervollen Stand unserer Quellen, daß uns von dieser allerwichtigsten Verhandlung gar nichts überliefert ist, als die bekannte Aeußerung Parmenions daß er annehmen würde, wenn er Alexander wäre und die gereizte Antwort Alexanders „ich auch, wenn ich Parmenion wäre". Es wird so gewesen sein wie diese Anekdote andeutet: die altmakedonische Partei, die Waffengefährten Philipps, werden für Friedensschluß mit dem großen völlig sichern und augenblicklichen Gewinn gewesen sein: bei Alexander aber stand der Gedanke fest, Herr von Asien zu werden oder virtute es schon zu sein. Und warum auch nicht? Die Perserkönige waren Herr von Asien gewesen, und daß er mit einem Heere wie das makedonische war, und mit den Mitteln einer unvergleichlich überlegenen Civilisation wie die hellenische war, diese Herrschaft in ganz anderer Weise führen konnte, war so unzweifelhaft wie möglich. Der Entschluß also ward gefaßt: er begriff den Willen in sich, dieses Reich nicht blos vollends zu erobern, sondern auch zu regieren: und dies setzte eine Aenderung des seitherigen Systems mit Nothwendigkeit voraus. Der Herrscher von Asien konnte auf die Dauer nicht patriarchalischer König von Makedonien und Feldhauptmann der hellenischen Nation bleiben.

Interessant ist nun dem nachzugehen, wie diese Krisis, der Uebergang zur wirklichen Monarchie oder wenn man will Despotie persönlich, psychologisch und wie er politisch sich vollzog.

Ganz im Gegensatze zu Grote und neuerdings Holm, welche dem Phantastischen einen so breiten Raum in Alexanders Wesen anweisen,

muß man vielmehr hervorheben, daß der Grundzug seines Charakters, wie bei Napoleon, Cäsar, Friedrich II., Cromwell und allen großen Männern des handelnden Lebens ein entschieden realistischer gewesen ist: durchdringender Verstand, schneller praktischer vielumfassender Blick, starke Nerven und ein dämonischer Thätigkeitsdrang, wie etwa bei Napoleon, dessen Erfolge auf der Schnelligkeit und der Unermüdlichkeit beruhen. Der Schnelligkeit namentlich: wer die Augen offen hat, wird finden, daß auch bei uns gewöhnlichen Menschen hinsichtlich des Tempos der Bewegungen und Thätigkeiten ein außerordentlich großer Unterschied sich beobachten läßt. Wir finden diesen Realismus nicht blos in dem Einzelnen der militärischen und politischen Anordnungen, sondern vor Allem im Großen, in der Verbindung von Milde und Härte, der Bezwingung und Bestrafung von Tyrus und Gaza z. B. neben der überaus geschickten Behandlung Aegyptens; der Verwendung persischer Großen und Annahme persischen Cerimoniells neben dem Niederbrennen der Burg von Persepolis, in der völligen Niederwerfung des Darius und des falschen Artaxerxes, der Bezwingung der nördlichen Provinzen und Sicherung der Reichsgrenzen gegen die alten Feinde Irans, die Skythischen Steppenvölker; vor Allem aber in der Vorbereitung und Durchführung des neuen Regierungssystems selbst, welches die veränderte Lage nothwendig machte. Diese Nothwendigkeit leuchtet von selbst ein: er konnte die Länder, welche das große Reich Asien bildeten, nur so regieren oder auch nur verwalten, wenn er unbedingt über die Männer der verschiedenen Nationalitäten, Makedonen, Griechen, Barbaren verfügte: er konnte vor Allem der Mitwirkung des seither herrschenden Volkes, der Perser, gar nicht entbehren und dazu war eine Annäherung an ihre Sitte und an gewisse fundamentale Anschauungen des seither herrschenden Volkes gar nicht zu umgehen.

II.

Wir kommen damit zu der meistbesprochenen Periode von Alexanders Regierung: vom völligen Sturz des Achämenidenthores bis zur Rückkehr aus Indien. Diese Epoche als eine Zeit der moralischen Entartung Alexanders, ein Versinken ins Barbaren- und Despotenthum aufzufassen, ist gänzlich verkehrt: es ist die Zeit der schwierigsten und angestrengtesten kriegerischen Operationen, neben einer angestrengten organisatorischen Thätigkeit, bei der wenn irgendwann Alexander seinen Kopf beisammen halten mußte. Das Urtheil Gutschmids l. c. 13 „kein Zweifel der König hatte persönlich Freude an orientalischem Prunk und orientalischer Sitte“ finden wir keineswegs in Uebereinstimmung mit dem Thatsächlichen.

Daß die großen Erfolge auf der einen Seite und der Widerspruch, den er auf der andern Seite bei einer Anzahl seiner Makedonier und der Griechen fand, nicht ohne Wirkung auf einen jungen Mann von 25 Jahren bleiben konnte, liegt auf der Hand: sie diente dazu ihn eigenwilliger zu machen, er mußte seinen Willen durchsetzen und er war in einer Lage, wo er gar nicht nachgeben durfte. Er konnte jetzt, wo er thatsächlich der Herr von Asien, der König über einen 20fachen Länderraum mit einer Menge verschiedener Nationalitäten war, nicht mehr wie ein König von Makedonien regieren. Er mußte in viel unbedingterer Weise als bisher über seine Truppenkräfte und über seine Talente verfügen können. Er durfte wenn er einen Griechen wie etwa Eumenes von Kardia in seiner Umgebung hatte, der zu einem bestimmten hohen und schwierigen Posten sich besonders eignete, nicht erst fragen müssen, was die Makedonier zu dessen Ernennung sagten; er durfte wenn er den Krateros zum Oberbefehlshaber einer Truppenmacht oder einen fähigen und ergebenen Perser wie Mazäos zum Satrapen einer Landschaft machen wollte, nicht erst fragen, ob Philotas damit zufrieden sei. Es ist außerordentlich zu bedauern, daß wir von den Maßregeln den Besiegten, den neuen Unterthanen gegenüber so wenig oder vielmehr so gar nichts wissen. Es sind nur 2 oder 3 Maßregeln umfassender Art die wir kennen oder eigentlich halb erschließen müssen: die Ausbildung von 3000 Eingebornen in griechischer Art, was auf Schaffung einer Pflanzschule von Beamten hinausläuft; der Beginn der Verwendung jener ungeheuren Geldmittel, welche das wahnsinnige Thesaurirungssystem der Perserkönige dem Sieger jetzt zur Verfügung stellte, zu nutzbringenden Arbeiten, und die Aenderung der persischen Militärverfassung, wenn der Ausdruck gestattet ist. Sie war aus einem Guß mit ihrem Finanzsystem: Aufhäufung ungeheurer Massen, wie wir sie bei Issus und Gaugamela sehen, und wie wir sie schon bei Xerxes Heereszug kennen lernen, roh organisirt nach Nationalitäten, daneben griechische Söldner in verhältnißmäßig sehr bedeutender Zahl. Was von den letzteren brauchbar war, verwendet Alexander für sein Heer; er veranstaltete dann eine Aushebung in der sehr mäßigen Zahl von 30000 Auserlesenen aus den Unterthanenvölkern: nach welchem Princip diese Auslesung folgte, ersehen wir freilich nicht. Das aber ist klar, daß die Massenaufgebote der persischen Heeresorganisation verschwanden, daß diese Massen also der Arbeit, der friedlichen und produktiven Beschäftigung zurückgegeben und damit den Bevölkerungen eine außerordentliche Wohlthat erwiesen wurde: wir gehen schwerlich fehl, wenn wir die große Popularität, welche Alexander in den östlichen

Ländern fand, auf diese Maßregel als letzte Wurzel zurückführen. Die Idee Alexanders tritt klar genug schon hier zu Tage: das Heer sollte das Vehikel des Reichsgedankens werden: davon haben wir nachher ein Wort zu sagen.

Alle diese großartigen Maßregeln und Regierungsgedanken müssen wir uns mehr ausdenken und in ihren nothwendigen Wirkungen ausdeuten, als daß wir uns aus unseren dürftigen Quellen wirklich darüber könnten belehren lassen: verhältnißmäßig ausführlich sind dieselben nur über zwei wie uns scheint ziemlich untergeordnete Punkte, die Hoftracht und die Kniebeugungsfrage. Was das erstere betrifft, so handelt es sich offenbar nur um die Tracht des Königs bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, bei welchen die Eingeborenen den persönlichen Eindruck der Majestät erhalten sollten, und nach Plutarch de fortit Alex. resp. Eratosthenes würde es sich sogar nicht um die volle medische Tracht, sondern um ein gemischtes System gehandelt haben, eine makedonisch-persische Kleidung: und Zeit und Ort dieser in den Augen der anekdotenhaften Geschichtschreibung so wichtigen Angelegenheit würde der längere Aufenthalt in Susa im Herbst 331 gewesen sein. Von allzu großer Bedeutung kann diese Frage unmöglich gewesen sein, da wenn Alexander im Felde lag und dies war fast immer und bis wenige Monate vor seinem Tode der Fall, die medische Tracht sich von selbst verbot: daß er sich aber bei gewissen Gelegenheiten seinen neuen Unterthanen in ihrer Tracht oder der Tracht ihrer Könige zeigte, ist so natürlich wie nur möglich. Wenn die Anlegung dieser Tracht, wie es scheint, schon vor der endgültigen Niederwerfung des Achämenidenthrons, also vor der Verfolgung und dem Tode des Darius und vor Hinrichtung des Bessos stattgefunden hat, so war sie der politisch nothwendige, wenn nachher, der selbstverständliche Ausdruck dafür, daß Alexander die Regierung des Reichs Asien an Stelle des Darius angetreten habe.

Viel anders wird es mit der Kniebeugungsfrage, dem προσκυνεῖν, auch nicht gestanden haben. Ein lästiges Cerimoniell verbot sich für Alexander im Feld und in der Regel auch sonst, da er sehr thätig war, von selbst; und desgleichen verbot es sich da, wo die Makedonier unter sich, wo sie allein mit dem Könige zusammen waren. Denn daß es hier bei diesen Trinkabenden, welche den makedonischen Königen und so auch Alexander dasselbe leisteten wie das Tabakskollegium Friedrich Wilhelm I. und einigen andern Fürsten, zwanglos zuging, und daß Alexander, eine gesellige Natur wie er war, diese Gelegenheiten sehr häufig und mit Vorliebe aufsuchte, ist sehr ausgiebig bezeugt, und wir gehen weiter und sagen, daß das Geheimniß des Außerordentlichen das

er vollbrachte zu gutem Theile darin lag, daß er nicht bloß und überhaupt nicht der Mann mit dem Diadem, sondern der natürliche und geborene König, der unzweifelhaft erste in jeder Umgebung war. Aber es gab wie selbstverständlich Gelegenheiten, Feste, große Empfänge — und Alexander wird sie sogar aufgesucht haben — wo makedonische Große, vornehme Griechen und vornehme Perser sich in des Königs Gegenwart zusammenfanden und es war schlechthin unerläßlich für dergleichen Hoftage ein Cerimoniell festzusetzen. Es konnte kein anderes sein als das bisherige, die kniefällige Begrüßung des Königs. Plutarch giebt uns hier eine Scene nach einem Sachkenner, dem Eisangeleus oder Kammerherrn Chares von Mytilene: man scheint den Makedonen und Griechen die Sache annehmbar gemacht zu haben, indem man sie bei einem Symposion zuerst probirte; der König reicht mit einiger Umständlichkeit die Trinkschale aus der er selbst getrunken, einem Freunde, dieser nimmt sie, tritt an den Hausalter, trinkt, wirft sich nieder, dann erhebt er sich, wird von Alexander geküßt und begiebt sich an seinen Platz: dabei wird dann der Grieche Kallisthenes zum Helden, indem er, als Alexander aufmerksam gemacht, daß er die Knie nicht gebogen, ihn zu küssen vermied, mit lauter Stimme im Abgehen bemerkt, daß er um einen Kuß ärmer gehe. Daß Alexander nicht anders handeln konnte, ist klar: wenn er überhaupt als König von Asien regieren wollte, mußte er barbarische und makedonische Große täglich um sich haben, und es durfte nur eine Art offizieller Begrüßung geben. Die Sache wird später nicht mehr erwähnt: Justin sagt (12, 7) retentus tamen est a Macedonibus mos salutandi regis explosa adoratione. Darauf ist vielleicht nicht so viel zu geben, aber man wird wohl einen modus vivendi gefunden haben. Einige Wichtigkeit erhielt die Sache doch erst wieder nach der Rückkehr vom indischen Feldzug, wo die kriegerische Thätigkeit einstweilen und für längere Zeit in den Hintergrund trat und unter anderem der König eine große Menge von Gesandtschaften zu empfangen hatte. Einen Fingerzeig scheint das zu enthalten, daß die griechischen Städte angewiesen wurden, ihre Gesandten an das königliche Hoflager künftig als Theorie, als heilige Gesandte mit priesterlichem Charakter zu schicken, wo es denn, da man bei religiösen Cerimonien Alles machen kann, mit den προσκυνεῖν keine Noth haben konnte.

Die Sache wird in unsern Quellen sehr ernsthaft behandelt und sie gehört zu denjenigen Aeußerlichkeiten, die darum keine Bagatellen sind, weil ein tieferer Gegensatz sich hinter ihnen birgt. Dieser Gegensatz selbst liegt klar genug vor Augen — es ist der Gegensatz zwischen

dem altmakedonischen Wesen und dem Griechenthum auf der einen, einem neuen Königthum mit seinen nothwendigen Konsequenzen auf der andern Seite. Vorhanden war er seit dem Siege bei Issus: er trat wie natürlich schärfer hervor, nachdem man die Mittelpunkte des persischen Reichs, den eigentlichen Orient, Babylon, Susa erreicht hatte, und die alten Generale und ihr Anhang, die mit Parmenion der Ansicht gewesen waren, daß man sich mit Darius hätte vertragen und mit der Halys- oder Euphratgrenze begnügen sollen, werden widerwillig den weiteren Krieg mitgemacht haben. Gleichwohl ist beachtenswerth, daß dieser Gegensatz nicht zu irgend einem wirklichen Ausbruch von allgemeiner Unzufriedenheit, sondern nur zu Verschwörungen oder Vorbereitungen zu solchen, zu Attentatsplänen geführt hat: bei der Masse der Offiziere und des Heeres muß Alexanders Autorität ganz unerschüttert gewesen sein. In diesen Zusammenhang gehören jene vielbesprochenen Vorfälle, die Hinrichtung des Philotas, die Ermordung des Parmenion, die Tödtung des Klitus und die Bestrafung des Kallisthenes. Bei jedem dieser Fälle öffnet sich der Vermuthung ein weites Feld, weil uns gar keine authentischen Akten vorliegen, sondern nur mehr oder weniger gute oder schlechte Nachrichten, und doch müßte man gerade in solchen Fällen von dem Historiker die ganze Strenge des Geschworenen verlangen. Protestiren aber muß man gegen das hier noch so vielfach beliebte Verfahren der Kumulirung. Man darf nicht die vier in sich sehr verschiedenen Fälle einfach zusammen zählen, um daraus dann auf eine Depravation von Alexanders Charakter zu schließen: in einem berühmten historischen Prozeß, dem des Grafen Strafford im Jahre 1641, verließ sich dieser, wie uns Ranke in der englischen Geschichte erzählt, darauf, daß selbst wenn man ihm 10 Fälle von Felony nachweise, diese zehn Fälle noch nicht einen Fall von Hochverrath ausmachen und sein Todesurtheil rechtfertigen könnten. Bei dem wichtigsten der Fälle, der Hinrichtung des Philotas, ist man im Allgemeinen geneigt, die Schuldfrage zu bejahen: nicht blos weil ein ordentliches Gerichtsverfahren nach makedonischem Recht stattgefunden hat, denn dieses makedonische Recht giebt keineswegs die unbedingte Garantie, daß es dabei auch mit rechten Dingen zugegangen ist, sondern aus anderen Gründen. Die Hinrichtung des Philotas machte die Ermordung des Parmenion nothwendig, und „so weit geht Niemand der nicht muß", und indirekt aber ziemlich sicher charakterisirt das Verfahren gegen Kallisthenes die Lage. Mit diesem, dem Sophisten, der ein eitler Thor war, eilt es dem Alexander nicht; er führt ihn als Staatsgefangenen mit sich, behält sich die Bestrafung noch vor (τὸν σοφιστὴν αὐτὸς κολάσω), der Mann stirbt aber

vorher auf dem indischen Zuge eines natürlichen Todes. Warum verfuhr Alexander bei Philotas oder Parmenion nicht ähnlich? Weil hier Gefahr im Verzuge war: wir erkennen diesen doch ganz unleugbaren Gefahren, mit denen die ungeheure politische und gesellschaftliche Veränderung verbunden war, gegenüber ganz denselben Mann, der Theben zerstörte und unmittelbar darauf sich der athenischen Gesandtschaft gegenüber nach dem treffenden Bild unserer Quelle als einen gesättigten Löwen bewies: denselben wie immer, denselben wie alle wirklich großen Männer des handelnden Lebens inmitten einer großen Krisis — der mit rechtzeitiger Härte und wenn man will Grausamkeit, eine schwere Gefahr abwandte, diese Grausamkeit aber nicht weiter und nicht länger übt, als die Abwendung der Gefahr verlangte: und der Erfolg war in diesem Fall, wie bei jener ersten Probe am Anfang seiner Regierung, ein vollständiger. Von Reue hierbei lesen wir nichts, wie in dem Falle des Klitus, der ganz aus diesem Zusammenhang ausgeschieden werden muß. Er beweist das gerade Gegentheil von dem, wofür man ihn gewöhnlich anführt. Es ist die einer augenblicklichen, durch einen tiefgehenden Gegensatz allerdings vorbereiteten Aufwallung entsprungene That der Leidenschaft, eine Tödtung im Affekt, hervorgerufen durch einen maßlosen Mißbrauch der Redefreiheit, wie ihn Alexander sich nicht mehr gefallen lassen konnte. Der tödtliche Ausgang ist etwas mehr oder weniger Zufälliges, das historisch Interessante ist vielmehr die sehr ausgedehnte Redefreiheit, welche Alexander seinen makedonischen Offizieren gestattete und an welche er bei ihnen gewöhnt war. Auch die tiefe Reue, der große Eindruck, den die jähe That bei Alexander hervorbrachte ist von Wichtigkeit. Der Hofprediger oder Hofsophist Anaxarchos, aus dessen Munde wir bei dieser Gelegenheit die Metaphysik des neuen Regierungssystems hören, hatte doch nach der neuen asiatischen, beziehungsweise der alten persischen Staatsrechtstheorie so Unrecht nicht, wenn er darauf hinwies, daß die Handlungen des großen Königs τὰ ἐκ βασιλέως μεγάλου γιγνόμενα rechtskräftig seien, wie immer gestaltet sie seien, ganz jener Jurisprudenz der altpersischen Richter gemäß, denen Kambyses, der Gelüste trug, seine Schwester zu ehelichen, die Frage vorlegte, ob ein Gesetz der Perser dies gestatte. Sie antworten, völlig korrekt: ein solches Gesetz existire nicht, aber ein anderes: daß der König thun dürfe was er wolle. Worüber empfand Alexander jene historisch-wohlbezeugte tiefe Reue? Wir dürfen uns vollkommen, was die moralische Seite der Sache betrifft, bei dem Urtheil des Aristobulos beruhigen, der nach Allem der bestunterrichtete und besonnenste unserer Quellenschriftsteller ist, und der sehr ausdrücklich (Arr. 4, 8) sagt, daß

Klitus allein die Schuld trage; auch das persönliche Moment, daß Klitus unter die φίλοι gehört zu haben scheint und daß er beim Granikus ihm „das Leben gerettet“, was denn doch eine sehr selbstverständliche Soldatenpflicht war, wird nicht so sehr wie gewöhnlich geschieht, zu betonen sein. Aber Eins war es, was hier an dem Bewußtsein des Königs nagte — er hatte bei der That seine Selbstbeherrschung vollständig verloren, es war eine Handlung der Leidenschaft, bei der er sich selbst vergessen hatte, und soviel wir sehen, war dies das erste und einzige Mal; die unermeßliche Autorität aber, die Alexander besaß, beruhte, wie wir überzeugt sind, eben auf der sicheren Herrschaft über sich selbst, durch welche er allen überlegen war — man vergleiche, was wir über sein Verfahren den Generalen und den beiden in seiner Gunst höchststehenden Krateros und Hephästion gegenüber bei Plutarch lesen. Wir sind also nicht geneigt zu glauben, daß der Widerspruch gegen dies neue System schon einen eigentlich gefährlichen Charakter getragen habe: aber Eines drängte sich Alexander doch auf, wozu ihn seine rasche Natur ohnehin trieb: um unumschränkt herrschen zu können, um gleichmäßig über dem Groll der besiegten Asiaten und dem Murren seiner europäischen Krieger zu stehen, mußte er noch höher steigen. Er mußte noch eine Zeitlang Feldherr sein, um unbedingt über die Kräfte seines Reiches verfügen zu können. Der Zug nach Indien war für ihn eine politische Nothwendigkeit. Es war dieser Zug ein Unternehmen gegen eine den Griechen und Makedoniern wie den westasiatischen Völkern, Alexanders neuen Unterthanen, fremde Welt: für die Perser bildete es eine stolze Erinnerung, daß ihre großen Könige Cyrus, Darius I. ihre Herrschaft oder was sich als Herrschaft deuten ließ, bis zum Indus ausgedehnt hatten, und den Griechen schwebten die Dionysos- und Herakleslegenden vor, deren Schauplatz in jene Gegenden zu verlegen sie nicht mehr kostete, als es die Seefahrer des 15. Jahrhunderts kostete, bald da bald dort, an dieser Küste, auf jener Insel das Paradies zu vermuthen. In den höheren Kreisen, bei Alexander selbst, werden diese Legenden sehr schwerlich diese Rolle gespielt haben: hier war dem Ueberlieferten gegenüber schon sehr viel Kritik; in der offiziellen Sprache werden sie aber dieselbe Rolle gehabt haben, wie jetzt bei offiziellen Gelegenheiten und Ansprachen etwa mehr oder weniger zurechtgemachte Geschichtstraditionen sie spielen, oder wie sie die Tellslegende bei schweizerischen Volksfesten spielt. Die Menschen glaubten diese Dinge so wie unser Publikum an die überlieferten geschichtlichen Worte, die Ueberlieferung eines geschichtlichen Hergangs wie z. B. die Scene von Canossa glaubt — nicht zu reden von der kirchlichen, d. h. volksthümlichen oder im

Sinne des Volks festgehaltenen Auffassung alttestamentlicher Gestalten und Sagen: wirkliche Motive für die Hauptpersonen und namentlich die Eine leitende Hauptperson bildeten diese Legenden nicht.

Dieser indische Feldzug zeigt nun im Einzelnen ganz dieselbe Klarheit und Energie der Leitung, dieselbe Geschicklichkeit in Benutzung der Menschen und der Verhältnisse, wie die bisherigen Thaten Alexanders, der also doch durch die neue Basileia von Asien nicht ein so ganz anderer geworden sein kann. Wir heben nur hervor, daß durch diesen Kriegszug selbst das Heer allmälig einen andern Charakter gewann. Es war doch zu einem guten Theil durch neue Rekrutirung, Abschübe in die Heimath und Nachschübe aus der Heimath ein anderes geworden, schon war das barbarische, d. h. westasiatische Element stark vertreten*), und in dieser Ferne fühlte sich diese Armee offenbar mehr noch als seither als eine Welt für sich: wenngleich gelegentliche Notizen, wie der Transport von Waffen und Medikamenten, von dem Diodor (17, 95) berichtet, beweisen, daß die Fühlung mit dem Westen eine ununterbrochene war. Unsere Quellen sind auch hier sehr dürftig, genügen aber doch vollständig, jeden unbefangenen Leser, der sich einigermaßen darauf versteht, sich in geschichtliche Vorgänge hineinzudenken, hineinzuleben, sie als Gegenwart zu empfinden — davon zu überzeugen, daß Alexander diesen Zug nicht als Dtschingischan oder Attila, selbst nicht wie Napoleon den Krieg gegen Rußland im Jahre 1812 unternommen und durchgeführt hat, sondern mit der echt hellenischen Einsicht, daß es sich dabei um ein civilisatorisches d. h. ein politisches, ein Reichs- und Regierungsinteresse handle.

Dem nun scheint Eines zu widersprechen: die Vorgänge am Hyphasis, welche Arrian 5, 25 ff. mit großer Ausführlichkeit und dramatischer Wirkung, unter wohlgefügten Reden erzählt. Diese Reden gerade sind es, welche unsere vulgäre Auffassung des Ereignisses bestimmt haben — daß das Heer den Weitermarsch, die Fortsetzung des Krieges in das jenseitige Land geweigert und Alexander zur Umkehr gezwungen habe: und doch sind diese Reden der am wenigsten historische oder vielmehr der am sichersten unhistorische Theil der Erzählung. Diodor (17, 94) hat allerlei, zum Theil alberne Ausschmückungen, das Hauptergebniß, die Summe der Ereignisse aber giebt er kürzer an: Alexander hat bei Poros Erkundigungen über das jenseitige Land, dessen politische

*) Auch durch Hilfskontingente, Taxiles stellte 5000 οὓς Ταξίλης τε καὶ οἱ ταύτῃ ὕπαρχοι ἦγον sagt Arr. 5, 8, 5; τοὺς ἐξ Ἀραχώτων καὶ Παραπαμισάδων ἱππεῖς ib. 11, 3, τοὺς ἐκ Βάκτρων καὶ Σογδιανῶν καὶ τοὺς Σκυθῶν ἱππέας καὶ Δάας τοὺς ἱπποτοξότας ib. 12, 2; 5, 21, 2 befiehlt er, daß Poros mit auserlesenen Leuten und Elephanten εἴ τινας παρ' αὐτῷ ἔχοι zu ihm stoße.

Verhältnisse und Kriegsmittel eingezogen: er hält — vor einer Versammlung, zu der auch die Obersten der τάξεις zugezogen werden, wie man dann wieder aus Arrian entnimmt — eine wohlvorbereitete (πεφροντισμένον) Rede über „die Expedition gegen die Gandariden", als aber die Makedonier ihm keineswegs beistimmen, verzichtet er auf die Angriffsbewegung (ἐπιβολή). Historisch sicher ist schwerlich mehr als dies: daß die Frage, ob man sich auf weitere Unternehmungen gegen die Völker des Ostlandes einlassen solle, Gegenstand sehr ernsthafter Berathungen war, daß dabei die Stimmung des Heeres und dessen physischer und moralischer Zustand ein sehr gewichtiges Moment bildete, und daß schließlich Alexander den sehr vernünftigen Entschluß faßte, Halt zu machen und umzukehren. Sehr wahrscheinlich, daß ihm dieser Entschluß schwer wurde, es gab auch viele im Heer, die gerne weiter gezogen wären: bestimmt aber hat ihn sicher die vernünftige Erwägung der Verhältnisse, zu denen allerdings und vor Allem auch die Stimmung des Heeres gehörte. Ein beachtenswerthes Moment wird von Droysen hervorgehoben, daß Alexander überhaupt kein Land östlich vom Indus zur Satrapie gemacht, seinem Reiche unmittelbar einverleibt habe: er ließ die Könige Poros und Taxiles als Vasallenkönige im Besitz ihrer Länder: welchen Sinn konnte, diesen Entschluß vorausgesetzt — und den Porus als König zu belassen scheint sofort nach seiner Besiegung und Gefangennahme beschlossen worden zu sein (Plut. Al. 60) — ein Vorstoß über den Hyphasis oder Eroberungen im jenseits der großen Wüste gelegenen Lande haben?

Daß Berathungen stattgefunden haben, ist wohl unzweifelhaft — ähnlich wie nach der Schlacht bei Issos rücksichtlich der Friedenserbietungen des Darius: dort wie hier handelte es sich um die Frage, ob Haltmachen oder Weitervordringen? Wir können nicht glauben, daß ein so klarer Geist wie Alexander den Versuch gemacht haben soll, durch dreitägiges Schmollen ein widerwilliges Heer umzustimmen, womit selbst wenn es gelungen wäre, in der That auf eine längere Zeitdauer gar nichts gewonnen gewesen wäre. Wir denken vielmehr, daß die einfachste Erklärung auch hier die beste ist: der Entschluß war vernünftig, darum hat ihn Alexander gefaßt.

III.

Nachdem er das Land bis zum Indus in seiner entschiedenen Weise pazifizirt hatte, wurde der Rückmarsch nach dem Westen angetreten und man betritt damit denjenigen Abschnitt dieses königlichen Lebens, in welchem die Regententhätigkeit die Hauptrolle spielt und von selber ins

Licht tritt. Es scheint uns nicht sehr lohnend, zu fragen was Alexander bei längerem Leben noch gethan haben würde — ob er seine Waffen gegen Westen gewendet, Sicilien, Karthago, Italien erobert haben würde? Darüber kann er sich im J. 323, in welchem sein Leben jählings und unerwartet abbrach, ὑπὲρ μόρον „über das Geschick", wie der alte Dichter sagt, ebensowenig klar gewesen sein, als Gustav Adolf im J. 1632 und die Art, wie Arrian im Eingang des 7. Buchs über diese Zukunftspläne spricht (οἱ δὲ καὶ τάδε ἀνέγραψαν — — ἔνθεν οἱ μὲν λέγουσι — — οἱ δὲ u. s. w.), zeigt sehr deutlich, daß darüber nichts sicheres bekannt war und zwar ohne allen Zweifel aus dem einfachen Grunde, weil darüber bei Alexander selbst nichts feststand noch auch feststehen konnte; daß mit dem Entschluß, den Hyphasis zur mittelbaren, den Indus zur eigentlichen Grenze des Reichs oder Systems zu machen, ihm als nächste Aufgabe die gestellt war, den großen Länderraum zu organisiren — eine dauernde und regelmäßige Regierung einzusetzen: und man darf hinzusetzen, daß wenn dies geschah und gelang, es großer Eroberungszüge gar nicht mehr bedurft hätte. Darüber belehrt uns das Kapitel im Arrian (7, 15), in welchem von den Gesandtschaften die Rede ist, welche in Babylon vor Alexander erschienen: die libysche beglückwünscht ihn zum Königthum Asien; Aethiopen, europäische Skythen, Kelten, Iberer, aus Italien Brettier, Lukaner, Tyrrhener werden genannt. Sie hätten, sagt Arrian seine Vermittlung oder seinen Schiedsspruch in ihren Differenzen nachgesucht (ὑπὲρ τῶν εἰς ἀλλήλους διαφόρων λέγουσιν ὅτι Ἀλεξάνδρῳ διακρῖναι ἐπέτρεπον): damals sei dieser sich selbst in dem Sinne recht eigentlich (μάλιστα) als der Herr über alles Land und Meer erschienen.

Er war es auch: weit vollständiger war er es als es Xerxes gewesen wäre, wenn er bei Salamis gesiegt hätte, und damit ist zugleich gesagt, daß seine Aufgabe jetzt die des Organisators und Regenten war. Eine einfache Betrachtung wird uns zeigen, daß er wie auf seinen Kriegszügen so auch hier sehr klar wußte was er wollte. Wer das jüngst entdeckte kostbare Schriftchen des Aristoteles über den Staat der Athener gelesen hat, der wird wissen, warum König Philipp, der ein guter Menschenkenner war, diesen sehr positiven Geist seinem Sohne zum Lehrer gab, und er wird sich auch ungefähr denken können, was Alexander bei ihm gelernt hat. Wir operiren in Deutschland bei Beurtheilungen und Zusammenfassungen geschichtlicher Vorgänge gern mit großen Worten — mit unechten Substantiven wie es neuerdings ein feinsinniger Beobachter, G. Rümelin, ausgedrückt hat, — und so lesen wir denn auch bei Alexander viel von der In-Einsbildung vom Orient und Occident und ähnlichem. Wir könnten von den Alten

lernen, die Dinge einfacher zu bezeichnen: er wollte das große Reich, das er erobert, wirklich regieren. Regieren aber heißt, Einheit, einen einheitlichen Willen schaffen und wir haben uns demnach einfach nach den Kräften und Mitteln umzusehen, die ihm dafür zu Gebote standen, und nach den Hemmungen, die ihm dabei entgegentraten. Zwei durchgreifende — man könnte sagen ein klares Programm bezeichnende — Regierungsmaßregeln eröffnen den neuen Abschnitt seiner Thätigkeit. Die eine war die überaus nachdrückliche Geltendmachung seiner Autorität durch die strenge Bestrafung der Beamten, welche seine Abwesenheit zur Bedrückung der Unterthanen mißbraucht hatten: Satrapen, Hyparchen und Nomarchen: „das wars“ sagt Arrian (6, 27) einfach und gut, „was diese vielen und verschiedenartigen Völker in guter Ordnung (ἐν κόσμῳ) hielt, daß es unter seinem Königthum nicht verstattet war, daß den Regierten von den Regierenden Unrecht widerfuhr“. Die zweite Maßregel war die große Vermählungsfeier in Susa, die Sanktionirung und offizielle Begünstigung der Eheverbindungen von Makedoniern oder Griechen und Einheimischen: ebendahin gehört, daß man für die Knaben, welche Mischehen von Makedoniern und eingeborenen Frauen entsprossen waren, Lehrer (παιδευτὰς τοὺς διδάξοντας τὴν ἁρμόζουσαν παιδειαν) (Diod. 17, 110) bestellte.

Man darf nicht vergessen, daß es ein zwar sehr lose zusammengefügtes oder wieder aufgelockertes, aber doch immerhin ein Reich, ein Staat war und nicht blos einzelne Völker, was Alexanders Schwert und Geist erobert hatte. Ein so ganz verächtliches Ding, wie es der gewöhnlichen Vorstellung erscheint, war dieses Reich auch damals noch nicht: die Heerstraßen, die Post, die Polizei, das Steuerwesen waren doch vorhanden und einen noch sehr leistungsfähigen Mechanismus setzt der Widerstand den Alexander fand — die großen Heere am Granikus, bei Issos, bei Gaugamela die denn doch zusammengebracht und verpflegt sein wollten, immerhin voraus: es scheint sogar nach der unglücklichen Schlacht bei Issus und dem Scheitern der Friedensunterhandlungen eine Art Aufschwung, eine Neuformation der Armee stattgefunden zu haben (Diod. 17, 53): es bedurfte nur einer thätigen Kraft an der Spitze um diesen Mechanismus wieder wirksam zu machen. Der monarchische Zug der Bevölkerungen, der sich in der Vergötterung ihrer Könige zeigt, erleichterte Alexander seine Aufgabe: er übernahm dieses Princip oder Regierungsmittel, welches diesen Länderkomplex zu einem Staate machte, aber in griechischer und genialer Weise, indem er ihm den lebenschaffenden Mittelpunkt in seiner, des Monarchen Persönlichkeit gab. Ein ungeheurer Thätigkeitstrieb ist der

bemerkenswertheste Zug in dieser Persönlichkeit: er will Alles, weiß Alles*), thut Alles wie Sièyes einst von Bonaparte gesagt haben soll, und aus den zahlreichen Anekdoten wie aus dem was bei Plutarch gelegentlich aus seinen Briefen angeführt wird, sowie aus dem was die Ephemeriden aus seinen letzten Tagen melden, können wir sehen, daß es niemals einen fleißigeren Herrscher gegeben hat. Daneben zeigt sich ein rascher und scharfer Blick, dem nichts Großes und nichts Kleines entgeht: die Diener bei der Tafel fürchten diesen Blick und schon der Knabe sieht bei jener Vorführung des Bukephalus, was von den rossekundigen Männern an dem wilden Hengst nicht bemerkt worden war. Dabei war jetzt nach dem indischen Zuge seine Autorität vollends unermeßlich: es ist ein kleiner, aber sehr vielsagender Zug, daß bei der großen Schuldentilgung mit welchem er seinem Heere ein Geschenk machte, Viele zögerten mit ihren Rechnungen hervorzukommen, weil sie argwöhnten, daß der König bei dieser Gelegenheit nur die guten und die schlechten Haushalter kennen lernen wolle: sie werden schwerlich damit ganz Unrecht gehabt haben**)."

Diese monarchische Autorität dauernd festzustellen und die ihr entgegenstehenden Kräfte zu brechen, bildete die nächste Aufgabe. Die unabhängigen Gewalten im Reich hörten auf oder wurden soweit beschränkt, als der Zweck einheitlichen Regiments nöthig machte: den Satrapen wurde das Halten eigener Söldnertruppen, welches einzelne mißbräuchlich versucht hatten, untersagt, versiegelte Befehle ergingen an alle und sobald sie den Brief gelesen mußten sie die Truppenkörper auflösen (Diod. 17, 106), sie wurden überhaupt wieder was sie auch ursprünglich im Achämenidenreich gewesen, königliche Verwaltungsbeamte; der trotzigen Unabhängigkeit der Raubstämme, wie früher dem der Uxier so jetzt der Kossäer wurde von Grund aus ein Ende gemacht. Der makedonische Adel, schon längst in diesem Wandel begriffen, wurde rasch zum Dienst- und Hofadel, und für seine frühere Stellung mit Reichthum, höfischen Ehren und Ordenszeichen, glänzenden Dienstkarrieren entschädigt, wofür u. A. Peucestas glänzende Laufbahn ein Beispiel giebt (die Stellen bei Arrian 6, 9, 3. 10, 1. 28, 3. 30, 2. 7, 6, 3. 5, 4. 23, 1). Ihre militärische Stellung erleichterte jetzt, im Gegensatz gegen frühere Zeit (Parmenion) diesen Wandel: sehr bemerkenswerth ist in dieser Be-

*) Einzelne Züge (τὸ φιλιατρεῖν), Liebhaberei für ärztlichen Dienst, vgl. Arr. 1, 16, 5 von Plut. Al. 8 auf Aristoteles zurückgeführt, ganz gut.

**) Mancherlei Züge beweisen, daß die Mannszucht im makedonischen Heere sehr streng war, z. B. Plut. Al. 40 wie er den unsinnigen Luxus seiner Generale schilt oder 22 was von 2 Soldaten des Parmenion erwähnt wird: auch die Ausgaben für den Hof waren genau abgegrenzt, die königliche Tafel kostete zuletzt 10000 Drachmen [τοῖς εὐτυχήμασι τῆς δαπάνης ἅμα συναυξανομένης]. Dabei blieb es denn (Plut. Al. 23).

ziehung die Abberufung Antipaters von seiner langjährigen und hohen Stellung als Gouverneur in Makedonien und seiner Ersetzung durch einen der nächststehenden Freunde des Königs Krateros (Arr. 7, 12, 4), dem die Leitung der Dinge Makedoniens, Thrakiens, der Thessaler und der Freiheit der Hellenen (τῶν Ἑλλήνων τῆς ἐλευθερίας) wie Arrian sich ausdrückt, befohlen war. Aber auch an diese Eleutheria der Hellenen, in gewissem Sinn das schwerste Hemmniß der Reichseinheit, wurde die starke Hand gelegt. An die hellenischen Städte erging die Aufforderung, dem König göttliche Ehren zuzuerkennen, mit anderen Worten sich dem asiatischen Cerimoniell zu konformiren, und eine zweite, welche viel unmittelbarer den Charakter königlichen Befehls trug: ihre Verbannten wieder aufzunehmen. Der Standpunkt der korinthischen Convention war damit aufgegeben, der Lebensnerv der griechischen Unabhängigkeit getroffen, und mit voller Deutlichkeit ausgesprochen, daß die alte Parteiung Demokratie und Oligarchie in dem neuen Reiche ihren Sinn verloren habe. Es war eine großherzige Maßregel, da unter diesen πλανώμενοι „Heimathlosen" gewiß sehr viele waren, die gegen Philipp oder gegen Alexander selbst die Waffen getragen hatten: daß sie aber, wie Droysen meint, in erster Reihe den Gegnern Makedoniens zu Gute gekommen sei, ist zu viel gesagt*). Es war zugleich eine Maßregel sehr tiefgehender Art und deßhalb die Möglichkeit vorhanden, daß sie Widerstand fand. Der Lebensnerv dieser Kleinstaatenwelt war damit empfindlich berührt, und wenn, wie wir erfahren, in Alexanders Umgebung von der Möglichkeit gesprochen wurde demnächst zu einer Belagerung Athens zu schreiten, so wird dieß in diesem Zusammenhange verständlich, wie auch der ganze Prozeß Harpalos und die angebliche Bestechung des Demosthenes in hervorragendem Sinn eine politische Aktion, ein politischer, ein Tendenzprozeß ist, bei welchem die Parteien ihre Kräfte maßen**): wir wollen im Vorübergehen bemerken, daß uns die Beurtheilung, die der große attische Patriot neuerdings in dem Werke von Holm gefunden hat, sehr wenig zusagt — wovon ein andermal. Wer Alexander gerecht wird, muß deßhalb nicht dem Demosthenes Unrecht thun.

*) Uebrigens bewährte er diesem wilden Parteihaß in den Griechenstädten gegenüber schon in Ephesus die Mäßigung des Regenten Arr. 1, 18, was der Schriftsteller, ein römischer Beamter, sehr billigt.

**) Aeschines gegen Ktesiphon κατὰ τῆσδε τῆς κρίσεως εὐθὺς ἀρχόμενος τοῦ λόγου φέρει τινὰ αἰτίαν, λέγων ὡς ἐγὼ τὴν γραφὴν οὐχ ὑπὲρ τῆς πόλεως ἐγραψάμην ἀλλ' ἐνδεικνύμενος Ἀλεξάνδρῳ διὰ τὴν πρὸς αὐτὸν ἔχθραν. Und deutlich verräth sich, daß dieß richtig war, 254: ἡμερῶν μὲν ὀλίγων μέλλει τὰ Πύθια γενέσθαι καὶ τὸ συνέδριον τὸ τῶν Ἑλλήνων συλλέγεσθαι διαβέβληται δ' ἡ πόλις ἐκ τῶν Δημοσθένους πολιτευμάτων περὶ τοὺς νῦν καιρούς· δόξετε δ' ἂν μὲν τοῦτον στεφανώσητε ὁμογνώμονες εἶναι τοῖς παραβαίνουσι τὴν κοινὴν εἰρήνην.

Bei weitem das wichtigste Einigungsmittel aber war, wie beinahe von selbst einleuchtet, das Heer und als solches hat es Alexander benutzt. Qu'y a-t-il de plus peuple qu'une armée? ist ein bon mot Napoleons, — ein Gedanke dessen Richtigkeit sich in allen Staaten und Länderkomplexen mit stark gemischter Bevölkerung wie z. B. Oesterreich bewährt, und den Alexander jedenfalls weit tiefer gedacht und weit folgerichtiger und verständiger ins Leben geführt hat als Napoleon. So mangelhaft wir über die Einzelheiten der Organisationen des Heeres nach der Rückkehr aus Indien unterrichtet worden, so klar ist doch das Princip: ein großes stehendes, aus Makedoniern und Barbaren gemischtes, wie H. Droysen sich ausdrückt ein hellenistisches Heer sollte geschaffen werden und wurde geschaffen. Der unbequemen Elemente der Veteranen entledigt sich Alexander zu Opis und an ihrer Stelle sollten 10000 Mann neue Truppen aus Makedonien ihm zugeführt werden. Dieß Princip wird deutlich, wenn wir diese Schöpfung mit der Organisation der persischen Streitmacht vergleichen, die uns der Heereszug des Xerxes kennen lehrt und welche im Wesentlichen uns auch in den persischen Heeren der spätern Zeit begegnet mit der einzigen Modifikation, daß dem großen Reichsheer zahlreiche griechische Söldnertruppen in besonderen Corps beigesellt sind. Hier erscheinen überall die Kontingente der einzelnen Länder in ihrer nationalen Tracht und Bewaffnung und Alles weist darauf hin, daß eben diese bunte Mannigfaltigkeit der herrschenden Nation und ihrem König besondere Genugthuung gewährte. Die Befehlshaber der Kontingente auch der Völker nicht-arischen Stammes tragen in dem Verzeichniß bei Herodot persische Namen und dieß, persische Große zu Befehlshabern zu machen, wird auch weiterhin die Regel gewesen sein, darüber belehrt die Ordre de bataille vor der Schlacht bei Gaugamela, Arr. 3, 8, 3ff.; 11, 3. Weiter ging diese höchst oberflächliche Organisation offenbar nicht und der einzige zusammenhaltende Einheitspunkt war der König selbst, der deßhalb auch — unter anderem deßhalb — stets bei einem großen Reichskrieg mit zu Felde zog. Dieß System hatte sich bei dem großen Angriffskrieg gegen Griechenland schlecht bewährt und ist vielleicht einer der Gründe des Mißlingens gewesen; es bewährte sich auch weiterhin nicht, z. B. bei dem Defensivkrieg gegen den jüngern Kyros: aber eine Heeresreform, eine wirkliche durchgreifende Organisation der Streitkräfte war dem Barbarenreich eine Unmöglichkeit — man wußte den Uebelständen, welche sich auch dieser Regierung aufdrängten, nicht anders zu steuern, als durch ein neues Uebel, durch Anwerbung griechischer Söldnertruppen, die man denn doch nicht recht zu verwenden wußte und die gewiß von

den vornehmen Persern scheel angesehen worden sind. Am Granikus ließ man sie ein paar Kilometer vom Kampfplatz unbeschäftigt stehen, und der athenische Flüchtling Charidemos, der dem König rieth, den ganzen Krieg lediglich mit griechischen Söldnern auszufechten, entgalt diese Herausforderung des persischen Nationalstolzes mit sofortigem Tode. Nimmt man hinzu, daß doch gerade diese griechischen Söldner dem unglücklichen König ihrem Brotherrn am längsten die Treue hielten, während die Perser ihn verließen oder verriethen, so sieht man, daß diese Söldnertruppen, wenn auch tüchtige Techniker des Kriegs, gute Soldaten, doch die Widerstandskraft des Reichs gegen ein Heer wie das Alexanders eher verminderten, und man übersieht zugleich mit einem Blick den ungeheuren Unterschied von Alexanders Regiment und der Achämenidenherrschaft: es ist ein Satz von fast ungeheuerlicher Oberflächlichkeit, wenn Grote sagt (vol. XII, 242) „Alexander hatte ein Resultat erreicht, das im Wesentlichen dem entsprochen hätte, welches 150 Jahre früher durch Xerxes Plan, Griechenland der persischen Monarchie einzuverleiben erreicht worden sein würde, wenn dieser Plan gelungen wäre". Nicht blos oberflächlich aber, sondern naiv ist die fernere Aeußerung, „daß Alexander das System der persischen Monarchie fortgesetzt haben würde mit keiner andern Verbesserung als der einer starken Organisation".

Gewiß: eben darum handelte es sich, und dieß ist das erste, daß er das Heer zu einem Mittel der Ausgleichung oder Angleichung der verschiedenen Völker, zu einem Herd und Träger einer ausgleichenden Civilisation machte, neben dem, was jedes Heer von selbst sein soll, das Werkzeug für Aufrechterhaltung und Gewährleistung der inneren und äußeren Sicherheit des Reichs. Dieses Heer würde den Gedanken der Reichseinheit überallhin getragen haben, die Städteanlagen, zahlreich wie sie waren, dienten allerdings dem militärischen, eben damit aber auch dem höhern Zweck der Herstellung nicht nur einer mechanischen, sondern wenn der Ausdruck gestattet ist, einer empfundenen Reichseinheit, — eines National- oder Staatsgefühls. Dieß hätte Xerxes nicht gekonnt, konnte es ja selbst auf kleinerem Raum Cyrus und Darius I. nicht: Alexander konnte es, weil er die Kräfte einer überlegenen Civilisation zur Verfügung hatte, und diese Kräfte der Civilisation waren wie sich von selbst und wie sich aus dem ganzen Gange der folgenden Geschichte ergiebt, unter allen einheitschaffenden d. h. unter allen Regierungs-Mitteln die wirksamsten.

Das Wort Civilisation ist ein sehr viel umspannendes, und daß bei dem, was wir Civilisation, civilisatorische Kräfte, Mittel der Civi-

lisation nennen, das Beste unabhängig von dem Willen und Meinen des Herrschers geschieht, ist unzweifelhaft. Nichtsdestoweniger ist es keineswegs gleichgiltig, wie sich ein Herrscher zu diesen Kräften stellt: ob er sie blos wie Napoleon I. etwa nach ihrer mechanischen Seite würdigt, ob er mitten im Geistesleben seines Volkes steht, dessen Litteratur z. B. versteht, dessen Urteil und Vorurtheile theilt — wie es z. B. Friedrich der Große nicht gethan; wie weit er selbst und persönlich ein Interesse an höherer Bildung, ein Interesse sich selbst zu bilden hat, wie Karl der Große, auch Peter der Große es besaßen, wie Napoleon es nicht hatte. Hier nun wird man sagen dürfen, daß nach Allem, was wir wissen — auch nach allen Anekdoten, die hier gerade eine nicht verächtliche Geschichtsquelle sind — der Schüler des Aristoteles dieses Interesse im höchsten Grade besaß und bethätigte, daß er mit Allem, was auf hellenischem Boden Großes und Schönes und Originelles gewachsen war, mochte er sich nun Homer oder Pindar oder Apelles oder Diogenes nennen, Fühlung hatte und mehr, daß er — sehr anders als Napoleon — sich auch um das Verstehen der Denkungs- und Empfindungsweise der übrigen Völker seines Reichs bemühte. Vielleicht am meisten charakteristisch in dieser Beziehung ist die Sendung des Cynikers Onesikritos zu den Gymnosophisten oder brahmanischen Büßern (bei Strabo XV, 63 und Plutarch Alexander 65). In diesen Zusammenhang würde auch die überaus kluge Behandlung der Religionsvorstellungen der verschiedenen Völker gehören, — der Aegypter, Babylonier, Inder; merkwürdig ist, daß uns in dieser Hinsicht von seinem Verhalten gegenüber den Persern und ihren Religionsvorstellungen gar nichts überkommen ist. Daß Alexander aber die Civilisation als Einigungsmittel mit Bewußtsein gepflegt hat, scheint uns aus zwei oder drei Umständen hervorzugehen, die vieles andere theils voraussetzen, theils im Gefolge haben mußten: den sorgfältigen Erkundigungen, die er überall über Landes- und Volksart anstellen ließ, der Anordnung, daß die 30000 Barbaren, die er noch vor dem indischen Feldzug für das Heer ausheben ließ, nicht nur exerciren, sondern auch Griechisch (γράμματα μανθάνειν Ἑλληνικὰ Plut. Al. 47) lernen mußten und endlich, daß er allenthalben auf orientalischem Boden die gymnischen und musischen Kämpfe, welche einen so wichtigen Theil der eigenthümlich hellenischen Bildung ausmachten, einführte, gleichsam akklimatisirte. Daß Arrian diese gymnischen und musischen Spiele und die Feste, bei denen sie aufgeführt wurden, überall erwähnt — sie in seinen beiden Quellenschriftstellern Ptolemäus und Aristobulus also überall erwähnt fand — beweist, daß Alexander für die Einführung dieses den Barbarenvölkern ganz neuen Unterhaltungs-

mittels besonderes Interesse hatte, mit anderen Worten also, bei deren Einführung auf ägyptischem, phönicischem, persischem, babylonischem Boden eine besondere Absicht verfolgte. Bei diesen Festlichkeiten wie bei den Städtegründungen waren die Hellenen deren entschiedene Liebhaberei beides war, oben auf: in diesem Technitenthum, das überall und nirgends zu Hause war, lag von vorn herein etwas kosmopolitisches — und man darf nur das Verzeichniß der bei der susanischen Hochzeitfeier auftretenden θαυματοποιοὶ lesen, das aus bester Quelle aus Chares von Mytilene stammt (Fragm. XVI. und Geier S. 302f.), um die Bedeutung dieses Virtuosenthums für dieses Reich zu würdigen.

Es waren Virtuosen aus allen möglichen griechischen Städten — 3000 allein, sagt Plut. Al. 72 waren aus Hellas in Ekbatana eingetroffen — und sie begegneten sich hier unter anderen mit indischen „Wunderthätern“: nicht aber blos auf diesem Gebiete herrschte das Princip der Freizügigkeit und des Freihandels. Es leuchtet von selbst ein und bedarf näherer Ausführung nicht, daß die Aufgabe, das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Reichseinheit d. h. der Reichsordnung zu pflegen, vor Allem den freien Kräften, dem Handel und Verkehrsleben zufielen. Der Handel nahm in unmittelbarem Gefolge der kriegerischen Expeditionen einen Aufschwung: ihm schadet bekanntlich selbst der allverderbende Krieg nur wenig, er sucht sich nur andere Wege. Wie sehr schon im Beginne der neuen Reichsordnung der Handel den Spuren von Alexanders Zügen folgte, würde aus den gelegentlichen Notizen — den phönikischen Kaufleuten z. B. Arr. 6, 22, 4, welche das Heer auf dem schlimmen Rückzug durch Gedrosien begleiten und den Gummi der Myrthenstaude und die Stengel der Narde einsammeln — sich ergeben, wenn es nicht schon in der Natur der Sache läge. Der Kaufmann sah einen langen unermeßlichen Handelsweg sich dehnen, der allenthalben durch eine starke, in Einer Hand vereinigte Regierungsmacht gesichert war — von Kyrene bis zur Grenze der skythischen Steppen, von Athen oder selbst von Syrakus, von Ephesus, von Milet bis Babylon, dann den Euphrat hinab an der Seeküste hin bis zur Indusmündung mitten ins Herz der produktenreichsten Länder: sichere Straßen zu Land und See, sichere und bequeme Stationen; Eine Münze, Eine Sprache allerwärts verstanden oder leicht gedolmetscht, und vor Allem eine Menge baren Geldes, das jetzt aus allen Verstecken, nicht blos aus den erbeuteten Schatzkammern der persischen Residenzen hervorströmte: „als das Pythische Heiligthum“, so beschreibt in schwungvollen Worten Athenäus die große Veränderung, „von den Phokischen Tyrannen geplündert worden war, da glänzte zuerst über den Hellenen das Gold auf, und auch das

Silber hielt seinen Triumpheinzug: und wie dann der große Alexandros die Schätze Asiens hob (ἀνελομένου), da sproßte in Wahrheit nach Pindars Wort der weithin gewaltige Reichthum empor." Der Luxus des Hofes, der schnell reich gewordene Krieger und Offiziere, der lobens- wie der tadelnswerthe, der leichte Austausch der Waaren und verschiedenartigsten Produkte mußte nothwendig die Industrie und jede Art von erwerbender Thätigkeit großartig beleben. Daß hier das Meiste und Beste ohne Zuthun der Regierung geschieht — daß die bloße Thatsache eines so ungeheuren Freihandelsgebiets wie dieses alexandrinische Reich war, bei diesem Aufschwung das Beste that, ist eine sehr auf der Oberfläche liegende Wahrnehmung, die aber Alexanders Verdienst nicht im mindesten schmälert. Auf jedem Blatte unserer Quellenschriften tritt uns entgegen, daß er dieser Seite der Regierungskunst, dem was man jetzt Volkswirthschaft nennt, seine besondere und eine sehr einsichtige Thätigkeit widmete, die Nilbrücke bei Memphis, die Flußübergänge, die Verpflanzung indischer Rinder, nysäischer Pferde nach Makedonien, die großen Entdeckungsfahrten und die Instruktion an Nearch; die naive Freude bei der Entdeckung einer Oelquelle (Plut. 57), die genauen statistischen Landbeschreibungen, die er anfertigen ließ; der Plan die Küstenlandschaft am persischen Meerbusen in ein zweites Phönikien zu verwandeln, der Plan der Umschiffung Arabiens, also einer Verbindung zur See zwischen dem Euphrat und dem Nilland*) — die großen Arbeiten zu Babylon, in deren Ausführung ihn der Tod überraschte — das Alles zeigt ihn uns als einen Regenten ersten Ranges, dem wie jedem wirklich großen Mann Krieg und Sieg nur das Mittel, der letzte Zweck aber ist: Leben zu schaffen, nicht zu zerstören.

Und so denken wir, daß nicht Niebuhr, Grote oder Gutschmid, sondern jener indische Brahmane Recht behalten wird, der den König, welcher den Onesikritos zu ihnen gesandt hatte, lobte, daß er, der ein so großes Reich verwalte, doch nach Weisheit (σοφίας) verlange: er sei der einzige, den er in voller Waffenrüstung nach Erkenntniß streben sehe (ἐν ὅπλοις φιλοσοφοῦντα). Das Wort scheint echt und es bezeichnet ein großes Lob für den Menschen: und wenn von der Erkenntniß, der Weisheits- und Wahrheitsliebe dieses Menschen das Schicksal eines ungeheuren und so wunderbar zusammengesetzten Reiches abhängt, zugleich das höchste Lob für den Regenten.

*) Wenn er nicht gar Plut. Al. 68 die verwegene Idee gehabt hätte περὶ τὴν Ἀραβίαν καὶ τὴν Λιβύην παρακομισθεὶς διὰ στηλῶν Ἡρακλείων ἐμβαλεῖν εἰς τὴν ἐντὸς θάλασσαν.

Politische Correspondenz.

Aus Oesterreich.

Wien, 26. Juni.

Die Valutaregulirung, welche seit einem Monat unser Abgeordnetenhaus beschäftigt, hat in diesen Blättern bereits eine so ausführliche und sachgemäße Besprechung erfahren, daß Ihr Berichterstatter sich darauf beschränken kann, nur einige Andeutungen über die Haltung hinzuzufügen, welche unsere Bevölkerung gegenüber derselben einnimmt und den Einfluß zu kennzeichnen, welche die Behandlung dieser Frage auf die politische Lage und die Parteiverhältnisse üben dürfte.

Das am weitesten verbreitete Gefühl, mit welchem man in Oesterreich der Entscheidung in dieser das Wohl und Wehe jedes Einzelnen so nahe berührenden Frage entgegensieht, ist das der Bangigkeit, welches sich namentlich aus dem Grunde schwer bekämpfen läßt, weil Niemand die Folgen des Schrittes, den wir machen sollen, zu übersehen vermag. Am häufigsten wird wohl die Sorge laut, ob es uns gelingen werde, das mit schweren Opfern erworbene Edelmetall im Lande zu erhalten, ob unsere Produktion werthvoll genug sein werde, dem Auslande die Annahme unserer Waaren wünschenswerther erscheinen zu lassen, als den Rückfluß des Goldes, das es uns geborgt hat. Weit weniger beunruhigt man sich über die Höhe der Relation und die Differenz zwischen dem Werthe des Zweikronenstückes, das an Stelle des alten Guldens zu treten hat, und dem vollwichtigen Gulden, dessen Einführung Manche durch ein weiteres Hinausschieben der Valutaregulirung erreichen zu können glauben. Trotz dieser Bedenken läßt sich doch von keiner ernsthaften Opposition gegen die vom Ministerium mit allem Eifer betriebene Agitation für die Regulierung sprechen, wenn man von den exzessiven Antisemiten absieht, die ihr gesammtes Denken, soweit von solchem gesprochen werden kann, durch blinden Judenhaß bestimmen lassen. Diese Leute haben sich eine äußerst einfache Beweisführung zurechtgelegt, um ihre Gegnerschaft gegen die beabsichtigte Finanzoperation zu begründen. Da dieselbe ohne die Mitwirkung der großen Bankhäuser nicht ins Werk gesetzt werden könne, und da in diesen Bankhäusern das Judenthum fast ausschließlich herrschend sei, könne das Unternehmen nur den Juden zum Nutzen gereichen.

Es werde überhaupt nur deshalb in Szene gesetzt, um der jüdischen Spekulation, die in den letzten Jahren nicht mehr den gewohnten übermäßigen Gewinn abgeworfen hat, neue Nahrung zuzuführen. Diese Erkenntniß ist ihnen genügend, um jede andere Erwägung in den Hintergrund zu drängen und sie zu unversöhnlichen Feinden der Goldwährung zu machen. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Mißtrauen weiterer Kreise auch durch den Umstand erregt worden ist, daß die Presse — und in dieser offenbart sich bei uns doch fast ausschließlich das Interesse der Judenschaft — der Action der Regierung mit ihrer ganzen Kraft Vorschub leistet; weniger exaltirte Beurtheiler unserer Verhältnisse vermögen jedoch den Gedanken nicht zu fassen, daß unsere Regierung und zunächst der Finanzminister Dr. Steinbach mit Bewußtsein für die Vermehrung des in Judenhänden befindlichen Kapitales thätig sein, daß sie in pflichtwidriger Abhängigkeit von den Tendenzen einer dem Staate ohnehin so gefährlichen Macht das Gesammtwohl absichtlich zu schädigen entschlossen sein solle. Man sagt sich, daß in wirthschaftlichen Angelegenheiten, deren Verlauf sich der Beobachtung des Einzelnen faßt gänzlich entzieht, nicht die ungeregelten Instinkte Ausgangspunkt der Beurtheilung sein können, daß daher die Stimme jener nicht ins Gewicht fallen könne, deren Erfahrungen und Kenntnisse in der verwickelten und vielfach verschleierten Geschichte des Münzwesens jedenfalls die allergeringsten sind.

Eine eigenthümliche Wendung hat die Behandlung der Regierungsvorlagen in jüngster Zeit jedoch deshalb genommen, weil sie mit einer politischen Strömung in der deutschen Partei in Verbindung gebracht wurde. Die Schuld daran muß sich die Regierung selbst zuschreiben. Graf Taaffe, der weder von seinen Freunden noch von seinen Gegnern eine besondere Meinung hat und allmälig gewöhnt worden ist, auf die geringe Vorsicht der deutschen Parlamentspolitiker zu sündigen, glaubte die Zeit, in welcher die Aufmerksamkeit der Vereinigten Linken ganz besonders auf die Verhandlungen im Valutaausschuße gerichtet sein mußte, zu einer kleinen Versöhnungsaction ausnützen zu können. Seitdem er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Versöhuung der Tschechen sich doch zu mühsam gestaltet und mit den Absichten der Krone schwer in Einklang zu bringen sein dürfte, hat er den Slowenen seine liebevolle Fürsorge zugewendet Der Landeschef von Krain, ein gefügiges Werkzeug der „windischen" Agitatoren, bleibt trotz aller Hinweise auf seine das Ansehen der Regierung untergrabende Amtsführung, auf seinem Posten und sieht ruhig zu, wie die bescheidensten Ansprüche der Deutschen in Laibach von dem Gemeinderathe dieser Stadt mit Hohn zurückgewiesen werden und wie man darauf ausgeht, den Deutschen den Aufenthalt im Lande durch boshafte Beleidigungen ganz unerträglich zu machen. Aber auch in Südsteiermark und Kärnten wird das slowenische Element von der Regierung gekräftigt. Deutsche Gemeindevertretungen wurden verhalten, slowenische Eingaben in slowenischer Sprache zu beantworten, in Gerichtsbezirke mit überwiegend deutscher Bevölkerung versetzte man Richter slowenischer Nationalität, die sofort bereit sind, die Nothwendigkeit

der slowenischen Amtssprache nachzuweisen. Der härteste Schlag aber, der die Deutschen der Alpenländer treffen konnte, war es, daß die Stelle eines Personalreferenten für Innerösterreich im Justizministerium mit einem Slowenen besetzt wurde, so daß nunmehr das Schicksal sämmtlicher Gerichte der drei Länder Steiermark, Kärnten und Krain, auch in den weitaus überwiegenden rein deutschen Bezirken in die Hand eines Mannes gelegt ist, der durch den Einfluß des Grafen Hohenwart und seiner Partei zu dieser einflußreichen Stellung gelangt ist und sich dessen gewiß erinnern wird, wenn er in die Lage kommt, zwischen einem deutschen und einem slowenischen Kandidaten entscheiden zu müssen. Diese letzte That des Justizministers rief eine gewaltige Erregung in den Alpenländern hervor, das „Grazer Tagblatt", das Organ der gemäßigten deutschnationalen Elemente in Steiermark, hielt der Vereinigten Linken ihre Unthätigkeit vor und forderte den „Landsmannminister" Graf Khuenburg auf aus einem Ministerium auszuscheiden, welches darauf ausgeht, den Besitzstand des deutschen Volkes in den Alpenländern zu verkleinern. Die Abgeordneten der deutschen Nationalpartei erklärten sich bereit, einen Parteitag nach Graz einzuberufen, um den allgemeinen Unwillen der deutschen Bevölkerung über die neuesten Maßregeln des Ministeriums Taaffe zum Ausdruck zu bringen und die deutschen Abgeordneten insgesammt aufzufordern, ihre Abstimmung zu Gunsten der Valutaregulirung davon abhängig zu machen, daß Graf Taaffe sich verpflichte, von jeder weiteren Konzession an die Slowenen abzusehen.

Einem solchen Ansturme gegenüber konnte die Vereinigte Linke nicht gänzlich theilnahmslos bleiben. Sie besteht ja doch zum größeren Theile aus Abgeordneten, die von nationalgesinnten Wählern in den Reichsrath entsendet sind und denen es daher ganz unmöglich sein würde, sich von einer nationalen Bewegung auszuschließen, die von ihren eigenen Wählern ins Werk gesetzt wird. Es ist auch sehr begreiflich, daß die Führer der Vereinigten Linken von der Rücksichtslosigkeit Taaffes sehr unangenehm berührt wurden und daß in ihnen das Gefühl immer brennender wird, sie seien von der Regierung mit Friedens- und Freundschaftszusicherungen irregeführt worden, hätten sich durch die Ernennung des Grafen Khuenburg in einem kritischen Augenblicke über die wahren Absichten des Ministeriums täuschen lassen und würden nunmehr, da ihnen der Rückzug schwer geworden ist, kaltlächelnd wieder bei Seite gesetzt. Herr v. Plener erklärte sich bereit, beim Grafen Taaffe wegen der die deutschen Alpenländer schädigenden Maßregeln Beschwerde zu führen und seinen ganzen Einfluß aufbieten zu wollen, um weitere Gefahren hintanzuhalten. Aber weder Graf Taaffe, noch Graf Khuenburg waren in der Lage, den offiziellen Besuch des Führers der Vereinigten Linken anzunehmen, ersterer begab sich wegen Kränklichkeit auf sein Gut Ellischan, letzterer pflegt in Baden bei Wien der Ruhe und ist nicht gesonnen, sich dieselbe durch unliebsame politische Erörterungen stören zu lassen. Für beide Minister handelt es sich offenbar darum, die vielleicht nicht zu vermeidenden unangenehmen Folgen einer offiziellen Unterredung mit Plener, wenigstens so lange hinauszuschieben, bis die Valutaregulirung zum

Gesetze erhoben ist. Denn es könnte sich doch ereignen, daß eine größere Zahl von Mitgliedern der Vereinigten Linken, unbefriedigt von den Erklärungen der Minister, es gerathen finden würde, der Abstimmung fern zu bleiben oder vielleicht sogar mit den prinzipiellen Gegnern Sueß, Neuwirth u. A. gegen dieselbe zu stimmen. Dies wäre schon höchst bedenklich, denn auch die deutschen Klerikalen wollen sich nicht mit ihren Wählern, die der Regulirung mit großem Mißtrauen gegenüberstehen, in einen Gegensatz bringen. Jungtschechen und Antisemiten stimmen ohnehin gegen die Vorlagen — wo bleibt dann die Majorität?

Die Lage ist sehr ernst geworden. Graf Taaffe hat es schon für nothwendig befunden, in der „Montagsrevue" mit seinem Rücktritte zu drohen und der Linken die Verantwortung dafür zuzuschieben, wenn die Rechte unter seinem Nachfolger wieder die Oberhand gewinnen würde. Der Eindruck dieser „Note" war jedoch kein erschütternder, unter den Deutschen der verschiedensten Richtungen wird es nur wenige geben, die dem Grafen Taaffe eine Thräne nachweinen, wenn er regierungsüberdrüssig geworden wäre. Wichtiger ist es, daß die Organisation der Deutschen in Folge der sich jetzt abspielenden Ereignisse vielleicht eine Aenderung erfahren dürfte. Erlangt die nationale Strömung in der Vereinigten Linken Oberwasser, so werden ihre Beziehungen zur Nationalpartei fester und die Forderungen der Deutschen an die Regierung mit größerem Nachdruck ausgesprochen werden; versagt die Linke den Alpenländern den Schutz, den sie brauchen, dann dürfte ihr jetziger Bestand kaum aufrecht zu erhalten sein. Selbst unter den Abgeordneten des Großgrundbesitzes wird dann die Frage erörtert werden müssen, ob das Verbleiben in der Linken mit dem Programme, auf welches hin die letzten Reichsrathswahlen vollzogen wurden, vereinbar sei?

Mit Eduard Herbst, der gestern einer ihn seit langer Zeit quälenden asthmatischen Krankheit erlegen ist, verliert das österreichische Abgeordnetenhaus einen seiner ältesten Veteranen. Herbst hat demselben seit dem Beginne der parlamentarischen Aera, und zwar von 1861—1885 als Vertreter des böhmischen Wahlkreises Schluckenan, seit 1885, da er in Prachatitz gegen den Fürsten Schwarzenberg unterlegen war, als Vertreter der inneren Stadt Wien angehört. Seine Bedeutung liegt in einer bereits abgeschlossenen Periode, denn er war ein Vorkämpfer des zentralistischen Liberalismus, der in dem „Bürgerministerium" von 1867—1870 eine kurze Blüthezeit erlebt, aber auch schon während derselben dargethan hat, daß seine Grundsätze nicht geeignet sind, eine österreichische Regierung zu stützen. Der Entwickelung einer nationalen Partei unter den Deutschen ist Herbst stets hemmend entgegengetreten, er hat es nicht begriffen, daß den elementaren Gewalten, welche durch Hohenwart und Taaffe auf slawischer Seite entfesselt worden sind, auch auf deutscher Seite eine rücksichtslose nationale Politik entgegengestellt werden müsse. Auch als Justizminister hat er keine hervorragende Schöpfung hinterlassen, seine Stärke lag niemals im Schaffen, sondern stets in der Kritik, die, durch einen hohen Grad oratorischer Kunst unterstützt, ihn zu einem der gewandtesten Debatter unseres Parlamentes gemacht hat. •

Aus Rußland.

Wir hatten schon im April Gelegenheit, an dieser Stelle auf die großen Opfer hinzuweisen, welche der Nothstand des Jahres 1891/92 der russischen Staatsverwaltung auferlegt und sprachen die Ansicht aus, daß mit dem Eintritt der diesjährigen Ernte durchaus noch keine Besserung der Lage zu erwarten sei, da jene kaum viel günstiger ausfallen dürfte, als im Vorjahre. Was in letzter Zeit an Berichten über die Ernteaussichten aus verschiedener Quelle verlautete, bestätigt diese Annahme, entspricht aber auch nur ganz und gar dem, was nach der natürlichen Lage der Dinge zu erwarten stand. Im vorigen Jahre um diese Zeit lauteten die Nachrichten aus dem russischen Getreiderayon noch günstiger als jetzt; die fernere Metamorphose bis zum Herbst ist daraus zu entnehmen. Die Regierung hat die Ausfuhr von Sommergetreide u. s. w. soeben gestattet, doch ist der Roggen, auf den es am meisten ankommt, nicht freigegeben worden. Russische Stimmen behaupten übrigens, daß abgesehen von den großen Massen halbverdorbenen Hafers in den baltischen Häfen überhaupt kein Sommerkorn mehr vorhanden sei — ist dem so, dann hat jene Erlaubniß jetzt wenig Sinn, da es bis zur Ernte des betr. Getreides noch lange dauert. Es muß immer wieder durchaus betont werden, daß es sich bei den jetzigen russischen Ernteverhältnissen nicht nur um den zeitweiligen Nothstand, sondern um die Krisis eines chronisch gewordenen Leidens handelt, von dem die gesammte Landwirthschaft ergriffen ist.

Die russische Publizistik nimmt dieser Thatsache gegenüber eine doppelte Stellung ein. Die officielle und officiöse sowie die es sein möchte, macht es wie der Vogel Strauß; in der — sit venia verbo, da von Rußland die Rede ist — unabhängigen dagegen begegnen neuerdings Aeußerungen, die den Kern der Sache treffen, so im Wjestnik Jewropy und Rußkij Wjestnik. Zwei Factoren haben zusammengewirkt. Die Mißwirthschaft auf dem Lande und der Protectionismus für die Industrie.

Die Theorie von der Aenderung des Klimas durch Vernichtung des Waldbestandes ist bekannt. Wird auch vor allzu radikalen Folgerungen in dieser Hinsicht gewarnt, so läßt sich in praxi der verhängnißvolle Einfluß der Entwaldung nicht in Abrede stellen. Daß eine solche in Rußland seit der Erschließung des Inneren durch die Eisenbahnen und theilweise schon früher, im riesigsten Maßstabe erfolgte, ist besonders in letzter Zeit allgemein bekannt geworden und die Folgen werden jetzt deutlich, indem der scheinbar einst unermeßliche Wasserreichthum Rußlands mehr und mehr schwindet.

Das Gebiet der mächtigen Ströme Wolga, Don und Dnjepr, der Lebensadern Rußlands, war früher am Ober- und Mittellauf von ausgedehnten Wäldern erfüllt, die das ganze Jahr hindurch die Wassermenge nicht versiegen ließen. Sie vertheidigten die Quellen der Haupt- und Zuflüsse vor der glühenden Sommerhitze des continentalen Klimas. Sie sind zum größten Theile verschwunden — meilenweit dehnen sich heute die öden Flächen mit Gestrüpp

und traurigen Baumstümpfen bedeckt. Die „Mutter Wolga" wird von Jahr zu Jahr flacher, mitten auf dem riesenbreiten Strome finden die Dampfer kaum 7—8 Fuß Wasser und müssen in wahrem Schneckengange sich hin und her zwischen den bis zu fünf, sechs Kilometern entfernten Ufern die schmale wechselnde Fahrrinne suchen. Der Don mit seinen Nebenflüssen versandet, die Quelle des Dnjepr rückt abwärts und sein 400 Werst*) langer früher wasserreicher Nebenfluß Worskla ist von der Quelle bis zur Mündung ausgetrocknet.

An ihm liegt die Stadt Poltáwa, an seiner Mündung gab sich nach der Entscheidungsschlacht von 1709 das schwedische Heer an Peter den Großen kriegsgefangen. Der Fluß, der früher seine zahlreichen Anwohner nährte, weite Landstriche tränkte, existirt nicht mehr — nicht zeitweilig wasserlos geworden, sondern mit allen Zuflüssen völlig versiegt, so daß er in Zukunft von den Karten zu streichen ist. Bei dem zum Gebiet des Don gehörigen Bitjug vollzieht sich eben dies Ereigniß — sein Oberlauf ist verschwunden, wie bei der Worskla sind Thal und Bett bis zum Rande mit Sand- und Erdmassen ausgefüllt. Wie durch Zauber bilden sich mitten im Lande weite Sandflächen, überschütten das Fruchtland und vernichten ganze Dorfschaften. „In der Natur hat sich förmlich eine unerhörte Umwälzung vollzogen und droht mit Verderben einem großen Theile des Reichs, auf den sich die Hitze und Dürre der centralasiatischen Steppen zubewegen. ... Die gegenwärtige Lage unseres Schwarzerdegebiets ist so ernst und seine zukünftige so fürchterlich, daß sie die ernsteste Aufmerksamkeit der Regierung, der Wissenschaft und der Landwirthe auf sich ziehen muß, für welche die Weiterentwicklung der Lage vielleicht eine Frage von Leben oder Sterben ist." So der Wjestnik Jewropy.

In voller Uebereinstimmung wird allgemein die Ursache dieser drohenden Katastrophe in der Waldverwüstung gesucht.

In unseliger Weise hat das industrielle Schutzzollsystem hierauf eingewirkt. Nicht nur daß der Landwirthschaft Capitalien entzogen wurden, daß in der Textil-Industrie (nach einer Mittheilung des Rußkij Wjestnik) noch heute Maschinen aus den 40ger und 50ger Jahren angewandt werden, daß der russische Landwirth schlechte Waare und Maschinen theuer bezahlen muß — die künstlich gezüchtete Industrie hilft ebenfalls die Wälder zu verzehren.

Zahllose Fabriken sind emporgewachsen. Da es keine rationelle Kohlenförderung gab, legte man sie vielfach inmitten ausgedehnter Waldungen an, um das Heizmaterial bei der Hand zu haben. Es kam so weit, daß die Etablissements mit den verschwindenden Wäldern weiter wanderten. So wurde der Grund zu der Verwüstung gelegt. Um den Getreidebau und -export zu fördern, wurden große Bahnlinien erbaut. Das Eisenbahnnetz dehnte sich mit rapider Geschwindigkeit aus. Fast durchgängig sind seit 40 Jahren tausende von Lokomotiven und Fabriken mit Holz geheizt worden, ohne daß man auch nur daran dachte, den gefällten Bestand zu ersetzen. Wo eine Eisenbahnlinie

*) 16 Werste = 17 Kilometer.

hinkam, da bot sich auf hunderte von Wersten in die Runde die Möglichkeit, aus den bis dahin fast werthlosen Wäldern kolossale Summen zu ziehen; ebenso, wo Fabriken entstanden. So wurde das Schicksal des russischen Waldes besiegelt. „Die Maschinen haben den Wald aufgefressen." Die Moskauer landwirthschaftliche Gesellschaft hat letzthin offen „den Protektionismus für einen Hauptgrund der gegenwärtigen ökonomischen Krisis" erklärt. Jetzt hat in Folge des Nothstandes z. B. im Gouvernement Perm die Thätigkeit der Bergwerke zum großen Theil eingestellt werden müssen.

Das jetzt erlassene Waldschutzgesetz ist für die über das Wohl und Wehe der Getreideregion entscheidenden Bestände um 15, 20, 25 Jahre zu spät gekommen.

Angesichts dieser Lage hat es ein großes Interesse, ein im Jahre 1850 aus Anlaß der Mißernte von 1847—49 aus dem Charkowschen Gouvernement an die kaiserliche freie öconomische Gesellschaft eingesandtes Gutachten kennen zu lernen. Es heißt darin unter anderem: „Noch leben Leute, die an den Ufern des Donez, wo jetzt unübersehbare Sandflächen sich ausdehnen, mächtige undurchdringliche Wälder kannten und Seen, die jetzt ausgetrocknet sind oder austrocknen. ... Unsere Gegend ist flach, entwaldet, allen Winden zugänglich. Der schlimme Wind von Osten findet kein Hinderniß und bringt das Verderben. In diesem Winde liegt für eine vielleicht nahe Zukunft unser Verhängniß. Vielleicht sind die griechischen Colonien aus denselben Ursachen zu Grunde gegangen. Schont den Wald, säet, pflanzt Wälder, hütet sie mit strengen Gesetzen. ... Wolga und Don, alle Flüsse des südlichen Rußland müssen vor dem Versiegen und Versanden gerettet werden." Das ist geschrieben vor jetzt 42 Jahren. Kann es ein besseres vaticinium für die Zukunft, die nun Gegenwart geworden ist, geben?

Noch verhängnißvoller als das Versiegen der Flüsse ist das Ausbleiben des Frühlings- und Sommerregens. Dadurch ist die letzte Mißernte unmittelbar hervorgerufen und daran hing und hängt in diesem Jahre soweit noch Einiges zu retten ist, die Ernte. Wie es heißt, ist stellenweise etwas Regen gefallen, aber lange nicht durchaus genügend. Gegen solche Mächte versagen natürlich alle Palliative und künstlichen Belebungsmittel. Der Eintritt dieses Wechsels documentirt sich in den seit 1887 sinkenden Ertragsziffern der Landwirthschaft. Der klimatische Umschwung ist, wie schon aus jenem Gutachten von 1850 hervorgeht, durchaus nicht plötzlich gekommen, vielmehr haben ihn die wenigen Einsichtigen vorausgesehen und im letzten Jahrzehnt dringend ihre Stimmen erhoben. Aber vergeblich. Nach russischer Art wurden Commissionen und Enquêten ohne Zahl und Ende ins Leben gerufen und unzähliges Material modert z. Th. seit 30 Jahren in den Archiven aller möglichen Ressorts. Und jetzt ist, um dem Uebel zu steuern, eine neue Erhebung größten Maßstabes in Vorschlag gebracht worden.

Nicht auszudenken wird das Elend im Ganzen werden, wenn die Cholera in das Hungergebiet einbricht. Die russische Regierung aber projektirt Majorate und läßt „Meliorationskredite" berathen. β.

Aus Italien.

Zum letzten Mal ist in diesen Blättern von italienischer Politik ausführlicher die Rede gewesen, als vor mehr als einem halben Jahr der Marchese di Rudini in Mailand die große Programmrede gehalten hatte, mit der er seinem bis dahin unsicheren und schwankenden Ministerium festen Halt geben wollte. Daß ihm das nicht gelang, ist heute schon eine abgethane historische Thatsache. Und in dem Urtheil, das damals von dem Referenten der „Jahrbücher" gefällt wurde, sind auch schon die Ursachen dieses Mißerfolgs im Voraus klar bestimmt worden. Eine so unentschiedene, in verschiedenen Farben schillernde, nach allen Seiten hin Fühlung suchende Rede bot kein haltbares Programm dar. Der Marchese — nach allgemeinem Urtheil ein Ehrenmann — ist kein politischer Kopf und noch weniger eine politische Potenz; weder in der auswärtigen Politik, wo er nach dem Willen des Königs mißmuthig den Dreibund erneuerte, aber daneben stets mit Frankreich liebäugelte, noch in der innern, wo er nach fünfzehnjähriger Machtlosigkeit der „Rechten" berufen, um sie wieder an's Ruder zu bringen, sich mit dem unzuverlässigsten Mann der Linken, Nicotera, verband und selbst nach den Radikalen hinüberschielte, nur weil er sich scheute den gefürchteten Crispi ohne Bundesgenossen zu bestehen.

Verdienste hat sich in dem vergangenen Kabinett hauptsächlich der Schatzminister Luzzatti erworben, der mit Festigkeit und Klarheit auf eine vorsichtige und solide Finanzwirthschaft drang, die Crispi's Regime allzusehr hatte vermissen lassen. Er beging dabei nur den taktischen Fehler, ein bestimmteres Programm aufzustellen und genauere Versprechungen zu geben als in der Politik überhaupt rathsam ist. „Wiederherstellung des Budgets! und Keine neuen Anleihen!" waren seine Schlagworte. Das Land, das sich ernstlich um seine Finanzlage beunruhigte, hörte das gern, und ließ sich um des erwünschten Ziels willen ein sehr lästiges Ersparnissystem und die Erhöhung indirekter Steuern willig gefallen. Als nun aber trotz entschiedener Besserung der Finanzlage und zweifelloser Verringerung des Defizits sich im März herausstellte, daß das Defizit doch nicht völlig zu beseitigen sei, mußte das Ministerium über sein allzu kühnes Versprechen, das man ihm jetzt entgegen hielt, straucheln und endlich fallen. Die Nothwendigkeit neuer Ersparnisse, die ein Theil der Kammern durchaus auf dem Gebiet des Militäretats suchen wollte, gab den Anlaß zu einem Konflikt zwischen dem Kriegsminister Pelloux und dem Finanzminister Colombo. Es ist bis heute noch nicht aufgeklärt, weshalb der Marchese di Rudini hierdurch zum Entschluß kam, die Demission des ganzen Kabinetts einzureichen. Freilich war er sicher, vom Könige mit der Neubildung betraut zu werden; aber er war selbst auf diese Rekonstruktion noch gar nicht vorbereitet. Es zeigte sich nun in sehr trübseliger Weise, wieviel Boden das Ministerium verloren hatte. Es gelang dem Präsidenten weder Giolitti nach Sonnino für das Finanzportefeuille zu gewinnen, ebensowenig Martini für den Unterricht an Stelle des unpraktischen Professor's Villari, und auch nicht den im Ruf der

Sparsamkeit stehenden General Ricotti für das Kriegswesen. So mußte er sich endlich mit der Entlassung Colombo's begnügen und im Uebrigen wieder dieselben Collegen um sich versammeln, die durch seine Bemühungen, sich ihrer zu entledigen, nicht gerade zuverlässigere Freunde geworden waren. Die verunglückten Versuche, die er gemacht, hatten aber seine Schwäche so deutlich gezeigt, daß beim Wiederzusammentritt der Kammern nach den Osterferien sein Sturz nur eine Frage von Wochen war. Der Marchese entschloß sich nun, mit einem Gewaltstoß den eigenen Fall zu beschleunigen. Oft hatte man dem Ministerium vorgeworfen, daß es nur im Kleinen sparsam sei, aber sich nicht zu „organischer" Reformen der komplizirten Verwaltung entschließe. Jetzt trat er mit der Ankündigung solcher Reformen auf, und verlangte dazu für zwei Jahre freie Hand in administrativen Maßnahmen. Das hieß sich selbst in den Abgrund stürzen. Trotz aller Unterstützung, die Nicotera in heimlicher Agitation geworben, besonders des ehemaligen Finanzministers Grimaldi fiel das Kabinett am 5. Mai; allerdings nur mit sehr geringer Majorität der Gegner; den Ausschlag gab die Gruppe Giolitti. Nach einigem Schwanken wurde denn auch Giolitti vom Könige mit der Neubildung betraut, — zum großen Erstaunen des Auslandes.

In der That — Giolitti's Bedeutung als politischer Parteimann rechtfertigte diese plötzliche Erhebung nicht; im Wesentlichen erklärt sich sein Erfolg aus der klugen Berechnung, mit der er das vorige Kabinett mehr als ein Jahr lang unterstützt hatte, ohne sich ihm aber je zu überliefern, und mit der er dann im entscheidenden Moment es in Stich gelassen hatte, wo die allgemeine Stimmung sich dagegen erklärt hatte. Ein Vorwurf der Gesinnungslosigkeit war übrigens daraus nicht abzuleiten; denn Giolitti war von jeher ein Mann der Linken, hatte trotzdem sich gegen das Kabinett der Rechten aus „Patriotismus" anfänglich abwartend und wohlwollend verhalten, — als es aber thatsächlich nicht leistete, was zu erwarten war, seine natürliche Oppositionsstellung eingenommen. Giolitti's Thätigkeit in Staatsdienst berechtigte jedenfalls zu günstigen Voraussichten in die Zukunft. Er war nicht nur ein vorzüglicher Beamter in verschiedenen höheren Funktionen gewesen, sondern hatte auch als Schatzminister Crispi's Tüchtiges geleistet, hatte dann, weil er die Einschränkung der Ausgaben verlangte, aus dessen Kabinett ausscheiden müssen, aber nur kurze Zeit bevor die von ihm richtig erkannte finanzielle Lage den Sturz Crispi's selber herbeiführte. Man konnte demnach wohl erwarten, daß man ihm nunmehr wenigstens Zeit gönnen werde, seine Kraft einigermaaßen zu erproben und an die Arbeit zu gehn. Aber das geschah nicht.

Zweifellos war es der tief enttäuschte Ehrgeiz Nicotera's, der Rudini und die gesammte Rechte sofort zu wütendem Angriff auf das neue Ministerium — nur der Kriegs- und Marineminister waren im Amt geblieben — zu bestimmen wußte.

Nicotera ist eine der dunkelsten Gestalten im politischen Leben Italiens. Vor vierzehn Jahren war es ihm gelungen für kurze Zeit Minister des Innern zu werden, — und er hatte den schlechtesten Ruf hinterlassen. Bald

von Crispi verdrängt, hatte er mehr als zehn Jahre lang immer wieder nach dem Portefeuille gegriffen, und es endlich mit Hilfe der Rechten erlangt. Nun wollte er es nicht so leicht wieder fahren lassen. Dieser Mann, dessen Vermögen ebenso zweifelhaften Ursprungs ist wie sein Baronstitel, verkörpert die politische Ueberzeugungslosigkeit, die leider im italienischen Parlament den persönlichen Motiven einen fast schrankenlosen Spielraum verstattet. Seitdem Depretis die Fusion der Rechten und Linken in's Werk gesetzt, fehlte es dem italienischen Parlament, bei der Schwäche der äußersten Linken und bei der Fernhaltung der klerikalen Elemente, an dem Segen einer kräftigen Opposition, und die Folge ist, daß die politisch in den meisten Fragen einige Majorität sich nach kleinlichen und zum Theil unwürdigen Motiven spaltet, wieder zusammenschließt und wieder in andere Theile trennt. So gelang es auch diesmal Nicotera, eine Anzahl Abgeordneter, die eben noch gegen ihn und Rudini gestimmt hatten, zum Votum gegen Giolitti zu vereinigen, und am 26. Mai erlag das Kabinett bei der ersten Abstimmung; es erlag thatsächlich, denn die neun Stimmen Majorität, die es hatte, kamen nur dadurch zu Stande, daß die zehn Minister selbst mitstimmten. Völlig korrekt war es, daß das Ministerium darauf seine Demission gab, der König aber sie nicht annahm, sondern wie zweifellos ist, den Präsidenten zur Auflösung ermächtigte. Es konnte unmöglich auf die eben geschlichtete Ministerkrise sogleich eine zweite gesetzt werden. Wie das Kabinett seitdem sich von der Kammer das provisorische Budget für sechs Monate hat bewilligen lassen, wie eine Anzahl dringender Vorlagen noch erledigt worden sind, wie sich die Kammer darauf vertagt hat, ist noch in frischer Erinnerung.

Wie ist nunmehr die Lage? Aus der relativ großen Majorität, mit welcher das provisorische Budget bewilligt worden, darf an sich nicht zuviel zu Gunsten des gegenwärtigen Kabinetts gefolgert werden. Das hat die Kammer gethan, um sofortige Neuwahlen und sofortige Berufung der neuen Kammer in der heißen Jahreszeit zu vermeiden, was für alle Theile große Unzuträglichkeiten gehabt hätte. Wohl aber läßt sich aus der Presse entnehmen, daß die öffentliche Meinung dem Kabinett günstig gestimmt ist. Ohne ein eigentliches Programm zu entwickeln, hat sich Giolitti doch schon bei verschiedenen Anlässen mit einer Klarheit und Festigkeit geäußert, die eine energische Regierung von seiner Seite voraussehen lassen. Und nach einer solchen Gewalt verlangt Italien. Es ist höchst interessant zu sehen, daß auch die Blätter, welche unter den kleinen Leuten verbreitet sind und sehr radikale Ideen vertreten, doch weit mehr als es etwa in Deutschland der Fall ist, von der Erwägung der thatsächlichen Bedürfnisse des Landes ausgehen und sich von utopistischen doktrinären Phrasen fern halten. So ist ihre Opposition augenblicklich viel weniger gegen die Regierung als gegen das Parlament gerichtet, gegen die Kammer, welche „das theuerste Institut des Landes ist, weil jeder Abgeordnete für seine Stimme auf irgend welche Weise von der Regierung bezahlt werden will." Ein solches Urtheil ist natürlich gehässig und übertrieben, aber es zeigt die Richtung, in

der sich die Opposition bewegt. Da hat das Ministerium keinen allzu schweren Stand. Freilich Giolitti's entschiedene Erklärungen zu Gunsten des Dreibundes, zu Gunsten einer starken Armee werden bei dem kleinen Mann ihm nicht Freunde gewinnen, wohl aber seine Erklärungen von der Nothwendigkeit der organischen Reformen, der Vereinfachung und Verbilligung der Administration. Ob diesen Erklärungen die That folgen wird, das ist die große Frage der Zukunft für Italien. Eine befriedigende Finanzverwaltung ist ohne diese Grundlage kaum zu denken.

Bei den höhern und politisch maßgebenden Kreisen hat sich Giolitti unter dem Zeichen der „Rekonstruktion der Linken" eingeführt. Er hat diese Rolle nicht eigentlich gesucht; sie ist ihm durch den Haß der Rechten aufgedrängt worden, aber er kann mit ihr zufrieden sein. Jeder, der die politische Lage Italiens kennt, wird sagen, daß die Wiederherstellung fester parlamentarischer Parteien eine Vorbedingung für das sichere Funktioniren der ganzen Staatsmaschine ist. Eine glückliche Nebenwirkung hat sich bereits gezeigt. Ein Theil der äußersten Linken hat sich bereit erklärt, das Ministerium der Linken zu unterstützen. Es wäre ein großer Gewinn, wenn Männer wie Fortis und Ferrari dauernd für die Arbeit unter den bestehenden Verhältnissen gewonnen würden.

So kann man dem Ministerium Giolitti für den bevorstehenden Wahlkampf nur Glück wünschen und wohl auch prophezeien. Der Schutz Crispi's, als eines mächtigen Protektors, wird ihm nicht fehlen. Fragt man, warum Crispi selber nicht die Linke an's Staatsruder zurückführt, so liegt die Antwort wohl in den finanziellen Verhältnissen. Man traut Crispi nicht zu, daß er auf sie genügsam Rücksicht nehmen wird; und Rücksicht verlangen sie, wenn sie auch nicht so ungünstig sind, wie französische Berichte sie darstellen, und wenn vor Allem auch die völlige Ehrlichkeit und Unumwundenheit, mit der sie dargestellt und besprochen werden, eine Garantie für ihre gewissenhafte Behandlung ist.

In der großen Politik wird das Ministerium Giolitti keine neuen Bahnen einzuschlagen haben. Die Tripelallianz wird von der Einsicht der großen Mehrheit der Gebildeten gefordert; der glückliche Verlauf des Besuches des Königspaares in Potsdam wird auch die Popularität des deutsch-italienischen Bündnisses im Empfinden der Italiener fördern; österreichisch-italienische Beziehungen werden freilich nicht so bald im Herzen des Volkes eine Stätte finden. Das Verhältniß zu Frankreich wird einerseits durch die Annäherung des Vatikan an die Republik immer kühler, andererseits durch die thörichten Leistungen der französischen Presse geradezu vergiftet; es ist schwer für den Hohn und den Haß, mit dem sie Italien behandelt, die psychologische Erklärung zu finden, da es doch Frankreichs Wunsch ist, Italien von der Tripelallianz zu trennen.

Auf einem Transparent in Potsdam sollen die Worte gestanden haben: „Rom die Hauptstadt des einigen Italien." Die „Tribuna" bemerkt hiezu: „Wenn uns das die Franzosen doch jemals gesagt hätten!" In diesem Ausruf liegt die Geschichte Italiens seit dreißig Jahren. §

Aeußere und innere Politik.

Vom Fürsten Bismarck haben wir diesmal zu reden, aber um nicht in einen Antiklimax zu verfallen, wollen wir vorausschicken, was zuletzt auch in den ganzen Zusammenhang des Themas gehört, den Fortgang der Krisis innerhalb der conservativen Partei. In Dresden, auf einem sächsisch-conservativen Parteitage, ist der erste Versuch einer Formulirung des neuen conservativen Programms gemacht worden, und hat den niedlichen Einfall zu Tage gefördert, den Kampf gegen die Socialdemokratie und gegen das Judenthum unter die gemeinschaftliche Rubrik des Kampfes gegen den Materialismus zu bringen. Allgemeine Heiterkeit der Gegner, Unzufriedenheit der „wahren Conservativen" und fortdauernde Opposition der gemäßigten Conservativen gegen die Programmreform überhaupt ist der Erfolg gewesen. Es ist ja wahr, daß die Socialdemokratie in engem Bunde mit der philosophischen Lehre des Materialismus steht, aber deshalb die ganze Socialdemokratie als einen bloßen Ausfluß des Materialismus hinzustellen, ist eine Unwahrheit, die nicht einmal im Parteiprogramm erlaubt ist. Welche Partei kann sich denn rühmen, die Socialdemokratie an Opferfreudigkeit, Thätigkeit, Hingabe an die Idee, die sie nun einmal hat, also mit einem Worte an Idealismus, wenn auch an einem falsch gerichteten, zu übertreffen? Und wenn die Socialdemokratie religionsfeindlich ist, wer ist denn Schuld daran, als der rohe Cynismus der Besitzenden, der sich nicht scheut, die Religion zu einem Instrument des politischen Kampfes zu erniedrigen und es offen auszusprechen, daß mit diesem Zaum die gefürchteten Arbeiter-Bataillone gebändigt werden müßten? Soll die Religion der natürliche Gegner der Socialdemokratie sein, so ist die Socialdemokratie der natürliche Gegner der Religion. Der evangelisch-sociale Congreß, dem man nicht den Vorwurf machen kann, daß er den letzten Zusammenhang auch dieser politischen mit religiös-ethischen Prinzipien verkenne, hat deshalb auch diese Argumentation weit von sich gewiesen: nicht den Socialdemokraten predigt er Religion, sondern den Besitzenden, um seinerseits etwas zur Lösung des socialen Problems beizutragen und wer sich überzeugen will, wie auch auf socialdemokratischem Boden tiefsinnig religiöse Anschauungen erwachsen können, dem empfehlen wir die höchst merkwürdige Schrift von Dr. Ludwig Hoffmann „Ist Religion Privatsache?" (Berlin, E. Posekel, 30 Pfennig.)

Nicht viel besser steht es mit der Rubricirung des Judenthums unter die Kategorie des Materialismus. Der Materialismus, den das jüdische Wucher- und Börsenschwindelgeschäft repräsentirt, ist eine sehr viel weiter verbreitete Krankheit und wenn das Judenthum keine anderen gefährlichen und schädlichen Eigenschaften hätte, als diese, so würde von einer speciell jüdischen Frage wohl kaum die Rede sein.

Aber nicht in diesen verunglückten Programmverhandlungen liegt das Bedeutsame des Dresdener Tages, sondern darin, daß auch hier das reaktionär-demagogische Element innerhalb der konservativen Partei sich sehr stark gezeigt

hat. Eine bemerkenswerthe Gegenwirkung tritt nirgends hervor. Die Regierung, die das höchste Interesse an einer guten Disciplinirung der konservativen Partei hätte, wie sie Fürst Bismarck stets mit der größten Aufmerksamkeit gehandhabt hat, läßt die Dinge gehen und sieht zu. So ist denn die höchste Wahrscheinlichkeit, daß mit oder ohne Programm der Kreuzzeitungsflügel innerhalb der Konservativen die Oberhand behalten wird. Die Antwort der Mittelparteien, namentlich der Nationalliberalen muß der Anschluß nach links sein. Lieber nicht, wie wir das wiederholt entwickelt haben — aber wenn es denn nicht anders sein soll, nur zu. Dies ist der Satz, den wir erst finden mußten, um zu dem richtigen Standpunkt für die Beurtheilung der Kundgebungen des Fürsten Bismarck und für den Fürsten Bismarck zu gelangen.

Rührend, herzerfrischend, überwältigend ist dieser unvergleichliche Triumphzug des Fürsten durch die deutschen Lande für jedes deutsch empfindende Gemüth. Jede Opposition dagegen muß in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle dahinsinken. Kind und Kindeskind wird überliefern, wer dabei war, und wer nicht dabei war, hat das Gefühl, einen großen Moment des Lebens versäumt zu haben. Noch lebt Dankbarkeit, Ehrerbietung und Schwung in unserem Volke. Es will etwas heißen, daß eine alte Reichsstadt wie Augsburg den verabschiedeten Staatsmann um den Besuch einer Stunde, einer einzigen Stunde bittet — den verabschiedeten Staatsmann. Darin liegt das Unvergleichliche dieses Triumphzuges, daß es nicht der König oder der Kanzler in der Fülle seiner Macht, sondern der bloße Mensch, der Bürger ist, dem die Huldigung dargebracht wurde.

Als im März 1890 fast plötzlich, denn nur ganz kurze Zeit vorher wurde es bemerkt, daß eine Krisis im Anzuge sei, Fürst Bismarck von seinen Aemtern zurücktrat, da verstand es im Ausland Niemand und im Inland sehr Wenige, wie die öffentliche Meinung sich verhielt. Sie schien nahezu stumm. Ist es eine neue Stimmung, die in diesem Juni zum Ausdruck gekommen ist, oder hat die Volksempfindung nur nachgeholt, was sie damals versäumt hat? Es mag sein, daß die längere Zurückhaltung und die weitere Entfernung von der Verwaltung des Fürsten Bismarck selbst, welche die Dinge mehr im Großen erscheinen läßt, die Gewalt des Ausbruchs noch verstärkt hat; in der Hauptsache ist aber die Stimmung, die zu Tage getreten ist, ganz unzweifelhaft schon immer, auch im März 1890 vorhanden gewesen. Die Aufgabe ist, es zu erklären, wie sich diese Stimmung vereinigt mit der Thatsache, daß das deutsche Volk es sich ohne wesentlichen Widerspruch hat gefallen lassen, der Dienste seines größten Staatsmannes beraubt zu werden. Ich glaube die Erklärung in diesen „Jahrbüchern" wie in den Jahresübersichten des „Europäischen Geschichtskalenders" schon mehrfach ausgesprochen zu haben, will sie aber des Zusammenhanges wegen hier noch einmal wiederholen. Die weiteren Kreise der öffentlichen Meinung waren im März 1890 entsetzt über die Entlassung des Fürsten, aber dieses Entsetzen kam nicht zum Ausdruck, weil die Kreise, welche die politische Führung in der Presse und im Parlament haben, anders dachten.

Hier hatte man die Empfindung oder auch die ganz bewußte Vorstellung, daß Fürst Bismarck seine Aufgabe erfüllt habe. Er hatte kein positives Programm mehr. Einer der glühendsten, wenn auch ein närrischer Bismarckverehrer, Max Bever, hat es einmal indirekt sehr gut zum Ausdruck gebracht, indem er daran erinnerte, wie schon einmal, Mitte der 70er Jahre der Fürst mit seinem Programm fertig gewesen und wie dann aus der unendlichen Fruchtbarkeit seines Geistes ein ganz neuer Ideenkomplex der Sozialpolitik und Wirthschaftspolitik geboren worden sei. Ebenso, meinte Herr Bewer, hätte der Kanzler nun auch noch eine dritte Periode jetzt noch ungeahnter Thätigkeit entwickeln können. Mit dieser Hoffnung brauchen wir uns hier nicht auseinanderzusetzen, wir begnügen uns mit dem Zeugniß, daß die zweite Periode mit der Durchführung des Invaliditäts- und Altersgesetzes abgeschlossen war. Am allerstärksten dokumentirte sich der Mangel weiterer Pläne in den Wahlprogrammen der konservativen Partei, die sich durch völlige Inhaltlosigkeit auszeichneten. Gewisse sehr bedeutende Dinge, die seitdem geschehen sind, namentlich auf dem Gebiet der Steuerreform und der Arbeiterschutzgesetzgebung hätten an sich auch ganz gut in den Ideenkreis des Fürsten Bismarck gepaßt. Daß er sie ablehnte, beruhte auf subjektiven Empfindungen dieser oder jener Art, wie sie auch große Staatsmänner zu haben pflegen, und so lange er am Ruder war, mußte man darauf verzichten. Das wäre an sich kein besonderes Unglück gewesen; auf ein paar Jahre früher oder später kommt es bei derartigen Reformen nicht an. Ueberhaupt hätte man sich, wenn der Kaiser den Fürsten Bismarck im Amte belassen hätte, darein gefunden und eine Zeit legislatorischer Ruhe vielfach sehr gern gesehen. Da nun aber der Kaiser einmal beschloß, sich von dem Fürsten zu trennen, so hatte man keinen sachlichen Grund zu widerstreben. Jede Regierung strebt nach gewissen objektiven Zielen und arbeitet mit mehr oder weniger subjektiven Mitteln. Die Ziele werden erreicht, die Mittel verbraucht und erschöpft. Jeder Staatsmann gelangt so einmal an das Ende seiner Wirksamkeit; wohl ihm, wenn er nicht vorher scheitert, sondern es ihm vergönnt ist, wie dem Fürsten Bismarck, seine Aufgabe so vollständig und vollkommen zu lösen, daß er geht, weil die Welt seiner nicht mehr bedarf.

Dies ist die Empfindung gewesen, mit der damals die politische Welt den Fürsten hat aus seinem Amte scheiden sehen. Unendliche Dankbarkeit für das Vergangene mußte sich verbinden mit der kühlen, resignirten Einsicht, daß nun dennoch der Moment für eine wohlthätige Aenderung gekommen sei.

Jene Dankbarkeit ist nun heute zu einem Ausdruck gekommen, der auf immer ein köstliches Blatt in der deutschen Geschichte bilden wird. Ist aber nicht noch mehr zum Ausdruck gekommen, nämlich eine Stimmung starker Unzufriedenheit mit dem jetzigen Regiment und der Wunsch nach Rückkehr des Fürsten in sein Amt? Unzweifelhaft hat zum Wenigsten das Erste, die Unzufriedenheit mit den jetzigen Zuständen sehr stark mitgespielt und mit einem unzweifelhaften psychologischen Recht. Wenn Graf Caprivi es fertig gebracht

hätte, wie ein Engel vom Himmel zu regieren, so würde diese Oppositionsstimmung dennoch existiren.

Um nach einem Fürsten Bismarck mit freudiger Zustimmung der öffentlichen Meinung das deutsche Reich zu verwalten, hätte sein Nachfolger ihn übertreffen müssen. Da nun aber das Deutsche Reich einmal geschaffen ist und diese That nicht mehr wiederholt zu werden braucht und nicht übertroffen werden kann; da ferner thatsächlich die Verwaltung des Grafen Caprivi von vornherein garnicht darauf ausging, ungeheure welterschütternde Thaten zu thun, so mußte dieser Staatsmann schon sein Amt mit dem resignirten Bewußtsein antreten, daß binnen ganz kurzer Zeit es von allen Seiten tönen würde, nicht nur „ein Bismarck ist er nicht!" sondern „wie traurig sind wir heruntergekommen". Hiergegen giebt es keinerlei Heilmittel, glücklich der Staat, dem das Geschick einmal einen so großen Staatsmann vergönnt hat, daß nach seinem Scheiden alle künftigen Generationen auf seine Epoche als auf die heroische mit Sehnsucht zurückschauen. Glücklich alle die, denen nicht jetzt hinterher diese Erkenntniß und diese Empfindung aufsteigt, sondern die sich rühmen dürfen, schon in jenen Jahren selbst ihre ganze Größe gefühlt und genossen zu haben.

Von diesem Gesichtspunkt aus brauchte man eigentlich garnicht zu untersuchen, ob nun die Regierung unter dem Grafen Caprivi Fehler gemacht hat oder nicht. Solche Fehler, angenommen, sie wären gemacht, machen garnicht so sehr viel aus. Auch Bismarck hat Fehler gemacht, Niederlagen erlitten, Dinge gethan, mit denen seine Freunde sehr unzufrieden waren. Aber es ist nie die einzelne Handlung, die entscheidet. Was dem Einen ein Fehler erscheint, erscheint dem Andern als eine besonders glückliche und kluge That; die Fehler bringen nicht die Stimmung hervor, sondern sind nur die Argumente, mit denen man sie vor sich und Anderen begründet. Es ist die allgemeine Tendenz, der Gesammt-Charakter und der Gesammt-Eindruck, der entscheidet und keine Geschicklichkeit, keine Energie, kein Erfolg könnte es verhindern, daß jede heutige Regierung neben derjenigen des Fürsten Bismarck, die nunmehr vor dem Gedächtniß der Menschheit als eine einzige große, zusammenhängende That dasteht, klein und epigonenhaft erscheine. Ohnehin deucht ja die Gegenwart dem Menschen stets mangelhaft: wie viel mehr jetzt, wo wirklich eine größere Vergangenheit unmittelbar hinter uns liegt und der Heros dieser Vergangenheit noch lebend und an jene Vergangenheit mahnend unter uns wandelt.

Hier ist die letzte und tiefste Quelle der „allgemeinen Unzufriedenheit"; was sonst genannt wird, sind Alles nur Nebenflüsse.

Gehen wir aber auch noch einmal die Reihe der Dinge durch, die hauptsächlich als Fehler der jetzigen Regierung angeführt zu werden pflegen.

Da ist das System der Handelsverträge. Eine That, die in etwas phantastischer Weise zuweilen zu sehr gepriesen ist als der Beginn einer neuen Aera in der Handelspolitik, der Keim eines mitteleuropäischen Zollbundes. Alles das ist sie nicht. Aber sie ist eine durch und durch klare, vernünftige, gemäßigte Aktion, die den äußerst gefährlichen Uebertreibungen, in die die Schutzzoll-

idee allenthalben zu verfallen drohte, ein Ziel gesetzt hat. In die gesammten europäischen Handelsverhältnisse ist dadurch eine wohlthätige Stabilität gebracht, und unsrer Landwirthschaft der Schutz, der ihr bei einer Theurung sonst leicht hätte ganz verloren gehen können, auf lange Zeit gesichert. Alles, was gegen diese Handelsverträge vorgebracht wird, entspringt der Verletzung kurzsichtiger Interessenten oder betrifft Einzelheiten, die für das Allgemeine nichts ausmachen. Je weniger der dem Grafen Caprivi offenbar ganz persönlich zugehörige Gedanke dieser Handelspolitik an Glanz hat, desto mehr hat er an Solidität. Die öffentliche Meinung wird ihm dafür nie, die historisch-wissenschaftliche Betrachtung dieser Zeit einmal desto werthvolleren Dank darbringen.

Es folgt die Nachgiebigkeit gegen den Katholicismus und die Polen. Wie ist gescholten worden über die Sperrgeldervorlage und die Millionen, die man der katholischen Kirche in den Schooß werfe! Wir haben damals unsere Vertheidigung dieser Vorlage mit den Worten geschlossen: es sei noch sehr fraglich, wer dabei zuletzt lachen würde, und ob der Katholicismus wirklich dabei ein so gutes Geschäft gemacht, indem er das Kapital anstatt der Rente nahm. Jetzt kommen bereits die Nachrichten, daß die Ansprüche, die gemacht werden, viel größer sind, als das Kapital, und mancher Bischof mag schon in der Stille seufzen über den bösen Dienst, den die taktische Geschicklichkeit des Herrn Windthorst ihm hier geleistet hat. Statt der vielen Millionen, wird eine kleine Summe, vielleicht hier und da garnichts für alle die Bedürfnisse übrig bleiben, die die Katholiken auf diesen Schatz angewiesen hatten. Nicht anders steht es mit dem polnischen Sprachunterricht. Wie hat unter völliger Verleugnung aller Grundsätze des Liberalismus und des natürlichen Rechts die öffentliche Meinung gezetert über die Erlaubniß, daß die polnischen Eltern ihren Kindern auf ihre Kosten außer dem Schulunterricht Unterricht in ihrer Sprache ertheilen lassen dürften. Schon jetzt ergiebt sich, daß von dieser gefährlichen Erlaubniß nicht einmal viel Gebrauch gemacht werden kann, weil die Geldmittel nicht aufkommen. Man kann hier den Vorwurf geradezu umkehren, wenn die von dem Ministerium Caprivi-Zedlitz eingeleitete Polenpolitik einen wirklichen Schaden gethan hat, so sind nicht diese Minister, sondern die öffentliche Meinung in Deutschland daran schuld, welche sich so anstellte, als ob ein völliger Umschwung der Polenpolitik bevorstehe und dadurch in den Polen natürlich auch diese Hoffnung erweckte und sie mit neuem Mut in ihren Bestrebungen erfüllte. Hätte man, wie es den Thatsachen entspricht, statt dessen auf das Entschiedenste betont, daß die polenfreundlichen Maßregeln durchaus nur von der Klugheit gebotene Modalitäten, aber keinerlei prinzipielle Abkehrung von den bisherigen Bestrebungen bedeuteten, so hätte man dem Deutschthum einen besseren Dienst geleistet. Grade für die verständige Polenpolitik wissen wir dem Grafen Caprivi und auch dem Minister Grafen Zedlitz besonders Dank.

Es folgt das Volksschulgesetz, dem auch wir in der Sache vielfältig Opposition gemacht haben, und dessen größter Fehler in der Art und Weise seiner Zurückziehung bestand. Es muß aber aufs stärkste hervorgehoben werden, daß

dieses Gesetz in keiner Weise den Schluß zuläßt, als ob Graf Caprivi im Herzen ultramontane Neigungen hätte. Graf Zedlitz hat immer behauptet, daß Absicht und Erfolg seiner Vorschläge keineswegs ein Mitregiment der Kirche in der Schule konstituiren, sondern nur die natürlichen Rechte der Konfessionen sichern würde. Das war thatsächlich unrichtig: es wäre daraus wirklich eine Art Mitregiment der Kirche in der Schule entsprungen und darum haben wir uns in wesentlichen Punkten ebenfalls in die Reihen der Gegner gestellt. Auch wir nehmen also an, daß Graf Caprivi sich über die Tragweite und Bedeutung des Gesetzes völlig geirrt hat, aber zwischen einem solchen Irrthum und ultramontaner Gesinnung ist ein himmelweiter Unterschied. Schlimmer als die Einbringung des Gesetzes selbst war jedenfalls die Art und Weise, wie es fiel, die die Autorität der Regierung schwer erschüttert hat.

In dasselbe Kapitel mit diesem Ereigniß gehören die Schwankungen und Unsicherheiten, die in dem Plan der Schloßplatzlotterie, der Frage der Hoftheater und ähnlichen Angelegenheiten jüngst hervorgetreten sind. Sie sind alle die Folge von Friktionen innerhalb der Regierung selbst, die völlig nur vermieden werden können, wo ein Mann mit unbedingter und unerschütterter Autorität die Zügel in der Hand hat. Aber selbst unter der gewaltigen Faust des Fürsten Bismarck sind auch solche Dinge sehr häufig geschehen, nicht etwa bloß in den letzten Jahren, sondern schon früher. Ich erinnere z. B. an das Jagd- und Wildschadengesetz, das 1884 im Landtag fix und fertig gemacht wurde, und doch aus Gründen, die nie bekannt geworden sind, nicht sanktionirt worden ist. Eine Regierung mit einem selbstregierenden, impulsiven Monarchen an der Spitze, der doch wieder seinen Ministern sehr viel überläßt, wird sich nie von derartigen inneren Friktionen, Meinungsänderungen und Schwankungen ganz freihalten können. Da mag man Minister nehmen, welche man will.

Wir kommen zur auswärtigen Politik. Wenn irgendwo, so bewegt sie sich in den Bahnen des Fürsten Bismarck weiter. Daß es an dem Bestreben, Rußland nicht unnütz zu reizen, nicht fehlt, ist völlig deutlich. Manchem guten Deutschen ist darin sogar schon zu viel geschehen, und das Wort, das einst die getreue „Kölnische Zeitung" dem Fürsten Bismarck zurief, wir sollten uns doch nicht mit Frankreich in ein Wettkriechen um die Gunst Rußlands einlassen, steigt auch heute noch zuweilen auf. Richtig ist, daß die Entfremdung zwischen Deutschland und Rußland eine radikale Veränderung unseres Verhältnisses zu den Polen zur Folge gehabt hat. Die Polen hoffen, daß wenn der Krieg mit Rußland einmal kommen sollte, unser politisches Ziel nicht Eroberung, sondern die Herstellung eines unabhängigen Polen in irgend einer Form, etwa im Anschluß an Oesterreich, sein werde. Die heutige preußisch-polnische Grenze würde weder vorwärts noch rückwärts verändert werden, und ebenso wie die Deutsch-Oesterreicher sich darin gefunden haben, außerhalb des Deutschen Reiches zu leben, so würden sich die preußischen Polen darin finden, Preußen zu bleiben. Preußen selbst hat, so lange uns Rußland nicht den Krieg erklärt, mit diesen Ideen nichts zu thun. Sollen wir aber etwa aus Freundschaft zu

Rußland, das uns alle Tage mit Insolenzen und Drohungen überschüttet und unsere Landsleute in seinen Ostseeprovinzen auf's schmählichste mißhandelt, sollen wir aus lauter Freundschaft für dieses Rußland unsere Polen schlecht behandeln? Die Polenpolitik ist eine der wesentlichsten Punkte, wo die Regierung Widerspruch zu erfahren pflegt, für jeden Unbefangenen aber, der sich die Mühe giebt, die Sache wirklich durchzudenken und nicht mit Schlagworten abzuthun, ist es unzweifelhaft, daß die Regierung im Recht ist und die öffentliche Meinung im Unrecht.

Man mag diesen Auseinandersetzungen nun mehr oder weniger oder garnicht zustimmen: selbst denen, die ganz und gar zustimmen, muthen wir deshalb nicht zu, daß sie mit der jetzigen Regierung zufrieden sein sollen. Das wäre gegen die menschliche Natur: diese kennt nur zwei politische Stimmungen: entweder man klagt über die Leidenschaft und Gehässigkeit des Parteikampfes — so war es unter dem Fürsten Bismarck; oder man klagt über Mangel an Festigkeit und Versumpfung — so ist es heute. Glücklicherweise hat jede von diesen Stimmungen auch ihre Tugendseite. Die erste schafft politisches Leben und Eifer — die andere hat den Vortheil der Ungefährlichkeit. Was soll alle die Unzufriedenheit der Regierung für einen Schaden thun? Ja, wenn sie nach Art des Fürsten Bismarck darauf ausginge, eine bestimmte Partei-Constellation zu schaffen und zur Herrschaft zu bringen. Dann würde eine solche allgemeine Unzufriedenheit bei den Wahlen ein schweres Hinderniß sein. Aber das erstrebt die Regierung ja garnicht. Dazu würde gehören, daß sie nach der Art des Altkanzlers die Kreuzzeitungs-Partei durch scharfe Züchtigung in Disciplin hielte und an die Mittelparteien heranführte. Statt dessen werden — man sieht, weshalb wir den Dresdener Parteitag voranschicken mußten — die Parteien sich selbst überlassen. Die Regierung wird also mit denen regieren, die die Wahlurne spendet: ein Experiment, das ohne wesentliche Gefahr gemacht werden kann. Alles dank dem Fürsten Bismarck, der mit der scharfen Geißel des Kulturkampfs die „reichsfriedlichen" Ultramontanen zu Reichsstützen und durch den Schrecken der Septennatswahlen die Deutsch-Freisinnigen zu vorsichtigen Leuten erzogen hat. Ob die Fractionsstärken das nächste Mal um einige Dutzend Stimmen hinüber oder herüber verschoben werden, das kann die Regierung sehr kühl lassen. Sie regiert ja mit allen Parteien zugleich und hat zur Zeit ihre eifrigsten Vertheidiger in der Presse des Centrums und der Deutsch-Freisinnigen.

Wenn nun aber wirklich unsere inneren Zustände — wohlgemerkt, wir sprechen nur von dem *sachlichen* Gange unserer *Politik* und haben *nicht* gesagt, daß nirgends ein Grund zu Besorgniß für die Zukunft sei — so urgesund sind, daß die äußerliche Unzufriedenheit gar keinen wirklichen Schaden thut: warum denn die leidenschaftlichen wiederholten Anklagen des Fürsten Bismarck?

Den Inhalt dieser Anklagen haben wir bereits im wesentlichen erörtert. Sie beruhen theils auf bekannten subjektiven Anschauungen des Fürsten, theils sind sie, wie die Behauptung, daß die Handelsverträge im Einzelnen schlecht

gearbeitet seien, sehr schwer zu beweisen, wie zu widerlegen. Die Anklage, die nachträglich in der „Münchener Allgemeinen Ztg." besonders betont ist, daß die Handelsverträge nicht im Voraus der Kritik der Oeffentlichkeit unterzogen und durch den Reichstag überhastet durchgepeitscht seien, diese Anklage entbehrt vollends jeder Begründung. Es ist schlechthin unmöglich, solche Verhandlungen vor der Oeffentlichkeit zu führen, und nachdem der Vertrag einmal abgeschlossen, ist er nicht mehr im Einzelnen zu ändern. Da giebt es nur die Frage annehmen oder ablehnen, und diese bedarf keiner langen Ueberlegung. Darum hat sich auch der Reichstag mit überwältigender Majorität sofort für die Genehmigung der Verträge ausgesprochen. Der einzige Punkt, der in den Anklagen des Fürsten Bedenken erregen konnte, die Behauptung, daß unser Verhältniß zu Rußland seit seinem Rücktritt sich so sehr verschlechtert habe, ist in einer offiziösen Mittheilung der „Nordd. Allgem. Ztg." so bestimmt unter Berufung auf Thatsachen zurückgewiesen worden, daß man auch hierüber völlig beruhigt sein darf. Nicht der Inhalt der Anklage, der Ankläger ist es, der dem Vorgang seine Bedeutung giebt. Was hat er damit gewollt? Hat er wirklich auf den Gang der Regierung einwirken, sie warnen, auf bessere Wege weisen wollen? Hat er den jetzigen Reichskanzler stürzen, sich selbst, einen Andern wieder ans Ruder bringen wollen? Alles völlig unmögliche Erklärungen. Minister werden in Deutschland und Preußen vom Kaiser und König eingesetzt und entlassen, und nicht von der öffentlichen Meinung. Der ganze Erguß des Fürsten Bismarck in den verschiedenen Unterredungen und Zeitungsartikeln war aber adressirt an die öffentliche Meinung und muß dazu beitragen, die Stellung des Grafen Caprivi beim Kaiser nicht zu erschüttern, sondern zu befestigen. Fürst Bismarck ist ein viel zu guter Taktiker, als daß er sich über diese Wirkung hätte täuschen können. Diesen Punkt mögen sich namentlich diejenigen klar machen, die doch von der Besorgniß, daß in der auswärtigen Politik nicht alles in Ordnung und die Kritik des Fürsten Bismarck irgendwie begründet sei, nicht loskommen können. Hätte Fürst Bismarck hier ernstlich eine Aenderung erzielen wollen, so hätte er nothwendig eine andere Form der Aeußerung wählen müssen. Er hat also ganz etwas anderes mit seinem Vorgehen gewollt. Es ist mit einem Wort nichts, als die Quittung für die ihm zu Theil gewordene Behandlung.

Aber eine solche Kritik der deutschen Regierung thut doch, wenn sie nicht bezweckt, sie zu bessern, dem deutschen Reiche, seinem Ansehen nach Außen, seiner Festigkeit im Innern unendlichen Schaden! Wie soll es möglich sein, daß der Schöpfer des deutschen Reiches sich so gegen sein eigenes Werk wendet? Die haben den Fürsten Bismarck nie gekannt, die heute diese Frage thun. Er mißt mit anderem Maßstab als gemeine Sterbliche. Was uns ein unverwindlicher Schade erscheint, das ist ihm ein vorübergehender Moment in der Weltgeschichte. Der vortreffliche Historiker Nitzsch, der zu den wenigen Klugen gehörte, die Herrn von Bismarck früher erkannten, als Andere, erzählte, er habe in der Konfliktszeit, ich glaube zu Herrn v. Hoverbeck einmal gesagt:

„Das können Sie doch aber nicht verkennen, daß der Ministerpräsident eine ganz außergewöhnliche Persönlichkeit ist." Der aber hätte ihm geantwortet: „Sie haben es nicht erlebt, wie er uns behandelt!" Diese Behandlung wurde den Leuten zu Theil, den Twesten, Simson, Gneist, Sybel, von denen Herr v. Bismarck damals schon wußte, daß sie binnen kurzer Zeit seine besten Bundesgenossen werden würden. Welche Keulenschläge sind auf die Freihändler niedergefallen! Ende der 70er Jahre erschienen in den „Grenzboten" die Angriffe gegen die Kaiserin Augusta. Alle Schrecken der Regierungszeit Kaiser Friedrichs wurden überboten durch den „Immediatbericht": der schärfste Stoß, der je gegen die monarchisch-dynastische Gesinnung in Deutschland gerichtet worden ist. Auch ich, ich will ganz persönlich sprechen, gestehe es offen, daß ich damals glaubte, die Monarchie würde sich von dieser Wunde niemals wieder erholen. Aber was ist davon geblieben? Kaum eine Narbe. Die Monarchie steht fester als je. Mit einer Handbewegung hat sie den Giganten selbst auf die Seite geschoben. Um einen Einfaltspinsel wie Geffken niederzuschlagen, in dem Wahn, daß hinter diesem eine große Verschwörung stehe, hat Fürst Bismarck seiner Zeit das Riesengeschoß des „Immediatberichts" geschleudert. In die Atmosphäre dieses Ereignisses versetze man sich, um die jüngsten Vorgänge zu verstehen. Die augenblicklich gewollte Wirkung wird erzielt, die Nebenwirkungen, die jedem andern Menschen unerträglich erscheinen würden, verschwinden in den Augen des Uebermenschen, der unempfindlich seinen Dämon dahinbrausen läßt. Das deutsche Reich wird trotz der Kritik seines Altkanzlers weiter bestehen: was kommt es ihm darauf an, ob es einmal etwas geschüttelt wird?

Graf Caprivi braucht seinem Vorgänger wegen der Anklagen nicht gram zu sein. Freilich die große Menge der besten Staatsbürger wird bei dem Satz bleiben, „Bismarck hat's gesagt, folglich wird's wohl so sein" und der Popularität der Regierung geschieht damit wesentlicher Abbruch. Aber Popularität ist eine Annehmlichkeit, auf die heute eine Regierung überhaupt nicht rechnen darf, und wirklichen politischen Schaden ist, wie wir uns oben bemüht haben, nachzuweisen, diese Stimmung nicht im Stande anzurichten. Ganz im Gegentheil: die erneute Furcht vor Bismarck drückt die alten Oppositionsparteien nur zu größerer Gefügigkeit an die jetzige Regierung heran; die politisch denkenden Kreise und das Ausland durchschauen den Ungrund seiner Beschuldigungen und steigern dadurch ihre Hochschätzung für seinen Nachfolger.

Schmerzlich und bedauerlich bleibt darum für die Empfindung des Patrioten der Anblick des grollenden und scheltenden Patriarchen. Hätte sich das nicht vermeiden lassen? Hätte die Regierung und hätte der Kaiser persönlich trotz Allem und Allem, was sie Veranlassung hatten, dem Altkanzler übel zu nehmen, nicht dennoch immerwieder die Form eines freundlichen äußeren Verkehrs bewahren und aufnehmen sollen? Es wird doch ein dunkler Punkt in der deutschen Geschichte sein, daß die Fürsten des Reiches den Schöpfer unsrer Größe am Abend seines Lebens gemieden haben, während das Volk ihm zujubelte. Die Antwort, welche die

Regierung auf die Anklagen des Fürsten Bismarck in der „Nordd. Allgem. Zeit." hat ergehen lassen, war ja würdig gehalten und wohl unvermeidlich. Aber die öffentliche Meinung ist auf dem Punkte „Bismarck" sehr empfindlich; die leiseste Wendung, welche über die strenge Abwehr hinaus zur Offensive gegen ihn schreitet, wird mit äußerstem Unwillen aufgenommen. Schon die Veröffentlichung jener Ordre vom Jahre 1883 war zu viel; schon die Wendung, nach Zurückweisung seiner Anklage „ist das patriotisch?" war zu stark. Wer seid ihr denn, die ihr es wagen dürft, einen Bismarck nach seinem Patriotismus zu fragen? Was habt ihr denn geleistet für das Reich, die ihr ihn wegen „Mißbrauchs" des Rechtes der Kritik zurechtweist?

Die Herstellung eines guten Verhältnisses zum Kaiser mag nun für alle Zeiten unmöglich geworden sein und die grollende Stimmung des Altkanzlers der Regierung noch manche Unbequemlichkeit bereiten. Ob es anders wäre, auch wenn er nie „in Ungnade gefallen" wäre, mag noch sehr zweifelhaft erscheinen. Aber so wie es nun ist, wird sich die Regierung bei den Besten der Nation und vor dem Urtheil der Geschichte Dank verdienen, wenn sie in der Abwehr wie es ihr diesmal im Ganzen gelungen ist, nie die Ehrerbietung verletzt, die ein pater patriae in Anspruch zu nehmen hat, auch wo er sündigt.

D.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Dr. Erich Schmidt. Zweiten Bandes zweite Abtheilung 1892. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Die junge Wissenschaft der Literaturgeschichte verdient nicht den Vorwurf, der den älteren Schwestern so oft gemacht ist, daß sie nur Material zusammenhäuften, nur für den arbeiteten, der für den Rohstoff Interesse hegt, und die Folgerungen zu ziehen versäumten, welche für die Bildungsziele der Gesammtheit werthvoll sind. Wir besitzen schon eine Anzahl von literarhistorischen, besonders biographischen Werken, oder freuen uns ihres fortrückenden Aufbaus, die mit dem vollen Rüstzeuge wissenschaftlicher Arbeit errichtet, doch gastlich ihre Pforten jedem öffnen, der nicht blind an ihnen vorübergeht. Wir besitzen Haym's Herder, wir sehen Minor's Schiller sich erheben, und Erich Schmidt's Lessing ist jetzt zum lang erwarteten Abschluß gelangt.

Ueber die Stoffmasse, die hier verarbeitet worden ist, und über die außergewöhnliche stilistische Gewandtheit, mit der die Ergebnisse dargestellt werden, brauchen wir kein Wort zu verlieren, da diese Eigenschaften aus den beiden ersten Abschnitten des Werkes schon genugsam bekannt sind. Aber hervorzuheben ist, daß der bei Lessing's vielseitiger Thätigkeit von Anfang an so reichhaltige und disparate Stoff hier in der letzten Abtheilung noch durch die gewichtige Masse der von Lessing angepackten oder angerührten, oder auch blos angedeuteten theologischen Probleme um eine beträchtliche Last vermehrt wird. Und Erich Schmidt, der die letzten Jahre seines Helden ausführlicher als irgend eine frühere Periode desselben behandelt, hat diese in's Einzelne gehende Betrachtung auch in vollem Maß der theologischen Schriftstellerei Lessing's zu Gute kommen lassen. Hiebei ergaben sich gemäß der Anlage des ganzen Werks besondere Schwierigkeiten. Den Forderungen historischer Auffassung entspricht es, nicht nur die Thätigkeit des Gelehrten oder Schriftstellers an sich zu schildern, sondern auch den Punkt des wissenschaftlichen Ganges zu bestimmen, an dem sie einsetzt, und auf den Weg zurückzublicken, der bis an diesen Punkt geführt hat. Und wie uns Erich Schmidt bei Gelegenheit des „Laokoon" und

der „Dramaturgie" über den Gang der Kunstgeschichte und Aesthetik unterrichtet hat, so wird hier eine breite Grundlage philosophischer und kritisch-theologischer Mittheilungen theils der gesammten Darstellung theils den einzelnen Abschnitten untergelegt. Der Historiker beschränkt sich hiebei nicht auf diejenigen Schriften, welche nachweislich Lessing angezogen oder bestimmt haben; er erwähnt z. B. nicht selten und mit offenbarem besonderem Interesse Pascal, von dessen Kenntniß sich bei Lessing keine sicheren Spuren finden. —

Von den beiden Capiteln, die — jedes im Umfang einer mäßigen Monographie — die religiösen und theologischen Schriften des unermüdlichen Mannes nns vorführen, ist das zweite, das von der „Erziehung des Menschengeschlechts" den Namen trägt, gewichtiger als das erste, welches den „Theologischen Feldzug" behandelt, aber die abschließende Beurtheilung desselben dem zweiten überläßt. Den theologischen Feldzug hat Schmidt im Wesentlichen chronologisch erzählend dargestellt, doch eine zusammenfassende Charakteristik Goeze's und seiner Wirksamkeit darein verwoben. Mit vollem Recht hat er darauf verzichtet, in allen einzelnen Phasen des Streites, an allen Stellen der Streitschriften das pro und contra abzuwägen und jede einzelne Wendung auf ihren sachlichen oder blos taktischen Werth zu prüfen; das ist Sache der Spezialkommentare. Summa Summarum scheint mir, aus einem dem Historiker gewiß nur zur Ehre gereichenden Gerechtigkeitsgefühl des Autors, Goeze etwas zu günstig und Lessing etwas zu ungünstig weggekommen zu sein. Man mag der persönlichen Ehrlichkeit Goeze's alle Achtung zollen; aber ein würdiger Vertreter des Christenthums war der Mann nicht, der sich auf das alttestamentliche Gebet versteifte: „Schütte Deinen Grimm auf die Heiden, die Dich nicht kennen!" In dem, was er schrieb, war Lessing der würdigere Vertreter des Christenthums. Und was er mit der ganzen, soviel Verwirrung stiftenden Fragmentenedition beabsichtigte, ist trotz der Verketzerung der Gegner und der eigenen orthodoxistischen Scheinvertheidigung völlig klar, und wird auch im vorliegenden Werke an verschiedenen Stellen betont: es lag ihm daran, die seit Leibniz und mehr noch seit Wolff üblich gewordene Verquickung von Religion und Wissenschaft, die angeblich zwingende philosophische Begründung der abstrusesten dogmatischen Sätze in ihrer Nichtigkeit aufzuzeigen, um jene Scheidung herbeizuführen, die er selbst freilich nicht befriedigend durchzuführen wußte, die aber fast gleichzeitig Kant mit so gewaltiger Sicherheit vollzog. Lessing durfte sich bei diesem Bemühen sagen, daß er nicht nur im Interesse der „Aufklärung", sondern auch in dem der Religion handelte. Den Kampf gegen Goeze hat er nicht gesucht; dieser war selbst von seinem stets kampflustigen Gewissen getrieben in die Arena geeilt. Auch die unwillkürliche Wendung zur katholischen Gedankenrichtung, ist wie Schmidt sehr richtig betont, nicht ohne innere Berechtigung, und es läßt sich ähnliches bei sehr liberalen Theologen der Gegenwart wahrnehmen. Nachdem Lessing einmal die absolute Giltigkeit der „Schrift" mit wissenschaftlichen Waffen bekämpft hatte, war es klar, daß um die Thatsache der christlichen Weltreligion zu erklären, die „Tradition" desto mehr zur Geltung kommen

mußte. Die Wissenschaft wird überhaupt sich zu dieser nicht so feindselig stellen, wie es die lutherische Kirche thut, die in ihr nur eine Verzerrung der Schriftwahrheit sieht, sondern wird sie in ihrer Art als eine beachtenswerthe Quelle zu berücksichtigen wissen.

Das zweite, schon genannte Capitel giebt zuerst eine interessante Beleuchtung der Freimaurergespräche, um dann die „Erziehung des Menschengeschlechts" ausführlich zu analysiren und zu würdigen, und endlich mit besonderer Berücksichtigung des bekannten Jacobi'schen Berichts Lessing's eigenen Standpunkt zu bestimmen. Sehr schön wird der Gedanke der Seelenwanderung als Lessing's „Theodicee", als die Vermittlung zwischen dem Gange der Menschheitsgeschichte und den Forderungen des Indviduums charakterisirt. Während Schmidt an diesem Punkte Lessing's eigene Meinung zu hören glaubt, nimmt er für den Haupttheil der Erziehung durchaus den „exoterischen" Charakter in Anspruch, und meint, daß die wirklichen Ansichten Lessing's hier durchaus verhüllt würden. Ich möchte aber doch darauf hinweisen, daß wie auch Schmidt konstatirt, die scheinbar abschließende Schrift durchaus nicht Lessing's letztes Wort, sondern schon einige Jahre vor seinem Tode geschrieben ist. Bei der eifrigen Beschäftigung mit den höchsten Problemen, wie sie Lessing in den letzten Jahren seines Lebens übte, sind schnelle Veränderungen seiner eigenen Ansichten sehr wahrscheinlich. Das Bekenntniß Ἑν και παν, von dem Jacobi berichtet, kann nach allem was wir wissen, nur für die allerletzte Lebenszeit Lessing's gelten, und in dieser zeitlichen Beschränkung ist es auch durch die Proteste Mendelssohn's nicht zu erschüttern. Es schließt aber nicht aus, daß Lessing noch wenige Jahre früher theistisch gedacht hat.

Im engen Zusammenhang mit den theologischen Schriften steht „Nathan der Weise", der gleichfalls einen breiten Raum in dem Bande einnimmt. Auch hier die weitblickende, rück- und umgreifende Betrachtung und Behandlung aller Elemente des von Lessing so mächtig gehobenen Stoffes, und die Verfolgung seiner eigenen Arbeit bis zu den Plänen einer leider nicht mehr vergönnten Fortsetzung. Auch die Entwürfe, die dem endlichen Abschluß vorausgingen, erscheinen vor uns, und manches bei Seite geworfene Werkstück beklagen wir, so den schönen Satz: „Du sollst nicht mehr Nathan der Weise, nicht mehr Nathan der Kluge, Du sollst Nathan der Gute heißen, — ein Gegenstück zu Cervantes' Don Quixote, der auf seinem Todtenbett nicht mehr der Thörichte, sondern nur noch „der Gute" heißen will. Mit augenscheinlicher Vorliebe hat der Biograph dieses letzte Drama Lessing's behandelt. Mit Eifer sucht er die schwerwiegenden Vorwürfe, die kleine wie große Geister bis zu Schiller hinauf dagegen gerichtet haben, zu entkräften. Ich gestehe gern, daß ein solches Vorgehen mir sympathisch ist, und daß der bekannte Satz „Quisquis praesumitur bonus" gegenüber großen Schriftstellern und Dichtern mir in der Form gültig scheint „Quisquis praesumitur sapiens". Und gewiß ist es ein werthvolleres Ergebniß, diese „Weisheit" aufgedeckt zu haben, als einzelne Punkte bestimmt zu haben, wo es dem Dichter nicht gelungen ist sie zum adäquaten

Ausdruck zu bringen. Wenn daher diese Beurtheilung Nathan's nur mit großer Befriedigung gelesen werden kann, so drängt sich doch ein leises Bedauern auf, in Rückerinnerung an den vorhergehenden Band, und die strenge Behandlung, welche „Emilia Galotti" dort erfahren hat. Mir scheint, daß mit soviel Liebe wie hier auf den Nathan gewandt ist, auch eine sehr viel günstigere Beurtheilung der „Emilia", besonders der psychologischen Motivirungen dieses zweifellos seit hundertundzwanzig Jahren äußerst wirksamen Stückes sich gewinnen ließe. Die Elemente zur Erkenntniß der Entschließungen Odoardo's und Emilia's, der meist angegriffenen Personen des Stückes, sind in Schmidt's Darstellung und Kritik vollkommen zutreffend angegeben; aber sie scheinen ihm nicht ausreichend zu befriedigender Erklärung. Ob Motive, die zu einer Handlung in unzweifelhafter Beziehung stehen, genügend scheinen, um den Entschluß auszulösen, ist ja eine der subtilsten psychologischen Fragen, bei der dem subjectiven Ermessen immer viel überlassen bleibt. Aber im vorliegenden Falle glaube ich, daß Odoardo's Entschluß nicht den Prinzen, sondern die Tochter zu tödten, vollkommen durch die Worte motivirt ist: „Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen?" Den Dolch, den er von der Maitresse des Prinzen erhalten, kann er als Edelmann, als Offizier, als Vater verwenden, wie er will, — nur zu dem einen nicht, die Rache der Maitresse zu vollziehen; dafür sind die Angelo's da. Die Empfindungs- und Handlungsweise Emilia's ist aus der Charakteristik sehr wohl begreiflich, die die eigene Mutter von ihr giebt: „Sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste unseres Geschlechts." Es ist ein Charakter durchaus denkbar, der die Entschlossenheit besitzt den Tod zu suchen, und doch vor der Aussicht, einer sich immer erneuenden Versuchung schutzlos preisgegeben zu sein, Furcht empfindet. In diesen wie in anderen Fällen ist Lessing's Lakonismus ihm selbst nachtheilig geworden. Wären solche hingeworfene Gedanken als Themen zu ganzen Monologen oder Dialogen benutzt worden, so würden sie unwidersprechlich ausreichend scheinen; aber in ihrer raschen, flüchtigen Formung fehlt ihnen das genügende Gewicht; man muß sie suchen und festhalten wie im zweiten Theil des Faust die Persephone oder Faust's Belehnung.

Nicht so sehr eine Verschiedenheit der Meinungen, als eine abweichende Empfindungsweise hat uns unvermuthet gedrängt diesen schnellen Rückblick auf den vorhergehenden Band zu werfen. Kehren wir nun zum letzten zurück, so begegnet uns zunächst ein sehr reichhaltiges Kapitel über Lessing's Sprache; man braucht nicht hervorzuheben, mit wie großer Belesenheit hier die zeitgenössische Literatur zum Vergleich herangezogen wird. Das interessanteste Ergebniß scheint mir, daß Lessing, der so sprachschöpferisch gewirkt hat und bis auf den heutigen Tag fortwirkt, doch zugleich in mancher Hinsicht eine schon für seine Zeit veraltete Sprache geführt und zum Theil mit Bewußtsein festgehalten hat. Freilich empfindet es auch der harmlose Leser, daß die Sprache des todten Wieland ihm weit weniger Anstoß giebt, als die des lebendigen Lessing; aber den Nachweis und die Aufklärung zu finden, ist von großem Werth.

In dem Schlußkapitel behandelt Erich Schmidt die trüben persönlichen Zustände Lessing's während der letzten Lebensjahre. Je weniger er seinen Helden gewaltsam zu idealisiren sucht, desto wahrer und überzeugender wirkt der Hauch der Sympathie, der von diesen melancholischen Schlußbildern aus dem Beschauer sich mittheilt. Stimmungsvoll sind dazwischen die Ausblicke nach Weimar eröffnet, wo jüngere Kräfte aufstrebend wirken, zwar mit voller Pietät und Bewunderung zu Lessing hinüberschauend, aber doch Bahnen einschlagend, denen er nicht mehr zu folgen vermochte, und die auch ein längeres Leben ihn kaum mehr hätte einschlagen lassen. Lessing starb, noch fern vom Greisenalter, aber doch nach voller Erfüllung seiner Mission; ein vollendetes Leben mißt nicht nach Jahren.

Die Anmerkungen am Schluß des Buches beziehen sich auf alle drei Abtheilungen. Sie sind kurz und knapp, in der Polemik äußerst sparsam; in Literaturnachweisen geben sie nur das Wichtigste aus der unermeßlichen Menge, die den Titeln nach in Betracht kam. Sie verbergen die Mühe der Arbeit mehr als sie sie zeigen; trotzdem bricht an einigen Orten das Gefühl der Erleichterung hervor ein lange gehegtes, langsam gefügtes Werk vollendet zu haben. Eine Schuld ist mit diesem Werke dem Geist Lessing's abgezahlt, welche schon lange auf der deutschen Wissenschaft gelastet hatte. O. H.

Die Königsbrüder. Schauspiel in fünf Aufzügen von Adalbert von Hanstein. Breslau 1892. C. F. Conrad.

Dies Drama ist eine erfreuliche Erscheinung, und ein Beweis, daß trotz aller Machtsprüche einer voreingenommenen Kritik das historische Schauspiel seine Lebensfähigkeit noch nicht verloren hat. Dieses Drama ist sogar in wahrhaftigen fünffüßigen Jamben geschrieben, in dem veralteten Versmaß Shakespeare's, Goethe's und Schiller's, und die Personen reden darin sogar in zusammenhängenden Sätzen. Indeß wollen wir nicht in den Fehler unserer Gegner verfallen, und mit Voreingenommenheit loben, wo sie tadeln. Ist es dem Verfasser gelungen, in jener wohlbekannten Form etwas Neues und dramatisch Werthvolles zu bringen? Die Antwort lautet: ja, soweit er sich in der geistigen Sphäre des historischen Stoffs hielt, den er sich erwählt hat, und sie nicht in modernisirender Gefühlsmanier verließ. Die älteste Epoche des deutschen Königthums, der Zeit der sächsischen Herrscher, scheint uns zur dramatisch wirkungsvollen Darstellung sehr geeignet. Es sind einfache Verhältnisse, große Linien überall, fähig auch auf der Bühne weithin wirkende, majestätische Freskogemälde zu bilden. Es fehlt noch das Conventionelle, Spielende der Ritterzeit; auch die Kirche ist noch nicht in den künstlichen, weltflüchtigen Gegensatz zu dem öffentlichen Leben getreten, sondern noch eng mit den Geschicken des Staats verbunden. Es ist daher auch im Wesentlichen noch deutsch nationale Cultur, deutsch-nationales Leben, das sich vor uns abspielt, ohne französischen oder römischen Einfluß. —

In den ersten Akten ist dem Dichter die Verkörperung dieser Grundzüge sehr überzeugend gelungen. Der sterbende König Heinrich I., mit den beiden Söhnen, dem zum Herrscher geborenen Otto und dem feurigen, ehrgeizigen aber doch gemüthsweichen Heinrich, die von dem Thronwechsel zu Hoffnung und Furcht aufgereizte Schaar der Vasallen und Hofleute, prägen sich uns mächtig und wirkungsvoll ein. Auch der nach dem Tode des alten Königs folgende Kampf gegen die Aufrührer, dann der entscheidende Moment der Empörung Heinrichs gegen den Bruder sind dramatisch gelungen. Dagegen in dem letzten Akt, der zur Wiederversöhnung der Brüder führt, finden wir uns in einer künstlichen, dem einfachen Empfinden der Zeit enthobenen Gefühlswelt, deren Vorgänge uns nicht glaubhaft werden und darum auch nicht den befriedigenden dramatischen Abschluß geben können. Die Art, wie Heinrich durch absichtliche Selbstentehrung die Liebe des Volkes von sich abwenden will, ist unnatürlich, und die Aufklärung dieses Sachverhalts in öffentlicher Rede Otto's zugleich undramatisch. Indeß ist die Schwierigkeit anzuerkennen, welche es dem Dichter verursachen mußte, einen Stoff, den er im Grunde tragisch angelegt hatte, um der historischen Wahrheit willen, mit einer Versöhnung zu schließen.

Victor Balaguer. Die Pyrenäen. Trilogie. Nach dem Catalanischen verdeutscht von Johannes Fastenrath. Leipzig. C. Reißner. 1892.

Der eifrige und verdienstvolle Vermittler zwischen deutscher und spanischer Cultur — wir erinnern nur an „Luther im Spiegel spanischer Poesie" — hat hier ein sehr interessantes eigenartiges Werk den deutschen Lesern zugeführt, das freilich mit dem Maßstab bühnengerechter dramatischer Kunst nicht gemessen werden darf. Es ist ein spanisches Nationalfestspiel, eine Gattung, die sich ja auch in Deutschland seit dem Lutherfest von 1883 ihren Boden erobert hat, freilich bei uns mit dem Kennzeichen bürgerlicher Herzlichkeit und Schlichtheit, in Spanien, wie wir hier sehen, mit dem Charakter pathetischer Romantik. Der Verfasser, der nach den Mittheilungen Fastenrath's in seiner Heimath als Dichter hochgefeiert, übrigens auch im politischen Leben und im Staatsdienst zu großer Auszeichnung gelangt ist, beherrscht jedenfalls sowohl die Geschichte als die historische volksthümliche Dichtweise seines Vaterlandes vollkommen, so daß er in dem phantastischen „Prolog", sowie in den folgenden drei historischen Scenen, die die Kämpfe der Catalanen gegen Frankreich während des dreizehnten Jahrhunderts behandeln, ein sehr poesiereiches und für den Fremden zugleich sehr unterrichtendes Werk geschaffen hat. Es soll im October dieses Jahres zum Columbusfest in Madrid aufgeführt werden. Die Uebersetzung ist, was die Beherrschung der deutschen Sprache betrifft, vorzüglich gelungen.

O. H.

Militärisches.

Heeresstärken.

Die Ueberlieferung ist, daß Napoleon durch eine unerhörte Anspannung der Conscription die männliche Jugend Frankreichs fast verbraucht habe, so daß 1814 die Männer, die die große europäische Invasion hätten zurückwerfen können, nicht mehr vorhanden waren. Diese Vorstellung habe ich bereits in meiner Biographie Gneisenaus bekämpft und mich nachzuweisen bemüht, daß die napoleonischen Kriege bis 1809 sehr geringe Verluste brachten und selbst die großen Einbußen in Spanien, in Rußland und im Jahre 1813 Frankreich keineswegs so weit geschwächt hatten, daß es den verbündeten Heeren nicht hätte widerstehen können — wenn es gewollt hätte. Die Franzosen wollten aber nicht für Napoleon fechten, wie die Preußen für Friedrich Wilhelm und an dieser moralischen, nicht an physischer Schwäche ist das Kaiserreich zu Grunde gegangen. Der Mathematiker Lagrange, der Senator unter Napoleon war, wurde einmal vorwurfsvoll gefragt, wie er für die schrecklichen jährlichen Conscriptionen habe stimmen können. Er antwortete kühl: „Die Mortalitäts-Tabellen wurden dadurch nicht merklich verändert". Diese Behauptung wird den Thatsachen völlig entsprochen haben.

In überaus interessanter Weise ist nun derselbe Gedanke vom Obersten v. Lettow in einem Aufsatz im Militär-Wochenblatt (3. Beih. 1892) auf die früheren Jahre Napoleons angewandt worden, und da hat sich denn zahlenmäßig ergeben, wie außerordentlich milde die berüchtigte Conscription — bis zum Eintritt der letzten Krisis — gehandhabt wurde. Etwa 190000 Männer betrug das wehrfähige Contingent jedes einzelnen Jahrganges der Franzosen (33 Mill.) im Jahre 1801 nach Lettow's Berechnung. Das harmonirt völlig mit der Aufstellung, die ich einmal in diesen „Jahrbüchern" (Bd. 65, S. 680) gemacht habe, wonach heute der einstellbare Theil der Bevölkerung im Jahr gegen 0,6 Procent ausmacht. Von jenen 190000 Männern hob Napoleon anfänglich nur 30000 aus, deren Dienstzeit auf fünf Jahre beschränkt wurde. Heute strebt man danach, sie alle auszuheben mit 25jähriger Dienstzeit. Bei jenen 30000 blieb es nun freilich nicht; 30000 andere, die ursprünglich nur zu einer „Reserve" bestimmt waren, wurden nachträglich in die Armee eingestellt; 1806 kam eine Extra-Aushebung von 80000 Mann dazu, die fünfjährige Dienstzeit blieb eine Illusion, da die fortwährenden Kriege Entlassungen nicht erlaubten, und das jährliche Contigent wurde (indem auch der Staat durch die Annexionen fortwährend bis auf 42½ Mill. wuchs) auf 80000 und endlich (1811) auf 120000 Mann erhöht. Vom Herbst 1812 an gehn dann die Aushebungen ins Grenzenlose, aber nur auf dem Papier; wie groß sie in Wirklichkeit gewesen sind, ist noch nicht berechnet.

Vergleicht man nun dies Heer mit dem preußischen, seiner alten „Kanton-Einrichtung", wie der „allgemeinen Wehrpflicht" seit 1813, so zeigt sich, wie unendlich viel strenger der preußische Staat von je gewesen ist als der franzö-

sische. Beim Beginn des russischen Krieges im Jahre 1812, wo Napoleon über die größte Kriegsmacht gebot, hatte er vielleicht etwas über eine Million Mann unter Waffen. Das macht auf die 73⅓ Millionen Unterthanen, über die der Kaiser direct oder indirect gebot, 1⅓ Procent (die auf die einzelnen Staaten aber thatsächlich nicht ganz gleichmäßig vertheilt waren). Preußen aber hat in den Freiheitskriegen ein Heer von etwa 6 Procent der Bevölkerung aufgestellt und Friedrich der Große hat im Siebenjährigen Kriege einmal (Anfang 1758) 5 Procent der Zahl seiner Unterthanen unter Waffen gehabt, und als er starb im Jahre 1786 ein Heer von 200 000 Mann, das ist 3⅓ Procent der Bevölkerung hinterlassen.

Nach der gewöhnlichen Annahme wird diese Stärke sogar als die Friedensstärke des preußischen Heeres angesehen, so daß Preußen, da wir heute nur 1 pCt. der Bevölkerung im Frieden unter Waffen haben, damals im Verhältniß ein 3⅓, sage dreieindrittelmal so großes Heer unterhalten hätte, als heute. Von dieser natürlich ganz unmöglichen Zahl hat uns eine sehr dankenswerthe Arbeit des um die preußische Armeegeschichte schon vielfältig verdienten Oberstleutnant Schnackenburg (Jahrbücher f. d. d. Armee u. Marine Bd. 83, S. 183) befreit. Er hat, unglaublicher Weise zum ersten Mal in der deutschen Literatur, eine rationelle Berechnung der Friedensstärke des Friedericianischen Heeres aufgestellt. Danach betrug sie 133 000 Mann, eingeschlossen die Offiziere. Hierbei sind aber die Freiwächter mitgerechnet, weil der Staat für sie den Sold bezahlte, obgleich sie vom Dienst befreit waren. Um den Vergleich mit der Gegenwart durchzuführen, muß man aber auch diese ausscheiden, da der nominell für sie gezahlte Sold eine Zulage für die Hauptleute und höheren Offiziere bildete, die auf jeden Fall hätte bezahlt werden müssen, es sich also nur dem Schein nach um besoldete Leute handelt, und da ferner ihre Arbeitskraft für das Wirthschaftsleben der Nation erhalten blieb. Nach Boyen gab es solche Freiwächter etwa 45 000; es bleiben also als wirklich stehende Armee 88 000 und nach Abzug der Offiziere 82 700 Mann, das ist auf eine Bevölkerung von kaum 6 Millionen 1,38 pCt. Eine um mehr als ein Drittel schwerere Last, als wir sie heute tragen, umso schwerer, als das Offiziercorps nicht durch Reserve-Offiziere ergänzt wurde und also auch im Frieden vollzählig sein mußte. Diese Zahlen möge man sich bei den wahrscheinlich wieder bevor stehenden Kämpfen um die volle Ausbildung unserer Wehrkraft merken. Von 1786 bis 1806 hatte sich die Einwohnerzahl des preußischen Staates bis auf 10 Millionen Einwohner vermehrt, also um zwei Drittel, die Armee aber nur um ein Viertel (von 200 000 auf 250 000 Mann Revue- und Kriegsstärke). Auch diese Zahl und diese Erscheinung wird es nützlich sein, sich zu merken.

Sehr richtig und treffend weist Lettow darauf hin, weshalb Napoleon so sehr viel weniger von den Franzosen forderte und erlangte: er war und blieb bei all' seiner Größe und seinen Erfolgen der Usurpator, der König von Preußen war der legitime Herr. Wenn nun aber Lettow deshalb einigermaßen Clausewitz' Satz, „auf die ganze Volkskraft gestützt" sei Napoleon's

Kriegsmacht durch Europa geschritten, zurückweist, so scheint mir das nicht nöthig zu sein. Unzweifelhaft hat Clausewitz mit gutem Bedacht den Ausdruck „gestützt" gewählt und nicht gesagt, daß die ganze Volkskraft wirklich in Bewegung gesetzt worden sei. In diesem beschränkten Sinne aber bleibt der Satz völlig richtig — ganz so wie wir mit Recht von der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen reden, obgleich sie von Anfang an und noch heute nicht wirklich völlig durchgeführt ist. Napoleon schonte die Volkskraft, so lange es möglich war und er konnte es leicht bei dem ungeheuren Uebergewicht seiner Masse im Vergleich mit den anderen Großstaaten. Als Preußen 1806 gegen ihn auf den Plan trat, hatte es selber 10 Millionen Staatsbürger; Napoleon, mit Einschluß seiner Vasallenstaaten, verfügte über einige 50 Millionen. Die 80 000 Mann Rekruten, die ihm 1805 extra bewilligt worden waren, rief er erst ein, als im Herbst 1806 der Krieg mit Preußen heraufzog. Hätte er diese ein halbes Jahr früher eingestellt und die Vertheidigung Frankreichs gegen etwaige englische Landungen der National-Garde überlassen, so hätte er ohne zu große Schwierigkeit in Thüringen 100 000 Mann mehr auf dem Kriegsschauplatz haben können, als die 160 000, die er mit Recht für völlig ausreichend hielt, um den morschen, veralteten Kriegsstaat Preußen niederzuwerfen.

Im Jahre 1813 wurden ja die Anforderungen, die Napoleon an die wehrfähige Jugend stellte, sehr stark; trotzdem sind sich die Rheinländer, als sie nun im Frieden von Frankreich getrennt und zu Preußen geschlagen wurden, dessen wohl bewußt geworden, daß dieser Staat noch viel mehr von seinen Bürgern verlange. Ein alter Herr von der Mosel hat mir noch erzählt, wie er in seiner Jugend habe über die preußische Aushebung klagen hören, während die Franzosen doch immer nur Wenige genommen hätten.

Die Lettow'sche Untersuchung ist übrigens, beiläufig bemerkt, wieder ein neuer Beweis für die tiefgreifende principielle Verschiedenheit der napoleonischen und der friedericianischen Strategie. Lettow zeigt, daß die numerische Uebermacht Napoleons erheblich geringer gewesen ist, als man bisher annahm. Nicht mehr als 160 000 Mann hatte der Kaiser bei Jena; trotzdem hat er seinen Sieg bis in die preußische Hauptstadt und darüber hinaus bis an die Weichsel verfolgt, den Russen in Ostpreußen entscheidende Schlachten geliefert und fast das ganze preußische Königreich occupirt. Friedrich aber hat trotz seiner gewaltigen Ueberlegenheit im Jahre 1756 nicht daran gedacht, Oesterreich in dieser Weise niederzuschlagen, ja er hat in diesem ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges überhaupt keine eigentliche Hauptschlacht geschlagen und den günstigsten Moment dazu, ohne viel Werth darauf zu legen, absichtlich vorüber gehen lassen.

Delbrück.

Nationalökonomisches.

Eduard Sueß: Die Zukunft des Silbers. Wien und Leipzig 1892. (Wilh. Braumüller.) 227 S.

Den Inhalt der vorliegenden Schrift kurz anzugeben ist keine leichte Aufgabe; denn das Buch ist eben so inhaltschwer wie gedankenerregend und beschränkt sich nicht auf die geologischen und volkswirthschaftlichen Verhältnisse der edlen Metalle, sondern enthält zugleich ein Stück Culturgeschichte und eröffnet Ausblicke auf die politische wie wirthschaftliche Zukunft Europas und Amerikas. Wir lassen daher mehrere interessante Kapitel, so wie die Geschichte des Comstockgangs, den Bericht von dem Kupferringe, die Betrachtungen über die politische Zukunft des britischen Kaiserreiches und über den Panamerikanismus ganz außer Acht und versuchen nur den Hauptgedanken des Verfassers und seine Begründung desselben in aller Kürze anzugeben.

Von einer Betrachtung der geologischen Verhältnisse der Metalle ausgehend hebt der Verfasser hervor, daß das Gold das leichteste der umgrenzten Gruppe von Metallen ist, welche man als schwere bezeichnet, und daß eine große Lücke, nur durch Quecksilber unterbrochen, es von der Gruppe von Metallen scheidet, unter welche das Silber gehört; diese Thatsache macht es a priori wahrscheinlich, daß die beiden Edelmetalle nur in sehr verschiedener Menge dem Menschen erreichbar seien. Daß dies sich auch wirklich so verhält, wird dann in den folgenden Abschnitten, welche die neueren Erfahrungen über die Gewinnung des Goldes und des Silbers darstellen, nachgewiesen. Es zeigt sich, daß die Produktion des Goldes, seitdem die Schwemmlande in Californien und Australien ausgebeutet sind, sich ziemlich constant erhält, und in 1890 trotz der bedeutenden Erweiterung des Gangbergbaues und der Auffindung neuer Conglomerate in Südafrika kaum so groß war als in 1875 (167,346 kg gegen 169,540 kg). Nach der Erfahrung dieser fünfzehn Jahren glaubt der Verfasser mit noch größerer Bestimmtheit als in seiner Schrift über die Zukunft des Goldes von 1877 wiederholen zu können, „daß voraussichtlich nach wenigen Jahrhunderten die Goldproduktion sich dauernd und in außerordentlichem Maße vermindern wird", so daß „dieses Metall bei fortwährend zunehmender Seltenheit nicht mehr im Stande sein wird, seine bisherige wirthschaftliche Stellung zu behaupten". Und schon heute wird „der langsam fortfließende Goldstrom aus den Gängen fast aufgezehrt durch den ebenso ununterbrochenen, aber steigenden Bedarf der Industrie". Ja, es scheint sogar, daß der industrielle Bedarf jetzt schon nahe an der Ziffer der Produktion steht; denn die specifischen Nachweise jenes Bedarfs zeigen schon für die fünf Länder: Vereinigte Staaten, Deutschland, Schweiz, Indien und Großbritannien (das letztere doch nur durch Birmingham repräsentirt) einen jährlichen Nettobedarf von etwa 90,000 kg, während der Bedarf Frankreichs auf 15—16,000 kg geschätzt worden ist; dann fehlen noch Consumenten wie Oesterreich-Ungarn, Italien, Spanien, Rußland,

Belgien, Holland u. a., und da der industrielle Verbrauch von Jahr zu Jahr mit dem Wohlstande zunimmt, haben wir „den Tag schon erreicht oder uns demselben doch schon sehr genähert, an welchem der Bergbau nicht so viel liefert, als die Industrie verzehrt. Von diesem Tage an zählt die ganze neue Produktion nicht mehr für monetäre Bedürfnisse". Der Verfasser ist daher entschieden der Meinung, daß es unmöglich sein wird die Goldwährung über ein wesentlich größeres Territorium als das jetzige zu verbreiten, und daß selbst für die jetzigen Goldwährungsländer eine stetige Steigung der Kaufkraft des Goldes wahrscheinlich ist.

Andererseits zeigt die Produktion des Silbers entgegengesetzte Verhältnisse. Die stetige und bedeutende Vermehrung der Produktion, welche die letzten 15 bis 20 Jahre kennzeichnet, wird aller Wahrscheinlichkeit nach anhalten, und da sie schon den Bedarf weit überschreitet, wird der Preis des Silbers fortwährend sinken. Und die Gestehungskosten des Silbers sind noch um so viel niedriger als der Preis desselben, daß die Grenze der Produktion noch lange nicht erreicht wird. „Es muß offen gesagt werden, daß jede Hoffnung auf eine Besserung der Münzverhältnisse durch Rückgang der Silberproduktion noch einen sehr wesentlichen Preisfall des Silbers voraussetzt."

In diesem stetigen Auseinandergehen der Preise des Goldes und des Silbers sieht der Verfasser die wahre Schwierigkeit, welche der Durchführung eines internationalen Bimetallismus begegnet, während er die übrigen gewöhnlichen Argumente gegen diesen für nichts bedeutend ansieht. Aber diese stetig wachsende Divergenz ist andererseits eben auch in sich selbst eine Schwierigkeit, ja eine Gefahr für die Länder der Goldwährung, und der ausführliche Nachweis dieser Gefahr durch eine Reihe von Thatsachen der letzten Jahre gehört zu dem interessantesten Theile der vorliegenden Schrift, deren größte Bedeutung eben darin liegt, daß sie in schlagender Weise den eingreifenden Einfluß darthut, welchen die Geldmenge auf die Preisverhältnisse und diese wieder auf die ganze wirthschaftliche Entwickelung üben. „Schon jetzt ist der Ackerbau und ein Theil der Industrie in Europa den Silberländern, wie Indien und Mexiko gegenüber, in empfindlicher Weise in Nachtheil gestellt. Das Aufblühen der indischen Baumwollspinnereien auf Kosten Lancashires ist davon der deutlichste Beweis. Vortheil tragen dabei in England die Besitzer von zinstragenden Papieren, deren Ertragswerth mit der zunehmenden Seltenheit des Goldes steigt. Unter diesen Umständen ist es verständlich, daß schon im April 1890 die Parlamentsdebatten über diesen Gegenstand vorübergehend den erbitterten Charakter eines Kampfes der Arbeit gegen das Kapital annahmen, in welchem Arbeitgeber wie Arbeiter die Wiederherstellung des Werthes des Silbers verlangten."

Dieser Kampf zwischen den Producenten der Silberländer gegen die der Goldländer einerseits und zwischen den Arbeitern und den Rentiers andererseits wird eingehend beleuchtet. Indien und Mexiko machen großartige Fortschritte, weil ihre eigenthümlichen Verhältnisse bewirken, daß der Werth ihrer nationalen

Münzen dem Silberpreis in Europa nicht folgt; der Preisfall des Silbers wirkt daher für diese Länder wie eine Ausfuhrprämie. Für den inneren Verkehr, d. i. für die Bedürfnisse der Producenten, ist die Kaufkraft des heimischen Metalles unverändert geblieben und wird sich für lange Zeit so erhalten, und da die Ausfuhr mit Gold bezahlt wird, kann der Exporteur die Waaren billiger als die Producenten der Goldwährungsländer liefern und doch einen Vortheil erzielen. Dagegen bekommt man in Indien die Importe billiger aus den Silberländern, und so vermindert sich stetig die Ausfuhr der Goldwährungsländer und sie werden genöthigt, immer größere Beträge von Gold nach Indien abzugeben, wodurch die Spannung noch mehr wächst. Nur für die indische Regierung, die ihre auswärtigen Schulden in Gold verzinsen muß, bringt diese wachsende Divergenz immer größere Schwierigkeiten, und diese sind jetzt schon so groß, daß die Regierung auf Abhilfe sinnen muß und die Einführung der Goldwährung in Indien angeregt hat.

Nicht nur den Silberländern gegenüber befinden sich die Producenten der Goldwährungsländer in einer schwierigen Lage. Mit Fug hob der englische Minister Balfour in den Parlamentsdebatten im April 1890 hervor, daß das Gold nicht nur der Werthmesser für Transactionen von Tag zu Tag ist, sondern auch der Maßstab für aufgeschobene Zahlungen, und daß, wenn es nicht stabil ist, es entweder den Schuldner oder den Gläubiger schädigen müsse. Dies gilt sowohl für die Länder in ihrem gegenseitigen Verhältniß als für die verschiedenen Klassen des einzelnen Landes. Die Steigung der Kaufkraft des Goldes wird als eine Taxe bezeichnet, welche die Drohnen der Gesellschaft von den Arbeitsbienen erheben, und es wird zugefügt, daß man das Wohlsein der Gesellschaft nicht fördert, wenn man das Einkommen der feiernden, nicht producirenden Classe erhöhe auf Kosten der sich abmühenden Massen. Von anderer Seite wird hervorgehoben, daß England ein Land der Gläubiger sei und damit selbst „der große Gläubiger der Welt", der als solcher jeden Versuch abweisen müsse, den verschuldeten Nationen zu erlauben, die in Gold contrahirten Schulden in entwerthetem Silber zu begleichen. „So sind mit dem Auseinanderrücken der Werthe der beiden Metalle alle Verkehrsbeziehungen in Spannung versetzt", und der Verfasser findet jeden Zustand „besser als den heutigen, in welchem wir einer Auflösung der Erde in zwei Handelsgebiete entgegengehen."

Zur Zeit bestehen drei Gruppen von Staaten. Die erste bilden die Goldländer; in der Gruppe „befinden sich die Gläubiger. Kein international verschuldetes Land hat bisher einen freien Goldumlauf behauptet. Italien, innerhalb dieser Gruppe, hat den Goldumlauf verloren", und es wird näher nachgewiesen, daß die im letzten Jahre stattgefundene Ableitung von Gold von Amerika in künstlicher Weise durch Zurücksendung amerikanischer Schuldpapiere veranstaltet worden ist, und daß ein solches Rückströmen für einen international verschuldeten Staat unter gegebenen Umständen die Zahlungsbilanz völlig verändern kann. Dies ist eben, wie im vorigen Heft angedeutet, die Gefahr, welche die

Valutaregulirung Oesterreich-Ungarns mit Vereitelung bedroht. Prof. Sueß hebt dann auch hervor, daß die Länder der zweiten Gruppe, Staaten, welche nicht geklärte Währungsverhältnisse besitzen — und unter diesen Oesterreich-Ungarn —, sich heute nicht ohne Noth in den Kampf um's Gold hineinziehen lassen sollten. Die dritte Gruppe bilden die Silberländer; sie umfassen die Mehrzahl des Menschengeschlechts und ihr wirthschaftliches Aufblühen ist sehr bemerkenswerth. Ihnen gehört, nach der Auffassung des Verfassers, die Zukunft, denn „sofern das System der metallischen Münzen fortbesteht,... wird das Silber das Währungsmetall der Erde werden".

Man kann mit dem Verfasser in dieser Auffassung einig oder uneinig sein, — so viel ist gewiß, daß man seine Schrift nicht ohne Frucht lesen wird; denn man findet da nicht nur sehr interessante Thatsachen zusammengestellt, sondern auch eine Fülle von Gedanken und lehrreichen Betrachtungen. „Man sollte nicht die alten Argumente wieder vorführen", sagt der Verfasser, und er ist in dieser Beziehung mit seinem Beispiel vorangegangen.

W. Scharling.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Die Jungen von Holzgrün. Eine Erzählung. Leipzig, Friedrich Schneider.

Frankenstein. Die Deutsche Fabrikinspection ihre Thätigkeit im Jahre 1890 und ihre Reform. Von Dr. K. Frankenstein. München, G. Hirth's Verlag.

Homberger. Essays von Heinrich Homberger. Herausgegeben von L. Bamberger und O. Gildemeister. Berlin, W. Hertz.

Ingersoll. Die Irrthümer Mosis. Von R. G. Ingersoll. Leipzig, Schaumburg-Fleischers Verlag.

Kurt. Das Freiheitsdogma in seinen neusten Gestaltungen. Von N. Kurt. Leipzig, W. Friedrich.

Lang. Die deutsche Partei in Württemberg, Festschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Partei 1866—1891. Von W. Lang. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Loewenfeld. Leo N. Tolstoi sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung I. Von R. Loewenfeld. Berlin, Rich. Wilhelmi.

Osterrieth. Altes und Neues zur Lehre vom Urheberrecht. Von A. Osterrieth. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Radziwill. Die historische Stellung des Hauses Radziwill. Berlin, R. v. Decker's Verlag.

Remy. Das Gebet in Bibel und Talmud. Von Nahida Remy. Berlin, Emil Apolant.

Schaefer. Ein Wort zum Schutze geisteskranker Soldaten gerichtet an das preuß. Officier- und Sanit.-Offic.-Corps. Von Schaefer. Stuttgart, R. Lutz.

Schmid. Die Könige von Preußen sind Hohenzollern nicht Abenberger. Widerlegung der Schrift Chr. Meyers über die Ahnherren des deutschen Kaiserhauses. Von Ludw. Schmid. Berlin, J. A. Stargardt.

Schmölder. Die Bestrafung und polizeiliche Behandlung der gewerbmäßigen Unzucht. Von Amtsgerichtsrath Schmölder. Düsseldorf, L. Voß u. Cie.

Schultze. Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand. Von Th. Schultze. Leipzig, W. Friedrich.

Schultheß. Johannes Classen. Gedächtnißschrift der Gelehrtenschule des Johanneums. Von Schultheß. Hamburg, Lütcke u. Wulff.

Schwarcz. Montesquieu und die Verantwortlichkeit der Räthe des Monarchen in England, Aragonien, Ungarn, Siebenbürgen und Schweden (1189—1748). Von Jul. Schwarcz. Leipzig, W. Friedrich.
Soltau. Zur Genealogie der Grafen von Abenberg. Von Dr. Wilhelm Soltau. Nürnberg, Bieling-Dietz.
Straus. Unser Depositengelder-System und seine Gefahren. Von E. Straus. Frankfurt a./M., E. Jügels Verl.
Verdy du Vernois. Studien über den Krieg. Auf Grundlage des deutsch-französischen Krieges 1870—71. 1. Theil: Ereignisse in den Grenzbezirken. (Vom 15. Juli bis 2. August 1870.) Drittes Heft. Von Verdy du Vernois. Berlin, Mittler und Sohn.
Weisengrün. Das Problem. Grundzüge einer Analyse des Realen. Von P. Weisengrün. Leipzig, C. G. Naumann.
Zerbst. Nein und Ja! Antwort auf Dr. H. Türcks Broschüre Friedrich Nietzsche und seine philosophischen Irrwege. Von M. Zerbst. Leipzig, C. G. Naumann.
Zimmermann. Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik. Von Dr. Alfred Zimmermann. Oldenburg und Leipzig. Schulzesche Buchhandlung.

Biese. Grundzüge moderner Humanitätsbildung. Ideale und Normen. Von R. Biese. Leipzig, W. Friedrich.
v. Boguslawski. Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk. Von Boguslawski. Berlin, Siegfried Mittler u. Sohn.
Dr. Bormann. Gegen den Materialismus. Gemeinfaßliche Flugschriften. Nr. 5. Kunst und Nachahmung. Von Dr. Walter Bormann. Stuttgart, Carl Krabbe. Preis 75 Pf.
Busse. Gedichte. Von Carl Busse. Großenhain, Baumert u. Ronge.
Eisenhart. Deutschlands Zukunft. Politische und religiöse Betrachtung. Von Wolfgang Eisenhart. Halle, U. Kegel.
Harden. Apostate, neue Folge. Von Maximilian Harden. Berlin, Otto Stilke.
Jaeger. Die sociale Frage nach ihrer wirthschaftlichen und ethischen Seite, III. 1. Von A. Jaeger. Neuruppin, R. Petrenz.
Kerz. Die Schallablagerungstheorie II. Eine Erweiterung der Laplace'schen Nebularhypothese. Von Ferd. Kerz. Leipzig, Otto Spamer.
Koch. Beiträge zur Geschichte der politischen Ideen und der Regierungspraxis I. Absolutismus u. Parlamentarismus. Von G. Koch. Berlin, R. Gaertner's Verlag.
v. Löbell. Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. XVIII. Jahrgang: 1891. Von H. v. Löbell. Berlin, Mittler u. Sohn.
Luigi Settembrini. Erinnerungen aus meinem Leben. 2 Bände. Berlin, S. Cronbach.
Mollat. Lesebuch zur Geschichte der deutschen Staatswissenschaft von Kant bis Bluntschli. Von Mollat. Osterwieck, A. W. Zickfeldt.
— Lesebuch zur Geschichte der Staatswissenschaft des Auslandes. Von Mollat. Ebd.
Natahan. Der jüdische Blutmord. Von Nathan. Berlin, F. Fontane u. Co. 50 Pf.
Philipp. Im Strome der Zeit. Dramatische Dichtung. 2. Aufl. Von P. Philipp. Leipzig, Lit. Anstalt.
Settegast. Die deutsche Freimaurerei, ihre Ziele und Zukunft im Hinblick auf den freimaurerischen Nothstand in Preußen. Von Prof. Dr. H. Settegast. Preis 1 Mk. Berlin, Emil Goldschmidt.
Thoemes. Der Antheil der Jesuiten an der Preußischen Königskrone von 1701. Nach den Akten d. Geh. Staatsarchivs. Von N. Thoemes. Berlin, Verl. d. Märk. Volkszeitung.
Weerth. Der neue Dom zu Berlin. Ein Mahnwort in letzter Stunde. Von Ernst aus'm Weerth. Köln, Albert Ahn.
Dr. Wolf. Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung. Von Dr. Julius Wolf. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.
An der Schwelle des Zwanzigsten Jahrhunderts. Eine Familienchronik von Daniel Sybillinus. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Zoroaster

von

F. Marion Crawford.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Therese Höpfner.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Die Mittagsluft im Palastgarten war heiß und trocken, aber in dem zierlichen Marmortempel herrschte Kühle und leise plätscherte das sprudelnde Wasser. Rosenbüsche und Schlingpflanzen hielten das Sonnenlicht von den hohen Fenstern ab und gaben der achteckigen Halle ein sanftes grünliches Licht; in der Mitte spielte ein Springbrunnen, dessen kleiner Strahl in ein weites Becken fiel. Auf der leicht gekräuselten Wasserfläche schwankten einige Wasserlilien in beständiger Bewegung auf ihrem am Boden festsitzenden langen Stengel hin und her. Alles war still und kühl und ruhig und Nehuschta stand da und sah dem Springbrunnen zu.

Sie war allein und fühlte sich sehr unglücklich. Zoroaster hatte den Palast verlassen ohne ihr ein Wort zu sagen, und sie wußte nur durch unbestimmte Berichte ihrer Sclavinnen, daß er für viele Tage fortgezogen sei. Das Herz ward ihr schwer bei dem Gedanken an all das, was sich bis zu seiner Rückkehr ereignen könnte, und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Bist Du hier allein, liebe Fürstin?“ sagte eine weiche klare Stimme hinter ihr. Nehuschta fuhr auf, als hätte sie etwas gestochen, als sie Atossas Stimme erkannte. In ihrer Antwort war nichts von

Denken übertäubte, bis die schwere Last sich ihr wieder aufs Herz legte und ihre ganze Leidenschaft sich in strömenden Thränen Luft machte. Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Sie erhob sich, stützte sich auf eine Hand und starrte wie abwesend auf den kleinen goldnen Schuh, der von ihrem bloßen Fuß auf den Marmorboden geglitten war. Sie hob ihn mechanisch auf und hielt das Ding in der Hand, und betrachtete durch ihre Thränen ganz ernsthaft die zierliche Stickerei und die schwere Vergoldung, — wie man mitten in tiefstem Kummer wohl plötzlich etwas Thörichtes, Bedeutungsloses thut.

Wäre es möglich, daß die Königin sie getäuscht hätte? Wie sehr wünschte sie jetzt, sie hätte sich das Schreiben vorlesen lassen, wie Atossa es angeboten. Zuerst fiel ihr nicht ein, daß der Brief für sie bestimmt und falsch abgegeben worden sein könnte. Allein sie dachte die Königin thäte nur so, als ob sie ein Schreiben erhalten hätte, oder sie hätte vielleicht selbst einige Worte auf Pergament gekritzelt, in der Absicht es vor ihr als einen Brief von Zoroaster auszugeben. Sie verlangte danach, den Brief in Händen zu haben und mit eigenen Augen zu urtheilen. Es würde kaum möglich sein aus der Handschrift zu ersehen, ob er ihn geschrieben hätte oder nicht; aber Nehutschta war überzeugt, sie würde ein Wort erkennen, irgend einen Ausdruck, der sie überzeugte, daß er von ihm herrührte. Sie hätte aufstehen und der Königin auf der Stelle nachgehen mögen, sie herausfordern, den Brief zu zeigen und sie Lügen zu strafen. Doch das verbot ihr Stolz. Sie war so schwach gewesen! — sie hätte Atossa auch nicht einen Augenblick merken lassen sollen, daß sie beleidigt war, nicht einmal daß sie Zoroaster liebte. Sie hatte sich bemüht, ihre Gefühle zu verbergen, allein Atossa war zu weit gegangen, hatte sie über alles Maß des Erträglichen gequält und selbst wenn sie geahnt hätte, was kommen würde, — das wußte sie — so hätte sie diesen sanften, heuchlerischen Ton, diesen empörenden, tödtlichen, aufstachelnden Hohn des schönen grausamen Weibes nicht leicht ertragen können.

Dann trat ihr wieder die Möglichkeit von Zoroasters Treulosigkeit vor die Augen. Er hatte Atossa in alter Zeit gekannt und vielleicht geliebt, und nun war die alte Liebe in ihm wieder erwacht und hatte die neue vernichtet, — er hatte doch so feierlich geschworen im silbernen Mondlicht zu Ecbatana! Und doch — er hatte an jene andre Frau geschrieben und nicht an sie. Konnte es wahr sein? War es eine grausame Lüge von Atossa? In einem Sturm von Zweifel und rasender Leidenschaft quollen ihre Thränen von neuem hervor; und wieder barg

sie ihr Antlitz in die blaßgelben Kissen und ihr schöner Körper zitterte und bebte bei ihrem Schluchzen.

Plötzlich bemerkte sie, daß Jemand die kleine Halle betreten hatte und neben ihr stand. Zuerst wagte sie nicht aufzublicken; sie war fassungslos und elend vor Schmerz und Zorn; es war der feste starke Tritt eines Mannes. Die Schritte hörten auf, und der Eindringling — wer es auch sein mochte — stand still; sie faßte Muth und blickte rasch empor. Es war der König selbst. Allerdings hätte sie wissen können das kein andrer Mann es wagen durfte, in den für die Frauen des Palastes bestimmten Theil des Gartens einzudringen.

Darius stand ruhig da und schaute auf sie mit einem Ausdruck von Zweifel und Neugier, der auf seinem ernsten braunen Gesicht fast komisch aussah. Nehuschta erschrak und sprang auf mit der anmuthigen Behendigkeit eines erschreckten Rehes. Sie war von Natur träge, aber schnell wie der Blitz, wenn Furcht oder Aufregung sie ergriff.

„Fühlst Du Dich in meinem Palast so unglücklich?" fragte Darius sanft. „Warum weinst Du? Wer hat Dir etwas gethan?"

Nehuschta wandte sich ab und wischte die Thränen aus ihren Augen, während ihre Wangen glühten.

„Ich weine nicht — Niemand — hat mir — etwas gethan," antwortete sie mit einer Stimme, die mehr vor Verlegenheit als vor Schmerz bebte, denn über das Erstaunen, den König vor sich zu sehen, hatte sie beinahe ihren Kummer vergessen.

Darius lächelte, ja er lachte eigentlich, als er sich den dichten Bart mit seiner breiten braunen Hand streichelte.

„Fürstin," sagte er, „willst Du Dich niedersetzen? Ich will Dir eine Rede über die große Thorheit halten, jemals zu — er zögerte — jemals etwas zu sagen, was nicht ganz wahr ist."

In seiner Art zu sprechen war etwas so Einfaches und Ehrliches, daß Nehuschta beinahe durch ihre halbgetrockneten Thränen lächelte, als sie auf den Kissen zu des Königs Füßen saß. Er selbst setzte sich auf die breite Marmorbank, welche rings um das achtseitige kleine Gebäude lief, gab seinem Gesicht einen ernsthaften Ausdruck und begann seinen Vortrag.

„Ich setze voraus, wenn Jemand lügt, so erwartet er, daß man ihm glauben soll. Es muß dann also ein Ding oder ein Umstand vorhanden sein, wodurch seine Lüge glaubhaft gemacht werden kann. Nun, meine liebe Fürstin, im gegenwärtigen Falle, während ich Dir ins Gesicht sah und die Thränen auf Deinen wunderschönen Wangen zählte, sagtest Du mir ganz unverfroren, Du weintest nicht. Es war also auch nicht

der Schatten eines Dinges oder Umstandes vorhanden, welcher das Gesagte glaubhaft machen konnte. Was Du sagtest, war erwiesener Maßen nicht wahr. Ist es nicht also?"

Nehuschta mußte lächeln, als sie aufschaute und den freundlichen Blick in des Königs dunkeln Augen sah. Sie glaubte zu verstehen, daß er sie belustigen wollte, damit sie Zeit habe sich zu sammeln, und trotz der entschiedenen Absicht sie zu heirathen, welche er vor so kurzem kund gegeben, fühlte sie sich neben ihm sicher.

„Der König lebt ewig;" antwortete sie mit der am Hofe üblichen Form der Zustimmung.

„Das ist höchst wahrscheinlich," erwiderte Darius ernst. „So viele Leute sagen es, daß ich alle Menschen für Lügner halten müßte, wenn es nicht wahr wäre. Allein ich muß auf Deinen besonderen Fall zurückkommen. Es wäre für Dich leicht gewesen nicht zu sprechen, wie Du thatest. Ich muß also annehmen, Du wolltest einen bestimmten Zweck erreichen, als Du solch einen Umschweif machtest und mich angesichts solcher Beweise zu täuschen suchtest — indem Du nämlich sagtest, Du weintest nicht, während Dir die Thränen aus den sanften Augen rollten. — Die Leute gebrauchen Wahrheit und Lüge ziemlich aus demselben Grunde: wer die Wahrheit nicht achtet, wird also lügen, wenn er dadurch mehr zu gewinnen hofft. Wer lügt, erwartet etwas durch seine Lüge zu erreichen, und wer die Wahrheit spricht, hofft, sich dadurch ein Vertrauen zu erwerben, das er bei künftigen Gelegenheiten brauchen kann. Der Zweck ist derselbe. Sage mir also, Fürstin, was hofftest Du zu erreichen, indem Du mich zu täuschen suchtest?" *)

Darius lachte, als er seine Rede beschloß und sah Nehuschta an, neugierig was sie wohl sagen werde. Nehuschta lachte auch, ohne recht zu wissen warum. Des Königs lebhafte fröhliche Stimmung war ansteckend. Sie streckte den Fuß aus und schlüpfte in den kleinen Schuh, der noch immer neben ihr lag, ehe sie antwortete.

„Was ich sagte, war in einer Hinsicht wahr und in der andern nicht;" versetzte sie. „Ich hatte bitterlich geweint, aber ich hörte auf, als der König kam und zu mir trat. So sah der König nur die Thränen und nicht das Weinen. Was den Zweck betrifft" — sie lachte dabei ein wenig — „so war es vielleicht Zeit zu gewinnen, um meine Augen zu trocknen."

Darius schlug einen anderen Ton an. „Ich weiß," sagte er ernst; „und ich weiß auch, worüber Du weinst; es ist meine Schuld. Willst

*) Herodot III. Buch 72. Kapitel.

Du mir vergeben, Fürstin? Ich bin ein hastiger Mann, nicht gewohnt mich zwei Mal zu besinnen, wenn ich meine Befehle ertheile."

Nehuschta sah ihn plötzlich fragend an.

„Ich habe ihn sehr rasch fortgeschickt," fuhr der König fort. „Wenn ich daran gedacht hätte, so hätte ich ihm gesagt, er sollte herkommen und von Dir Abschied nehmen. Er wäre nicht aus eigenem Willen fortgezogen ohne Dich vorher zu sehen. Es war meine Schuld. Er wird in zwölf Tagen wieder kommen."

Nehuschta schwieg und biß sich auf die Lippen, als der bittere Gedanke in ihrem Herzen aufstieg, daß nicht allein Zoroasters plötzliche Abreise sie so bekümmert habe. Dann kam ihr der Argwohn, der König habe ihren Geliebten absichtlich fortgeschickt, damit er selbst versuchen könne, ihr Herz zu gewinnen.

„Warum sandtest Du ihn — und nicht einen andern?" fragte sie ohne aufzuschauen und alle Förmlichkeit der Anrede vergessend.

„Weil er vor allen andern der Mann ist, dem ich trauen kann, und ich brauchte einen zuverlässigen Boten," antwortete Darius einfach.

Nehuschta schaute dem König ins Angesicht, nach irgend einem Anzeichen spähend, aber er hatte in vollem Ernst gesprochen.

„Ich dachte" — fing sie an und hielt dann hocherröthend inne.

„Du dachtest," versetzte Darius, „ich hätte ihn fortgeschickt auf Nimmerwiederkehr, weil ich Dich zum Weibe begehre. Es war natürlich, aber ungerecht. Ich schickte ihn fort, weil ich mußte. Wenn Du es wünschest, werde ich Dich jetzt verlassen und Dir versprechen, daß ich Dein Angesicht nicht schauen will, bis Zoroaster zurückkommt."

Nehuschta schlug die Augen nieder und erröthete wieder. Sie konnte kaum ihren Ohren trauen.

„Allerdings" stammelte sie, „es wäre vielleicht am besten — ich meine" — sie konnte ihren Satz nicht beenden. Darius stand ruhig von seinem Sitze auf:

„Lebewohl, Fürstin; es geschehe, wie Du wünschest," sagte er ernst und schritt zur Thür. Sein Gesicht war blaß, seine Lippen fest zusammengepreßt.

Nehuschta zauderte, — denn in einem Augenblick begriff sie die volle Seelengröße des jungen Königs; — dieser Mann, bei dessen Wort das ganze Land zitterte, der seine Feinde unter den Füßen zermalmte wie Eierschalen, der das Weib, welches er liebte, ganz in seiner Gewalt hatte, wollte ihr doch auch nicht einen Augenblick seine Gegenwart wider ihren Willen aufdrängen!

Sie sprang auf und lief ihm nach, ließ sich auf ein Knie nieder

und ergriff seine Hand. Er sah sie nicht an, aber seine Hand zitterte heftig in der ihren, und er machte eine Bewegung, als wolle er sie aufheben.

„Nein!“ rief sie. „Mein Herr zürne seiner Magd nicht! Der König gewähre meine Bitte, denn er ist der König der Menschen und der König der Könige!“ In ihrer Aufregung sprach sie wieder als demüthige Unterthanin zu ihrem Gebieter.

„Sprich, Fürstin,“ entgegnete Darius. „Wenn es möglich ist, will ich Deine Bitte gewähren.“

„Ich möchte“ — sie hielt inne und wieder ergoß sich das edle Blut in ihre dunkeln Wangen. „Ich möchte — ich weiß nicht, was — nur Dir danken für Deine Güte und Freundlichkeit — ich war traurig, und Du hast mich getröstet. Ich wollte nicht sagen, daß es am besten wäre, wenn ich des Königs Antlitz nicht sähe.“

Sie sprach die letzten Worte gesenkten Hauptes und so leise, daß Darius sie kaum vernehmen konnte. Aber sein williges Ohr deutete richtig, was sie sagte und er verstand sie.

„Soll ich morgen um dieselbe Stunde zu Dir kommen, Fürstin?“ fragte er, beinahe demüthig.

„Nein, der König weiß, daß der Garten immer voll ist von den Frauen des Hofes,“ sagte Nehuschta zaudernd; denn sie dachte, es würde ganz etwas Anderes sein, wenn all die Frauen aus dem Palaste sie von fern im Gespräch mit dem Könige beobachteten.

„Fürchte nichts,“ versetzte Darius. „Der Garten soll Dein sein. Es giebt noch andre Rosenlauben in Susa, wohin die Frauen gehen können. So lange es Dir beliebt, soll hier keine außer Dir Zutritt haben. Lebewohl! ich werde morgen Mittag zu Dir kommen.“

Er wendete sich um und sah ihr ins Auge, da erfaßte sie seine Hand und legte sie schweigend auf ihre Stirn als Zeichen des Dankes. Einen Augenblick darauf war er fort, und sie hörte seinen raschen Schritt draußen auf den Marmorstufen und dem Pfade zwischen den Rosenbüschen. Als sie wußte, daß er verschwunden war, trat sie hinaus und stand da in der Gluth der Mittagssonne. Sie fuhr sich wie geblendet mit der Hand über die Stirn. Es schien ihr, als wäre eine Veränderung mit ihr vorgegangen, und sie konnte es nicht begreifen.

In der frohen Gewißheit, allein zu sein, lief sie schnell den einen Pfad hinab und durch einen andern zurück. Dann stand sie still und bog einen großen Zweig blühender Rosen hernieder und vergrub ihr schönes Gesicht in die zarten Blätter und zog ihren Duft ein und lachte.

„O ich bin so froh!“ rief sie laut. Plötzlich aber ward ihr Gesicht

ernst, als sie sich ihre Empfindungen klar machen wollte. Zoroaster war nur auf zwölf Tage fortgezogen, und unterdessen hatte sie sich ihre Freiheit gesichert, die Freiheit, den ganzen Tag in diesen wunderschönen Gärten herumzuwandern und nach Herzenslust an ihn zu denken. Und der Brief? Der war natürlich eine Fälschung. Die böse Königen liebte Zoroaster und wünschte, Nehuschta solle ihn aufgeben! Vielleicht könnte sie am nächsten Tage dem König etwas darüber sagen. Er würde in solchen königlichen Zorn gerathen! Er würde die Lüge so verabscheuen! Und dann schien es ihr wieder besser, Darius nichts von ihrer Besorgniß zu sagen. Er war ihr so mild und freundlich begegnet, als ob er ihr Bruder wäre, und nicht der Große König, der Leben und Tod in seiner Rechten und in seiner Linken hielt, dessen Schatten der Welt ein Schrecken war, und bei dessen kurzem befehlenden Wort ein Volk in Waffen sich siegesgewiß erhob. War dies der furchtbare Darius? Der Mann, welcher den Betrüger mit seinem eigenen Schwert erschlagen? Der das aufrührerische Babylon in wenig Tagen besiegt und viertausend Gefangene fortgeführt hatte? Er war sanft wie ein Mädchen, dieser wilde Krieger, — aber als sie sich sein Antlitz vorstellte, erinnerte sie sich des strengen Ausdruckes, den es annahm, wenn er ernst war; sie versank in Gedanken und wandelte langsam einher, indem sie mit ihren weißen Zähnchen ein Rosenblatt zerbiß. Sie dachte an mancherlei, vor allem aber wie sie sich an Atossa für die am heutigen Morgen erduldete Qual rächen könnte.

Atossa dagegen genoß in demselben Augenblick ihren heutigen Triumph und dachte sich aus, wie sie Nehuschta mit gleicher Grausamkeit weiter quälen könnte, während sie sich dabei aufs beste ergötzen und unterhalten wollte, bis Zoroaster zurückkehrte. Sie erfuhr alsbald von einer ihrer Mägde, daß der König bei Nehuschta im Gartenhause gewesen wäre, und es fiel ihr sogleich ein, daß es für sie ein leichtes sein würde dazu zu kommen, falls der König am folgenden Tage wieder hinginge und durch verblümte Worte und Anspielungen auf Zoroaster ihrer Nebenbuhlerin die gräßlichsten Qualen zu bereiten, welche sie genöthigt sein würde vor dem König zu verbergen.

Zugleich aber gab ihr die Kunde Grund zu ernsten Gedanken. Es hatte nicht in ihrer Absicht gelegen, daß Nehuschta stundenlang mit Darius allein bleiben sollte. Sie wußte zwar, daß die Fürstin Zoroaster liebte, allein sie konnte sich nicht denken, daß irgend ein Weib gegen die Tröstungen des Großen Königs unempfindlich bleiben könnte. Wenn die Dinge eine solche Wendung nähmen, wollte sie es ruhig zulassen, daß der König Nehuschta zum Weibe nähme, während sie fest

überzeugt war, daß es in ihrer Macht stünde, sie zu stürzen, wenn die Ebräerin eben das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht haben würde.

Zufällig beliebte es dem König an diesem Tage seine Abendmahlzeit nur in Gesellschaft von Atossa einzunehmen, wie er es manchmal that, wenn er des Hofgepränges überdrüssig war. Als sie nun um Sonnenuntergang auf einer kleinen abgelegenen Terasse des oberen Stockwerkes beisammen waren, fand Atossa eine treffliche Gelegenheit, über Nehuschta und ihr Thun und Treiben zu sprechen.

Darius lag auf einem Polster an der einen Seite des niedrigen Tisches und Atossa ihm gegenüber. Die Luft war schwül und trocken, und auf beiden Seiten schwangen zwei schwarze Fächermädchen ihre Fächer mit aller Macht. Der König ruhte unbedeckten Hauptes auf seinem Polster, seine schwarzen krausen Locken zurückgeworfen, und umspannte mit seiner starken Hand einen einfachen goldnen Becher, der neben ihm auf dem Tische stand. Er hatte seinen Brustpanzer abgelegt und ein weiß und purpurnes Oberkleid fiel lose über sein Untergewand; aber sein scharfes Schwert von indischem Stahl lag in seinem Bereich am Boden.

Atossa hatte sich auf den Ellbogen gestützt und ihre klaren blauen Augen hefteten sich nachdenklich auf das Antlitz des Königs, als erwarte sie, daß er etwas sagen solle. Gegen ihre Gewohnheit trug sie ein griechisches Gewand mit kurzen Aermeln auf den Schultern mit goldenen Spangen aufgenommen; ihr blondes Haar war hinten in einen schweren Knoten geschlungen. Ihre blendend weißen Arme und ihr Hals waren bloß; als einzigen Schmuck trug sie über dem rechten Ellbogen eine dicke gewundene Schlange von Gold.

„Der König ist heute Abend nicht durstig,“ sagte sie endlich, da sie sah, daß er den vollen Becher in der Hand hielt, aber nicht erhob.

„Ich bin nicht immer durstig,“ sagte der König verdrießlich. „Möchtest Du mich immer betrunken sehen wie einen babylonischen Hund?“

„Nein, aber auch nicht immer nüchtern wie ein persischer Hauptmann.“

„Was für ein persischer Hauptmann?“ fragte der König, sie plötzlich ansehend und die Stirn runzelnd.

„Nun wie der, den Du seiner Nüchternheit wegen heute nach Ninive geschickt hast,“ antwortete Atossa.

„Ich habe heute Niemanden nach Ninive geschickt?“

„Nun dann nach Ecbatana, um zu erforschen, ob ich Dir über meinen armen Knecht Phraortes die Wahrheit gesagt habe, oder Fra-

vartisch wie Du in nennst," sagte die Königin mit einem trotzigen Blick in ihren blauen Augen.

„Ich versichere Dich," sagte der König lachend, „nur wegen Deiner wunderbaren Schönheit habe ich Dich noch nicht erdrosseln lassen. Sobald Du häßlich wirst, mußt Du sicherlich sterben. Es ist so wie so schon recht unvorsichtig von mir!"

Die Königin lachte auch, leise und silberhell.

„Ich bin Dir sehr verbunden für mein Leben," sagte sie. „Ich weiß, daß ich sehr schön bin, aber ich bin nicht mehr die schönste Frau der Welt." Sie sprach ohne eine Spur von Aerger in Ton und Miene, als wäre es ein bloßer Scherz.

„Nein," sagte Darius nachdenklich. „Ich dachte früher, daß Du es wärest. Es liegt in der Natur des Menschen, seine Ansichten zu ändern. Du bist dennoch sehr schön — ich bewundere Dein griechisches Gewand."

„Soll ich meine Magd mit einem solchen zu Nehuschta schicken?" fragte Atossa lächelnd die feinen Brauen emporziehend.

„Du brauchst sie nicht erst zu verschönern, auf daß sie Gnade finde vor meinen Augen," versetzte Darius lachend. „Aber der Scherz ist gut. Du möchtest ihr lieber eine indische Schlange als einen Schmuck schicken."

„Ja," erwiderte die Königin, welche den eigenthümlichen Charakter des Königs besser verstand als sonst irgend Jemand.

„Du kannst billigerweise nicht von mir erwarten, daß ich ein Weib nicht hassen soll, welches Du schöner findest als mich! Das wäre unnatürlich. Es ist schade, daß sie den nüchternen persischen Hauptmann dem Großen König vorzieht!"

„Ja, es ist schade — aber gut für Dich."

„Ich meine, es wird Dich sehr ärgern, wenn Du sie erst zum Weibe genommen hast," sagte Atossa ruhig.

Darius erhob den Becher, den er noch in der Hand hielt und trank ihn auf einen Zug aus. Als er ihn wieder hinsetzte stand Atossa schnell auf und füllte ihn wieder mit eigner Hand aus einer goldnen Kanne. Der Wein war von Schiras, süß, dunkel und stark. Der König erfaßte ihre kleine weiße Hand, als sie so neben ihm stand und sah sie an.

„Es ist eine schöne Hand," sagte er. „Nehuschta's Finger sind etwas kürzer als Deine — ein wenig spitzer — ein wenig minder begehrlich. Soll ich Nehuschta zum Weibe nehmen, ja oder nein?" Er sah sie bei dieser Frage an und lachte.

„Nein," erwiderte Atossa ebenfalls lachend.

„Soll ich sie Zoroaster zum Weibe geben?"

„Nein," antwortete sie wieder, doch ihr Lachen klang minder natürlich.

„Was soll ich denn mit ihr machen?" fragte der König.

„Sie erwürgen!" versetzte Atossa ohne Besinnen und drückte ihm heftig die Hand, welche die ihre hielt.

„Plötzliche Todesfälle würden in Persien häufig vorkommen, wenn Du König wärest," sagte Darius.

„Mir scheint, es werden auch so genug Menschen umgebracht," versetzte die Königin. „Es sind vielleicht einer — oder zwei —"

Des Königs Antlitz wurde plötzlich ernst und er ließ ihre Hand fallen.

„Höre!" sagte er. „Ich liebe Scherz. Doch scherze nicht allzuviel mit mir! Thue Nehuschta kein Leides, sonst mache ich Deinen Scherzen durch sichere Mittel für immer ein Ende. Dein weißer Hals würde, von einer Bogensehne umschlungen, übel aussehen!"

Die Königin biß sich auf die Lippen. Der König sprach selten im Ernst zu ihr, und sie fürchtete sich.

Als sie am folgenden Tage nach dem Garten ging, bewachten zwei große Speerträger den Eingang, und als sie hineingehen wollte, kreuzten sie ihre Spieße vor dem Marmorthor und versperrten ihr schweigend den Weg.

Zehntes Kapitel.

Atossa trat erstaunt zurück und starrte die beiden Wächter einen Augenblick an; sie sah von einem zum andern und versuchte in ihren unbeweglichen Gesichtern zu lesen. Dann legte sie die Hand auf ihre Speere und wollte sie fortschieben, allein sie konnte es nicht.

„Weß Hunde seid ihr?" rief sie zornig. „Kennt ihr nicht die Königin? Macht Platz!"

Aber die beiden starken Krieger gaben ihr weder Antwort, noch nahmen sie ihre Speere vom Thorweg fort.

„Hündische Sklaven!" sagte sie zähneknirschend. „Ich werde euch beide vor Sonnenuntergang kreuzigen lassen!" Sie wendete sich ab und ging fort; aber es war ihr lieb, daß in der engen Vorhalle des Gartens Niemand war, der ihre Niederlage mit angesehen hatte. Zum ersten Male in ihrem Leben hatte ein Untergebener ihr getrotzt; sie konnte das nicht leicht verwinden. Als sie aber eine Stunde später er-

fuhr, daß die Wachen auf Befehl des Großen Königs so handelten, neigte sie schweigend das Haupt und ging in ihre Gemächer, um zu überlegen, was dabei zu thun wäre.

Sie konnte gar nichts thun. Des Königs Wort war unwiderruflich. Er hatte ausdrücklich befohlen, daß außer Nehuschta Niemand, selbst nicht Atossa, den Garten betreten sollte, er selbst hatte die Wachen Abends zuvor am Thore aufgestellt und ihnen diesen Befehl ertheilt.

Elf Tage lang blieb das Thor versperrt; allein Atossa versuchte nicht mehr hindurchzugehen. Darius würde ein solches Beginnen streng bestraft haben, und sie wußte, wie schwierig ihre Lage war. Sie ergab sich darin und beschäftigte sich mit andern Plänen. Täglich eine Stunde vor Mittag schritt Nehuschta stolz durch das Thor und verschwand hinter den Rosen- und Myrthengebüschen des Gartens, und täglich wenn die Sonne im Mittag stand, ging der König zwischen den Speerträgern hindurch und verschwand auf gleiche Weise.

Darius war gegen die Königin plötzlich so streng und kalt geworden, daß sie nicht einmal wagte, die Bewachung des Gartens gegen ihn zu erwähnen, weil sie einen Ausbruch seines Zornes fürchtete, der sicherlich ihrer Stellung am Hofe und vielleicht ihrem Leben ein Ende gemacht hätte.

Nehuschta hatte viel Grund zum Nachdenken und reichlich Zeit zum Träumen. Waren auch ihre Tage nicht froh, so waren sie durch die ihr gewährte völlige Freiheit wenigstens erträglich gemacht. Der König hätte ihr Sklavinnen und Schmuck und reiche Geschenke ohne Ende gegeben, wäre sie gewillt gewesen, sie anzunehmen. Allein sie sagte, sie hätte alles, was sie brauchte, — und das sagte sie nicht ohne Stolz; aber die Besuche des Königs wurden für sie der Mittelpunkt des Tages und jeden Tag wurden sie länger, so daß endlich fast der Abend herannahte, ehe Darius zum Thore hinausging.

Sie erwartete ihn immer in dem achteckigen Sommerhause, und als sie mehr und mehr mit einander bekannt wurden, wollte der König ihr nicht einmal erlauben bei seinem Kommen aufzustehen, noch sich der förmlichen Redeweise des Hofes zu bedienen, welche ihm so zuwider war. Er setzte sich einfach neben sie und sprach mit ihr und hörte ihren Antworten zu, als wäre er einer seiner Unterthanen, durch die Sorgen und den Prunk der königlichen Würde nicht mehr beschwert als irgend ein beliebiger Krieger des Reiches.

Eine Woche war vergangen, seit Zoroaster nach Ecbatana fortgeritten war, und Darius saß wie gewöhnlich auf der Marmorbank neben Nehuschta, die auf den Polstern ruhte und jetzt unbefangen über allerlei

Dinge redete, auf welche das Gespräch sich wendete. Darius kam ihr schweigsamer vor als gewöhnlich, und sein dunkles Antlitz war blaß. Er schien ermüdet wie nach schwerem Kampfe und allmählich hörte auch Nehuschta auf zu sprechen und wartete ab, ob nicht der König etwas sagen würde.

Während dieses Schweigens hörte man nur das Plätschern des Springbrunnens und das leise Rauschen der kleinen Wellen, die an den Rand des Marmorbeckens anschlugen.

„Weißt Du, Nehuschta," sagte er endlich in müdem Ton, „daß ich eine der schlimmsten Handlungen meines Lebens begehe?"

Nehuschta fuhr auf, und ihr Antlitz verdüsterte sich.

„Sage lieber, die gütigste, welche Du je gethan," murmelte sie.

„Wenn nicht schlecht, so ist es thöricht," sagte Darius und stützte das Kinn in die Hand, indem er sich vorbeugte. „Ich möchte lieber, es wäre thöricht als schlecht — aber ich fürchte, es ist beides."

Nehuschta konnte nicht recht errathen, was er sagen wollte. Sie wußte, sie hätte dem Gespräche eine andere Wendung geben, hätte lachen oder ihn scherzend unterbrechen können, aber sie that es nicht. Es ergriff sie eine unerklärliche Sehnsucht, von ihm zu hören, daß er sie liebe. Was konnte das schaden? Er war so gut und edel, daß er ihr nie mehr als ein Freund sein konnte. Er war der König der Welt — wäre er nicht gut und redlich, so hätte es keines Werbens bedurft, um ganz und gar nach seinem Willen zu verfahren. Ein Wort seines Mundes und der Name Zoroaster war nur noch die Erinnerung an einen Verstorbenen; und noch ein Wort und Nehuschta war das Weib des Königs! Wozu bedurfte er der Heimlichkeiten und Umwege? Er war der Herr der Welt, sein Schatten bedeutete Leben und Tod, sein leisester Wunsch war ein Gesetz, dem hunderttausend Krieger Nachdruck gaben! Also stand nichts zwischen ihm und seinen Wünschen, — nichts als das ihm angeborne Gefühl für Gerechtigkeit und Wahrheit, an welche er so fest glaubte. Nehuschta fühlte, sie könnte ihm vertrauen, und doch sehnte sie sich, — wie sie meinte aus bloßer Neugier — Worte der Liebe von ihm zu hören. Nur einen Augenblick — die Worte würden bald gesprochen sein und auf ihren Wunsch sicherlich nie wiederholt werden. Es schien ihr so süß, sie wußte selbst nicht warum, diesen allgewaltigen Mann nach ihrem Belieben zu lenken; zu fühlen, daß sie ihn zum Reden oder zum Schweigen bringen könnte — ihn, dem alle gehorchten, den sie fürchteten wie den Tod.

Sie blickte ruhig auf und antwortete:

„Wie kann es schlecht oder thöricht von Dir sein, andere so zu beglücken?“

„Es scheint, als könnte es keines von beiden sein — und doch sagt mir meine Vernunft, es ist beides,“ versetzte der König im Tone der Ueberzeugung. „Hier sitze ich Tag für Tag neben Dir, und täusche mich mit dem Gedanken, daß ich Dir nur die Zeit vertreibe bis —“

„Das ist keine Täuschung,“ unterbrach ihn Nehuschta sanft. Sie wollte nicht, daß er Zoroaster's Namen ausspräche. „Ich kann Dir nie genug sagen, wie dankbar ich Dir bin —“

„Ich bin Dir dankbar!“ fiel jetzt der König ein. „Ich bin dankbar dafür, daß ich täglich bei Dir sein kann, daß Du mit mir sprichst und Dich zu freuen scheinst, wenn ich komme.“ — Er hielt inne.

„Was ist darin schlecht oder thöricht?“ fragte Nehuschta lächend zu ihm aufblickend.

„Mehr als ich mir eingestehen mag,“ antwortete der König. „Du sagst, Dir vergeht die Zeit angenehm. Glaubst Du, es sei mir minder angenehm?“ Seine Stimme hatte einen tiefen sanften Klang als er fortfuhr: „Hier sitze ich Tag für Tag, und Tag für Tag liebe ich Dich mehr. Ich liebe Dich, — was hilft es, das zu verhehlen, selbst wenn ich es verhehlen könnte? Du weißt es. Vielleicht bedauerst Du mich, denn Du liebst mich nicht. Du bedauerst mich, der die Erde unter seinen Füßen hält, wahrlich, wie ein ägyptischer Gaukler die Kugel, auf der er steht und die er fortrollt, wohin er will.“ Er brach plötzlich ab.

„Wahrlich, ich wünschte, Du liebtest mich nicht!“ sagte Nehuschta sehr ernst. Sie schlug die Augen nieder. Ihre Freude, den König so sprechen zu hören, war unvergleichlich groß, sie fürchtete ihre Augen könnten sie verrathen. Aber sie liebte ihn nicht. Sie war begierig zu hören, was er wohl noch sagen würde.

„Du könntest eben so gut wünschen, daß das trockne Weideland nicht in der Sonne verdorren möge, wenn kein Regen darauf fällt,“ versetzte er mit großer Bitterkeit.

„Es ist mir wenigstens eine Befriedigung, daß meine Liebe Dich nicht verletzt, — daß Du Willens bist, mich zum Freunde zu haben“ —

„Willens! Deine Freundschaft ist mir beinahe das Süßeste, was ich kenne“, rief die Fürstin. Des Königs Augen blitzten unheimlich.

„Beinahe! Ja, wahrlich — meine Freundschaft und die Liebe eines andern sind Dir am süßesten! Was wäre Dir meine Freundschaft ohne seine Liebe? Beim Auramazda und den sechs Amschapands*)

*) In der persischen Religion neben Ormuzd (Auramazda) die obersten Geister des Lichtreiches.

des Himmels, ich wollte, es hieße: meine Liebe und seine Freundschaft! Ich wollte, Zoroaster wäre der König und ich — Zoroaster, des Königs Knecht! Ich wollte ganz Persien und Medien, Babylon und Aegypten und die äußersten Grenzen meines Königreichs darum geben, Deine süße Stimme sagen zu hören: Darius ich liebe dich! Ich würde meine rechte Hand, ich würde das Herz aus meiner Brust und die Seele aus meinem Leibe — mein Leben und meine Stärke, meinen Ruhm und mein Königreich dafür hingeben, Dich sagen zu hören: „Komm, mein Geliebter, und nimm mich in Deine Arme." Ach, Kind, Du weißt nicht, was meine Liebe ist! wie viel höher denn der Himmel und weiter denn die Erde — und tiefer als die Tiefen des Meeres, — und nimmer wird diese Liebe aufhören, ewig wird sie Dein bleiben."

Des Königs Stimme war stark und die Kraft seiner Worte lieh ihnen Flügel, daß sie unwiderstehlich einherflogen mit einer Botschaft, die Antwort erheischte. In ihrem Innern that es Nehuschta leid, daß sie ihn zum Sprechen gebracht hatte, und doch hätte sie um die Welt nicht die Worte hingeben mögen, die er zu ihr gesprochen. Sie bedeckte ihre Augen mit einer Hand und schwieg, — denn sie konnte nichts sagen. Ein neues Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt und schien ihr die Lippen zu verschließen.

„Du schweigst", fuhr der König fort. „Du hast recht. Was solltest Du mir erwidern? Meine Stimme klingt wie das Toben eines Rasenden, der von einer Kette gefesselt ist, welche er nicht zerbrechen kann. Und wäre ich stark wie die Berge, so könnte ich Dich nicht rühren. Das weiß ich. Alles habe ich, nur dieses Eine nicht — Deine Liebe, die Du einem Andern geschenkt hast. Ich wollte, sie wäre mein! Ich hätte die Kraft mehr als menschliche Thaten zu vollbringen, wäre Deine Liebe mein! Was ist der, den Du liebst? Ein Hauptmann? Ein Krieger? Wahrlich ich sage Dir, weil Du ihn so geehrt, weil Du ihn auf den Thron Deines Herzens erhoben hast, will ich ihn auch ehren, und ihn über alle andern erheben, und alle Völker sollen sich vor ihm beugen. Ich will ein Gesetz geben, daß er verehrt werden soll wie ein Gott, — dieser Mann, den Deine Liebe zum Gott gemacht hat. Ich will Euch beiden einen großen Tempel bauen, und will mit allem Volk hinaufziehen und vor Euch niederfallen und Euch anbeten, und Dich lieben mit jeder Faser meines Leibes und mit aller Hoffnung und Freude und Trübsal meiner Seele. Er möge bitten, Dein Geliebter, und was er auch bitte, das will ich ihm geben und Dir. Es soll auf der ganzen Welt nichts sein, das Du wünschest, —

ich will es Dir geben. Bin ich nicht der König der ganzen Welt — der Herr aller lebenden Wesen außer Dir?"

Darius athmete schwer durch die zusammengebissenen Zähne: dann sprang er plötzlich auf und ging auf dem Marmorboden zwischen Rehuschta und dem Springbrunnen auf und ab. Sie schwieg noch immer; eine Furcht war über sie gekommen bei seinen Worten, die er alle wahr machen konnte, wenn er wollte. Alsbald trat er vor sie hin.

„Sagte ich nicht, daß ich raste wie ein Wahnsinniger — daß ich redete wie ein Thor ohne Verstand? Was kann ich Dir geben, das Du brauchtest? Oder was kann ich ersinnen, deß Du bedürftest? Hast Du nicht alles, was die Welt einem Sterblichen gewähren kann? Liebst Du nicht und wirst wieder geliebt? Hast Du nicht alles — alles — alles? O wehe mir! daß ich Herr bin über die Völker und habe nicht einen Tropfen aus den Wassern des Friedens, um den Durst meiner lechzenden Seele zu löschen! Wehe mir, daß ich die Welt beherrsche und die ganze Erde unter meine Füße trete, und nicht das Eine haben kann, das höchste Gut, das die Erde hegt! Wehe mir, Rehuschta, daß Du mir so grausam meinen Frieden geraubt hast, und ich finde ihn nicht wieder, — ich werde ihn nie mehr wieder finden."

Der starke Mann stand da, rang die Hände; sein Gesicht war todtenbleich, in seinen schwarzen Augen glühte ein unheimliches Feuer. Rehuschta wagte nicht den Sturm anzuschauen, den sie heraufbeschworen; allein sie preßte zitternd die Hände auf die Brust und sah zu Boden.

„Nein, Du hast recht", rief er bitter. „Antworte mir nicht, denn Du kannst mir keine Antwort geben! Ist es Deine Schuld, daß ich wahnwitzig bin? Oder ist es Dein Werk, daß ich Dich so liebe? Hat einer von uns hierbei gesündigt? Ich sah Dich — sah Dich einen kurzen Augenblick an der Thür Deines Zeltes stehen — und als ich Dich sah, liebte ich Dich, und liebe Dich noch, und werde Dich lieben, bis die Himmel zusammengerollt werden wie ein Gewand und die Schriftrolle des Todes voll ist. Du kannst nichts sagen, nichts thun. Es ist nicht Deine Schuld, es ist nicht Deine Sünde; aber durch Dich ist es um mich geschehen, zerbrochen bin ich wie der Baum im Sturm auf den Bergen, versehrt und verdorret wie das Thier in der Wüste, das aus Mangel an Wasser verschmachtet, — zerrissen wie der Strick am Brunnen zerreißt. Durch Dich und für Dich und um Dich bin ich zu Grunde gerichtet und verloren — verloren — verloren auf ewig in der Hölle meiner elenden Größe, in der unermeßlichen Todesqual meiner Verzweiflung."

In wildem Zucken fiel Darius Nehuschta zu Füßen, flach auf den Marmorboden, und vergrub sein Antlitz in die Falten ihres Mantels, zusammengebrochen und ganz überwältigt von dem Sturm seiner Leidenschaft.

Nehuschta war nicht herzlos. Gewiß hätte sie Jeden in solcher Seelenqual, in solchem Schmerz bemitleidet, selbst wenn die Ursache ihr minder nahe gegangen wäre. Aber inmitten all ihrer Aufregung, trotz Mitleid, Furcht und Selbstvorwürfen, hatte sie doch das Gefühl, daß nie ein Mann so gesprochen wie dieser, daß nie zuvor ein Liebender so ein Uebermaß von Liebe ausgeströmt hätte, und in der dunklen Ahnung von etwas Größerem als sie je gekannt, wurde Furcht und Mitleid in ihr immer stärker und rangen mit einander.

Zuerst konnte sie nicht sprechen, aber sie streckte ihre zarte Hand aus und legte sie zärtlich auf des Königs volles schwarzes Haar, so sanft wie eine Mutter ihr aufgeregtes Kind beruhigt; und er duldete, daß die Hand da läge. Dann hob sie sein Haupt empor und legte es auf ihren Schoos und streichelte seine Stirn mit ihren weichen Fingern und sprach zu ihm:

„Du betrübst mich sehr“, flüsterte sie. „Ich wünschte, daß Du geliebt würdest, wie Du es verdienst, — daß eine Würdigere als ich Dir alles gäbe, was ich nicht geben kann.“

Er öffnete seine dunklen Augen, die jetzt matt und trübe waren und schaute sie an.

„Es giebt keine Würdigere als Dich“, antwortete er leise mit gebrochener Stimme.

„Still!“ sagte sie sanft. „Es giebt noch viele. Willst Du mir vergeben und mich vergessen? Willst Du diese Stunde aus Deinem Gedächtnisse tilgen und in die Welt hinaustreten, um die edlen und großen Thaten zu vollbringen, wozu Du gesandt bist? Es giebt keinen, der größer und edler und hochherziger ist als Du.“

Darius erhob sein Haupt von ihren Knien und sprang auf.

„Ich will alles thun — nur nicht vergessen!“ sagte er. „Ich will die großen und edlen Thaten für Dich thun! Gewähre mir nur ein Kleines!“

„Verlange alles und jedes“, antwortete Nehuschta mit zitternder Stimme.

„Nehuschta, Du weißt, wie ich Dich liebe — nein, ich will nicht wieder rasen, fürchte nichts! Sage mir dies Eine, — sage mir, wenn Du nicht Zoroaster liebtest, würdest Du mich geliebt haben!“

Nehuschta erröthete tief und wurde dann ganz bleich. Sie stand auf und ergriff des Königs ausgestreckte Hände.

„Wahrlich, wahrlich, Du bist der höchsten Liebe werth — Darius, ich hätte Dich innig lieben können.“ Ihre Stimme klang sehr leise und Thränen standen in ihren Augen.

„Die Gnade des Allweisen Gottes sei mit Dir!“ rief der König, und es war als schiene plötzlich auf seinem Angesicht ein heller Glanz. Dann küßte er inbrünstig ihre beiden Hände und mit einem tiefen Blick in ihre traurigen Augen wandte er sich und ging.

Niemand sah den König an jenem Tage; es wußte auch Niemand, wo er war, außer den beiden Speerträgern, die vor seinem Gemache Wache standen. Darinnen lag er auf seinem Lager, starr und trocknen Auges, und stierte das bemalte Schnitzwerk der Decke an.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der neuesten Theologie.

Von

Alfred Heubaum.

Otto Pfleiderer: Die Entwicklung der protestantischen Theologie in Deutschland seit Kant und in Großbritannien seit 1825. (Freiburg i. B. 1891. Verlag von J. C. B. Mohr. VI. 496 S.)

Die Entwicklung der modernen Theologie ist an einem Ruhepunkt angelangt; nicht daß die Forschung still stände und in thatenloser Selbstgefälligkeit am Ziele zu sein glaubte. Im Gegentheil pulsirt ein frisches Leben, welches, am kräftigen Mark einer neuen Zeit genährt, ihre besten Säfte in sich aufnimmt. Aber im Wesentlichen ist es die Verarbeitung des Gedankenreichthums, welchen Albrecht Ritschl seit den letzten Jahrzehnten in den Mittelpunkt des theologischen Interesses gerückt hat. Um das Piedestal ihres Meisters gruppiren sich in den mannigfaltigsten Schattirungen Historiker, Dogmatiker und Religionsphilosophen, und auch diejenigen, welche in kleinen Häuflein abseits stehen, verrathen die hervorragende Bedeutung des Mannes durch die ablehnende Haltung, welche sich in Mienen und Geberden ausprägt. Die centrale Machtstellung des Ritschl'schen Gedankenbaues ist unverkennbar; und mag auch eine künftige Periode, welche nicht mehr unter dem Eindrucke dieser willenskräftigen Persönlichkeit gestanden hat, mit freierem Blicke sein Werk auf seinen Wahrheitsgehalt prüfen und manches verwerfen, was sich gegenwärtig noch allgemeiner Anerkennung erfreut, so wird doch auch von ihr die Thatsache unbestritten bleiben müssen, daß man es hier mit einer der bedeutendsten Erscheinungen in der Geschichte der neueren Theologie zu thun hat. Ohne Zweifel charakterisirt das Auftreten Ritschl's einen Abschnitt in dem Verlauf der religiösen Entwicklung des 19. Jahrhunderts. Sein Werk von der Rechtfertigungs- und Versöhnungslehre bezeichnet einen Höhepunkt, von dem aus sich erst dem Betrachter theologischen Ringens und Kämpfens

dieser Zeit ein einheitliches und abgeschlossenes Bild darbietet. Die Gedanken Kant's und Schleiermacher's leben in Ritschl von neuem auf und üben unter der Modification dieser originalen Persönlichkeit ihre hervorragende Wirkung. So gewährt seine Arbeit in gewissem Sinne einen Abschluß der durch jene beiden Denker angeregten Gedanken und Probleme.

Es ist daher eine verlockende Aufgabe, schon jetzt das Bild gestalten zu wollen, welches die historische Entwicklung der Theologie von den Tagen Kant's und Schleiermacher's bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte bietet. Aber wie bei allen actuellen Unternehmungen dieser Art ist es schwierig, diejenige parteilose Sachlichkeit auch den weniger sympathischen Erscheinungen gegenüber zu beobachten, welche uns allein die Personen im wahren Lichte erscheinen läßt. Keine Geschichtsschreibung wird diese unparteiische Objectivität so häufig vermissen lassen, als gerade die theologische. Hier handelt es sich nicht blos um die Gruppirung von Thatsachen und Ereignissen, um die Darstellung von Empfindungen und Denkweisen, welche, unserem Interesse ferner liegend, eine ruhigere Beurtheilung ermöglichen. Der Geschichtsschreiber der Theologie hat es überall in dem Verlauf historischen Geschehens, welchem er nachgeht, mit Fragen zu thun, die ihn mit derselben Stärke bewegen wie längstverschollene Geschlechter. Er sieht Motive und Empfindungen spielen, die in seinem Inneren stets irgendwie anklingen werden. Darum gleicht nur allzu häufig seine Thätigkeit der eines Advokaten, welcher sich immer bewußt ist, für oder gegen eine Sache zu kämpfen. Am merklichsten verräth sich natürlich das Interesse der Partei, wenn er mitten inne steht in dem Strom, dessen Richtung und Lauf er zu zeichnen sucht. Daß solche Darstellungen, welche uns Thatsachen und Anschauungen mit dem pikanten Reiz individueller Beleuchtung bieten, ihr Interesse haben, unterliegt keinem Zweifel. Vervollständigen sie doch dadurch das Bild ihres Urhebers, eine Ironie der menschlichen Natur, daß sich die geheimsten Züge des eigenen Wesens da gerade am meisten verrathen, wo es der Mensch unternimmt, andere zu charakterisiren. Aber um die richtige Würdigung der dargestellten Erscheinungen zu treffen, bedarf es erst eines kritischen Aktes, in welchem man die Individualität des Verfassers in Abzug bringt.

Diejenige Geschichte der neuesten Theologie, welche trotz ihrer unverkennbaren Vorzüge an dem erwähnten Fehler in seltenem Grade leidet, ist von Karl Schwarz; man kann sie eine Apologie der Tübinger Richtung nennen. Aber gerade diese Eigenschaft verschaffte dem Werke zu seiner Zeit ein großes Publikum, welches die Grenzen der wissen-

schaftlichen Vertreter der Theologie weit überschritt. Durch seine fesselnde Darstellung, die Klarheit der Entwicklung, die Bestimmtheit des Urtheils und die präzise Charakteristik der einzelnen Personen und ihrer Werke übt dasselbe sogar noch heute einen ungemeinen Zauber aus, wenn man auch überall durch die panegyrische Beredsamkeit für die Sache der eigenen Partei in dem Argwohn bestärkt wird, daß dies auf Kosten entgegengesetzter Standpunkte geschieht. Schwarz wählte, um hier Nippold's Worte zu gebrauchen, die durch Strauß hervorgerufene theologische Bewegung zur Hochwarte für die Beobachtung der streitenden Heerlager. Diese Thatsache allein würde genügen, um uns die Stellung zu verdeutlichen, welche der Verfasser selbst in dieser gewaltigen geistigen Bewegung einnahm. Sein Muth der Ueberzeugung, das stolze Selbstgefühl, welches mit naiver Jugendlichkeit alles Widerstrebende niederzutreten oder erobern zu wollen schien, die kühne und schonungslose Beredsamkeit, welche keine Blöße der Gegner verhüllt ließ, hatte ihren Grund in dem freudigen Bewußtsein von der Stärke seiner Partei, welche die Mehrzahl der Zeitgenossen mit ihrem Denken und Dichten beherrschte. — Ein ähnlicher Versuch, in der Jetztzeit unternommen, müßte aus denjenigen Reihen hervorgehen, welche das Erbe des Baur'schen Machtbereichs angetreten haben. Aber abgesehen von einigen kleineren Aufsätzen, die nur die Abwehr gelegentlicher Angriffe auf die dogmatische Position Ritschl's bezweckten, ist man auf dieser Seite noch nicht zu einer historisch begründeten Betrachtung geschritten, welche seine Arbeit und deren weitreichenden Einfluß in dem Zusammenhange mit der Thätigkeit der voraufgegangenen Dezennien würdigte. Auch die von Karl Müller und noch letzthin von Kattenbusch dargebrachten Vorträge beabsichtigen in ihrem kleinen Rahmen nur einen orientirenden Ueberblick über die Wirksamkeit Ritschl's auf einem einzelnen kleineren Gebiete der theologischen Wissenschaft und eine kurze Begründung, welche die Stellung seiner dogmatischen Theorie zu ähnlichen Versuchen der Vorgänger andeutet. Wenn aber Lasson an diesem Orte in seinem Schlußaufsatze über Harnack's Dogmengeschichte in der schmeichelhaftesten Weise den Wunsch äußerte, von diesem bedeutenden Gelehrten als letzten Theil seines großen Werkes auch die Entwicklung der theologischen Bewegungen in den letzten Jahrhunderten nach der Reformation dargestellt zu sehen, so dürfte die Lösung dieser Aufgabe auch unseren eben angedeuteten Erwartungen entsprechen. Eine solche Geschichte würde zugleich ein interessantes Gegenstück zu derjenigen Darstellung sein, mit welcher wir uns im Folgenden etwas eingehender beschäftigen wollen. Sie ist von Otto

Pfleiderer. Der auch auf englischem Boden bekannte Theologe hat, dem Wunsche des Herausgebers der in London erscheinenden Library of Philosophy willfahrend, bereits im Jahre 1889 die neuere protestantische Theologie in englischer Sprache behandelt. Zur Förderung eines besseren gegenseitigen Verständnisses zwischen deutschem und britischem Volk verband er damit einen Ueberblick über den Entwicklungsgang der britischen Religionsphilosophie und Theologie in diesem Jahrhundert.

Bei uns hat dieses Werk bisher nicht die Aufmerksamkeit gefunden, welche es verdiente; und wir müssen daher dem Verfasser dankbar sein, daß er sich der Mühe unterzogen hat, es mit ergänzenden und erweiternden Zusätzen und Umarbeitungen auch deutschen Lesern zugänglich zu machen, um als „orientirender Führer in dem Labyrinth der neueren Theologie zu dienen". So ergänzt diese Geschichte die inzwischen (1890) von Friedrich Nippold als dritter und letzter Band seines Handbuchs der neuesten Kirchengeschichte erschienenen Darstellung, welche bisweilen allzusehr von politischen Motiven geleitet erscheint, in wohlthuender Weise durch eine eingehende Berücksichtigung des Verlaufs der transcendental-philosophischen Bewegung in unserem Vaterlande und durch den Nachweis der tief innerlichen Beziehungen desselben zu dem theologischen Denken der früheren Generation. Wenn wir dennoch gerade an diesem Punkte einsetzen, um einen Vorwurf gegen das Werk zu erheben, so trifft dieser natürlich nicht die Methode, welche sich bemüht, einen Causalnexus innerhalb geistiger Erscheinungen herzustellen, sondern nur die Art, wie in einem einzelnen Falle durch allzu starke Betonung solcher ursächlichen Verknüpfung, die nur nebenher geht, andere wichtigere Momente übersehen werden können. Was wir meinen, ist näher Folgendes: Pfleiderer beginnt seine Geschichte der neuesten protestantischen Theologie mit Kant. Ueber Eintheilung und Gliederung ihrer Entwicklung mag man im Zweifel sein; ihren Beginn und Ursprung sollte man meinen, einhellig bestimmen zu können.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts macht sich der Anbruch einer neuen Zeit fühlbar. In Gefühlen, Anschauungen und Willensrichtungen zeigt sich ein Umschwung, welcher die Schöpfung eines neuen Lebensideales bewirkt. Dieser Thatbestand ist von den Geschichtsschreibern dieser Epoche des öfteren aufgezeigt worden, mit Bezug auf religiöses Denken und Empfinden am ausführlichsten von Dilthey in seinem Leben Schleiermacher's. Mit liebevollem Verständniß für die Eigenart der seltenen Persönlichkeit und mit künstlerischer Virtuosität ist diese tief angelegte Natur in ihrem geheimsten Fühlen und Wollen analysirt. Wie sie alle Bildungselemente ihrer Zeit in sich aufnimmt, sie

mit der eigenen Individualität zu schöner Harmonie vereinigt und ihr Gepräge Mit- und Nachwelt aufdrückt, erkennen wir hier in der vollendeten Darstellung einer congenialen Natur. Am bezeichnendsten für die gewaltige Wirkung, welche die Person Schleiermacher's auf die späteren Generationen geübt hat, ist das Urtheil desjenigen Theologen, welcher von uns schon mehrmals genannt worden ist. Ritschl's Anerkennung dieser Thatsache, welche er unverhohlen mehrfach ausspricht und durch seine Abhandlung über Schleiermacher's Reden über die Religion selbst begründet, ist von um so größerer Bedeutung, als zwischen diesen beiden Theologen nicht jene ursprüngliche Sympathie und Seelenverwandschaft wirkte, welche der verehrenden Bewunderung gewöhnlich ihren Weg erleichtert. Aus dieser Sympathie entsprang Neander's begeistertes Wort, daß man von Schleiermacher künftig eine neue Epoche in der Theologie datiren werde. Diese ideale Forderung des ehrwürdigen Meisters unserer Kirchengeschichtsschreibung hat Nippold in seiner Darstellung der protestantischen Theologie im 19. Jahrhundert zu verwirklichen unternommen: wie ein über die folgenden Zeiten Licht verbreitendes Gestirn steht Schleiermacher mit seiner vertieften Religion in seinem Buche obenan. Pfleiderer hingegen beginnt, wie wir sahen, seine Darstellung mit Kant.

Unter der Führerstellung, welche dem großen Philosophen in der Entwicklung der neueren Theologie angewiesen wird, leidet die Einsicht in die centrale Bedeutung Schleiermacher's. Daß Nachwirkungen Kant's auf die Folgezeit von bedeutendem Umfange eintraten, soll damit nicht geleugnet werden. Die Ammon, Wegscheider, Tieftrunk standen unter dem Einflusse des Philosophen. Aber ist es nun eine Eigenthümlichkeit gerade der Kant'schen Philosophie oder lag es an der geringen Originalität dieser Charaktere, für die Theologie wußten sie mit Ausnahme eines schwachen Ansatzes, welchen der letztere unternahm, die Gedanken ihres Meisters nicht fruchtbar zu machen. Jahrzehnte lang schien dann jede Erinnerung an Kant fast gänzlich geschwunden zu sein. Aber die Zeit seiner Wiedererweckung war nicht fern; und zum zweiten Male begann eine mächtige Bewegung, welche von den wieder heraufbeschworenen Manen des Transcendentalphilosophen geleitet war. Wieder aber war es zunächst die metaphysische Speculation, welche sich in die Botmäßigkeit Kant's begab. Erkenntnißtheorie, Psychologie trugen das Gepräge seines Geistes; und nur so weit sich diese Wissenschaften mit der systematischen Theologie berühren, war der Einfluß auch hier unverkennbar. Von den erkenntnißtheoretischen Einwirkungen der Kant'schen Philosophie blieb nun auch Ritschl nicht frei; im Gegen-

theil ergab er sich ihnen mit der ganzen Kraft seiner Ueberzeugung und wußte sie in dem modifizirten Gewande eines positivistischen Neukantianismus mit gewandter Dialektik zu vertreten. In diesem Umstande, in dem Rückgange Ritschl's zu Kant glauben wir das Hauptmotiv suchen zu müssen, welches Pfleiderer veranlaßte, dem größten deutschen Philosophen auch in der Geschichte der Theologie eine so unverhältnißmäßige Beachtung zu schenken. Die ablehnende Haltung Pfleiderer's gegen Ritschl und seine Schule ist bekannt. Erst vor kurzem faßte er noch einmal seine bereits früher verstreut erschienenen Aufsätze zu einem Bande zusammen, um sie in dieser compacten Masse um so wuchtiger gegen ihn wirken zu lassen. Pfleiderer's Religionsphilosophie ließ zwar Ritschl vollkommen unbeachtet, polemisirte aber so scharf gegen Kaftan, welcher in seinen erkenntnißtheoretischen Voraussetzungen und Ansichten vom Wesen der Religion auf des ersteren Schultern steht, daß man sich mit Leichtigkeit daraus einen Vers auf den Meister machen konnte. In einer historischen Entwicklung der neuesten Theologie bot sich nun Gelegenheit, die Mißgriffe der Ritschl'schen Theologie im Sinne Pfleiderer's an ihrer Wurzel aufzuzeigen; und da diese seiner Ansicht nach in einer verkehrten Auffassung Kant'scher Prinzipien lagen, so setzte er mit deren Darlegung ein, um den Gang der neuesten protestantischen Theologie zu veranschaulichen. So wurde auch diese Geschichte die Arena, in welcher Pfleiderer den Gegner zu vernichten sucht, und zwar hielt er ihn gleich am Eingang fest, um ihn hier zwischen Thür und Angel zu erdrücken.

Der Entwicklungsgang Ritschl's liegt uns jetzt bis zum Abschluß der ersten Hälfte seines Lebens in der Darstellung seines Sohnes vor, und wir entnehmen daraus mit Verwunderung die Thatsache, daß sich die Beschäftigung mit den eigenen Schriften Kant's erst ziemlich spät vollzog. Zunächst traten ihm dessen Gedanken in der kritischen Umkleidung Schleiermacher's entgegen, ähnlich wie sich dieser Generation Spinoza's Weltanschauung erst durch die von Jacoby geübte Kritik offenbarte. Vielleicht trug dies gerade dazu bei, Ritschl vor den Irrthümern zu bewahren, welche in Kant's genialem Gedankenbau mit der Wahrheit so eng verbunden waren und die lebensfähigen Bestandtheile dieses Systems mit um so größerer Energie zu vertreten. Pfleiderer ist hierin allerdings anderer Meinung. In der consequenten Durchführung von Kant's „antimetaphysischem Agnosticismus", welche Ritschl unternahm, sieht er den vergeblichen Versuch, die überlebten und unwesentlichen Gedanken des Philosophen wieder lebendig machen zu wollen. Diese verhängnißvolle Ueberschätzung

des skeptischen Elementes bei Kant, welches unmöglich seinen werthvollsten und originalsten Gedanken repräsentire, da hierin schon die englischen Philosophen Locke, Berkeley und Hume vorangegangen waren, verführte nach Pfleiderer's Meinung Ritschl zu einer unnatürlichen Trennung zwischen theoretischem Welterkennen und der sittlich-religiösen Gewißheit. Welche Gedanken Kant's Pfleiderer für die fruchtbarsten hält, sieht man nicht recht; und wenn er als das Charakteristische für das Denken der Folgezeit gerade das Zutrauen zum Erkennen, auch transcendente Vernunftwahrheiten begreifen zu können und die Aufhebung jenes oben berührten Dualismus zwischen Sinnen- und intelligibler Welt rühmend hervorhebt, so muß er doch zugeben, daß diese Gedanken sicher nicht das Kant Eigenthümliche waren, sondern sich nur in „Ansätzen" sehr zweifelhafter Natur bei ihm fanden.

Kant hatte einen denkwürdigen Zusammenhang zwischen praktischer und theoretischer Vernunft hergestellt. Was der Machtsphäre der letzteren anfangs entrissen war, schmuggelte er unter dem unschuldigen Namen des Postulates zuletzt wieder in ihren Bereich ein. Daß die Folgezeit diese haltlose Position verließ, bezeichnet einen entschiedenen Fortschritt. Wenn sie nun aber ebenso die von Kant gezogenen Grenzen des Erkennens überschreiten zu dürfen meinte, so war das ein Rückfall in den Dogmatismus, gegen welchen der kritische Philosoph alle Waffen seines scharfen Denkens verwendet hatte. Und hier ist der Punkt, an dem sich die philosophische Begabung Schleiermacher's erprobte. Schon in einer frühen Epoche seines Lebens war die Auseinandersetzung mit den Grundgedanken Kant's seine Hauptbeschäftigung; und so klar er die Schwächen dieses Systems erkannte, so richtig würdigte er auch das Bleibende und Bedeutende in ihm. Seine volle Zustimmung fand die Polemik Kant's gegen eine Metaphysik, welche sich kühn anmaßte, mit dem Verstande den Himmel zu stürmen; und begeistert ging er, um die Worte seines Biographen zu gebrauchen, in den Gedanken Kant's ein, daß an den Grenzen aller möglichen Erfahrung, an denen strenge Wissenschaft still steht, der Mensch, sofern er ein nicht blos vorstellendes Wesen ist, aus der Tiefe des Gemüths Ueberzeugungen gestaltet, die nicht gesetzlos sind, aber die auch nicht von der Person unabhängig sind. All die Versuche, welche eine spätere Epoche anstellte, den Intellektualismus des 18. Jahrhunderts wieder auftreten zu lassen, mußten sich als hinfällig erweisen. Ihre Wirkung war ihrer Zeit zwar gewaltig; aber die Accorde, die einst so voll und mächtig gerauscht, klangen in häßlichen Disharmonien aus und hinterließen das unheimliche Gefühl der Leere, welches sich stets einstellt, wenn sich in das freudige Spiel der

Empfindungen das Bewußtsein von der Täuschung hineindrängt, der man sich hingegeben hatte. Und Täuschung nur war es, welche sie sich und den Ihrigen bereiteten, wenn die Hegel, Schelling, Baader eine philosophische Entwicklung der christlichen Glaubenssätze als allgemeingültiger Wahrheiten vollziehen zu können meinten. Der Aufwand geistesmächtigen Denkens, welcher hier verpufft wurde, ist bewunderungswürdig; und staunend steht man vor diesen ehrwürdigen Resten einer einstigen Herrlichkeit, welche uns fast wie Kinder längst vergangener Zeit anmuthen. Aber das Interesse für sie ist nur noch ein archäologisches. Lebendiger Hauch geht von ihnen nicht mehr aus. Das verschuldeten sie durch die Verkennung des Grundgedanken Kant's, der gerade in der skeptischen Seite seines Wesens wurzelte.

Eine resignirende, maßvolle Beschränkung auf das Thatsächliche ist auch das Merkmal unserer Zeit. Und so weit uns jetzt ein Ueberblick über die Errungenschaften der letzten Jahrzehnte auf allen Gebieten der Forschung gestattet ist, hat diese bewußte Verzichtleistung auf die Enthüllung transscendenter Probleme die schönsten Früchte gezeitigt: das vom Himmel abgerufene Auge hat nun erst endlich den Menschen und die ihn umgebende Natur betrachten gelernt. Und was überall von Nutzen, sollte der Theologie allein zum Schaden sein? Nur sie sollte es als Hemmniß empfinden, daß das menschliche Begreifen sich endlich seiner Grenzen bewußt geworden und auch hier die Empirie — brauchen wir nur das in diesem Zusammenhange odiöse Wort — mehr und mehr Boden gewinnt? Die Versuche, welche bis jetzt in diesem Sinne unternommen worden sind, lassen es nicht befürchten. Unter ihnen steht derjenige Ritschl's obenan, dessen wesentliches Verdienst gerade darin besteht, den formalen Grundgedanken Kant's in der Theologie verwerthet und fruchtbar gemacht zu haben.

Dürfen wir demnach den Einfluß der kritischen Philosophie auf die Folgezeit nicht unterschätzen, so bemerken wir doch weiterhin, daß derselbe wesentlich methodischer Art ist. Die positiven Gedanken, welche sie überkommen hat, strömen aus einem anderen Quell. In Schleiermacher entfaltete sich Wissensstoff und Empfindungsleben einer früheren Generation nnter dem befruchtenden Tau einer urfrischen Persönlichkeit zu lebendiger Schöne und Kräftigkeit. In ihm liegen die Ausgangspunkte für die gesammte Masse theologischen Denkens, welches die späteren Zeiten bewegte. In Religionsphilosophie, Dogmatik, encyklopädischer Gestaltung der theologischen Wissenschaft und der damit verbundenen neuen Auffassung der Theologie und ihrer Aufgabe, ferner in der Kirchengeschichte und Exegese sind die Einflüsse un-

verkennbar, welche Schleiermacher mit der ganzen Wucht und Mächtigkeit seiner genialen Persönlichkeit bewirkte.

Ein religiöses Genie wie Augustin und Luther hatte auch er schon in den Jahren, in welchen der gewöhnliche Mensch nur die Freude und das Ergötzen kindlicher Spiele empfindet, mit bitteren Zweifeln zu kämpfen gehabt. Sein Geist marterte sich ab mit den Versuchen, die tiefsten Geheimnisse des Glaubens zu ergründen, und schmerzlich mußte er erfahren, daß er auf Wege gerieth, welche ihn von der alten und auch so theuren überlieferten Wahrheit zu entfernen drohten. Es klingt wie ein gewaltiger Schmerzensschrei, wenn der Achtzehnjährige nach langem, langem vergeblichen Ringen endlich seinem Vater das Geständniß ablegt: „Ich kann nicht glauben, daß der ewiger, wahrer Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte; ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er es selbst nie ausdrücklich gesagt hat, und weil ich nicht glauben kann, daß sie nöthig gewesen". Daran kann man ermessen, wie es in dieser tiefen Natur gährte und kochte, und wie es hier nur der abklärenden Macht der Zeit bedurfte, um ihren herrlichen Kern in seiner Vollkommenheit ans Licht zu bringen. Wunderbar, daß Schleiermacher von der Stätte des ernstesten Ringens und der schmerzlichsten Kämpfe doch zugleich ein unveräußerliches Erbtheil hinwegnahm, das ihn, wie er selbst oft genug anerkannt, durch alle Stürme des Lebens siegreich hindurch getragen hat. Derselbe Ort, an dem er an Gott und Seeligkeit verzweifeln zu müssen meinte, war der mütterliche Leib, in dem seine Frömmigkeit genährt wurde. Und auf diesem Grunde erhob sich der epochemachende Gedanke seines Religionsbegriffes. Im schroffen Gegensatze gegen die intellektualistisch-scholastischen und moralistischen Versuche seiner Zeit, die Frömmigkeit zu umschreiben, eroberte er ihr eine neue eigene Provinz im Gemüthe: Religion ist kein Wissen und kein Thun; Religion ist ein Gefühl. In diesem Satze, der sich mit derselben Klarheit, weil innerste Lebenserfahrung, in den Reden der Religion wie in der zwei Jahrzehnte später erschienenen Glaubenslehre aussprach, hinterließ er der Folgezeit eine unerschütterliche Wahrheit.

Mit Ausnahme Hegel's und seiner unmittelbaren Schüler, welche sich durchaus ablehnend dagegen verhielten, hat kaum jemand den Kern dieses Satzes angefochten, wenn auch die durch zeitgemäße Polemik bedingte Schroffheit des Schleiermacher'schen Axioms zu manchen Mißverständnissen Anlaß gab. Die einseitige Hervorhebung des Gefühls im religiösen Prozesse schien eine bedenkliche Verkennung der beiden anderen Elementarfunctionen des Seelenlebens herbeizuführen. Hier

glaubte auch Ritschl einen Grundirrthum in der Dogmatik Schleiermacher's zu entdecken; und doch trägt gerade sein Religionsbegriff die unverkennbaren Spuren von dem Einflusse des letzteren an sich. Darauf hat schon Kaftan hingewiesen. Wenn, wie Ritschl will, die religiöse Weltanschauung in Werthbestimmungen verläuft, wenn, wie er gleichfalls behauptet, die religiöse Selbstbeurtheilung sich in Gefühlen der Lust und Unlust äußert, so ist das eben ein Beweis dafür, daß im religiösen Vorgange das Fühlen elementarer ist, als das Denken und Wollen. Eine in Werthurtheilen verlaufende religiöse Weltanschauung hat das Vorherrschen des Gefühles zur Voraussetzung. Was aber vor allem die Polemik gegen Schleiermacher's Begriffsbestimmung der Religion hervorrief, war der Glaube, als habe man es in seiner Definition derselben als eines Gefühls mit der elementaren Function des Seelenlebens zu thun, welche die beiden anderen gänzlich ausschloß. Der Verdacht lag nahe, weil die weitere Anwendung, welche der große Theologe von seinem Religionsbegriffe in der Durchführung der Dogmatik machte, die ursprünglich gewollte Mitwirkung von Willensemotionen und Denkprozessen im Zustandekommen des Bewußtseins von Gott leider vernachlässigte. So gewann es den Anschein, wie wenn in seiner Auffassung des religiösen Vorganges die elementare Function des Gefühls das alleinige constitutive Element sei. Von diesem Standpunkte aus übte Beck seine Kritik an Schleiermacher's Religionsbegriff; unter diesem Gesichtspunkte verwarf ihn auch Kaftan. Im Wesentlichen war es also eine irrige Uebertragung moderner psychologischer Vorstellungen vom Denken, Fühlen, Wollen auf Schleiermacher's Definition der Religion, wenn man derselben den Vorwurf der Unvollkommenheit machte. Auch Pfleiderer's Polemik, welche er schon in seiner Religionsphilosophie führte und in seiner Geschichte der protestantischen Theologie erneuert, entspringt aus dieser Verwechselung. Daß aber Schleiermacher in jedem Akte des Bewußtseins die Verknüpfung von Willensvorgängen, Empfindungen und Denkprozessen anerkannte und selbst zu begründen unternahm, kann man ausführlich in seiner Psychologie dargestellt finden (bes. S. 53); wie wenig er geneigt war, diese Verbindung im religiösen Prozeß zu leugnen, lehrt seine Dogmatik (vergl. I, § 3, 5). Klarer kann diese Meinung nicht ausgedrückt werden, als wenn er sagt: „Wenngleich der Zweckbegriff einer Handlung selbst schon vorangeht, so begleitet er sie doch zugleich beständig; und das Verhältniß zwischen beiden drückt sich zugleich im Selbstbewußtsein durch einen größeren oder geringeren Grad von Zufriedenheit und Sicherheit aus, so daß auch hier in dem Gesammtgehalt des Zustandes alle

drei (Wissen, Thun, Gefühl) verbunden sind". Wenn Schleiermacher nun doch die Religion wesentlich als Gefühl charakterisirte, so verstand er darunter nicht unsere elementare Function des Seelenlebens, sondern „die unmittelbare Gegenwart des ungetheilten, sowohl sinnlichen als geistigen Daseins der Einheit der Person und ihrer sinnlichen und geistigen Welt", wie Steffens in seiner „Falschen Theologie" im Geiste seines großen Freundes schrieb. Auf einen solchen complicirten Prozeß psychischen Innenlebens, der allerdings nur in den vagesten Ausdrücken als „unmittelbar, unübertragbar und unnachbildlich" umschrieben werden konnte, aber nichtsdestoweniger eine mächtige seelische Realität repräsentirte, passen unsere hohlen und schalenförmigen Kategorien nicht.

Wir fahren fort, die Linien von Schleiermacher's gewaltigem System zu umschreiben. Hervorquellend aus dem lebendigen Born eigener Individualität, üben zwei neue Grundgedanken ihre Wirkung auf die folgende Zeit aus: das Prinzip der sittlich-religiösen Gemeinschaft, in welcher allein, im Gegensatze zu der abstrakt individualistischen Theorie Kant's, der Mensch seine eigentliche ethische Bestimmung erreicht und die Lehre von dem Berufe Christi. Gleich den beiden Brennpunkten einer Ellipse geben sie durch die beständige Beziehung auf sich der ganzen christlichen Welt- und Lebensanschauung Gesetz und Regel. Eine vertiefte sittliche Lebensrichtung, welche die Vollkommenheit der Persönlichkeit in der Ausgestaltung aller Seiten ihres Wesens und der damit verbundenen Auswirkung derselben innerhalb des gesellschaftlichen Zusammenhanges in Familie, Staat, Wissenschaft und Kirche erblickt, ersteht aus dem mächtigen Drange, dieses Ideal im eigenen Dasein vorbildlich verwirklichen zu wollen. Ihre vollendetste Darstellung hat die Idee dieser ethisch vertieften Lebensanschauung in Schleiermacher's Abhandlung „über den Begriff des höchsten Gutes" gefunden; und von hier aus ergab sich ihm die wichtige Wahrheit, daß religiöses Leben nur innerhalb der Gemeinschaft gedeiht; der Begriff vom Reiche Gottes, das Centrum der Heilsverkündigung Jesu, trat an den Ehrenplatz in der Dogmatik. Diese Vertiefung christlicher Lebensanschauung ergoß einen frischen Strom geistigen Lebens in die schon abgestorbenen Formeln und bewirkte eine erneute Umgestaltung des überlieferten Stoffes nach dem bezeichneten Gesichtspunkte. Schwarz und Bickel ergriffen mit Begeisterung die centrale Bedeutung der von Schleiermacher geförderten Lehre vom Reiche Gottes und versuchten dem Winke des Meisters folgend das darin liegende teleologische Moment für die dogmatische Entwicklung fruchtbar zu machen. Aber mit aller Energie

und der zielbewußten Klarheit von der Wichtigkeit dieses Axioms nahm es erst Ritschl auf. Es ist dasjenige Moment, auf welches er vielleicht bei Schleiermacher den größten Werth legte und dessen Bedeutung er schon frühzeitig erkannte. Schon der erste Entwurf seiner Dogmatik stellte als einen Hauptsatz den von Schleiermacher übernommenen Gedanken hin: „Wesentlich ist der Religion das Moment der Gemeinschaftlichkeit. Nicht die vielen Einzelnen sind das ideelle Prius der Gemeinschaft, sondern sie bilden eine solche nur, weil ihre Existenz den Gedanken der Gemeinschaft voraussetzt". So viel er auch später, der mannigfachen Anregungen sich nicht mehr bewußt, welche er dem großen Theologen verdankte, denselben seinem scharfen und aberkennenden Urtheil unterzog, so hat er noch bis zuletzt stets unumwunden anerkannt, daß es eins der größten Verdienste Schleiermacher's gewesen sei, das geistige, religiöse, sittliche Leben nur innerhalb der entsprechenden Gemeinschaft gedacht und vorgestellt zu haben. Daß der letztere in seiner Anwendung dieses fundamentalen Gedankens auf die Erklärung des religiösen Vorganges nicht ganz glücklich war, müssen wir der Benutzung eines zweiten hemmenden Prinzips zuschreiben, welches Schleiermacher, im Gegensatze zu dem aus innerem Erlebniß entsprungenen teleologischen Gesetze, gleichsam von außen in Gestalt des absoluten oder schlechthinigen Abhängigkeitsgefühls hinzugetragen wurde. Dieser aus Spinoza ihm entsprungene Begriff brachte einen Mißton in den Gang der Untersuchung. Wenn Ritschl an diesem Punkte umgestaltend eingriff und das teleologische Moment Schleiermacher's in seiner Reinheit heraus hob und zur Geltung zu bringen suchte, so that er damit einen wesentlichen Schritt über jenen hinaus. Aber hier wie in dem folgenden Punkte ging die Anregung von Schleiermacher aus.

Die von Ritschl mit Recht mehrfach gewürdigte Art- und Stufeneintheilung der Religionen war der erste Versuch einer religionsphilosophischen Betrachtung. Daß bei einem solchen, zumal bei jedem Mangel historischen Verständnisses seiner Zeit, Schleiermacher nicht überall das Richtige traf, darf uns nicht Wunder nehmen. Es war schon eine bedeutende That, auf eine neue Methode religiöser Forschung damit hingewiesen zu haben. Seitdem verschwanden die früheren Prolegomena, das Jahrhunderte lang seit Augustin abgenutzte Erbstück, über Offenbarung, heilige Schrift u. s. f. aus jeder wissenschaftlichen Dogmatik, und an ihre Stelle trat eine vorbereitende Untersuchnng über das Wesen der christlichen Religion. Schleiermacher's abgrenzende Bestimmung des Christenthums vom Islam und Judenthum bewegte sich zwar in Ausdrücken der überlieferten Dogmatik, athmete aber den Geist

einer neuen Zeit, indem die durch Christus vollbrachte Erlösung ihre Erklärung in der Anwendung des Begriffs der Berufserfüllung auf das Werk Christi fand. Darf man dies als die objective Seite des Vorgangs bezeichnen, so modificirte er den subjectiven Prozeß der Erlösung im Gläubigen dahin, daß sich als solcher das Nacherleben des urbildlichen Wirkens Jesu ergab. Dieser letzte neue Begriff des Urbildes, welcher allerdings in keimartigen Ansätzen bei Kant schon auftauchte, gedieh doch erst bei Schleiermacher und wohl weniger durch das Studium des deutschen Philosophen als durch den ihm seelenverwandten Plato zur vollen Reife. Wie früh er, und gerade in einer Zeit, als seine Beschäftigung mit dem griechischen Denker am intensivsten war, die Ansicht von Christus als dem Urbilde der Menschheit vertrat, zeigt uns jene kleine Schrift, die zugleich ein schönes Denkmal für die gemüthstiefe und lebensfreudige Innigkeit des Daseins in seiner Hallenser Epoche ist: Die Weihnachtsfeier. (Hierzu vgl. den schönen Aufsatz W. Dilthey's in den Westermann'schen Monatsheften. Jahrgang 1868.) Nur eine solche liebevolle, von tiefstem Selbsterlebniß geförderte Geltendmachung des idealen Gehaltes im Christenthume konnte die in Dogmen- und Formelkram fast ersterbende Dogmatik wieder beleben.

Und die ungeheuren Einwirkungen, welche diese originale Gedankenschöpfung hervorrief, machten sich in begeisterter Zustimmung und in kühler Abwehrung kund. Beide Reihen standen jedenfalls unter dem Zauber des Ideenkreises, welchen Schleiermacher hergestellt hatte. In keiner Zeit unserer theologischen Entwicklung sind so viele Forschungen über Christus zu Tage gefördert worden, wie in den Jahrzehnten unmittelbar nach dem Erscheinen der Schleiermacher'schen Glaubenslehre. Das ist kein Zufall, sondern liegt in der originalen Auffassung von Christi Person und Werk, welche der forschenden Mitwelt eröffnet wurde. Ullmann, Müller, Dorner, Thomasius, Hofmann, Geß zeigten in ihren entsprechenden Werken, wie weit sie dem Meister zu folgen Willens waren; ganz konnte sich keiner von ihnen von seinen Anschauungen emancipiren. Leider läßt Pfleiderer's Geschichte eine deutlichere Hervorhebung dieses Zusammenhanges vermissen; seine programmmäßige Behandlung der einzelnen Personen und Werke verhindert den Einblick in den hier herrschenden Causalnexus.

Wenn Nippold zur Charakteristik des späteren Schleiermacher vor allem anderen seine „kurze Darstellung des theologischen Studiums" in den Mittelpunkt seiner Betrachtung stellte, so that er damit einen guten Griff. Denn daß durch diese Grundlinien, wie er bemerkt, die gesammte Encyklopädie eine nicht minder tiefgreifende Umgestaltung erfuhr als die

Kirchengeschichte durch die knappen Skizzen jener Schleiermacher'schen Vorlesungen, deren Skelett auch erst durch Neander Fleisch und Blut erhielt, ist sicher richtig. Die prägnante Kürze jener Sätze, in denen wir die kernige Sprache Luther's und Lessing's vernehmen, verfehlte ihre Wirkung nicht. Aber der Inhalt übertraf die Form noch bei weitem an Bedeutung. Organische Entwicklung eines Wissencomplexes, das war etwas ganz Neues. Was in den üblichen Lehrbüchern seiner Zeit als eine Sammlung todter Notizen nur ein trauriges Dasein fristete, gewann unter Schleiermacher's künstlerisch gestaltender Hand neues Leben. Es war dies dieselbe Methode der Betrachtung, wie er sie schon kurz zuvor in seiner Schrift über die Universitäten angewandt hatte: die Kunst organischer Verknüpfung von den in der Erfahrung scheinbar zusammenhanglos nebeneinander liegenden Wissenschaftscomplexen. Was er hier auf dem Grunde seiner ethischen Anschauung im Großen versuchte: die Umspannung des gesammten Wissensgebietes in Natur und Geschichte durch das Band der Philosophie, gestaltete er in kleinerem Rahmen auf dem beschränkten Felde der Theologie mit virtuosem Verständniß für jedes einzelne Glied derselben zu einem wohlabgerundeten, in sich geschlossenen Miniaturbilde. Die gemeinsame Beziehung der einzelnen theologischen Disciplinen ist die religiöse: in einem nicht falsch zu verstehenden Sinne ihre Verwerthung im praktischen Dienste der Kirche. Ohne diese fallen sie auseinander, eine jede der Wissenschaft anheim, der sie ihrem Inhalte nach angehört. So baut sich die Theologie in dreifacher Stufenfolge auf als philosophische, historische und practische; und indem hier bei Schleiermacher zum ersten Male in kurzer, anschaulicher Form sein Grundgedanke von der nothwendigen Trennung des religiösen Gefühls von seiner wissenschaftlichen Erörterung in der Theologie hervortrat, war gerade diese Schrift von der weittragendsten Wirkung. Kein Wunder also, daß sich durch sie die verschiedensten Parteien angeregt fühlten. Pelt und Hagenbach sind in ihr ebenso gegründet wie der Katholik Staudenmaier und der Hegelianer Rosenkranz.

Kehren wir zu Pfleiderer zurück und betrachten seine Würdigung von Schleiermacher's Untersuchungen über das Urchristenthum. Seine Worte über dessen erste Arbeit auf diesem Gebiete lauten folgendermaßen: „Auch daß Schleiermacher den ersten Timotheusbrief für unecht erklärte, während er die Echtheit des zweiten und des Titusbriefes festhielt, muß als ein zweifelhaftes, wissenschaftliches Verdienst beurtheilt werden, wenn man bedenkt, daß schon Eichhorn und noch mehr de Wette den gemeinsamen Charakter dieser drei offenbar zusammengehörigen

Briefe richtiger erkannt hatten." Den hier vorliegenden historischen Irrthum, welcher Eichhorn und de Wette in diesem Punkte zu Vorgängern Schleiermacher's macht, während die betreffenden Forschungen der ersteren 1812 und 1821, des letzteren Untersuchung dagegen schon 1807 erschien, übergehen wir als unwesentlich in diesem Zusammenhange. Aber hervorheben müssen wir den mächtigen Eindruck, welchen dieser erste Versuch wahrhaft kritischer Forschung auf die gelehrte theologische Welt machte, hervorheben die anerkennenden Worte, die gerade de Wette später darüber äußerte, indem er sie so begründet nennt, als nur eine Hypothese dieser Art sein kann. Wenn übrigens trotz der späteren fortschreitenden Untersuchung, welche das Problem weiter faßte, außer den Zeitgenossen und unmittelbaren Schülern Schleiermacher's Lücke, Neander, Bleek und Usteri sich auch gelegentlich Credner, Krauß und Ritschl seiner Ansicht anschlossen, so beweist dies mindestens eine Kraft der Begründung und Ueberzeugung, welche auch sehr selbständige Denker in ihren Bann schlagen konnte.

Aber will man Schleiermacher's Bedeutung für die exegetische Theologie der Folgezeit würdigen, so kommt es nicht darauf an, ob er mit seiner Behauptung von der Unechtheit des ersten Timotheusbriefes im Gegensatze zu den beiden anderen Pastoralbriefen und seine Auffassung als einer Compilation desselben Recht behielt. Das Merkwürdige an dieser geistigen That war die Anwendung eines bisher unbekannten hermeneutischen Princips auf die Bücher der heiligen Schrift. Hatte zwar schon eine frühere Periode den Bruch mit dem alten Inspirationsdogma gewagt, so war doch eine wässrige rationalistische Betrachtung dem wahren Verständniß dieser eigenthümlichen Literatur hinderlich. Wenn jetzt Schleiermacher abermals die Frage aufwarf, warum die neutestamentischen Bücher in irgend einer Hinsicht anders sollten behandelt werden als andere, so geschah die positive Erörterung in so wesentlich verschiedenem Geiste, daß man sich des Eindrucks vollständiger Originalität nicht erwehren konnte. Wir können den merkwürdigen Vorgang, der sich hier vollzog, nur verstehen, wenn wir dem Pulsschlag dieser Zeit einen Augenblick lauschen: Vertiefung und Verinnerlichung der eigenen Persönlichkeit, daraus entspringend Nachempfinden und Nacherleben fremder Individualität; in diesen Merkmalen kündigt sich der Anbruch jener denkwürdigen Epoche an. Liebevoll versenkt sich der Geist wieder in entfernte Zeiträume. Mit freudigem Genießen zaubert er die Bilder von Sitten, Gewohnheiten vergangener Tage hervor. Der Blick schärft sich für das Charakteristische im Wesen früherer Geschlechter und Personen. Historischer Sinn wird

lebendig. Aus uralten Denkmalen und Kunstwerken wird der schöpferische Geist reconstruirt. Die Zeit fühlt sich im Besitze der Zauberformel, welche die Pforten des Hades sprengt. Kunst und Wissenschaft bevölkern ihr Reich mit lebendigen Individualitäten. Aus Friedrich August Wolfs Prolegomenen tritt Homer hervor, Plato ersteht unter der ordnenden und sichtenden Hand Schleiermacher's und Friedrich Schlegel's. Und wie den Plato, so hofft er auch bald den Paulus zu verstehen, lauten die freudigen Worte des ersteren an seinen Freund Gaß. Wunderbares Verstehen, welches in inniger Berührung dem todten Gebilde Leben verleiht! Aus diesem tief innerlichen Vorgange entspringt jene höhere Kritik, welche der Folgezeit als reife Frucht in den Schoß fällt. In der Theologie übt sie mit meisterhafter Hand der größte Kritiker des 19. Jahrhunderts, für welchen Pfleiderer mit Recht so viele Worte des Lobes hat. Aber er steht auf den Schultern Schleiermacher's. Denn was ist Baur's Reconstruction des Paulinischen Lehrbegriffs anderes, als die virtuose Benutzung von dessen hermeneutischem Prinzipe, daß innere Kriterien für die Echtheit einer Schrift den äußeren gleichberechtigt an die Seite treten?

Dasselbe gilt von Schleiermacher's Evangelienkritik. Vom Standpunkte unserer heutigen Forschung betrachtet, ist das ablehnende Urtheil Pfleiderer's verständlich, daß unter allen denkbaren Combinationen gerade diejenige Schleiermacher's „die verkehrteste ist und den wahren Sachverhalt auf den Kopf stellt, da das Markusevangelium nicht das späteste, sondern das älteste und das Johannesevangelium nicht das älteste, sondern das späteste und durchweg vom Markus und Lucas abhängig ist.“ Niemand wird hier die Mißgriffe Schleiermacher's rechtfertigen wollen; und doch verdient die Gesammtarbeit des großen Theologen auch auf dem Gebiet der evangelischen Exegese und Kritik nicht das wegwerfende Urtheil, welches Pfleiderer fällt. Wenn auch Schleiermacher's dogmatische Ansicht vom urbildlichen Christus eine Hinneigung zum Johannesevangelium und die dadurch bedingte Ansicht von seiner Echtheit zur Voraussetzung hatte und hierin Bretschneider durch seine 1820 erscheinenden Probabilien alles übrige weit überholte, so gab doch des ersteren Untersuchung über das Lucasevangelium vom Jahre 1817 der synoptischen Forschung in der Anwendung der Diegesentheorie erneute Anregung. Besteht die Aufgabe des Historikers darin, die treibenden Ideen in der Entwicklung aufzuzeigen, nicht aber die einzelnen Erscheinungen von hoher Warte der eigenen Zeit zu meistern, so muß man Schleiermacher's Versuchen, die schon von Owen und Griesbach festgestellte Reihenfolge der Evangelisten, in welcher Marcus als der

letzte erschien, durch eindringenden Scharfsinn und verdichtende Quellenforschung zu begründen, das ehrende Zugeständniß machen, daß sie für die unmittelbar folgende Zeit von einer überwältigenden Wirkung waren. Diejenige Schule, welche noch vor wenigen Jahrzehnten Alleinherrscherin auf dem Gebiete der urchristlichen Forschung war, erhob diese These zum unumstößlichen Axiom.

Wir haben die weitreichenden Einflüsse Schleiermacher's, für welche sich die Nachweise noch bedeutend vermehren ließen, in der Theologie zu skizziren versucht. Mag manches durch die zerstörende Macht der Zeit von dem gewaltigen Gedankenbau abgebröckelt sein, welchen der große Theologe und Denker aufrichtete, der Kern ist geblieben: die neue, sittlich vertiefte Welt- und Lebensanschauung, die Hineinbildung religiösen Empfindens in die sozialen Mächte von Familie, Gesellschaft und Staat. In seinem genialen Fühlen und Erleben gewinnt die von Luther nur geahnte Forderung eines neuen Lebensideals kraftvolle Verwirklichung. So steht diese Lichtgestalt am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, weithin ihre Strahlen versendend, in Leben, Kirche und Wissenschaft Anschauungen von unermeßlicher Fruchtbarkeit ausstreuend.

„Schleiermacher ist", um diese Charakteristik mit einem Ausspruche Dilthey's zu schließen, „innerhalb der großen transscendental-philosophischen Bewegung Deutschlands als Theolog, Philosoph und Alterthumsforscher ein bedeutsam ursprünglich wirkendes Element geworden, dessen Einfluß heute in England, dem europäischen Norden und Amerika so gut als bei uns wirkt." (Vgl. überhaupt D.'s Aufsatz in der Allg. d. Biogr.)

Mit der Unterschätzung der theologischen Verdienste Schleiermacher's übernahm Pfleiderer ein Erbstück aus der Hegel'schen Schule, deren Meister in seinem großen Zeitgenossen einen Antipoden seiner Anschauungen erkannte. Auch er ist für die künftige Generation geistiges Ferment geworden. Aber sein Einfluß war von anderer Art. Hinterließ jener der Folgezeit eine Fülle von Gemüths- und Lebenserfahrungen und lehrte er sie in der Ausgestaltung der eigenen Persönlichkeit innerhalb des geselligen Zusammenhanges der Gemeinschaft den Werth des Lebens schätzen, so gab ihr Hegel, der gewandte Meister der Form, das Verständniß für schöne und künstlerische Behandlung des Stoffes; mit wenigen Worten: Schleiermacher's Wirkung war eine ethische, die Hegel's wesentlich ästhetisch.

Die ihrer Zeit nicht minder bedeutenden Vertreter der transscendentalen Bewegung Fichte und Schelling verschwanden im Fortgange

der Geschichte im Schatten dieser hellleuchtenden Gestirne; und noch unbedeutender war ihr Einfluß auf die spätere Theologie. Fichte, eine edle, energische und kraftvolle Natur, bemüht unter dem Lärmen französischer Trommeln in Reden an die deutsche Nation vaterländische Gesinnungstüchtigkeit und practische Sittlichkeit zu lehren, hinterließ nur geringe Spuren in der weiteren Entwicklung des theologischen Denkens. Treffend bezeichnet Gaß in seiner Geschichte der protestantischen Dogmatik seine Bedeutung für dieselbe mit den Worten, daß er mehr auf die Theologen als auf die Theologie wirkte. Auch Schelling's mystische Theosophie besaß nicht genug Lebensfähigkeit, um die Zukunft dauernd anzuregen. Nur in Daub's Theologumenen und seinem Judas Ischariot reflektirten sich noch einmal schwach schimmernd die genialen Lichtblitze von Böhme-Schelling, um dann gänzlich zu verschwinden.

Von dem Dreigestirn Fichte, Schelling, Hegel gehörte die Zukunft nur dem letzteren. Daß er auch in Pfleiderer's Geschichte der protestantischen Theologie eine hervorragende Stelle einnimmt, beweist die universale Wirkung jenes Philosophen. Mit Bewunderung blickt der Historiker zu diesem geistigen Heros empor. Bei ihm liegen seine Sympathien. Das Herz wird ihm warm, wenn er die Bedeutung Hegel's darzustellen unternimmt. Hier hat die Hand mit Lust und Liebe, nicht mit Widerstreben den Pinsel geführt. Doch urtheile der Leser selbst: „Die Hegel'sche Philosophie ist die consequenteste und reichste Durchführung des Idealismus, der ausgegangen war von dem Ergebniß der Kant'schen Vernunftkritik, daß unser Verstand der Gesetzgeber der Natur sei. Es ist begreiflich, daß diese Philosophie einen ungeheuren Eindruck auf ihre Zeit machte, daß man das lösende Wort aller Räthsel in ihr zu haben meinte. Sie gab dem denkenden Geiste die stolze Genugthuung, die Welt durch und durch zu begreifen, alles Wirkliche in Natur und Geschichte in das Netzwerk seiner Begriffe einzuordnen und alle Gesetze des Geschehens in seinem dialektischen Gesetz des Denkens a priori zu construiren. Und sie gab dem practischen Geist die beruhigende Gewißheit, daß seine erhabensten Ideen nicht blos subjective Postulate und Imperative von nie zu erreichender Wirklichkeit seien, sondern die ewigen Zweckgedanken der Vernunft, welche als die weltbeherrschende Macht sich selbst unfehlbar in der Wirklichkeit durchsetzt, schon bisher sich verwirklicht hat und ferner verwirklichen wird. In dem Satz, daß das Vernünftige wirklich und das Wirkliche vernünftig sei, drückte sich ein so optimistischer Glaube an die Vernunft in der Weltregierung aus, wie in keiner anderen philosophischen Weltanschauung seit Leibnitz. In diesem Optimismus fand ein kampfes-

müdes Geschlecht die erwünschte Versöhnung des hoch gespannten, aber mit der Wirklichkeit zerfallenen Idealismus des 18. Jahrhunderts mit den realen Mächten der Geschichte, deren gewaltige Thatsächlichkeit den idealen Schwärmern sich eben jetzt durch die großen Erlebnisse der Zeit in Erinnerung gebracht und Achtung erzwungen hatte. . Wie viel tiefer lernte man jetzt die Geschichte verstehen! wie viel gerechter lernte man ihre mannigfachen Erscheinungen beurtheilen! In der That hat keine andere Disciplin Hegel so viel zu verdanken wie die Geschichtsschreibung. . Weder ein Leopold Ranke noch ein Thomas Carlyle noch ein Ferdinand Christian Baur wären denkbar ohne die Hegel'sche Geschichtsphilosophie." Allerdings ist der begeisterte Verehrer auch nicht blind für die Schattenseiten dieses mächtigen Gedankenbaues. Der einseitige Optimismus, daß alles Wirkliche vernünftig sei, mußte nothwendig auf die gefährlichen Abwege eines trägen Conservatismus und geistigen Indifferentismus führen; der logische Charakter des Systems, in welchem Denken und Sein in Eins gesetzt und die reale lebendige Entwicklung in der Welt als bloße Selbstbewegung des reinen Begriffs gefaßt wurde, mußte schließlich in die phantastischsten Speculationen umschlagen, und die Auffassung des Gefühles als einer dem Denken untergeordneten Stufe in dem Entwicklungsprozeß des Seelenlebens wurde für das Verständniß der Religion verhängnißvoll. Das ist alles richtig und wahr, und die gemäßigte Kritik verdient unsere volle Anerkennung nicht weniger als das bereitwillige Hervorheben derjenigen Gedanken Hegel's, welche in den nächsten Jahrzehnten der weiteren Anwendung harrten. Der Eindruck dieses Systems war ein ungeheurer. Lawinenartig riß es alles mit sich fort. Mit allen Vorzügen und Fehlern ergriff es die gebildete und junge gelehrte Welt in stürmischer Hast. Hegel wurde die Parole des Tages; und ein anerkennendes oder wegwerfendes Urtheil über ihn entschied über die wissenschaftliche Befähigung des jungen Gelehrten. Aber bald wurde die neue Terminologie, welche im Bunde mit tiefsinniger Speculation auftrat, losgelöst von ihrem Inhalt, zum philosophischen Jargon; und mancher glaubte den Sinn des Meisters schon erfaßt zu haben, wenn er mit den Ausdrücken des Insich, Ansich, Außersich in geschickter Weise parlamentirte. Kein Geist verleiht seiner Zeit sein Gepräge so leicht, als derjenige, welcher ihr eine neue Form übergiebt. Das ist natürlich. Denn nichts ist müheloser anzueignen, selbständiger zu gebrauchen als ein Schatz zusammengeraffter Formeln, in deren Besitz man der Weisheit höchsten Schluß gewonnen zu haben glaubt.

Daneben wußten freilich auch tiefere Geister die überliefertn Ka-

tegorien mit neuem Stoff zu füllen und eröffneten so Gesichtspunkte der Betrachtung, welche, wenn auch keine Lösung des Räthsels, doch wenigstens den Anstoß zu erneutem gründlichen Nachsinnen über die Probleme in Natur und Geschichte gaben. Das Evolutionsprinzip, von Leibniz und Lessing nur schüchtern auf die geistigen Vorgänge angewandt, erschien jetzt in seiner vollen Glorie und eroberte im Fluge die historische Betrachtung. Auch in der Theologie wurde es mit Virtuosität vertreten. Strauß und Baur waren die ersten, welche den philosophischen Geist in der Geschichte der theologischen Entwicklung nachzuweisen suchten und trotz aller Schwächen eine tiefere Auffassung und geistvollere Behandlung anbahnten. Auch in der Dogmatik gewann die Hegel'sche Speculation durch Weiße, Dorner, Biedermann eine fruchtbare Stätte, wenn auch hier ohne das Glück und den Erfolg, mit welchem sie sich der geschichtlichen Betrachtung bemächtigte. Zwar dämmte das Streben nach klarerem Verständniß der religiösen Vorgänge die überwuchernde Hegelsche Scholastik etwas ein; aber ganz ließ sich doch selbst auch bei Biedermann nicht jenes verhängnißvolle Spielen mit bloßen Begriffen vermeiden, welches so häufig die Schwierigkeit realer Beziehungen und Thatsachen durch Worte ersetzte: Die Substanz des Geistes ist logisches Sein; demnach kann sie in logischen Kategorien ganz begriffen werden; und zwar die Substanz nach ihren beiden Seiten als unendlicher Geist oder Gott und als endlicher oder Mensch. Dieser Grundgedanke Hegel's, welcher wahre Erkenntniß keinen Schritt weiter führt, auch bei Biedermann. Und wenn nun gar die Absolutheit des Geistseins Gottes als darin bestehend erklärt wurde, „daß der Actus purus seines für sich seienden Insichseins die raum- und zeitlose Voraussetzung, d. h. der ewige und allgegenwärtige Grund für den räumlich-zeitlichen Prozeß des endlichen Weltdaseins ist", so konnte man es kaum geschickter anstellen, um einen ganz einfachen Gedanken zu verhüllen. Klar und verständlich war jedenfalls ein solcher Satz nicht, mochte er noch so tiefsinnig und geistvoll sein, so wenig als die von Biedermann gegebene Beschreibung der Offenbarung als eines Vorganges, in welchem die endlichen Geistesthätigkeiten über ihre endliche Schranke zur Erfahrung des Göttlichen erhoben werden, auch nur im geringsten dem Verständniß irgendwie hülfreich entgegenkam. Eine solche deductive Forschung, die alles aus dem reinen Begriff zu erschließen unternahm, vermag uns heute nicht mehr zu befriedigen. Das heutige Geschlecht hat das enorme Fortschreiten der Naturwissenschaften gesehen, welche vor allem einer strengen Empirie ihre großartigen Erfolge verdankten. Es verlangt

auch im Reiche der Geisteswissenschaften eine inductive Methode, von deren getreuer und gewissenhafter Anwendung es allein die Lösung der den Menschen bewegenden Fragen erwartet.

Wir haben hier mehrfach Zusammenhänge angedeutet, welche von Pfleiderer der Eintheilung seines Buches gemäß in einen begründenden Theil der neueren Theologie durch die idealistische Philosophie, einen zweiten über die Entwicklung der dogmatischen und endlich einen dritten über die der biblischen und historischen Theologie erst an einem späteren Orte zur Sprache kommen. Leider wird im mittleren Theile, welcher die Einflüsse Kant's, Schleiermacher's und der speculativen Philosophie in den drei ersten Kapiteln erweist, am Schlusse plötzlich ein anderer Gesichtspunkt der Eintheilung als störend empfunden: eine Reihe von Theologen, welche innerlich den verschiedensten Richtungen angehören, gruppiren sich nach den Kategorien der Restaurations- und Vermittelungstheologie. So entsteht ein buntscheckiges Bild. Neben Hengstenberg, Vilmar und der ganzen Reihe hierarchischer Machthaber, welche unter dem Namen der Neulutheraner zusammengefaßt werden, stehen Hofmann, Thomasius, Franck, Luthardt und neben diesen endlich Johann Tobias Beck: alles Erscheinungen ganz heterogener Natur.

Die katholisch-weltlichen Gelüste, welche die ganze Entwicklung der Kirche wie ihr Schatten begleiten, gewinnen, von der Gunst der Zeit getragen, in Hengstenberg und Vilmar eine ungeahnte Kraft. Auf den Lippen das jammernde Weh über die sündige Menschheit, aber die Rache im Herzen, mit dem Tone alttestamentlicher Prophetie, doch ohne ihren Geist, spielen sie sich auf als die verkörperte Heiligkeit der Kirche und nennen jede Abweichung von ihren Meinungen einen Abfall von Gott, toben mit allen Machtmitteln roher Gewalt gegen jede sich regende freiere Forschung und stimmen ein in den Kriegsruf des Convertiten Stahl: „Die Toleranz ist ein Kind des Unglaubens". Was haben Hofmann, Thomasius, Beck mit diesen Männern gemein? Was die wissenschaftliche Forschung mit der „Theologie der Thatsachen"? Daß sie das Dogma des 16. und 17. Jahrhunderts restaurirten? Keiner von ihnen hat es restaurirt. Alle waren sie angefressen vom Gifte der Philosophie und flickten neue Lappen auf ein altes Kleid. Daß sie auf das alte Dogma zurückgingen, unterscheidet sie nicht von den früher dargestellten Theologen. Dem Verfahren hat Schleiermacher so gut seinen Tribut gezollt wie Hengstenberg und Vilmar, Hegel wie Hofmann und Beck. Was als das Merkwürdige und Beachtenswerthe gilt, ist die Art, wie sie es thaten. Da sehen wir denn Hengstenberg und Vilmar mit ein paar For-

meln Hegel'scher Dialektik in den Anschauungen längst verflossener Zeiten herumarbeiten. Baur hat diesen Sachverhalt namentlich treffend in seiner Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts beleuchtet: „Hengstenberg hilft sich später, nachdem er von Göschel u. a. einige Hegel'sche Phrasen erlernt hatte, durch die Behauptung, die Weissagung ruhe auf der Idee und beziehe sich aus diesem Grunde auf alle die Vorfälle, in denen sich diese Idee darstelle, die Weissagung des Joel von den Heuschrecken z. B. auf alle Strafgerichte über die entartete jüdische oder christliche Theokratie." Wer an der Quelle schöpfen will, dem sei die Auslegung des 22. Psalm empfohlen, wo er sich in Kürze das wirre Bild vergegenwärtigen mag. Daß diese Art von Pseudowissenschaft keine lebensfähigen Keime in sich trug, nimmt nicht Wunder.

Hier zeigte sich mit erschreckender Deutlichkeit, wohin das gedankenlose Spiel mit den Schalen und Hülsen Hegel'scher Dialektik führen konnte, und nirgends trat die Unfähigkeit für das Verständniß geschichtlichen Werdens klarer zu Tage als in den hierarchischen Bestrebungen jener Männer. Es liegt uns ein interessantes Urtheil über die Bewegungen jener Tage aus der Feder Albrecht Ritschl's vor. Das Fragment stammt aus dem Jahre 1851 und äußert sich zusammenfassend über die Vilmar, Löhe, Petri mit den Worten: „Der Bauernverstand, welcher sich in ihren paar Schlüssen über Bekenntniß und Kirche ausspricht, ist bei aller Treue und Eifer, mit denen sie gemeint sind, mehr geeignet zu zerstören und sich dann eigensinnig und separatistisch abzuschließen als einen Plan kirchlicher Wiedergeburt zu entwerfen, welchen die ganze Welt der Cultur beherrschen könnte". War von diesen Männern kein Heil für die Kirche zu erwarten, so noch viel weniger für die theologische Wissenschaft, welcher sie vielmehr feindlich gegenüberstanden. Nur wo sich aber die höhere Einsicht geltend machte, daß gerade der Weg ernsten, wahrhaftigen Forschens der einzige sei, um auch das dem Einsturz nahe weltliche Gerüst der Kirche wieder neu zu festigen und zu stützen, war ein Einfluß auf die wissenschaftliche Theologie der Folgezeit zu erwarten. Und das geschah bei Männern wie Hofmann, Thomasius und Tobias Beck. In ihnen lebten einzelne Gedanken Schleiermacher's wieder auf; und sie gaben den erfreulichen Beweis dafür, daß die Wirksamkeit dieses Theologen selbst an Männern von ganz anderer Denkungsart, so sie nur redlich zu streben und forschen sich bemühten, nicht spurlos vorübergehen konnte. Das aber bewirkte die tiefe Kluft, welche sie im Innersten trotz aller äußeren Aehnlichkeit von Hengstenberg, Vilmar, Philippi trennte; und indem der fromme Einsiedler im Süden Deutschlands, Tobias Beck, statt jeder Erwiderung auf die gif-

tigen Angriffe der Verketzerungssucht, welche Liebetrut aus der sicheren Burg hochkirchlichen Christentums gegen ihn schleuderte, nur die Worte hatte, daß es gewisse Standpunkte gebe, denen gegenüber jede Auseinandersetzung vergeblich ist, so war dies die eigene klare Erkenntniß, daß zwischen hüben und drüben ein Riß bestand, der sich durch nichts mehr verdecken ließ.

Müssen wir auch zugeben, daß den sogenannten Restaurationstheologen eine eingehendere Berücksichtigung des orthodoxen Dogmas eigenthümlich war, als den sich an Schleiermacher und Hegel anlehnenden Vertretern der Dogmatik, so steht doch andererseits fest, daß sich die einzelnen in der Art, wie sie das alte Dogma erneuerten, wesentlich von einander unterschieden, ja daß diese Verschiedenheiten im Grunde auch durch den Einfluß Schleiermacher's und Hegel's bedingt waren. In diesem Kapitel ebenso wie im folgenden über die Vermittlungstheologie war die plötzliche Verschiebung des bisher von Pfleiderer festgehaltenen Gesichtspunktes einer inneren Entwicklung, durch die Aufstellung von neuen äußeren Kategorien, welche ihren letzten Grund in der kirchenpolitischen That der Union hatten, der Einsicht in den tieferen Zusammenhang hinderlich.

Damit schließen wir die Betrachtung der ersten beiden Bücher des Werkes, um uns noch mit einigen Worten dem dritten Theile zuzuwenden, in welchem uns die geschichtliche Entwicklung der neuesten protestantischen Theologie nach ihren verschiedenen Seiten als neutestamentliche und alttestamentliche Exegese und endlich als kirchenhistorische Forschung vorgeführt wird. Verdient in den beiden ersteren die bereitwillige Anerkennung der hervorragenden Forschungen der Neuzeit auf diesen Gebieten unsere volle Zustimmung, so müssen wir noch gegen das letzte Kapitel dieses Theiles ein Bedenken äußern, welches um so berechtigter erscheint, da Pfleiderer gesteht, seine Auswahl aus der Menge kirchenhistorischer Forscher insofern getroffen zu haben, „als die Hauptwerke typisch sind für eine bestimmte Richtung und Stufe der theologischen Erkenntniß". Trotz dieses Gesichtspunktes vermissen wir in dieser Geschichte der protestantischen Theologie denjenigen, welcher für die Gesammtanschauung des Reformationszeitalters wenigstens die kirchengeschichtliche Forschung in weiter Ausdehnung beeinflußt hat. Albrecht Ritschl ist für die Schätzung des Mönchthums, der Mystik, Luther's, Zwingli's, Calvin's, der Wiedertäufer und der nachreformatorischen Bestrebungen des Sozinianismus und Arminianismus maßgebend geworden; und wie einst Gervinus' Stellung zu den Dichtern der deutschen Nation lange Zeit hindurch der alleinige Maßstab für

die Beurtheilung derselben wurde, so scheint sich jetzt auf dem Gebiete der reformatorischen Forschung ein ähnliches Schauspiel wiederholen zu wollen. Schon beginnen Ritschl's Aussagen den Charakter dogmatischer Axiome anzunehmen, und wie eine gangbare Münze cursiren sie in dem wissenschaftlichen Disput unserer Tage. Von dem mächtigen Eindruck seiner Gedanken auf die Untersuchung der Zeit Luther's und des Jahrhunderts vor derselben gewinnt man eine Ahnung aus der Skizze, welche Karl Müller über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiete der vorreformatorischen Zeit entworfen hat. Aber wie die fortschreitende wissenschaftliche Arbeit die Ideen des Urhebers zu begründen und auszubauen sich bemüht, hat sie zugleich das Gute, sie nach allen Seiten hin heller zu beleuchten. Ferner drängt im Kampfe der Gegensätze die Discussion zu immer bestimmterer und schärferer Formulirung der eigentlichen Meinung; und die noch im Halbdunkel gelassene Ansicht des Meisters tritt mit immer größerer Klarheit hervor. Doch nicht stets zu ihrem Vortheile. So machte gerade die ausgestaltende Thätigkeit der Anhänger Baur's auf die Mängel seiner Conceptionen aufmerksam; und schon scheint es, wie wenn sich hie und da mit Ritschl's Gedanken durch die fortschreitende Erörterung der Schüler ein ähnlicher Fall ereignen sollte. Wenigstens läßt sich der dogmatische Charakter dieser Forschung schon jetzt erkennen, wenn man ein Urtheil wie Karl Müller's in Anknüpfung an Kolde's bekanntes Werk über die Augustinercongregation vernimmt. Nirgends ist die isolirte Stellung Luther's so klar zum Ausdruck gebracht als in seinen Worten, daß sich auch in dieser Untersuchung wieder herausgestellt habe, „wie durchaus original Luther's Entwicklung und seine Entdeckung der neuen religiösen Gedanken verlaufen ist, wie unabhängig selbst die Vorstufen zu derselben durch ihn ausgegraben worden sind. Je mehr die Ullmann'schen Legenden zerschlagen worden sind, um so höher und reiner hebt sich die Gestalt des Reformators von der Grundlage der Zeit ab, welcher er entstiegen ist“.

Diese von Ritschl angebahnte Auffassung steht bei ihm im engsten Zusammenhange mit der wegwerfenden Behandlung der mystischen Erscheinungen, welche der Zeit Luther's unmittelbar voraufgehen und sie begleiten. Und wie die harte Beurtheilung solcher Bewegungen in ihrem letzten Grunde in seiner dogmatischen Ueberzeugung vom Wesen des Christenthums wurzelte, zeigt uns ein Blick auf die geschichtliche Entwicklung seiner religiösen Individualität. Schon im frühesten Entwurf seiner Dogmatik aus dem Jahre 1853 wird mit einem merkwürdigen Anklang an Fichte's Philosophie des Willens die christliche Religion als das

freie Sichselbstsetzen im absoluten Zweck dargestellt. Ritschl hat seine dogmatischen Untersuchungen mehrfach von vorn angefangen; und jedesmal, wenn er den Weg zurückgelegt, trat ihm Plan und Ziel klarer vor Augen; aber bei dem Willen als wesentlichem Element des religiösen Prozesses verblieb er zunächst; selbst dann, als ihm eine wissenschaftliche Psychologie klarere Vorstellungen von den Vorgängen des geistigen Lebens zuführte, lugte doch immer noch gleichsam verstohlen aus manchen Fugen und Spalten des gewaltigen Baues die ursprüngliche Bedeutung des Willens hervor. In dieser Auffassung vom Wesen der Religion, welche aus einer energievollen und willenskräftigen Individualität hervorquoll, wurzeln die Neigungen und Antipathien Ritschl's gegenüber den Erscheinungen der Geschichte. Da ihm jedes mystische Element in der Religion verhaßt war, so beurtheilte er auch mit schroffer Einseitigkeit alle Größen der Geschichte, in welchen sich das fromme Erlebniß in contemplativer Versenkung in Gott äußerte. Unter dieser Abneigung litt die vorurtheilsfreie Schätzung aller Mystiker seit den Tagen des Evangelisten Johannes bis zu Schleiermacher. Ebenso entstand aus ihr das Bestreben, in dem Luther nach dem Jahre 1517 jede Spur mystischer Frömmigkeit zu tilgen. Man darf hier nicht sagen, daß eine Jahre lange Quellenforschung dieses Urtheil herbeigeführt habe. Ritschl war, wie das Buch seines Sohnes zeigt, mit dieser Ueberzeugung fertig, als er sich eben von seiner urspünglichen Beschäftigung mit dem Urchristenthum dem Studium Luther's und seiner Zeit zuzuwenden begann. In einem Briefe an seinen Vater vom 2. Januar 1857, in welchem er von einem Vortrage über das Verhältniß der Reformation zur Mystik berichtet, heißt es bereits: „Ich habe nachgewiesen, daß Luther, wenn auch vor dem Anfang der Reformation stark mystisch theologisch gebildet, doch schon in jener Zeit anders gerichtete Grundbegriffe gehabt habe, daß im reformatorischen Werke die mystischen Elemente von ihm abgefallen seien, daß dagegen die radikale wiedertäuferische Bewegung die Frucht der mystischen Theologie sei." Vergleicht man diese Worte mit den entsprechenden Aeußerungen Ritschl's in seiner Geschichte des Pietismus und der Rechtfertigungslehre, so ist man über die seltene Constanz der Gedanken erstaunt. Aber auch sie ist nur eine Folge der consequenten Energie, welche den Grundzug in Ritschl's Charakter bildet. In dieser imponirenden Willenskraft, welche einen Hauptgedanken mit der ganzen Folgerichtigkeit des Denkens durchführt, liegt die Macht seiner Theologie; darauf beruht ihre Stärke und ihre Schwäche.

Wir schließen. Die vorliegenden Seiten wollen kein Bild von

dem Pfleiderer'schen Werke geben oder dessen Gedankenfülle auch nur annähernd erschöpfen. Dazu hätte es einer eingehenderen Hervorhebung dessen bedurft, was uns an Reichthum des Stoffes und der Belehrung geboten wird, als wir sie hier geben konnten. Vor allem mußte dann auch der Darstellung englischer Philosophie und Theologie gedacht werden, durch welche das Buch eine wesentliche und werthvolle Erweiterung erfährt. Sie beabsichtigen vielmehr nur eine Auseinandersetzung in einzelnen Punkten. Trotz der sich hierbei ergebenden Differenzen ist auch für uns das Werk eine erfreuliche Erscheinung, weil es einem tief empfundenen Bedürfnisse entgegen kommt und eine Lücke in der theologischen Literatur ausfüllt. Der Name des Verfassers, welcher auf den verschiedensten Gebieten theologischer Forschung rühmlichst bekannt ist, bürgt für eine entsprechende Lösung der schwierigen Aufgabe. Die leichte und klare Darstellung erschließt die dunkleren Gedankengänge der theologischen Erkenntniß auch einem weiteren Publikum. Gerade solche Werke im Stile edler Popularität aber sind mit Freuden zu begrüßen, da sie allein geeignet sind, den erschreckenden Indifferentismus gegen diese Seite wissenschaftlichen Lebens zu überwinden.

Schiller und die Schicksals-Idee.

Von

Walther Ribbeck.

Mit einer jener geistreichen Wendungen, die geeignet sind, helle Schlaglichter auf eine Seite der Erscheinungen zu werfen, ohne darum den Kern ihres Wesens erschöpfend darzustellen, hat einmal Kuno Fischer Schiller als den Dichter der Freiheit bezeichnet, der das Schicksal aus der Tragödie beseitigt, an dessen Stelle das Sittengesetz gesetzt, den Helden über das Schicksal erhoben habe*). Es ist die Frage, ob das, was der Philosoph hier Schiller als auszeichnende Eigenschaft zuerkannt wissen will, nicht damit zugleich andern Dichtern, etwa Shakespeare, mit Unrecht abgesprochen wird; es ist eine andere Frage, ob auch hiervon abgesehen, Schillers, des Dramatikers, Erscheinung hiermit richtig gekennzeichnet ist.

Denkt man nur an Schiller, den jugendlichen Dichter, so könnte man geneigt sein, jene Charakteristik seines Wesens ohne weiteres als zutreffend anzuerkennen. Nicht nur in dem allgemeineren Sinne, daß in Schillers Jugenddramen überall die Freiheit als die höchste Göttin, das Abschütteln jeder äußeren Fessel als das erstrebenswerthe Ziel gepriesen wird. Auch in dem andern, daß mehr oder weniger alle seine Helden, Karl Moor nicht minder wie Fiesko, Carlos so gut wie Marquis Posa, nicht einem übermächtigen Zwange der Umstände gehorchen, sondern in freier Wahlentscheidung sich ihren Weg selbst bestimmen, während für sie durchaus die Möglichkeit vorhanden ist, anders zu handeln als sie es gerade thun. Ist doch häufig nicht einmal ihr Charakter in so bestimmter Weise gezeichnet, daß ihm eine Art des Handelns entsprechender erschiene als die andere. Denselben Fiesko läßt der Dichter das eine Mal begierig nach der Krone greifen, das andere Mal sie in republikanischem Stolze zurückweisen.

---

*) Schiller als Philosoph Seite 49—53. In der zweiten Ausgabe, welche erst nach Abfassung dieses Aufsatzes erschien, fehlt dieser Passus.

Ja noch mehr, auch die ersten Abhandlungen, in denen Schiller seine Ansichten über das Wesen des Dramas niedergelegt hat, scheinen jene Charakteristik Fischers zu rechtfertigen.

In den Briefen an Körner aus den Jahren 1793 und 1794 die sich bemühen, ein objektives Merkmal der Schönheit aufzustellen, gelangt Schiller auf verschiedenen Umwegen endlich dazu, sie als Freiheit in der Erscheinung zu charakterisiren, das will sagen: Ein Ding ist dann schön, wenn es zwar einer Regel unterworfen erscheint, aber einer Regel, die ihm nicht von außen her aufgedrängt wird, sondern seiner eigenen Natur, seinem eigenen Charakter entspringt, wenn es gewissermaßen nur durch seine eigene Idee bestimmt erscheint. Wendet man diese Begriffsbestimmung auf das Drama an, wozu Schiller leider nicht gekommen ist, so würde sich daraus die der Auffassung Fischers entsprechende Forderung ergeben, daß der dramatische Held nicht unter dem mehr oder weniger bestimmenden Zwange äußerer Umstände, sondern gemäß dem fest bestimmten Gepräge seiner Natur zu handeln habe.

Die Ausschließung des Schicksals, die sich aus der Anwendung jener Begriffsbestimmung auf das Drama uns auf indirekte Weise ergeben hat, fordert Schiller nun direkt in seiner Abhandlung über die tragische Kunst.

Das Vergnügen, führt er darin aus, welches tragische Gegenstände uns gewähren, wird in der Weise hervorgerufen, daß durch die Ueberwindung einer Zweckwidrigkeit die Vorstellung einer höheren Zweckmäßigkeit erweckt wird. Unter jener Zweckwidrigkeit haben wir zu verstehen den Widerstand, welchem der Held bei Ausführung seiner Pläne begegnet, oder das Leiden, welches über ihn verhängt wird, unter jener Zweckmäßigkeit den schließlichen Sieg desselben, oder falls er unterliegt, das Obsiegen irgend einer höheren Idee. Jenes Vergnügen ist also aus zwei verschiedenen Gefühlen gemischt, aus Unlust, hervorgerufen durch die angeschaute Zweckwidrigkeit, und aus Lust, durch die daraus sich ergebende höhere Zweckmäßigkeit. Das Unlustgefühl in Folge der Zweckwidrigkeit ist aber kein reines, sondern mit derjenigen Lust gemischt, die der Anblick eines fremden, traurigen Affektes im Gefolge hat. Ein solches Unlustgefühl ist Mitleid. Damit das Mitleid, dessen Erregung die Tragödie bezweckt, in gehöriger Stärke erweckt werde, ist es nöthig, daß es nicht durch andere, dasselbe begleitende Gefühle erstickt werde. Ein solches Gefühl ist unser Unwille, wenn die Zweckwidrigkeit, deren Zeugen wir sind, eine gar zu große ist und durch keine höhere Zweckmäßigkeit aufgehoben wird.

Dieser unser Mitleid überwiegende Unwille kann rege gemacht

werden durch den Leidenden selbst, wenn er sich dieses Leiden durch unverzeihliche Schuld, durch Dummheit oder Schwäche selbst zugezogen hat, oder durch den fremden Urheber seines Leidens. Dieses letztere geschieht einmal dann, wenn dieser Urheber ein Bösewicht ist, der ohne zwingenden Grund blos in folge der Bosheit seiner Natur handelt.

Ferner wird das Mitleid, welches die Tragödie stets erregen soll, nicht lebhaft empfunden, es wird durch den Unwillen gegen das Verhängniß verdrängt, wenn das Unglück des Helden nicht sowohl dem Unverstande des Betroffenen oder der Bosheit des verursachenden als vielmehr dem Zwange der Umstände, dem Schicksal zu entspringen scheint. Die widerstandslose Ergebung, welche der Macht eines solches Verhängnisses gegenüber allein übrig bleibt, wirkt demüthigend und kränkend für freie, sich selbst bestimmende Wesen. Dies ist es, meint Schiller, was auch in den vortrefflichsten Stücken der griechischen Bühne etwas zu wünschen übrig läßt, weil in allen diesen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird und für unsere Vernunft fordernde Vernunft ein unaufgelöster Knoten zurückbleibt.

Nur eins kann uns über eine solche von der Natur selbst verschuldete Zweckwidrigkeit hinweghelfen, wenn dieselbe, welcher der einzelne zum Opfer fällt, nämlich nur das Mittel darstellt, das Interesse der Allgemeinheit und eben damit auch dieses einzelnen, insofern er ein moralisches Wesen ist, zu fördern. Wenn auf diese Weise die in uns aufsteigende Unzufriedenheit mit dem Schicksal hinwegfällt und sich in die Ahnung oder besser noch in ein deutliches Bewußtsein einer teleologischen Verknüpfung der Dinge verliert, dann gesellt sich zu unserem Vergnügen an moralischer Uebereinstimmung die erquickende Vorstellung der vollkommensten Zweckmäßigkeit im großen Ganzen der Natur und die scheinbare Verletzung derselben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird bloß ein Stachel für unsere Vernunft, in allgemeinen Gesetzen eine Rechtfertigung dieses besonderen Falles aufzusuchen und den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulösen. Die griechische Kunst habe sich zu dieser reinen Höhe tragischer Rührung darum nie erheben können, weil weder die Volksreligion noch selbst die Philosophie der Griechen ihnen so weit voranleuchtete. Der neueren Kunst, welche den Vortheil genieße, von einer geläuterten Phisophie einen reineren Stoff zu empfangen, sei es aufbehalten, auch diese höchste Forderung zu erfüllen und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten.

Wenn Schiller in diesen Ausführungen vom Schicksal redet, so scheint er darunter lediglich im antiken Sinne den Zwang äußerer

Verhältnisse zu verstehen. Indeß für uns ist noch eine andere Bedeutung des Schicksals denkbar, nämlich als die eigenste Natur des Menschen, aus welcher im letzten Grunde alles Thun und Leiden desselben sich ableitet. In dieser Weise hat Goethe, der die griechische Schicksalstragödie entschieden verwarf*), das Schicksal im modernen Sinne verstanden**), nämlich als „die entschiedene Natur des Menschen, die ihn blindlings da- oder dorthin führt“. Läßt man das Schicksal in diesem Sinne als das Haupt-Agens gelten, so hätte man damit zugleich die consequente Anwendung der früher erwähnten Schillerschen Theorie vom Schönen, nach der dasselbe die Darstellung des Wesens eines Individuums in allen seinen Aeußerungen sein soll, auf die Tragödie, einer Theorie, welche wir freilich erst nach dem Erscheinen jener Abhandlung von Schiller ausgesprochen finden.

Allerdings ist nun die Natur des Menschen nicht das ganze Schicksal, es gehören vielmehr noch die äußeren Verhältnisse dazu, in welche diese Natur versetzt ist. Diese äußeren Umstände müssen (wofern wir Schiller's in Briefen an Körner niedergelegte ästhetische Begriffe consequenter als er selber es gethan auf die Tragödie anwenden) innerhalb dieser, welche die Darstellung der Freiheit im Widerstreite zum Zwecke hat, sich der Entwicklung jener Natur entgegenstellen, diese Natur aber jene ihre Entwicklung trotzdem durchzusetzen versuchen, und selbst ihre Existenz nöthigenfalls daransetzen. Der Dichter hat nun zu zeigen, einmal, daß die Natur des Helden auf ein bestimmtes Ziel gerichtet ist, sodann, daß äußere Umstände ihn an der Erreichung dieses Zieles oder an der Behauptung des Erreichten verhindern, drittens, daß nur durch die Art, wie er wirklich handelt, die Möglichkeit gegeben ist, jenes Ziel wirklch zu erreichen. Ist eins jener drei Momente nicht mit hinreichender Deutlichkeit dargestellt, so scheint uns das Handeln des Helden nicht sowohl der Nothwendigkeit seiner Natur als vielmehr einer gewissen Willkür entsprungen, wie wir dies in Bezug auf Schillers Jugenddramen im Anfange unserer Betrachtung hervorgehoben haben. Schiller selbst macht es einmal dem Macbeth zum Vorwurf, daß hier das Schicksal weit weniger Schuld habe, als der Mensch, daß er zu Grunde gehe***). Er meint damit wohl, daß dem Macbeth die Ermordung des Königs durch die Umstände nicht nahe genug gelegt sei, und in Folge dessen dieses entsetzliche Verbrechen allzusehr als der bloße Akt einer willkürlichen Laune erscheine. Man könnte freilich hiergegen

*) Gespräche mit Eckermann II. S. 241. (März 1832.)
**) Goethe an Schiller den 26. April 1797.
***) Schiller an Goethe 28. Nov. 1796.

einwenden, daß eben die dämonische Natur des ehrgeizigen Mannes, die keiner stärkeren äußeren Antriebe bedarf als sie ihm in der Prophezeiung der Hexen gegeben sind, hier das Schicksal darstellt. Versteht Schiller, wie es hiernach fast den Anschein hat, hier unter Schicksal lediglich den Zwang äußerer Umstände, so wäre damit theoretisch eine bedenkliche Annäherung seinerseits an den antiken Schicksalsbegriff gegeben.

Auch gegen seinen eigenen Wallenstein erhebt nun aber Schiller ganz dasselbe Bedenken wie gegen den Macbeth, daß nämlich das eigentliche Schicksal noch zu wenig, der eigentliche Fehler des Helden noch zu viel zum Unglück des Helden beitrage*). Dieses Bedenken stammt freilich aus dem Beginn seiner Arbeit am Wallenstein, dem Jahre 1796, und er scheint später Mittel gefunden zu haben, dasselbe zu heben, denn er schreibt im Fortgang des Werkes an Goethe: „Da der Hauptcharakter eigentlich retardirend ist, so thun die Umstände eigentlich alles zur Krisis, und das wird, wie ich denke, den tragischen Eindruck sehr erhöhen**).

Welche äußeren Umstände hat nun Schiller entgegen der ursprünglichen Gestaltung der Fabel, wie sie ihm durch die Geschichte überliefert war, dazu benutzt, die Katastrophe weniger als das Werk des Helden und mehr als dasjenige des Schicksals erscheinen zu lassen? Vor allem die von der Geschichte nicht berichtete Aufgreifung des Sesyma Raschin, welche dem Helden des Dramas einen ehrenvollen Rückzug fast unmöglich macht und ihn zwingt, das, womit er bisher als mit einer Möglichkeit in Gedanken gespielt, in Wirklichkeit umzusetzen. Dadurch wird das in diesem Drama waltende Schicksal freilich noch nicht zu einem antiken, nach Goethe's Meinung für uns Moderne nicht mehr zulässigen. Der Held des Dramas allerdings glaubt an ein derartiges Schicksal, welches durch Träume und Stellung der Gestirne seinen Willen offenbare, aber von einem solchen subjectiven Glauben bis zu der objectiven Wirklichkeit einer derartigen Macht ist immerhin noch ein weiter Weg. Und dieser Glaube ist doch hinwiederum nur ein anderer Ausdruck seines Selbstgefühls, vermöge dessen sich Wallenstein als einen von den Himmlischen mit besonderen Offenbarungen Begnadeten betrachtet. Die Sterne seines Schicksals leuchten hier durchaus in des Helden eigener Brust, sein Verhängniß ist nichts anderes als seine königliche Herrschernatur, die ihn befähigt, aber auch berechtigt, als Feldherr und Staatsmann selbstwillig in die weltgeschichtlichen

*) Ebd.
**) Schiller an Goethe am 2. Oct. 1797.

Begebenheiten einzugreifen, während ihn die Verhältnisse doch nur als Unterthan geboren werden ließen. Die Gunst des Glückes und sein eigener Genius haben diese Ungerechtigkeit einigermaßen wieder ausgeglichen, indem sie ihm eine vergleichsweise freie und unabhängige Stellung an der Spitze der kaiserlichen Heere verschafft haben. Aber so mächtig und glanzvoll Wallenstein auch dasteht, souverän ist er darum doch nicht, er bleibt immer abhängig von dem Willen eines Höheren, der die Befugniß hat, ihn jeder Zeit des übertragenen Amtes zu entheben. Die Entfernung aus einer Stellung aber, die allein ihm die Möglichkeit gewährt, die ihm inne wohnenden Eigenschaften und und Anlagen zu entfalten, ist für Wallenstein gleichbedeutend mit Verkümmerung seines eigensten Wesens. Die Verwicklung der äußeren Umstände bringt es nun mit sich, daß er diese Gefahr drohend immer näher und näher an sich herankommen sieht und ihr gegenüber keinen andern Ausweg mehr erblickt, seine Persönlichkeit zu behaupten, als den des Verbrechens, der Felonie. Die Consequenzen, die sich daraus für einen Mann wie Wallenstein mit Nothwendigkeit ergeben, sind allerdings merkwürdigerweise seiner Umgebung klarer als ihm selber. Selbst nach der Aufgreifung des Sesyma Raschin, als nach der Meinung der Seinigen und auch der des Oberst Wrangel alle Brücken zum Rückzug abgebrochen sind, scheint Wallenstein einen Moment daran zu denken, durch Desavouirung des Grafen Terzky und freiwilligen Verzicht auf sein Amt sich Straflosigkeit zu erkaufen. Die Hohnreden der Gräfin Terzky, die ihn besser kennt als er sich selber, müssen es ihm erst zum Bewußtsein bringen, wie wenig einem solchen Leben ein solcher Ausgang gezieme. Ja, auch nachher noch, als Max Piccolomini in seinem jugendlichen Idealismus auf ihn eingeredet, scheint Wallenstein einen Augenblick geneigt zu sein, die Unterhandlungen mit den Schweden scheitern zu lassen, wo doch sein Sturz auch ohne den förmlichen Verrath unausweichlich ist und nur dieser letztere ihm noch eine Achtung gebietende Macht sichert. Nur der zufällige Umstand, daß der schwedische Abgesandte überraschend schnell verschwunden ist, verhindert ihn, wie es scheint, dieses unbegreifliche Vorhaben auszuführen.

Trotz alledem behält das Schicksal in diesem Drama, wie Wallenstein selber hervorhebt, nur darum Recht, weil das Herz des Helden sein gebieterischer Vollzieher ist, aber jener Theorie zu Liebe, daß die Katastrophe der Willkür des Helden möglichst entrückt sein müsse, erscheint derselbe von einer Passivität und Bestimmbarkeit, die unsere Achtung vor dem Feldherrn und Staatsmann bedenklich gefährden muß.

Diese Passivität Wallensteins contrastirt seltsam mit Schillers früheren Ansichten über das Wesen des tragischen Helden, wie er dieselben in der Abhandlung über das Pathetische ausgesprochen hat. Diese Abhandlung zeigt sich am meisten von allen durch die kantische Sittenlehre beeinflußt, und sie vor allem muß Kuno Fischer zum Belege für seine Behauptung dienen, daß Schiller der Dichter der Freiheit sei. Nach ihr hat das Drama ein Erhabenes der Handlung darzustellen, und zu dieser werde erfordert, daß das Leiden des Helden auf seine moralische Beschaffenheit nicht nur keinen Einfluß habe, sondern vielmehr umgekehrt das Werk seines moralischen Charakters sei. Dies kann auf zweierlei Weise sein. Entweder mittelbar und nach dem Gesetz der Freiheit, wenn er aus Achtung für iregend eine Pflicht das Leiden erwählt. Oder unmittelbar und nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moralisch büßt. Da Schiller einmal bemerkt, daß die tragische Kunst es vor allem mit der Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden zu thun habe, so können wir wohl annehmen, daß ihm die erstere dieser beiden Arten höher gestanden habe als die zweite, die er freilich gleichfalls für zulässig erklärt. Denn es liege im Interesse der Einbildungskraft, nicht daß recht gehandelt werde, sondern daß recht handeln möglich sei. Diese Möglichkeit liegt aber in jeder starken Aeußerung von Freiheit und Willenskraft und diese letztere kann ebensogut von einem Bösen wie von einem Guten ausgehen. Denn Laster, welche von Willensstärke zeugen, kündigen eine größere Anlage zur wahrhaften moralischen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stützung von der Neigung entlehnen, weil es dem consequenten Bösewicht nur einen einzigen Sieg über sich selbst, eine einzige Umkehrung der Maximen kostet, um die ganze Consequenz und Willensfestigkeit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden. Daß uns nun Wallenstein, der doch sicherlich in die zweite und nicht in die erste Klasse gehört, durch seine Willensstärke imponire, wird man nicht behaupten können, aber thäte er es auch, so würde er doch immer hinter einem Helden der ersten Klasse an tragischem Interesse zurückstehen, denn, kommt es einmal auf die Darstellung der moralischen Freiheit an, so muß uns die Wirklichkeit derselben doch mehr interessiren, als die bloße Möglichkeit. Eine Person, die um den kategorischen Imperativ der Pflicht zu erfüllen, Leiden und Unglück freiwillig auf sich nimmt, ist im Wallenstein allerdings vorhanden und ihr müßte sich daher den theoretischen Ausführungen Schillers zufolge, das stärkere Interesse zuwenden. Man kann es daher Körner nicht so sehr übel nehmen, wenn er in Max Piccolomini den eigentlichen Helden wenig-

stens der Piccolomini sehen wollte*), wofür er von Schiller freilich zurecht gewiesen wurde. Er setzte ihm auseinander, daß das moralische Gefühl niemals den Helden zu bestimmen habe, sondern allein die Handlung, insofern sie sich auf ihn allein beziehe oder allein von ihm ausgehe. Der Held einer Tragödie brauche nur so viel moralischen Gehalt als nöthig sei, um Furcht oder Mitleid zu erregen**). Einen gewissen Widerstreit mit Schillers früheren Anschauungen läßt diese Aeußerung doch nicht verkennen. Schiller war eben in der Zwischenzeit zu einer Auffassung des Dramas gelangt, die ihm das moralische Interesse im Kantischen Sinne nicht mehr als das Wesentliche an demselben erscheinen ließ.

„Der Wallenstein ist freilich keine griechische Tragödie und kann auch keine sein", bemerkt Schiller selber einmal gegen Körner***). Der verhaltene Seufzer, der durch diese Bemerkung hindurchklingt, giebt davon Kunde, daß Schiller damals die höchsten aber für den Modernen unerreichbaren Muster in den griechischen Tragikern erblickte. Nach ihrem Vorbilde gelangte er immer mehr dazu, das Hauptgewicht nicht auf das Thun und Wollen des Helden, auf den Widerstand desselben gegen das Leiden, sondern auf dieses Leiden selbst und die dasselbe veranlassenden äußeren Umstände zu legen. Noch mehr als beim Wallenstein tritt das bei Schillers nächstem Drama, bei der Maria Stuart hervor. Hier ist die Katastrophe von dem Thun und Lassen der Heldin völlig unabhängig, dieselbe wird über sie verhängt von einer fremden, äußeren Gewalt gegen die sie, an Händen und Füßen gebunden, vergeblich ankämpft, denn an dem Verbrechen, dessentwegen sie zum Tode verurtheilt wird, dem Hochverrathe Babington's und Tichburn's, ist Maria nach ihrer eigenen Erklärung und der Meinung des Dichters unschuldig. Auch kann man nicht sagen, daß sie durch größere Mäßigung ihrerseits in der Gartenscene die Vollstreckung des Todesurtheils vielleicht hätte abwenden können. Allerdings trägt der vernichtende Hohn, mit dem sie ihrer Gegnerin den Flecken ihrer Geburt entgegen hält, dazu bei, derselben die Feder zur Unterzeichnung des Todesurtheils in die Hand zu drücken. Aber das Entscheidende, was ihr Verderben herbeiführt, was das Volk von London wie den Staatskanzler Burleigh ihren Tod verlangen läßt, ist doch der Mordversuch der Genossen Mortimers, an dem sie keinen Antheil hat. Sie leidet und stirbt daher vollkommen schuldlos, ein Opfer unglückseliger Verhältnisse, die sie schon von der

*) Körner an Schiller, den 16. Jan. 1800.
**) Schiller an Körner, den 13. Juli 1800.
***) Schiller an Körner, den 8. Jan. 1798.

Geburt an zur Gegnerin der englischen Königin gemacht haben. Sie selber faßt ihr Leiden freilich als Buße für eine frühere Schuld auf, für die Tötung ihres Gatten Darnley. Aber zwischen dieser Schuld und jener Buße besteht kein kausaler und daher auch kein dramatischer Zusammenhang. Maria Stuart macht so wenig den Eindruck einer dramatischen Heldin, daß man dieselbe vielfach nicht in ihr, sondern in Elisabeth hat sehen wollen. Aber die seltsame Passivität, zu der die Person, von der das Stück den Namen trägt, verurtheilt ist, entspricht, wie wir sahen, durchaus Schillers damaligen Anschauungen, nach denen das Verhalten des Helden möglichst wenig Antheil an der Katastrophe haben sollte.

Einen bei weitem thatkräftigern Eindruck als Maria Stuart macht die Jungfrau von Orleans. Aber auch hier ist die entscheidende Wendung, durch welche die Katastrophe herbeigeführt wird, weniger das Werk der Heldin als das des Schicksals. Sie verstummt gegenüber der gräßlichen Anklage ihres Vaters, die sie mit einem Hauche ihres Mundes wegblasen könnte, weil sie in derselben den Willen höherer Mächte zu erkennen glaubt.

„Ich unterwarf mich schweigend dem Geschick,
Das Gott, mein Meister, über mich verhängte.“

Die verhängnißvollen Donnerschläge, welche diesen ganzen Vorgang begleiten, müssen dazu dienen, sie und alle andern Anwesenden in ihrer Meinung zu bestärken, daß hier eine höhere Macht ihre Hand im Spiele habe, welcher der schwache Mensch sich widerstandslos beugen müsse. Die Erinnerung an die geheimnißvollen Warnungen des schwarzen Ritters trägt dazu bei, uns glauben zu lassen, daß hier etwas längst Vorherbestimmtes, nicht nur von Menschen Gewolltes sich vollziehe.

Von dem Eingreifen höherer Mächte in jener entscheidenden Scene der Jungfrau bis zur Wiedereinführung des antiken Schicksals ist nur ein Schritt. Diesen Schritt that Schiller in der Braut von Messina. Schon während der Arbeit am Wallenstein hatte sich Schiller mit dem Gedanken getragen, einen Stoff zur Tragödie aufzufinden, der von der Art des König Oedipus wäre und dem Dichter die nämlichen Vortheile verschaffte. Denn die tragische Wirkung gerade dieses Dramas schien ihm die höchst erreichbare zu sein, denn das Geschehene sei als unabänderlich seiner Natur nach viel fürchterlicher, und die Furcht, daß etwas geschehen sein möchte, afficire das Gemüth ganz anders als die Furcht, daß etwas geschehen möchte. Aber er verbarg sich nicht, daß die Wirkung des Königs Oedipus in gleicher Stärke nur dann zu er-

zielen sei, wenn man von denselben Voraussetzungen ausgehen könne, wie der griechische Dichter und der Glaube an diese Voraussetzungen sowohl bei den Personen des Dramas als bei den Zuschauern vorhanden sei. Das Orakel schien ihm einen Antheil an der Tragödie zu haben, der schlechterdings durch nichts Anderes sich ersetzen lasse. Ja, er besorgte, daß, wenn man das Wesentliche der Fabel selbst bei veränderten Personen und Zeiten beibehielte, lächerlich werden würde, was jetzt furchtbar sei*).

Trotz dieser Bedenken schuf er wenige Jahre später das für unmöglich gehaltene Gegenstück zum König Oedipus, wobei er die Orakel durch weissagende Träume ersetzte, sonst aber das Schicksal dieselbe untrügliche, die Menschen wider Willen nach seinem Plane lenkende, grausame und heimtückische Rolle spielen ließ, wie dort. Die Braut von Messina straft den Satz, daß Schiller der Dichter der Freiheit sei, am frappantesten Lügen. Sie nimmt aber keine isolirte Stellung unter den Schiller'schen Dramen ein, sondern sie bezeichnet nur das Ende eines Weges, auf dem er sich mit Bewußtsein der griechischen Tragödie mehr und mehr näherte. Je weniger Schuld der Mensch an dem über ihn verhängten Geschick habe, je unvermutheter dasselbe über ihn hereinbreche und je ohnmächtiger er ihm gegenüber stehe, desto machtvoller schien ihm die tragische Wirkung zu sein. Der Eindruck, den er wie Goethe aus der ersten Aufführung der Braut von Messina davontrugen, schien ihnen von der Richtigkeit dieses künstlerischen Prinzips zu zeugen. Und allerdings ist die Wirkung gerade dieses Dramas eine ganz ungeheure und zwar wesentlich deshalb, weil die Schicksalswendung hier über die Heldin — denn als solche müssen wir Isabella doch wohl betrachten — auf dem Höhepunkte ihres scheinbaren Glückes ganz unvermuthet hereinbricht. Eben ihr Sicherheitsgefühl aber, welches den jähen Absturz um so erschütternder wirken läßt, ist wiederum bedingt durch den ihr zu Theil gewordenen zweideutigen Orakelspruch, den sie begreiflicher Weise in dem ihr günstigsten Sinne auslegt. Eine gewaltige Wirkung ist also erzielt durch die Anwendung von Mitteln, die für unser Bewußtsein einmal unleugbar etwas Fremdartiges und Verletzendes haben. Denn so tückisch und überlegen wie nur immer im König Oedipus spielt hier das Schicksal mit den blinden Menschen, durch allerhand Listen weiß es sie, die bei ihrer Scheu nur der Stimme einer wohlwollenden Gottheit zu folgen meinen, auf Wege zu locken, die sie ins Verderben führen, und ohne daß an ihnen, wenigstens was die Haupt-

*) Schiller an Goethe, den 2. Oct. 1797.

person betrifft, eine Schuld haftet, die zu ihrem schrecklichen Geschick in irgend welchem Verhältniß stände*). Auch wird man nicht sagen können, daß das Ziel, welches durch solche Mittel erreicht wird, die Anwendung derselben nachträglich rechtfertigte. Das Resultat ist die allgemeine Vernichtung, und ohne daß hinter derselben, wie etwa in Richard dem Dritten oder Hamlet, die Aussicht auf eine bessere Zukunft tröstend sich erhöbe. So wendet sich der Tadel, den Schiller einst gegen die griechische Tragödie ausgesprochen, hier gegen seine eigene Schöpfung, auch diese entläßt uns mit einem niederdrückenden, nicht einem befreienden Gefühl. Das große gigantische Schicksal zermalmt hier freilich, aber es erhebt nicht. Den Eindruck aber, den alle Produkte dieser Art auf den modernen Menschen unausbleiblich machen müssen, hat Goethe gekennzeichnet in seinen Worten zu Eckermann: „Dergleichen ist unserer jetzigen Denkungsweise nicht mehr gemäß, es ist veraltet und überhaupt mit unsern religiösen Vorstellungen im Widerspruch. Verarbeitet ein moderner Poet solche frühere Ideen zu einem Theaterstück, so sieht es immer aus wie eine Art Affektation. Es ist ein Anzug, der längst aus der Mode gekommen ist, und der uns gleich der römischen Toga nicht mehr zu Gesicht steht**)."

Im Gegensatz nicht zu den alten Tragikern überhaupt, aber zu einigen ihrer bedeutendsten Erzeugnisse sind die neueren Dramatiker seit Shakespeare bemüht gewesen, die Schicksale ihrer Helden aus ihren Charakteren abzuleiten. Schiller, der theoretisch dieses Verfahren als das allein berechtigte anerkannte, war doch praktisch den entgegengesetzten Weg gegangen, indem er mehr und mehr dem Schicksale den entscheidenden Antheil an der Handlung zuwies. Nach der Braut von Messina aber, die in dieser Beziehung nicht mehr gut überboten werden konnte, sehen wir ihn plötzlich im Tell wieder auf die Pfade seiner Jugend zurückkehren. Denn genau wie in seinen ersten Dramen ist die entscheidende That des Helden hier im Grunde eine zufällige, weil sie weder durch die äußeren Umstände noch durch die Natur des Handelnden mit zwingender Nothwendigkeit bedingt erscheint. Dagegen hat er in dem leider unvollendet gebliebenen Demetrius gleichsam das Muster einer Schicksalstragödie im modernen, Goethe'schen Sinne aufgestellt. Der Antheil des Schicksals, d. h. der äußeren Umstände an der Handlung besteht hier nur darin, daß es den Helden in die Lage bringt, zwischen zwei Dingen wählen zu müssen, entweder ruhmlos

*) Von dieser Ansicht haben mich auch Bellermanns Ausführungen in seinem Buche über Schillers Dramen nicht abbringen können.

**) Eckermann, Gespräche mit Goethe März 1832.

von dem Schauplatze seiner Thätigkeit zu verschwinden oder trotz des Bewußtseins, ein Betrüger zu sein, mit eiserner Stirn seinen Weg zu Ruhm und Größe fortzusetzen. Daß Demetrius das letztere wählt, entspringt dem innersten Wesen seiner königlichen Natur, die somit im letzten Grunde sein Schicksal darstellt. Die äußere Schicksalswendung aber, durch welche es dem Helden zum Bewußtsein gebracht wird, daß er nicht derjenige sei, für den er sich bisher gehalten, würde in der Ausführnng hier ähnlich erschütternd gewirkt haben, wie diejenige der Braut von Messina, ohne auf eine so künstliche und übernatürliche Weise vorbereitet zu sein.

Schweizerischer Irredentismus.

Eigentlich liegt in dieser Ueberschrift ein Widerspruch. Der Begriff „Irredentismus“ geht von der Voraussetzung der Stammeszugehörigkeit aus. Die schweizerische Eidgenossenschaft stellt aber die entschiedenste Verneinung des „Nationalitätenprinzips“ dar. Neben den Deutschen sitzen die Franzosen und Wälschen, und ein ansehnliches Häuflein Romanen im Südosten des Landes will auch nicht übersehen sein. Drei Staatssprachen — deutsch, französisch und italienisch! Es wäre nicht unlogisch, wollte man aus einem solchen Durcheinander von Sprachen und Rassen auf ein locker gefügtes Staatswesen schließen, zumal wenn man seine Grundlage — Zusammenschweißung durch Waffengewalt und dann die künstliche Gründung des Jahres 1815 — in's Auge faßt. Und doch würden solche Schlüsse fehl gehen. Es giebt außer der Stammeszugehörigkeit noch zwei Dinge, welche einen Staat in sich zu festigen vermögen: die geschichtliche Ueberlieferung und ein gemeinsames politisches Fühlen und Denken. Zunächst das Letztere. Völlig zutreffend sagt der Berner Professor C. Hilty in seinem neuesten „politischen Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft“ (Rundschau über das Jahr 1891), daß die demokratische Gesinnung in der Schweiz einem Glauben gleiche, der sich unwiderstehlich weiter und weiter ausbreite. Das ist es: der Schweiz erwächst ein innerer Halt aus der Thatsache, daß der politische Luftkreis rings um ihre Grenzen ein ganz anderer ist, als der, in welchem die große Mehrheit ihrer Bürger athmet. Am verwandtesten ist er noch nach Westen hin; daher auch die unbestreitbaren Sympathien des überwiegenden Theiles des Schweizervolkes mit dem französischen Nachbar. Es ist nicht zu läugnen, daß in der Schweiz — neben anderen Umständen — dies Umsichgreifen der demokratischen Gesinnung zur Erstarkung des Staatsgedankens seit 1815 ganz erheblich beigetragen hat. Wenn auch noch ein gutes Theil „Cantönli-Geist“ vorhanden ist, so fühlt sich doch heute der Schweizer als solcher und

singt, einerlei, ob Thurgauer, Aargauer oder Berner sein: „Rufst du mein Vaterland!“

Aber schon blickt er auch über die Grenzen seines Ländchens hinaus und findet an denselben allerlei Verbesserungen wünschenswerth. Zu unserer Ueberraschung gewahren wir: auch für die moderne Schweiz giebt es terre irredente, „unerlöste Lande“. Da hier von „Nationalitäten“, wie erörtert, nicht die Rede sein kann, so bleibt nur eine andere Art von Irredentismus: ein geschichtlicher, genährt von praktischer Staatsklugheit, d. i. von dem Bestreben, sich gebietlich abzurunden. Liest man die Gutachten des Hans Konrad von der Linth aus den Jahren 1800 und 1801, als die Schweizer mit Hülfe Frankreichs allerhand vortheilhafte Grenzgeschäfte zu machen suchten, oder auch das des Oberstquartiermeister Finsler vom Jahre 1814, als die Eidgenossenschaft gegen Frankreich, mit Unterstützung der Verbündeten, dasselbe Ziel verfolgte, so ersieht man, wie viele pia desideria die Schweiz hinsichtlich ihrer Grenzen hegte und wie wenig sie sich scheute, Gebietserweiterungen auf Kosten Dritter zu erstreben. Doch das kann uns in einer Zeit des allgemeinen Länderschachers wenig befremden. Ein Nachklang dieser Zeit ist der Schmerzruf Pictet de Rochemont's, des schweizerischen Unterhändlers 1815, in einer 1820 veröffentlichten Schrift: „die Glacis des Bollwerks fehlen“. In Erstaunen jedoch setzt es uns, wenn wir in unserer Zeit wieder ähnliche Gelüste laut werden hören. Freilich lassen sie sich nur mit einer gewissen Schüchternheit vernehmen und es würde nicht allzuviel beweisen, wenn wir einzelne Preßstimmen hier anführen wollten. Zweckmäßiger ist, wenn wir uns an einen einzigen Stimmführer halten und ein solcher ist der oben bereits genannte, der radikal-demokratischen Partei angehörige Professor des Bundesstaatsrechts und Völkerrechts an der Universität Bern, C. Hilty, ein ebenso anregender als fruchtbarer Schriftsteller. Vor uns liegen — ein Beweis, daß wir es nicht mit einer vorübergehenden Laune Hilty's zu thun haben — drei dahin zielende Kundgebungen aus verschiedenen Jahren: im „Politischen Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft“ für 1887 und 1891 (letzteres 1892 erschienen) und in seiner Schrift: „Die Neutralität der Schweiz in ihrer heutigen Auffassung“ (Bern, 1889. K. J. Wyß).

Aus dem „Politischen Jahrbuch“ für 1889 erfahren wir, was für „unerlösten Ländern“ die Schweiz nachzutrauern hat. Dies wird freilich nicht mit unverhüllten Worten gesagt, indeß zählt Professor Hilty alle diejenigen Gebiete auf, welche früher einmal zur Schweiz gehört haben und es fällt nicht schwer, zwischen den Zeilen zu lesen,

wie wünschenswerth es wäre, daß sie auch heute noch mit der Eidgenossenschaft verbunden wären. Es handelt sich dabei nicht lediglich um ein paar Landzipfelchen, die passend zur Abrundung des Gebietes dienen könnten.

Beginnen wir im Westen, so gehörte ehedem einmal die Stadt Mülhausen im Elsaß zur Eidgenossenschaft; dann südöstlich des Jura, die kleine Landschaft Gex und südlich des Genfer Sees die savoyischen Provinzen Chablais und Faucigny. Die letztgenannten Gebiete — das Land Gex und Hoch-Savoyen — gingen freilich bereits 1564 an Sardinien verloren! Weiterhin folgt das Eschenthal (Valle d'Ossola, bezw. Val Pommatt), welches 1515 an das Herzogthum Mailand fiel. Ferner das Veltlin, nebst den beiden Grafschaften Bormio und Chiavenna. „Der Freistaat der drei Rhätischen Bünde besaß (bis 1618) den Ausgang des Münsterthals bis gegen Mals und Glurns."

Auch die Stadt Rottweil in Würtemberg war einmal mit der Eidgenossenschaft vereinigt!

Weniger kümmern uns die Besatzungsrechte, welche die Schweiz zeitweise in Constanz, Rheinfelden, Laufenburg, Säckingen und Waldshut, sowie auch in Besançon besaß, wie auch die virtuelle Herrschaft über die Franche-Comté, welche sie sich 1477 für 100000 rheinische Gulden erst von Frankreich, dann von Maximilian von Oesterreich abkaufen ließ.

Wir sehen: ehedem schweizerische, „unerlöste" Länder ringsum und keiner der Nachbarn — Deutschland, Frankreich, Italien und Oesterreich — unbetheiligt! Wir sehen aber auch, daß der „geschichtliche Irredentismus" eine große Hartnäckigkeit besitzt. Seit Jahrhunderten sind diese Länder im fremden Besitz. Und wie lange hat die Schweiz über sie verfügt? Ein in die Augen springendes Beispiel bildet das oben bereits erwähnte Eschenthal, dessen Verlust Professor Hilty im „Politischen Jahrbuch" für 1891 einen besonderen Aufsatz widmet. Freilich ist hinsichtlich dieses Gebietes der practische Werth für die Schweiz nicht zu unterschätzen: gehörte dieses Thal noch zur Schweiz, so würde Ein- und Ausgang des geplanten Simplon-Tunnels auf schweizerischem Boden liegen und der Tunnel wäre wohl längst in Angriff genommen, wenn nicht fertig. Jetzt wird der südliche Ausgang auf italienischem Gebiet münden.

Also das Eschenthal wurde 1411 von den Schweizern erobert; 1515 ging es endgültig wieder verloren. Wie lange aber gehörte es in diesen 104 Jahren zur Eidgenossenschaft? Im ganzen etwa 13 Jahre. Fünf oder sechs Mal wiedererobert, ging es nach ein paar

Jahren des Besitzes jedesmal wieder verloren! Von einer innigen Verbindung mit der Schweiz konnte da nicht die Rede sein, und mit den anderen Landstrichen, die wir oben aufführten, stand es ganz ähnlich.

Eigenartig hat sich das Verhältniß zwischen der Eidgenossenschaft und Hoch-Savoyen gestaltet. Der Wiener-Congreß und im Anschluß daran der zweite Pariser Frieden ließen dieses Gebiet im Besitz des Königreiches Sardinien, erklärten es aber für neutral und zwar in der Weise, daß die Neutralität Nord-Savoyens einen Theil der schweizerischen Neutralität ausmachen solle. Dem Souverän dieser Landstriche wurde die Anlage von Befestigungswerken untersagt und aufgegeben, im Kriegsfalle seine Truppen aus ihnen zurückzuziehen. Dafür erhielt die Schweiz das Recht zum Einmarsch und zur Besetzung. Ihr sollte eine günstigere „Militärgrenze" im Südwesten geboten werden, als sie in ihren natürlichen Abgrenzungen (Wallis) besaß: also zur Abwehr gegen Frankreich. Die Lage mußte daher eine Verschiebung erleiden, als 1860 Savoyen in den Besitz eben dieses Landes überging. Frankreich erkannte zwar — zuletzt noch feierlich 1883, als es sich um die Anlage von Befestigungswerken auf nordsavoyischem Boden handelte — die Pflichten, die aus der Neutralität jenes Landstriches erwachsen, als für sich verbindlich an, doch scheint die neuerliche Besichtigungsreise Freycinets auf einen Wechsel in den Anschauungen zu deuten.

Die Schweiz hat bis in die letzten Jahre an einem Rechte zur Besetzung von Nordsavoyen im Kriegsfalle ebenso hartnäckig festgehalten, wie sie die Pflicht zu solchem Einschreiten läugnete. Wahrscheinlich ist zwar die Ausführung eines Einmarsches nicht und zwar seit 1860 noch weniger, als vordem. Ungelöst ist auch die Frage, ob die Verletzung der Neutralität Hochsavoyens in ihren Folgen gleich einer Verletzung des schweizerischen Bodens zu achten ist.

Jedenfalls spielen zahlreiche Fäden von der Schweiz zu Nordsavoyen herüber, darunter z. B. commercielle Erleichterungen im Grenzverkehr auf Grund der alten Verträge, so daß unter den oben aufgezählten „unerlösten Ländern" den beiden savoyischen Provinzen Chablais und Faucigny die erste Stelle gebührt. Daher kann uns nicht allzusehr Wunder nehmen, wenn eine neuerdings in Rom gleichzeitig in italienischer und in französischer Sprache erschienene Broschüre*) den Schwei-

*) La neutralità della Svizzera. Roma Casa editrice Italiana. Französische Ausgabe im selben Verlage. Die an einzelnen Stellen in hoher Politik gradezu schwelgende Schrift hält die Schweiz für nicht im Stande, die Neutralität

zern für den Kriegsfall unbedingten Anschluß an den siegessichern Dreibund räth und als Lohn die Angliederung von Hochsavoyen in Aussicht stellt. Freilich hat das der Italiener leicht zu vergeben.

Für uns ist es von größerer Wichtigkeit zu sehen, wie der schweizerische Irredentist sich die Verwirklichung seiner Träume denkt.

Oder sollten sie rein platonischer Natur sein? Keineswegs. Da ist eine gewisse Richtung, deren Vertretern die Brust schwillt bei dem Gedanken an die kriegerischen Großthaten ihrer Altvordern: sie möchten es ihnen darin gleichthun und halten die Miliz-Armee troß aller ihrer in die Augen springenden Schwächen für ein völlig ausreichendes Kriegsinstrument. Auch die „ewige“ Neutralität soll keck über Bord geworfen werden. Arm an Arm eines mächtigen Freundes ein glücklicher Krieg — und dann eine vergnügliche Abrundung der Grenzen, hauptsächlich im Süden auf Kosten der bestgehaßten Italiener, denen man obendrein die gleichen Absichten auf den Kanton Tessin zutraut. Ja, wenn man nur im Voraus wüßte, wer von den großen Nachbarstaaten den Sieg davon tragen wird! Indeß ist die Partei dieser Kriegshelden der Zukunft nicht allzu ernst zu nehmen; sie zählt nur spärliche Anhänger und es giebt eine große Anzahl einsichtiger Männer in der Schweiz, welche — im Bewußtsein des Werthes der Neutralisation für das Land — niemals die Ausführung derartiger muthwilliger Streiche zulassen würde. Als 1870 in Savoyen eine Partei das Einschreiten der Schweiz wünschte — wohl mit der stillen Hoffnung auf einen späteren gänzlichen Anschluß (vergl. das oben Gesagte) — widerstand die Eidgenossenschaft der Verlockung.

Mehr Beachtung verdient eine vorsichtigere Richtung, als deren Vertreter wir grade Hilty ansehen. Diese Richtung hat von den Pflichten eines ewig und garantirt neutralen Staates eine ganz correcte Auffassung. Derjenige Staat, welcher bei kriegerischen Verwicklungen zuerst schweizerisches Gebiet betritt, wird mit den Waffen in der Hand bekriegt; selbstverständlich lehnt sich die Schweiz dann an den Gegner dieser Macht an. Es kann nicht bestritten werden, daß ein neutralisirter Staat nach Verletzung seines Gebietes während eines Krieges bündnißfähig ist, nur darf ein Kriegsbündniß nicht schon vor Ausbruch des Krieges bestanden haben oder nach seiner Beendigung fortdauern. Das Alles erkennt Hilty in seiner — oben bereits erwähnten Schrift —

---

ihres Bodens aus eigener Kraft zu wahren. Sie räth ihr, unbekümmert um die Pflichten eines neutralisirten Staates zum Bündnißschluß schon in Frieden. Die Broschüre hält nicht ganz, was ihre pomphafte Ankündigung versprach, ist immerhin aber lesenswerth.

über die Neutralität der Schweiz an, der hinkende Bote kommt aber nach. Er fordert beim Friedensschluß die Wiederherstellung und erneute Anerkennung der — eine Zeitlang „suspendirt“ gewesenen — schweizerischen Neutralität: „unter Auferlegung von Kriegsentschädigungen und **allfälligen Gebietsabtretungen** an ihren Verletzer“. An einer anderen Stelle wünscht er bei einem Friedensschluß „materielle Garantien“ für die Zukunft und versteht darunter: Verbesserung der militärischen Grenzen durch Abtretung von Grenzgebieten u. s. w., und an einer dritten Stelle verlangt er für die gleiche Lage: „territoriale Garantien auf Kosten des Feindes“.

Das ist deutlich genug. In derselben Schrift setzt Hilty auseinander, daß die „garantirte Neutralität der Schweiz“ soviel sagen wolle, als Unverletzlichkeit und ganz besonders Unveränderlichkeit des territorialen Besitzstandes, wie denn auch seit 1815 nur ganz unbedeutende Grenzberichtigungen stattgefunden haben. Und nun wird gebietlicher Zuwachs nach einem glücklichen Kriege erhofft. Wie denn, wenn der Krieg für die Macht, an deren Seite die Schweiz kämpft, unglücklich ausfallen sollte? Könnte der obsiegende Gegner nicht mit ganz demselben Rechte sich über die Verträge von 1815 hinwegsetzen und für seinen Kriegsaufwand verlangen: „Kriegsentschädigungen und allfällige Gebietsabtretungen“, „Verbesserung der militärischen Grenzen durch Abtretung von Grenzgebieten“, „territoriale Garantien auf Kosten der Schweiz“ u. s. w.?

Dann wäre das Ende mit Schrecken da. Denn wäre einmal der Anfang mit der Abtrennung eines Theils von der „ewig“ und „garantirt“ neutralen Schweiz gemacht, so würde — in gewaltsamer Durchführung des Nationalitätenprinzips — die völlige Zerstückelung der Eidgenossenschaft nicht lange auf sich warten lassen. Anno 1815 lag die Neutralisirung der Schweiz „dans les vrais interêts de la politique de l'Europe entière“ — ob auch heute noch?

Wir halten den schweizerischen Irredentismus nicht für gefährlich und trauen dem lebendigen Nationalitätenprinzip mehr Kraft zu, als geschichtlichen Ueberlieferungen. Daher können wir uns auch ein Ende der Schweiz ohne Schrecken denken. Fällt der Schutzwall fort, den die demokratische Gesinnung, wie oben erwähnt, rings um die Grenzen der Schweiz zieht, dann könnte das Gefühl der Stammesangehörigkeit siegreich zu einer friedlichen Auflösung der Eidgenossenschaft führen. Bis zur „europäischen Republik“ dürfte es aber noch lange, lange Weile haben.

Doch dies sind nebelhafte Phantasien, würdig einer Versammlung von Friedenscongreßlern, denen ja „Nationalitätenprinzip“ und „Irredentismus“ zu einem Theile Lieblingsgerichte, zu einem anderen aber Schreckgespenste zu sein pflegen. Im August dieses Jahres werden die interparlamentarische Friedensconferenz und der internationale Friedenscongreß in Bern tagen, und der wiederholt genannte Professor Hilty wird eine Rolle dabei spielen. Die — wenn Imbriani, der italienische Krakehler dabei ist, und er wird dabei sein — beliebten Nationalitäten-Debatten dürften den Schweizern wenig angenehm sein. Vielleicht löst aber auch einer der Congreßler des Räthsels Widerspruch: Verneinung des Nationalitätenprinzips und „unerlöste Lande“ an den Grenzen! —

Friedrich der Große als Morallehrer.

Von

A. Döring.

Friedrich Jodl, Professor der Philosophie an der deutschen Universität Prag, wirft in seiner Broschüre „Moral, Religion und Schule, zeitgemäße Betrachtungen zum preußischen Schulgesetz" (Stuttgart, Cotta 1892) die Frage auf: Kann die Schule Moral ohne Religion lehren? Er verwundert sich, daß bei der ganzen ersten Lesung des Schulgesetzes in unserem Abgeordnetenhause des in den Schulen Frankreichs seit beinahe zehn Jahren eingeführten religionslosen Moralunterrichts nicht gedacht worden sei. Er wirft einen Blick auf die schon beim Beginne der ersten französischen Revolution hervorgetretenen Bestrebungen in dieser Richtung und charakterisirt einige der besten unter den im heutigen Frankreich in den Schulen eingeführten Moralkatechismen. Es ist in der That zu verwundern, daß diese im größten Maßstabe durchgeführte ungeheure Neuerung, dieser revolutionäre Versuch, die gesellschaftliche Ordnung auf eine rein natürlich-menschliche Grundlage zu stellen, bei uns keine Beachtung gefunden hat.

Mindestens ebenso sehr zu verwundern aber ist es, daß ein anderer der Zeit nach allen jenen Bestrebungen vorangehender, uns räumlich und durch die erlauchte Person ihres Urhebers unendlich viel näherstehender Versuch in der gleichen Richtung nicht nur in der Volksschuldebatte, sondern auch in den Ausführungen jener Broschüre keine Erwähnung gefunden hat. Ich meine die Bemühungen Friedrichs des Großen um einen religionslosen Moralunterricht. Es scheint, daß diese Seite im Wirken des großen Königs trotz des hohen Interesses, das ihr beiwohnt und trotz der Berücksichtigung, die sie in Zellers ausgezeichneter Schrift „Friedrich der Große als Philosoph" (Berlin 1886) und bei Jürgen Bona Meyer, Friedrichs des Großen pädagogische Schriften (Langensalza 1885) gefunden hat, in weiteren Kreisen noch ziemlich unbekannt geblieben ist.

Es handelt sich hauptsächlich um drei Schriftstücke, die sich sämmtlich im neunten Bande der großen Preußschen Ausgabe der Werke Friedrichs finden, die Instruction für die Direktion der Ritterakademie in Berlin (Instruction à l'Académie des Nobles) 1765, den Versuch über die Selbstliebe als Moralprincip (Essai sur l'amour-propre envisagé comme principe de morale) 1770 und den Moralkatechismus für die Zöglinge des Kadettencorps (Dialogue de morale à l'usage de la jeune Noblesse) 1770.

Diese Aufsätze stellen keineswegs Friedrichs eigenen sittlichen Standpunkt dar. Dieser ist ein viel einheitlicherer, erhabenerer und idealerer. Aus den theologisch-philosophischen Kämpfen seiner Entwicklungszeit war er als „decidirter Nichtchrist" hervorgegangen. Dem Glauben an eine persönliche Fortdauer hatte er entschieden und für immer entsagt; vom christlichen Gottesglauben war ihm nur ein durchlöcherter Deismus geblieben, die Ueberzeugung vom Walten eines geistigen zwecksetzenden Princips über oder in der Welt, aber ohne erkennbaren Weltplan, ohne specielle Vorsehung, ohne eine durch höheres Walten vermittelte Abhängigkeit unserer Schicksale von unseren Gesinnungen und Thaten. Im Stifter des Christenthums verehrt er den wirksamsten Förderer einer reinen Moral durch Lehre und Vorbild. Dagegen ist die unerschütterlichste sittliche Idealität der tiefste Grundzug seines Wesens, begründet durch die gleiche Triebfeder, die auch bei Kant regelmäßig zum Vorschein kommt, wenn er aus den nebelhaften Höhen des kategorischen Imperativs zum empirisch menschlichen Bewußtsein herabsteigt und in unbewachten Augenblicken spricht, wie es ihm eigentlich ums Herz ist: Seelenfrieden durch die Möglichkeit der Selbstachtung und Selbstschätzung. Der Unsittliche muß sich selbst verabscheuen, weil er sich keinen Werth zuerkennen kann, das ist der kurze Inbegriff der beiden großen Männern gemeinsamen Moralbegründung. Friedrich bezeichnet diese Moral ungenau als eine interesselose; in Wirklichkeit empfängt sie ihre Antriebe aus dem tiefsten und nachhaltigsten Grundbedürfnisse und Interesse des Menschen als Vernunftwesens.

Einen wahrhaft monumentalen Ausdruck giebt er dieser seiner persönlichen Stellung in den Schlußworten des Gedichts an seinen Freund Lord Keith vom Jahre 1758 (Preuß XII):

Mais nous, qui renonçons à toute recompense,
Nous, qui ne croyons point vos éternels tourments,
L'interêt n'a jamais souillé nos sentiments;
Le bien du genre humain, la vertu nous anime,
L'amour du devoir seul nous a fait fuir le crime.
Oui, finissons sans trouble et mourons sans regrets,
En laissant l'univers comblé de nos bienfaits.

In den in Rede stehenden Schriftstücken dagegen handelt es sich nicht um die eigene innere Stellung, sondern um eine erzieherische Anbequemung an den Standpunkt der gemeinen Menschennatur und des jugendlichen Alters. Sind doch zwei derselben direkt erzieherischen Zwecken gewidmet und auch beim dritten, dem Essai, wird eine genauere Analyse des Inhalts zeigen, daß er durchaus pädagogisch gedacht ist. Hier kommt es dem königlichen Erzieher nicht sowohl darauf an, das tiefste und idealste Interesse der Menschennatur ausschließlich in Bewegung zu setzen, als vielmehr den gesammten Umfang der selbstischen Triebe durch Hinweis auf die Folgen unserer Handlungen in den Dienst der Versittlichung oder doch der Legalisirung der äußeren Handlungen zu stellen. So sagt er in einem Schreiben an Gotthilf Samuel Steinbart (Preuß XX), der im Anschluß an den Essai 1770 Considérations sur les motifs à la vertu déduits du principe de l'amour de soi-même verfaßt und darin auch religiöse Motive geltend gemacht hatte, man könne nicht genug Stützen und Motive der Moral haben; was beim Einen wirke, lasse den Anderen kalt; nur sollten die Vertreter der religiösen Moral ihrem Princip auch praktisch folgen und sich nicht nach Gutdünken eine andere Moral zurechtmachen. Und auch im Essai selbst erklärt er, neue Triebfedern zur Verbesserung der Sitten zu finden sei stets ein der Gesellschaft geleisteter Dienst.

Als Friedrich unmittelbar nach dem großen Kriege umfassender die Organisation des Volksunterrichts in die Hand nahm, ließ er seinem Vertrauensmann auf diesem Gebiete Johann Julius Hecker, dem trefflichen Zöglinge August Hermann Franckes, auch hinsichtlich der religiösen Grundlage der Volksschule freien Spielraum und so trägt das „General-Landschul-Reglement" vom 12. August 1763, die Magna Charta des preußischen Volksschulwesens, deutliche Spuren seines pietistischen Ursprungs. Der Lehrer muß sich „vor allen Dingen um die rechte Erkenntniß Gottes und Christi bekümmern", sich „jedesmal zur Information durch herzliches Gebet für sich vorbereiten", und im Unterricht selbst spielt Bibel, Gesangbuch, Katechismus, Gebet, Monatslieder, Monatspsalmen und dergleichen eine große Rolle. Daß aber Friedrich nach seiner persönlichen Ueberzeugung auch für die breiten Massen des Volkes von diesen Dingen nicht die eigentlich versittlichende Wirkung erwartete, daß er nicht etwa zwei verschiedene Arten der Moralbegründung, eine religiöse für die Massen und eine natürliche für die Gebildeten, einführen wollte, daß er das Princip der erleuchteten Selbstliebe auch bei den Ungebildeten für das wirksamste, ja für das einzige hielt, von dem eine Wirkung mit einiger Sicherheit erwartet werden könnte,

ergiebt sich aus dem Essai. Läßt er ja doch auch umgekehrt im höheren Unterricht, wie schon die Instruction für die Ritterakademie zeigt, dem Religionsunterricht sein historisches Recht unverkürzt, aber so, daß der Moralunterricht selbständig und unabhängig neben ihm hergeht.

In dieser Instruction von 1765 nun treten die Gedanken Friedrichs, zu deren genauerer Darlegung ich jetzt übergehe, entsprechend der skizzenhaften Kürze des ganzen Schriftstückes nur in skizzenhafter Gestalt auf. Anscheinend aber haben sie hier, auch abgesehen von der durch den Zweck gebotenen Kürze, auch an sich selbst noch nicht die volle Bestimmtheit und Deutlichkeit gewonnen, in der sie fünf Jahre später in den beiden anderen Stücken hervortraten. Wie die Vertreter der übrigen Lehrfächer, so erhält auch „le professeur en métaphysique“ (es war Sulzer) seine Aufgabe zugewiesen. Er soll beginnen mit einem kleinen Moralcurs und dabei ausgehen von dem Princip, daß die Tugend dem, der sie übt, nützlich, ja sehr nützlich ist. Er soll aber als den Höhepunkt der Tugend die vollkommenste Interessenlosigkeit bezeichnen. Diese bewirke, daß man nicht nur das Gemeinwohl dem eigenen Vortheil und das Heil des Vaterlandes dem Leben, sondern auch die eigene Ehre dem Interesse vorziehe. Er soll ferner zwischen dem gemeinen und dem edlen Ehrgeiz oder der Nacheiferung (émulation) unterscheiden. Letztere ist die Tugend der großen Seelen, die zu jeder That anspornt, um den eigenen Namen in den Tempel des Nachruhms aufgenommen zu sehen. Aber ist denn Ehre und Nachruhm nicht auch ein Interesse? Es birgt sich hier hinter dem Worte Interesselosigkeit ein noch nicht genügend analysirter Begriff. Der Dualismus zwischen den niedern und höheren Motiven wird einestheils als ein ganz schroffer und unüberbrückbarer hingestellt, anderntheils aber wird doch wieder in die Interessenlosigkeit ein höheres selbstisches Motiv aufgenommen. Vollends fremdartig berührt die Weisung, der Jugend einzuschärfen, daß das Gefühl für Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit dem menschlichen Herzen eingeboren sei, was ganz an die dualistische Lehre Hutcheson's vom angeborenen Moralsinn erinnert. In diesen widersprechenden und wenig abgeklärten Gedanken weht nicht der echte Geist Friedrichs; hier ist entweder eine sehr weitgetriebene Anbequemung an den pädagogischen Zweck, oder fremde Mitarbeit und Beeinflussung wirksam.

Das anziehendste der drei Schriftstücke ist der Versuch über die Selbstliebe, datirt vom 4. Januar 1770 und vorgelesen in der Akademie am 11. desselben Monats. An der Spitze steht der Satz, daß die Tugend für den Bestand der menschlichen Gesellschaft unentbehrlich

ist. Ohne sie wären die Menschen wilden Thieren ähnlich, blutgieriger als die Löwen, grausamer und tückischer als die Tiger, eine Art von Ungeheuern, deren Nähe man meiden müsse. Lehrunterschiede bestehen nicht sowohl über den Inhalt der sittlichen Vorschriften, als über die Triebfedern zu ihrer Befolgung. Friedrich charakterisirt in seiner Weise die von den Stoikern, den Akademikern, den Epikureern, dem Mosaismus und dem Christenthum aufgeführten Motive. Das Christenthum arbeitet mit jenseitigen Strafen und Belohnungen, erhebt sich aber schließlich zu der Behauptung, daß die Liebe zu Gott allein als Antrieb wirken müsse, auch wenn es keine jenseitige Vergeltung gäbe. Alle diese Motive haben nicht die gewünschte Wirkung gehabt; man hat sich in ihrer Wahl getäuscht; sie alle hatten den Fehler, nicht im Bereiche der gemein menschlichen Interessen zu sein. Dies wird in Bezug auf die genannten drei Philosophenschulen ausgeführt. Aber auch das Christenthum bietet so abstrakte Ideen dar, daß man jeden Katechumenen in einen Metaphysiker verwandelm müßte, damit er sie fassen könne. Bei der gemeinen Masse überwiegt das gegenwärtige, sinnenfällige Objekt das entferntere; die Güter dieser Welt werden bevorzugt vor den imaginären Gütern, deren Besitz sie sich in einer entfernteren Perspective verworren vorstellt. Das Motiv der Gottesliebe vollends wird unwirksam durch die Unmöglichkeit, uns vom unendlichen Wesen eine Vorstellung zu bilden; wir kommen nicht über die Ueberzeugung von seinem Dasein hinaus. „Wie kann man von einer bäurischen Seele verlangen, ein Wesen zu lieben, das es nicht in irgend einer Form erkennen kann? Begnügen wir uns damit, in der Stille anzubeten und die Regungen unseres Herzens zu beschränken auf die Gefühle einer tiefen Erkenntlichkeit für das Wesen der Wesen, in dem und durch das alle Wesen existiren!“

Man muß ein allgemeineres und einfacheres Princip anwenden, um die Menschen tugendhaft zu machen. Die mächtige Triebfeder, die ins Spiel gesetzt werden muß, ist die Selbstliebe, der Wächter unserer Selbsterhaltung, der Schmied unseres Glückes, die unversiegbare Quelle unserer Laster und Tugenden, das verborgene Princip aller menschlichen Handlungen. Sie findet sich in eminentem Grade im Menschen von Geist und sie klärt den Stumpfsinnigsten über seine Interessen auf. Was giebt es Schöneres und Bewundernswürdigeres, als aus einem Princip, das zum Laster führen kann, die Quelle des Guten, des Glückes, der öffentlichen Glückseligkeit hervorzulocken? Man lenke die Selbstliebe zum Guten und setze Leidenschaft gegen Leidenschaft; indem man den Menschen beweist, daß es ihr Interesse ist, tugendhaft zu sein, wird man sie dazu machen.

Friedrich tritt hier zu Larochefoucault, dem bekannten Verfasser der Maximen und Reflexionen, in einen äußerst charakteristischen Gegensatz. Dieser, sagt Friedrich, ein Kenner des menschlichen Herzens, weiß auch die Gewalt der selbstischen Triebfeder voll zu ermessen, aber er will das so entspringende Gute nur als Scheintugend gelten lassen. Friedrich faßt die Sache staatsmännisch; er erkennt denen, die durch Belehrung über ihr wahres Interesse gute Bürger, gute Väter, gute Freunde u. s. w. geworden sind, den Besitz sittlicher Tugend zu. Er weiß, wie wir sehen werden, und bei der Betrachtung seines eigenen sittlichen Standpunktes schon gesehen haben, den höheren Werth derjenigen „Interessen" wohl zu schätzen, aus denen nicht nur die sittliche That, sondern auch die sittliche Gesinnung, das, was er interesselose Tugend nennt, hervorgeht, aber mit staatspädagogischer Resignation will er sich auch die gröberen Formen des nur äußerlichen, aus durchsichtiger Berechnung entspringenden Guten nicht entgehen lassen.

Dem Einwurf aus dem häufigen Unglück der Guten und dem häufigen Glück der Schlechten gegenüber ist er dann freilich sofort genöthigt, sich auf das ideale Gut des Seelenfriedens aus der berechtigten Selbstzufriedenheit, aus dem Beifall des Gewissens zurückzuziehen. Dieses beglückende Gefühl kann mit äußerem Unglück, nicht aber mit einem barbarischen und rohen Herzen, das sich nur selbst verabscheuen kann, zusammen bestehen. Der Bösewicht leidet beständig unter der Furcht vor Entdeckung seiner Schande; die gekrönten Ungeheuer, ein Nero, Caligula, Domitian, Ludwig XI., stöhnen unter den zerfleischenden Geißelhieben des Gewissens.

Sofort aber erweitert sich ihm wieder der Blick auf eine Mannigfaltigkeit der Nachtheile des Bösen. Von den Leidenschaften zerstören die einen die Gesundheit, die anderen werden begleitet von unablässigen Sorgen und Beunruhigungen, vom Aerger über Mißerfolg. Die Rachsucht wird gepeinigt durch Ungestilltheit, das Verbrechen durch Furcht vor Entlarvung, die Habsucht durch Furcht vor Verlust, der Ehrgeiz durch Unersättlichkeit und Angst vor Mißerfolg, die Verschwendung stürzt in Verbrechen. Der sentimentale Liebhaber wird das Spielzeug der Frauen, die ihn betrügen, der flatterhafte wird zum Meineidigen, der ausschweifende verliert seine Gesundheit und verkürzt seine Tage. Der Harte verzichtet auf das Mitgefühl der Anderen, der Ungerechte bricht den Gesellschaftsvertrag und zerstört, so viel an ihm ist, die Gesetze, unter deren Schutz er leben muß. Der Undank, dieses Majestätsverbrechen gegen die Gesellschaft, ist zugleich eine gröbliche Verletzung des eigenen Interesses, weil die Gesellschaft, ohne deren Hülfe das

schwache Individuum, wie hoch es auch stehen mag, nicht bestehen kann, ihn excommunicirt. Hier ergiebt sich die Regel: Thue nicht den Anderen, was du nicht willst, daß dir geschehe.

Friedrich betont aufs Neue die Gefahren der unsittlichen Formen der Selbstsucht für den Bestand der Gesellschaft; sie sind die Vorläufer des Untergangs der Staaten. Da er auch die Vertreter der Kirche für seinen Gedanken von der grundlegenden, unentbehrlichen Bedeutung der Interessenmoral gewinnen möchte, fügt er den geistvollen Nachweis hinzu, daß nicht sowohl der Satz gilt: ohne Religion keine Moral, als vielmehr der umgekehrte: ohne Moral keine Religion. Es giebt zwei Arten von Ungläubigen, Philosophen und sittlich Zügellose (libertins). Letztere empören sich gegen das harte Joch, das die Religion ihren Leidenschaften auflegen will und suchen in vollendetem Unglauben eine Zufluchtsstätte. Nur durch die gröberen Motive der Selbstliebe kann man der menschlichen Verderbtheit zunächst beikommen: wer in Uebereinstimmung mit der Moral des Evangeliums lebt, wird leicht zu bestimmen sein, aus Liebe zu Gott zu thun, was er schon aus Selbstliebe thut.

Hier nun begegnet Friedrich dem Einwande, daß doch Interesselosigkeit ein constituirendes Merkmal der Tugend sei. Er läßt diese Bestimmung nicht gelten, sondern weist hin auf die unendliche Mannigfaltigkeit und Abstufung der Triebfedern der Selbstliebe und auf die Möglichkeit, auch die aufopferndsten Handlungen auf Motive des Interesses zurückzuführen. Die beiden Decier schätzten den Ruhm höher als ihr Leben; der junge Scipio gab die schöne Gefangene unberührt ihrem Bräutigam zurück, weil er den Ruhm eines edlen und großmüthigen Verhaltens der Befriedigung seiner Lust vorzog. Durch ein geheimes und fast unmerkliches Gefühl bezieht der Mensch alles auf sich selbst; er stellt sich in einen Mittelpunkt, in dem sich alle Linien des Umkreises schneiden; er selbst ist der geheime Gegenstand jedes Guten, das er thut; es ist nur der stärkere Trieb, der den schwächeren überwindet; es kommt also nur darauf an, das Vorurtheil zu berichtigen. So wird die Furcht vor dem Gesetze das Verbrechen, der leibliche Selbsterhaltungstrieb die Ausschweifung und den Zorn verhüten, die Furcht vor Tadel und Schande Züchtigkeit und Redlichkeit bewahren. Man hat sich gewöhnt, den Gedanken einer Reform des menschlichen Herzens und der Sitten mit einer resignirten Kühle zu behandeln, die Moral in Anbetracht der Unveränderlichkeit der Menschennatur langweilig und unnütz zu finden. Friedrich giebt zu, daß es immer Laster und Verbrechen geben wird, aber durch sein Mittel werden sie sich vermindern

und damit ist viel gewonnen. Man müßte heute beginnen, das Beispiel der Alten nachzuahmen, alle Ermuthigungen anwenden, die das Menschengeschlecht besser machen können, in den Schulen den Moralunterricht jedem anderen vorziehen, eine leichte Methode seines Betriebes anwenden. Vielleicht würde die Abfassung von Katechismen, aus denen die Kinder von zartester Jugend an lernen könnten, daß die Tugend zum Glücke unentbehrlich ist, ein kleiner Schritt zu diesem Ziele sein. Die Philosophen sollten nichtigen Forschungen entsagen und ihr Talent der Moral zuwenden und vor Allem durch ihr Beispiel voranleuchten; dann würden sie mit Recht den Ehrentitel als Lehrer der Menschheit verdienen. Die Theologen sollten sich weniger mit unverständlichen Dogmen beschäftigen und von der Wuth hinreißen lassen, Dinge beweisen zu wollen, die uns als übervernünftige Geheimnisse verkündigt sind; statt blumenreicher Reden sollten sie nützliche, einfache, klare, im Bereiche ihrer Hörer verbleibende Moralpredigten halten. Bei einer kopfzerbrechenden Auseinandersetzung schlafen die Menschen ein; sie erwachen, wenn von ihrem Interesse die Rede ist.

Die vorgeschlagene Methode reicht nicht aus, um die Laster auszurotten, aber sie wird mindestens im Stande sein, den guten Sitten einige Proselyten zuzuführen. Damit ist immerhin der Gesellschaft ein Dienst geleistet, und das ist der Zweck dieser Arbeit. —

Es ist evident, daß der große König hier nicht das ihn selbst beseelende Ideal der Sittlichkeit verkündigt und die in ihm wirksamen höheren Triebfedern enthüllt. Fast im Uebermaß betont er die gröberen Maßregeln der Versittlichung und es würde vielleicht schlecht um die Menschheit stehen, wenn nicht das ideale Bedürfniß der berechtigten Selbstbilligung und Selbstschätzung — dies Bedürfniß ist das Gewissen — bei aller sittlichen Unterweisung in einem beherrschenden Mittelpunkte stünde. Aber man sollte doch die pädagogische Weisheit des welterfahrenen und menschenkundigen Herrschers, die ihn propädeutisch mit dem Allergröbsten und Elementarsten beginnen läßt, nicht zu leichthin verwerfen; man sollte sie reiflich durchdenken und prüfen, ob darin nicht ein gediegener Kern tiefer pädagogischer Einsicht steckt.

Daß Friedrich selbst dieser Arbeit einen gewissen Werth beilegte, wird dadurch bewiesen, daß er sie sofort in Abschriften mit Bitte um Beurtheilung an Voltaire und d'Alembert einsandte (Preuß XXIII und XXIV). Im Schreiben an d'Alembert (4. Januar 1770) findet sich die charakteristische Bemerkung, er sei, um „unsere Priester" zur Annahme seiner auf das Wohl der Menschheit berechneten Ideen zu bewegen, genöthigt gewesen, sie abzuschwächen (ménager). Beide stimmen

in ihren, an gleicher Stelle abgedruckten, Antwortschreiben lebhaft zu, doch ohne tiefer, insbesondere auf die pädagogische Seite der Frage einzugehen. d'Alembert begnügt sich zu erinnern, daß er bereits in seinen „Elementen der Philosophie" auf die innige Verbindung unseres wahren Interesses mit der Pflichterfüllung und auf die aufgeklärte Selbstliebe als Princip jedes moralischen Opfers hingewiesen habe, räumt aber ein, daß er über bloße Andeutungen kaum hinausgegangen sei. Damit übereinstimmend bemerkt Friedrich in einem weiteren Schreiben an Voltaire vom 17. Februar, sein Aufsatz bewege sich in den Gedanken, deren Keim man im „Ésprit" von Helvetius und den Essais von d'Alembert finde. Doch sei die eine Schrift mit zu subtiler Metaphysik geschrieben, die andere deute nur an.

Einen gerade heute hochbedeutenden Einwand erhebt jedoch d'Alembert. Die Enterbten der Gesellschaft, denen diese nur das Allerdürftigste bietet, können nicht überzeugt werden, daß ihr wahres Interesse ist, tugendhaft zu sein, auch dann, wenn sie ungestraft es nicht sein können. Ihr Moralprincip kann nur das Gesetz sein. „Wenn ich für diese Frage eine zufriedenstellende Lösung gefunden hätte, hätte ich längst meinen Moralkatechismus geschrieben." Die Antwort Friedrichs verfällt nicht auf den Gedanken einer Reform der Gesellschaft im Sinne einer Verbesserung der gesellschaftlichen Gerechtigkeit; sie begnügt sich mit dem Hinweis auf das Motiv der erhöhten Mitleidswürdigkeit bei sittlicher Güte. Die erneute Formulirung der Schwierigkeit durch d'Alembert aber bringt den großen König (3. April) zu dem erstaunlichen Zugeständniß, daß in der äußersten Nothlage der Diebstahl gesetzmäßig wird. „Die Bande der Gesellschaft beruhen auf der Gegenseitigkeit der Dienste; wenn diese Gesellschaft aus mitleidlosen Seelen besteht, sind alle Verpflichtungen gelöst; man kehrt in den reinen Naturzustand zurück, wo das Recht des Stärkeren entscheidet." d'Alembert (30. April) tritt dieser Auskunft bei und findet das Wort des Räthsels in der monströsen Ungleichheit der Gütervertheilung in der Gesellschaft. Damit ist, da Friedrich nicht auf den Gegenstand zurückkommt, diese merkwürdige Discussion, auf deren Einzelheiten ich hier nicht eingehen kann, beendigt.

Vom Moraldialog findet sich im königlichen Archiv eine ältere, etwas abweichende Redaktion in der Handschrift des Königs unter dem Titel „Catéchisme de morale à l'usage de la jeune Noblesse." Friedrich hat also offenbar später an der Bezeichnung als Katechismus Anstoß genommen. Die endgültige Fassung ging an den Chef des Kadettencorps mit dem Auftrage, den französischen Text mit einer deutschen

Uebersetzung drucken zu lassen. Diese Uebersetzung wurde von Ramler verfaßt; der Druck erschien am 29. März 1770. Ob und eventuell wie lange dieser Katechismus im Unterricht gebraucht worden ist, erhellt aus den Nachrichten bei Preuß nicht; die Geschichte des Kadettencorps von A. v. Crousaz (Berlin 1857) erwähnt nicht einmal die Existenz dieser Schrift Friedrichs. Wie wenig freilich dieser Autor über Friedrich und seine Zeit im Allgemeinen orientirt ist, beweisen die Betrachtungen über die Frömmigkeit des großen Königs, die er S. 131 an die Schlußformel eines Briefes desselben anknüpft („je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde"). Er weiß nicht, daß Friedrich diese fast ständig, z. B. auch in seinen Briefen an d'Alembert, anwendet. So wird auch S. 127 über eine vom Leiter des Kadettencorps 1765 verfaßte Unterrichtsinstruction referirt und dieselbe in den Beilagen S. 22 ff. abgedruckt, ohne zu erwähnen, daß diese nur ein Abklatsch der vorstehend besprochenen Instruction für die Ritterakademie ist. Auch Jürgen Bona Meyer hat über den Gebrauch des Moraldialogs nichts; ebenso wenig E. Cauer, Zur Geschichte und Charakteristik Friedrichs des Großen 1883 und der Vortrag von v. Scharfenort, Friedrich der Große über die Erziehung der militärischen Jugend 1891.

Die Aehnlichkeit dieser Schrift mit einem Katechismus beschränkt sich nicht auf die Fassung in Fragen und Antworten; sie erstreckt sich auch darauf, daß der in der Moral unterwiesene Schüler auf die gestellten Fragen seine durch den Unterricht gewonnenen Ueberzeugungen bekennt; dieses jedoch nicht — und darin besteht der Unterschied — in der Form der Unterwerfung unter eine Glaubensautorität, sondern auf Grund einer gewonnenen Vernunftüberzeugung, deren Argumente einen wesentlichen Bestandtheil des in seinen Antworten reproducirten Gedankenkreises bilden. Er bekennt also nicht nur, er argumentirt auch und liefert so den Beweis, daß er nicht nur die ihm vorgetragenen Sätze, sondern auch die Begründungen derselben sich zum geistigen Eigenthum gemacht hat. Daß diese Einkleidung die Katechismusform durchbricht und im Grunde zerstört, wird sich aus der nachfolgenden Inhaltsskizze ergeben.

Gleich in der ersten Antwort tritt die eigenartige Richtung dieses Moralunterrichts scharf und charakteristisch hervor. Auf die Frage: Was ist die Tugend? antwortet der Schüler: Eine glückliche Verfassung des Geistes, die uns zur Erfüllung der Pflichten gegen die Gesellschaft zu unserem eigenen Vortheil treibt. Dies „zu unserem eigenen Vortheil" bildet einen leitenden Gesichtspunkt der ganzen weiteren Darlegung; bei jeder einzelnen Pflicht wird vom Katecheten die

Angabe desjenigen selbstischen Interesses verlangt, das zu dem betreffenden Verhalten die Triebfeder abgiebt.

Es folgt eine Detaillirung des Inhalts der sittlichen Vorschrift, die der ganzen folgenden Entwicklung als Disposition zu Grunde liegt. Es giebt Pflichten gegen die Eltern, gegen die Geschwister, gegen die Kinder, gegen die Gesellschaft überhaupt, gegen das Vaterland.

Die Erfüllung der Kindespflichten wird einestheils auf dasjenige Interesse zurückgeführt, das zur Dankbarkeit überhaupt antreiben muß, anderentheils auf dasjenige der Ermuthigung der eigenen Kinder zum gleichen uns selbst wünschenswerthen Verhalten gegen uns selbst.

Die Pflichten gegen die Geschwister werden wesentlich unter dem Gesichtspunkte einer gewissen Generosität bei der Erbtheilung aufgefaßt. Als bestimmende Interessen erscheinen hier die „Bande des Blutes", also die Vortheile einer durch die Natur selbst begründeten Interessengemeinschaft, ferner die Nothwendigkeit, das gesetzlich begründete Testirungsrecht des Vaters oder, im Falle des Fehlens eines Testaments, das gesetzliche Erbrecht zu respektiren. Ueberdies werden Processe nur das Erbtheil in empfindlicher Weise schmälern. Gegenüber einem rechtswidrigen Eigennutz auf Seiten der Geschwister wirkt zunächst das Bewußtsein, nicht der Verletzende, sondern der Verletzte zu sein, erhebend. Ferner bringt Großmuth sie vielleicht zur Vernunft; wenn nicht, bleibt der Trost, sich selbst nichts vorwerfen zu müssen und den Beifall der Weisen auf seiner Seite zu haben. Vor Allem tritt hier die höchste Triebfeder auf, die unaussprechlich werthvolle Befriedigung im Bewußtsein, sich als vernünftiges, menschliches und wohlthätiges Wesen erkennen zu dürfen.

Die Pflicht gegen die eigenen Kinder besteht nicht sowohl in der Anhäufung von Reichthümern, als in einer guten Erziehung. Gut erzogene Kinder sind der Trost des Alters; sie entehren nicht den Namen des Vaters und der Vorfahren; sie werden sich auch bei mäßigem Besitz eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft zu schaffen wissen.

Die Pflichten gegen die Gesellschaft entspringen aus dem Princip, Niemanden zu thun, was man nicht selbst zu erleiden wünscht; sie specificiren sich als Respectirung des Eigenthums und der Ehe des Anderen, als Treue, als Respectirung des guten Namens und des Lebens des Anderen, als Dankbarkeit, als Vermeidung jeder Beunruhigung des Anderen, endlich als hülfsbereite Menschenfreundlichkeit. Diese acht Punkte kommen, wenn auch in Folge des Strebens nach zwangloser Aneinanderreihung in veränderter Reihenfolge in der nachfolgenden Einzelausführung fast sämmtlich zur Geltung und bilden so den

Leitfaden für die Abhandlung dieses umfangreichsten Gebietes der Pflichten.

Auch hier werden zunächst generell die selbstischen Beweggründe für ein gerechtes Verhalten aufgezählt: die süße Befriedigung, sich so zu finden, wie man zu sein wünscht, würdig der Freundschaft, würdig der Achtung der Mitbürger, würdig des eigenen Beifalls, aufrechterhaltend die Gesetze, die den Schwachen gegen den Starken schützen, aufrechterhaltend den Ruf, ohne Besorgniß vor der Rache der Gesetze.

Strafbare Thaten speciell gegen das Eigenthum müssen, auch wenn im Verborgenen geschehen, endlich ans Licht kommen; es ist ein Besitzen mit Furcht und Zittern. Auch ist das Beispiel der unbestraften Ungerechtigkeit nicht verlockender, wie das eines Buckligen oder Blinden; es führt zur Selbsterniedrigung. Dazu die klägliche Rolle des insgeheim sich selbst verdammenden und die falsche Achtung, die ihm gezollt wird, innerlich ablehnenden Betrügers in der Maske der Tugend, das abschreckende Bild des eigenen Wesens im Spiegel des Gewissens.

Zum Kapitel des Eigenthums gehört auch die Erlangung von Vortheilen und Stellungen durch schändliche Dienste, die man Anderen erweist. Hier ist entscheidend die Unterscheidung von Ehrgeiz und Ehrliebe (émulation); Letztere ist eine Tugend, denn sie fußt außer der Ueberlegenheit der Talente vornehmlich auf überlegener Pflichttreue.

An den Gedanken der schändlichen Dienste knüpft sich in naheliegender Ideenassociaton der der Verläumdung an. Verläumdung ist Meuchelmord; Ehrabschneiden ist schlimmer als Tödten; Meucheln mit dem Dolch und mit der Zunge ist dasselbe.

So sind wir bei der Achtung des Lebens. Wie, wenn die brutalste Kränkung den Zorn entflammt? Dies würde Reue fürs Leben nach sich ziehen; Beleidigungen zu rächen steht nicht dem Einzelnen, sondern dem Gesetze zu.

Hier schließt sich die heikle Frage des Duells an. Die Gesetze des Ehrenpunktes, sagt der Katechet, für den Officier und den Mann von Stande bindend, stehen unglücklicherweise in genauem Widerspruch mit den bürgerlichen Gesetzen. Der Schüler erwidert, daß er durch weises und maßvolles Verhalten jeden Anlaß zum Streit vermeiden wird; wenn ohne eigene Schuld in einen solchen verwickelt, wird er gezwungen sein, dem herrschenden Gebrauche zu folgen und wird dann wegen dessen, was geschieht, seine Hände in Unschuld waschen. Im Uebrigen besteht der wahre Ehrenpunkt in der Vermeidung alles dessen, was verächtlich macht und in der Anwendung aller ehrenhaften Mittel, um den eigenen Ruf zu erhöhen. Verächtlich macht Ausschweifung, Trägheit, Abge-

schmacktheit, Unwissenheit, schlechtes Betragen, Feigheit und alle Laster, den guten Ruf begründet Reinheit, ehrenhaftes Betragen, Kenntnisse, Fleiß, Wachsamkeit, Tapferkeit, edle Handlungen in Krieg und Frieden, mit einem Worte alles das, was einen Menschen über die menschlichen Schwächen erhebt.

Peinlicher noch, als diese Erörterung der Duellfrage im Unterricht von Knaben berührt die Behandlung der Achtung vor der Ehe, die sich an die Erwähnung der menschlichen Schwächen anknüpft. Wird er dem Zauber der verführerischen Ehebrecherin widerstehen können? Der Schüler erwidert, er kennt seine Pflichten; er weiß, daß er den Frieden einer Familie nicht stören und keine Gewalt anwenden darf. Giebt es doch unschuldigere Mittel, die Leidenschaften zu befriedigen. Der Lehrer versteht die Anspielung auf das Wort des alten Cato, der den aus einem Hause der Freude heraustretenden jungen Patricier wegen seiner Tugend beglückwünschte. Aber die Sache hat noch mancherlei Bedenken. Wie steht es mit der Verführung eines Mädchens? Der Schüler: Verführung ist Treubruch und unter allen Umständen verwerflich. Hier schaltet sich die Behandlung der Pflicht der Treue ein. Kann nicht ein eigenes Interesse den Treubruch fordern? Nein, denn es steht ihm das stärkere Interesse gegenüber, daß der Wort- und Eidbrüchige das Gleiche von Anderen erwarten muß.

Nach dieser kurzen Abschweifung wird zur Regel Catos zurückgekehrt. Der Ausschweifende ist ein verlorener Mensch. Hier wie in allen Stücken des Lebens muß die Regel gelten: brauche, aber mißbrauche nicht. Verlust der Gesundheit, Erschöpfung der Kräfte, böse Krankheiten, der grausame Vorwurf des feineren Selbstmordes stehen im Wege; dem Interesse der Lust steht das der Selbsterhaltung gegenüber.

Aber muß nicht diese Strenge gegen sich selbst auch hart und unempfindlich gegen die Leiden der Andern machen? So stehen wir bei der Pflicht der Hülfsbereitschaft. Wohlthätigkeit trägt hundertfältigen Zins durch die Freude, einem Unglücklichen geholfen zu haben; dem fälschlich Angeschuldigten nicht beizustehen, ist Verrath an Wahrheit und Ehre. Wird doch die Wahrheit meist nur gehaßt, wenn sie in verletzender und anmaßender Form auftritt. Nur Hülfsbereitschaft gewährt die Anwartschaft auf gleiche Dienste, deren wir nicht entrathen können. Auch Undankbaren zu helfen ist schön.

Hier bietet sich der Uebergang zur Pflicht der Dankbarkeit. Wohlthaten zu empfangen ist nicht eine drückende Last, sondern gewährt eine schöne Erinnerung an edle Thaten der Freunde; Erkenntlichkeit ist

ja die Seele der Freundschaft und der süßeste Trost des Lebens. Zur Dankbarkeit aber treibt das starke Interesse, daß wir nur durch sie die uns so nöthige Hülfe Anderer verdienen und erlangen. Der Undankbare zerstört das Band des Vertrauens, das die Gesellschaft zusammenhält, macht die Freundschaft gefährlich und geleistete Dienste dem Leistenden schädlich. Durch nichts wird die Selbstzufriedenheit, die wahre Selbstliebe mehr geschädigt, denn neben Gerechtigkeit, Großmuth, Edelsinn, Seelengröße ist die Erkenntlichkeit eine Hauptquelle der wahren Selbstzufriedenheit.

Hier ist nun der Uebergang zum letzten Hauptkapitel, den Pflichten gegen das Vaterland; denn ihm danken wir Alles. Hier ist die Pflichterfüllung im vollsten Einklang mit dem Interesse. Jedes Opfer an Interesse ist ein Zuwachs an Ruf und das Vaterland vergilt alle Dienste, die man ihm leistet. Unnütze Bürger, Ausschweifende, Müßiggänger, Verkommene, sind ihm eine drückende Bürde; umgekehrt ist die Ehrliebe, die über das Maß der Pflicht hinausgehen, den größten Vorbildern gleichkommen und den Beweis liefern möchte, daß das Zeitalter noch nicht an Tugend entartet ist, zugleich der beste Weg zur Ehre. Und was die Lebensaufopferung betrifft, sterben müssen wir Alle, und Sterben gegen Sterben gerechnet, ist es nicht besser, wenn der letzte Augenblick mich mit Ruhm bedeckt, meinen Namen bis ans Ende der Zeiten verewigt, als nach einem müßigen und dunkeln Leben als Raub von Krankheiten, die grausamer sind als die Streiche der Feinde, dahinzuscheiden und das Gedächtniß seines Namens mit ins Grab zu nehmen? Der Schüler ist entschlossen, seinen kleinen Winkel im Tempel des Nachruhms in Anspruch zu nehmen. Bei dieser schwersten Pflicht also wird Alles auf den verlockenden Reiz des Ruhmes gesetzt.

Diesen stellt ihm denn auch bei solcher Denkweise der Katechet in Aussicht. Habe doch Plato die Liebe zum Ruhme die letzte Leidenschaft des Weisen genannt. Er ist entzückt zu sehen, daß der Schüler in der Tugend das wahre Glück des Menschen erkennt. Beharrt er in dieser Gesinnung, so wird es ihm im Leben nicht an Freunden und nach dem Tode nicht an Nachruhm fehlen. —

An diesem Katechismus stört außer den Eingangs und hier und da im Verlaufe markirten Bedenken, namentlich auch der rhetorische Aufputz in den Antworten des Schülers, der im kurzen Auszuge natürlich weit weniger hervortreten kann als im Original selbst. Erwägt man, daß es sich um geforderte Antworten, im besten Falle um unselbständig angeeignete, noch unerprobte Ueberzeugungen handelt, so liegt

darin etwas Unwahres und Komödiantenhaftes. Werfen wir aber noch einen kurzen Rückblick auf das Gesammtvorhaben des erhabenen Monarchen, so finden wir als seine charakteristischen Grundzüge einestheils, daß er zwar die religiöse Unterweisung bestehen läßt, aber von ihr nicht die Impulse zur Sittlichkeit erwartet, anderntheils, daß er auch nicht auf selbstlose Triebe, ein altruistisches Wollen in der Menschennatur rechnet, sondern seinen pädagogischen Bau ausschließlich auf Selbstliebe und Interesse und zwar auf alle Arten und Formen des selbstischen Interesses gründet. Hier müssen wir constatiren, daß mit diesem pädagogischen Verfahren der große König sich sachlich in vollem Einklange mit der allgemeinen Praxis der sittlichen Erziehung befindet. Auch der sublimste Moralist verfährt beim Kinde genau nach demselben Recepte. Zunächst handelt es sich um äußere Handlungen, äußere Folgen, äußere Motive, dann erst folgt allmählich die Vertiefung zur sittlichen Gesinnung und zu dem tieferen Motive, aus dem nicht die berechnende äußere That, sondern die Gesinnung entspringt. Integrität des Körpers, Selbsterhaltung, Gesundheit macht den Anfang der Motive. Du thust dir weh, du machst dich krank! Dann folgt aufwärts die Skala der tieferen Impulse. Befremdlich wirkt bei Friedrich nur, daß er diese Rangfolge der Motive nicht hinreichend hervortreten läßt, daß diese bei ihm statt in aufsteigender Skala ohne feste Rangordnung nach Bedarf und so dem Werthe nach fast coordinirt auftreten. So kommt es nicht zur entschiedenen Vorherrschaft jener praktischen Idealität, nach der das Sittliche allein in der Gesinnung seinen Sitz hat; die gröbere Calculation auf den Nutzerfolg der äußeren Handlung drängt sich immer wieder störend zwischen die Akkorde eines höher gestimmten Auffluges.

Immerhin aber dürfen wir in dem großen König einen höchst respektabeln Vorläufer derjenigen Bestrebungen erkennen, auf die Jodl verweist und das Durchdenken von Vorschlägen zur Versittlichung der Menschheit aus so edlem und zugleich so welterfahrenem Munde kann nicht ohne dauernde Frucht bleiben.

Die Schlacht auf dem Eise.

Eine Deutsch-Russische Entscheidung im Jahre 1242.

Von

Dr. **Paul Rohrbach.**

Während der Zeit, da die staufischen Herrscher imperiale Politik in Italien und dem Orient trieben, ging bekanntlich die große kolonisatorische Thätigkeit des deutschen Volkes in der Richtung nach Osten und Nordosten vor sich. Hier war nach den Erfolgen der karolingischen und sächsischen Periode beidemale ein Rückschlag erfolgt und es schien, als ob die Slavenwelt im Osten Deutschlands ihre Selbstständigkeit, vielleicht im Anschluß an die weiter östlich wohnenden Stammesverwandten, wahren würde. Da wurde um die Mitte des XIII. Jahrh. die von den Kaisern aufgegebene Expansionspolitik der gewaltsamen Germanisirung im slavischen Lande mit glänzendem Erfolge durch das Territorialfürstenthum sächsischen Stammes aufgenommen und durchgeführt — die beiden Vettern, der Löwe und der Bär, gewannen die transalbingischen Gebiete dem deutschen Stamme und Reich.

Aber der Colonisationstrieb blieb nicht mehr stehen, sondern drängte in der eingeschlagenen Richtung auch ohne Zuthun der Fürsten weiter. Die Brüder vom Deutschen Hause kamen nach Preußen und noch vor ihnen weg ging der Zug übers Meer nach Livland. Nachdem durch die Vereinigung des schwachen Schwertbrüderordens mit den preußischen Marieenrittern hier eine festere Basis geschaffen war, konnte auch diese Position als gesichert erscheinen. Aber ein Unterschied auf diesen verschiedenen Etappen der Colonisation macht sich in bedeutsamer Weise geltend. Ueber die Elbe hinüber fluthete das Deutschthum fort in seiner vollen Breite, gleicherweise die Seeküste und das ganze Stromgebiet dahinter besetzend. Alldeutschland drang in das zersplitterte slavische Gewirr von Stämmen ein, ausrottend und assimilirend. Diese mäch-

tige Welle brach sich aber dort, wo sie die geschlossene consolidirte Masse des polnischen Stammes erreichte und nur im Norden, wo die Polen nicht ans baltische Meer heranreichten, fluthete sie weiter, über die Oder und Weichsel und bildete den preußischen Ordenstaat. Zwar zogen auch hierher alle Stände mit und nicht minder entschied der deutsche Pflug gegen den eingeborenen Haken, als der Panzer gegen den Kittel, aber daß das ganze Hinterland im Besitze einer kräftigen Nation verblieb, mochte früher oder später doch zu einem Entscheidungskampfe um das Küstenland führen. Diese Lage bedeutete schon eine gewisse Schwächung den weiter westlich gewonnenen Gebieten gegenüber und noch entschiedener war das in Livland der Fall. Der große Bischof Albert brachte nur die reisige Ritterschaft und das städtische Bürgerthum in seine Schöpfung hinüber — der sächsische Bauer ging nicht übers Wasser. Weit mehr als Preußen behielt Livland daher für alle Folgezeit den Charakter der eigentlichen Colonie, wenn es auch durch und durch ein Glied der germanischen Culturgemeinschaft wurde und bis heute geblieben ist.

In Livland erfolgte jetzt im ersten Drittel des XIII. Jahrh. der Anprall an den zweiten einheitlichen und großen Hauptstamm der slavischen Familie: die Russen. Diese befanden sich um dieselbe Zeit, aber in gerade entgegengesetzter Richtung, gleichfalls in aggressiver Bewegung auf das baltische Küstengebiet zu. Beide, Deutsche und Russen, strebten darnach, sich Livlands zu bemeistern und während die Deutschen zunächst das Land am Rigaschen Meerbusen als Operationsbasis gewannen, besaßen die Russen schon seit einiger Zeit eine feste Stellung im Dünathal und um Dorpat. Im Süden wurden die Russen rasch verdrängt, aber die Entscheidung über den Besitz des Landes mußte im Norden fallen. Dort bildete die Festung Dorpat den Schlüsselpunkt einer starken Position, der außerdem die feste Anlehnung an die großen Gemeinwesen Nowgorod und Pskow einen bedeutenden Rückhalt bot. Den Deutschen gegenüber hatten die kriegstüchtigen Eingeborenen des ziemlich stark bevölkerten Landes es vorgezogen, die allerdings sehr eigennützige Hülfe der Russen zu suchen — mit guter Berechnung, denn es gab einen sehr merkbaren Unterschied in den Absichten der beiden Eroberer auf das Land. Die germanische Colonisation trat hier wie überall als eine durch und durch religiös-nationale auf. Sie hatte es ebensosehr auf das ganze Wesen, die Seele der Eingeborenen abgesehen, wie auf das Land — dem gegenüber war es die Art der Russen, sich mit den realen Vortheilen der praktisch geübten Oberherrlichkeit zu begnügen, im übrigen den Unterworfenen ihre Eigenart nach Belieben zu lassen. Auch die

Deutschen fühlten eine tiefe Verschiedenheit vom russischen Wesen und ein Ausdruck dafür ist ihr stets wiederholter Vorwurf, die Russen suchten Livland nicht um des Glaubens willen zu gewinnen, sondern in der Hoffnung auf Beute und Tribut. In dieser naiven Aeußerung steckt doch die Thatsache, daß sich zwei verschiedene Culturkreise gegenüber standen: der universal-katholische des Abendlandes und der slavisch-byzantinische von Osteuropa. Es war aber die Zeit, wo das Russenvolk verhältnißmäßig dem westlichen Völker- und Staatensystem vielleicht am nächsten stand. Jaroslaw I., um die Mitte des XI. Jahrh. war Großfürst von ganz Rußland gewesen und ohne Zweifel ein Herrscher von europäischer Stellung. Zahlreiche Familienverbindungen waren mit den Höfen des Westens geknüpft — jedesmal der Anfang zu einer intensiveren Annäherung bisher getrennter Kreise, besonders um jene Zeit. Die endlosen Wirren der Theilfürstenthümer unter einander erschienen doch nicht ohne Ansätze zu etwas der mittelalterlichen Ritterlichkeit der romanisch-germanischen Völker Entsprechendem. Auch der materielle Abstand war keineswegs so groß und die Tapferkeit der Russen wird gerade in diesen Kämpfen von deutscher Seite oft anerkannt.

Gelang es nun den Russen über die germanische Colonisation hier den Sieg davon zu tragen, so mußte das Folgen von universaler Bedeutung nach sich ziehen. Allerdings war zunächst das deutsche Princip, daß Land und Leute nicht nur unterworfen, sondern von der Cultur des Siegers erfüllt werden sollten, unbedingt innerlich überlegen, aber materiell doch bei der mangelhaften Verbindung mit dem Mutterlande schwach gestützt und seine Zurückdrängung durchaus nicht unmöglich. Dann mußte aber die Erreichung der Ostsee durch die russische Macht zu Anfang des XIII. Jahrh. in garnicht abzusehender Weise die gesammten Verhältnisse des Nordens beeinflussen. Gleich darauf brach die Mongolenherrschaft über die centralen und südlichen Theile Rußlands herein, auf zwei Jahrhunderte dort jede politische Action lähmend, während die nordwestlichen Gebiete von diesem Unglück so ziemlich frei blieben. Hatten sie noch vorher durch Erwerbung Livlands Anschluß ans Meer und damit stete selbstständige Verbindung mit ganz Nordeuropa gewonnen, so wären damit die Bedingungen zur Bildung eines starken russischen Staatswesens im Besitz eines großen Theiles der Ostsee mit einem guten Hinterlande vorhanden gewesen, das von dem Unglück der östlichen Volksgenossen unberührt, in stetem lebhaftem Contact mit dem Abendlande, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Glied des mittelalterlich-europäischen Systems geworden wäre, so gut wie Polen und Schweden, denn auch die Union mit der lateinischen Kirche konnte

dann nicht gut ausbleiben. Das bedeutete aber eine Trennung des russischen Stammes in zwei Theile, die je länger desto weniger Gemeinsames gezeigt hätten: einen nach Osten und einen nach Westen gravitirenden. Fiel dagegen Livland damals den Deutschen in die Hand, so wurde dadurch die Bildung eines russischen Ostseestaats mit ihren voraussichtlichen Consequenzen unmöglich, die Stadtfürstenthümer oder städtischen Republiken von Nowgorod und Pskow blieben vom Meere abgedrängt und mußten schließlich dem erstarkten Anziehungspunkt Moskau anheimfallen. Damit erhielt dieses sofort die politische Aufgabe, sich hier zum Meere und damit zu europäischer Machtstellung hindurchzuarbeiten, während anderenfalls seine Machtsphäre schwerlich zu dieser Ausdehnung gekommen wäre. Ein kräftiger Staat an dieser Stelle und vollends ein stammverwandter hätte ihm Halt geboten.

Wie gesagt — die erste Phase des Deutsch-Russischen Kampfes drehte sich um Dorpat. Für die Colonie war eine feindliche Macht an dieser Stelle eine stete Bedrohung ihrer Existenz und thatsächlich erwiesen sich die Russen in einer Reihe verheerender Vorstöße als eine solche Gefahr, daß Bischof Albert schließlich keinen anderen Ausweg sah, den Bestand zu retten, als dem Dänenkönig Waldemar eine große, ja erdrückende Stellung in Livland für das Versprechen seines Schutzes zuzugestehen. Waldemars Sturz ließ es zu nichts weiter kommen, als daß ein Keim zu endlosen Wirren ins Land gelegt war und man mußte doch aus eigener Kraft den Kampf aufnehmen. Nach blutigem Ringen fiel die nächste Entscheidung: 1224 im Herbst nahm ein deutsches Heer Dorpat nach langer Belagerung mit Sturm und ließ die russische Besatzung über die Klinge springen, bis auf einen Ritter, der die Kunde von dem Geschehenen zum Großfürsten bringen sollte. Der Ort wurde sofort ein Hauptplatz der Deutschen und so hatte der erste starke Zusammenstoß zur Verdrängung der Russen von dem beiderseitig beanspruchten Boden geführt.

Damit aber erhielt die baltische Frage ein neues Gesicht. Jetzt handelt es sich darum, ob es dem germanischen Element am Ende hier möglich werden könnte ins Innere eines der beiden großen Slavenstämme einzudringen und seine Geschlossenheit zu sprengen. Die Bildung eines starken Ostseestaates durch die Russen war vereitelt; gelang es aber dafür den Deutschen, sich hier des Hinterlandes zu bemächtigen, so konnte dann die Zusammenfassung des Inneren mit der Küste, die naturgemäß zu einander gehören unter dem Uebergewicht des germanischen Elements zu einem bedeutenden Staate erfolgen. Ein vergleichbares Beispiel bietet das Normannenreich von Unteritalien. Wiederum in

der historischen Consequenz eine der vorigen ähnliche Perspektive: ein widerstandsfähiger Großstaat an dieser Stelle machte ein für alle Mal den späteren Durchbruch Moskaus nach Europa unwahrscheinlich, weil er einen großen Theil des russischen Stammes von der Angliederung an ein centrales Gebilde abhielt und dieses in seinem Anschwellen garnicht bis in das Gebiet der überwältigenden Attraction des Meeres gelangen ließ. Fast hatte es den Anschein, als ob es so kommen werde. Die Deutschen waren keineswegs gewillt, schon Halt zu machen, sondern drangen im Zuge der Eroberung rasch und erfolgreich weiter. Südlich und nördlich wurde der mächtige See, der Livland von Rußland schied, der Peipus, umgangen — hier Koporje befestigt, dort Isborsk erstürmt und von diesen beiden Punkten aus die russischen Hauptstädte Nowgorod und Pskow bedroht. 16 Jahre nach der Eroberung von Dorpat fiel Pskow den Deutschen mit Hülfe einer unzufriedenen Partei in die Hand und es wurde ein abhängiger russischer Lehnsfürst hier eingesetzt; diese Form der Herrschaft war zunächst in den rein russischen Gebieten die natürliche, die mittelbare Abhängigkeit bereitete am besten die Angliederung an ein neues Culturgebiet vor. Gerade damals — 1237—1240 — fiel Rußland der mongolischen Macht anheim, aber plötzlich eintretendes Thauwetter bewahrte Nowgorod und Pskow davor, im ersten Ansturm gleichfalls überrannt zu werden und der Nordwesten blieb von den Tataren frei, aber auch ganz allein auf sich angewiesen; die stets drohende Gefahr, das Schicksal der Volksgenossen im Osten und Süden zu theilen, war dazu sehr geeignet, den deutschen Einfluß als das kleinere Uebel erscheinen zu lassen. Und bereits richtete die erste Großmacht der Zeit ihr Augenmerk auf diese Verhältnisse — die Curie. Mit Livland hatte man in Rom von Anfang an seine eigenen Pläne gehabt — allem Anscheine nach sollte hier ein geistliches Territorium zu möglichst unmittelbarer Verfügung des Papstes entstehen — jetzt bot sich eine Gelegenheit, die Aussicht auf Wiedervereinigung wenigstens eines Theils der losgelösten griechischen Kirche zeigte. Gegen Anerkennung des römischen Primates verhieß man den Russen Hülfe gegen die Tataren. Die Versuche in dieser Richtung sind noch lange fortgesetzt worden. Für ganz Rußland waren sie ziemlich aussichtslos, weil der Papst nicht die Möglichkeit hatte, die ungeheuren materiellen Mittel zu schaffen, die allein dem Plane Erfolg geben konnten: wie aber, wenn unter dem lähmenden Eindruck des Tatarenschreckens die römischen Lockungen in Nowgorod und Pskow Gehör fanden und man sich dort dem Katholicismus unterwarf?

Damit war die Trennung vom übrigen Rußland besiegelt und

ein mächtiger Schritt vorwärts zur Bildung eines einheitlichen großen Staatswesens an der Ostsee geschehen, jedenfalls eine Hauptbedingung zu seinem Entstehen erfüllt. Zu diesen Erwägungen, die unter dem militärischen Druck von Livland aus erfolgten, gesellte sich gleichzeitig ein neues Moment. Von Norden her griff das gleichfalls germanisch-katholische Schweden in das Gebiet am finnischen Meerbusen hinein. Birger Jarl besetzte die Newamündungen und binnen Kurzem mußten sich Deutsche und Schweden in dem von Finnen bewohnten aber zu Nowgorod gehörigen Küstenland an den großen Seen die Hand reichen. Unter solchen Verhältnissen schien es durchaus nicht unmöglich, daß Nordwestrußland sich von der inneren Einheit mit dem übrigen Ganzen loslöste und unter germanischem Einfluß in den nordeuropäischen Kreis der mittelalterlichen Geschichte eintrat.

Aber es sollte doch anders kommen. Die Entscheidung hing im letzten Grunde davon ab, ob das mächtige Nowgorod in die Gewalt der Deutschen kam. Dieses Gemeinwesen war mit seinem ausgeprägt demokratischen Charakter, auf einem durchaus tüchtigen, kernigen Bürgerthume ruhend, stets in lebhaftem Gegensatz zu dem russischen Fürstenthum gewesen und gestand seinen nominellen Herrschern fast nur die Rechte eines militärischen Befehlshabers zu, sie nach Belieben wechselnd; jetzt aber zwang die Gefahr, sich einer kräftigen Hand anzuvertrauen und so beriefen die Bürger den Fürsten Alexander Jaroslawitsch aus dem von den Tataren zerstörten Susdal zu sich. Ihm gelang es, die Schweden an der Newa entscheidend zu schlagen, (1240) seitdem trug er den Ehrennahmen Newskij. Zwar verursachte gleich darauf der trotzige Stolz der Stadt wieder einen Bruch und Alexander verließ Nowgorod, aber die Gefahr einer Festsetzung der Deutschen in Pskow und Koporje — diese doppelte Flankenstellung gegen Nowgorod — war doch zu groß. Es blieb Nichts übrig, als den Fürsten zurückzuberufen, der sofort zum Angriff überging. Darauf kam es nun an, wer jetzt die Oberhand behielt. Behaupteten die Deutschen ihre Stellung, so konnte Nowgorod sich ihrer auf die Dauer nicht erwehren und die ganze oben erwähnte Combination trat mit ihrer vollen Schwere ein. Gelang es dagegen, jene nach Livland zurückzuwerfen, so blieb Nowgorod frei und mit ihm das ganze russische Gebiet.

Gleich beim ersten Angriff fiel die vorgeschobene Postirung Koporje den Russen zu; darauf wandte sich Alexander Newskij gegen Pskow. Für die Deutschen war es über Alles wichtig, diesen Platz zu halten, aber es war nicht möglich gewesen hier eine genügende Besatzung aufzustellen. Mit leichter Mühe vertrieben die Nowgoroder die wenigen

Ritter, welche dem Lehnsfürsten beigegeben waren und Pskow wurde nach kaum 2 Jahren wieder russisch.

In richtiger Erkenntniß dessen, worauf es ankam, begnügte sich Fürst Alexander nicht mit diesem Erfolge, sondern ging mit einem starken Heere gegen Livland selbst vor. Dort schaarte sich zusammen, was zur Hand war. Beim Ueberschreiten der Grenze wurde der russische Vortrab, der sich im Fouragiren zerstreut hatte, empfindlich zurückgeworfen und das Heer hart ans Ufer des gefrorenen Peipussees gedrängt. Alexander nahm auf dem Eise Stellung, das Ordensheer folgte, aber es gelang dem russischen Fürsten, sich zwischen die Deutschen und das Seeufer zu schieben und so erfolgte die Schlacht mit beiderseitig verkehrter Front: jedes Heer mit dem Rücken gegen die Rückzugslinie des Feindes gewandt, der Möglichkeit des Entkommens bei unglücklichem Ausgange beraubt. Die Deutschen formirten eine tiefe geschlossene Colonne, den sog. Schweinskopf oder wie die Russen sagten „das große eiserne Schwein" um die feindliche Macht zu durchbrechen und das Ufer zu gewinnen. Mit Macht traf die gepanzerte Masse auf das russische Heer, aber der Ansturm mißlang, — die Mehrzahl der Ritter fiel im Handgemenge und die sich über eine Meile hin auf dem Eise erstreckende Verfolgung vernichtete das livländische Aufgebot völlig. Damit war die Befreiung des russischen Gebietes entschieden — am 5. April 1242.

Nach der „Eisschlacht" sind die Deutschen nicht mehr in eine Stellung gekommen, die ihnen Aussicht auf Ueberwältigung Nordwestrußlands gewähren konnte. Es bildete sich eine feste russisch-livländische Grenze und in der Folge nahm das gegenseitige Verhältniß den Charakter eines beständigen Fehdezustandes auf dieser Grenze an, ohne irgend welche entscheidende Momente. Man würde fehl gehen, in der Schlacht auf dem Peipussee eine Entscheidungsschlacht in großem Stil zu sehen; weil sich eine verhältnißmäßig geringe Streitmacht gegenüber stand, besonders auf deutscher Seite. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sich die deutsche Macht als durchaus ungenügend herausstellte, die ersten russischen Gegenstöße gegen das fortschreitende Vordringen abzuschlagen. Schon im Verluste Pskows tritt das deutlich zu Tage. Ganz natürlich war es, daß besonders Nowgorod sich nicht unthätig erdrücken ließ. Da aber die Verhältnisse einen besonders energischen und verzweifelten Widerstand kaum erwarten ließen, so kam es darauf an, ob diese ersten Regungen des russischen Unabhängigkeitssinnes abgeschlagen werden konnten. Geschah das, so fiel die Beute nachher sehr wahrscheinlich den Deutschen zu. Das aber war eben im Grunde eine aussichtslose Sache. Die ganze deutsche Macht, sowohl in Preußen als auch in Livland, war

noch viel zu wenig consolidirt und geschlossen, um sich mit Erfolg auf solche weitausgreifende Unternehmungen einlassen zu können. Hier wie dort war man noch lange nicht wirklich Herr der Eingeborenen geworden und mußte seine Kräfte gewaltig zusammen nehmen, um mit diesen endgültig fertig zu werden. Die Zahl der Ordensritter reichte dazu kaum aus — da konnte es nicht anders kommen, als daß die ohne Rücksicht auf die eigenen Kräfte in raschem Ansturm besetzten Stellungen im russischen Gebiet gegen eine so bedeutende Persönlichkeit wie Alexander Newskij nicht gehalten werden konnten. Nun waren aber die Russen durch die Tatarenherrschaft viel zu unterdrückt, um ihrerseits mit aller Macht an die Wiedergewinnung der verlorenen Position in Livland zu gehen. Kurze Zeit nach der Eisschlacht mußte auch Nowgorod eine gewisse Oberherrlichkeit des Khans der goldenen Horde anerkennen und in Livland nahmen die Dinge einen solchen Verlauf, daß durch die Zersplitterung des Landes unter verschiedene Herren, von denen keiner des anderen auf die Dauer mächtig werden konnte, die Kräfte des Landes nutzlos vor diesen inneren Angelegenheiten absorbirt wurden. Daher war das Resultat des russisch-deutschen Zusammenstoßes die Trennung des baltischen Küstengebietes von seinem natürlichen Hinterlande. Das Normale wäre die Bildung eines kräftigen Ostseestaates an dieser Stelle gewesen. Der Ansatz, den die Russen dazu gemacht hatten, wurde durch die deutsche Coloniegründung und den gleichzeitigen Tatareneinfall vereitelt; die Deutschen konnten es aber ebenfalls hier zu nichts Ganzem bringen, weil sie zu schwach waren, selbst unter eine Zeitlang günstigen Umständen im nordwestlichen Rußland festen Fuß zu fassen und dieses Gebiet in ihre politische Machtsphäre zu bringen. So wurde hier wie in Preußen die Trennung der Küste vom Hinterlande eine für später verhängnißvolle Thatsache.

Die beiden slavischen Großstaaten erwachten zu mächtigem Drang nach der See. In Preußen hing die Katastrophe an einem Haar, aber die Umstände retteten hier zum größten Theil den Bestand der Germanisirung vor den Polen. Weiter nördlich war das aber anders. Moscau erstarkte mächtig und zog mit unwiderstehlicher Gewalt alle russischen Gebiete an sich. Im XV. Jahrh. kam es in das Nordwestgebiet, nach Nowgorod und Pskow. Durch die livländische Colonie von der Ostsee abgedrängt, hatten sich diese Gemeinwesen nicht zu einer solchen Stärke emporzuheben vermocht, daß sie Moscau widerstehen konnten. Sie fielen seiner Gewalt anheim. Nun aber stand das moskowitische Reich an den Thoren von Europa und mußte Alles daran setzen, sie zu sprengen. Die Bildung eines starken Ostseestaates, gleich-

viel unter welchen Auspicien, hätte es schwerlich je in diese Lage kommen lassen, jedenfalls wäre ein ganz anderer Widerstand erfolgt — Livland aber war zu schwach und brach unter dem Andrange Iwans des Schrecklichen zusammen. Wieder war Dorpat 20 Jahre eine russische Stadt, aber die Coalition der Nachbarmächte verhinderte Iwan an der Behauptung des Gewonnenen. Nach 150 Jahren erneuerte Peter der Große den Sturm — Moscau mußte hier durch und diesmal gelang es. Rußland wurde Kaiserthum und europäische Großmacht.

Die deutsche Colonisation in Livland hat mittelbar den Heimfall Nordwestrußlands an Moscau vorbereitet und damit ihre eigene Wiedervernichtung.

Heute ist man an der Arbeit, die Spuren zu tilgen, daß es dort einst andere Herren gegeben hat.

Politische Correspondenz.

Die Berliner Weltausstellung.

Die Discussion über die Berliner Weltausstellung bewegt sich im Kreise herum. Wenn die Industrie sie will, sich von ihr Gewinn verspricht, zu den nöthigen Opfern und Anstrengungen bereit ist, so wollen wir sie veranstalten, sagt der Reichskanzler. Nein, ertönt es aus den Kreisen der Industrie, nicht unser Gewinn, der sehr zweifelhaft ist und unsere Opfer, die wir wohl bringen würden, sind das Entscheidende, sondern es ist eine nationale und politische Frage, die also die politischen Körperschaften und Persönlichkeiten entscheiden müssen. Die politischen Kreise wieder erkennen die Tragweite und den politischen und nationalen Werth des Gedankens — aber, sagen sie, wir müssen sicher sein, keine Niederlage dabei zu erleiden; wir müssen den Franzosen und Amerikanern zum wenigsten nichts nachgeben, womöglich sie übertreffen. Traut sich die deutsche Industrie das zu? Kann man sich Gewähr leisten für die Sicherheit des Erfolges? Man kann es nicht, lautet darauf wieder die Antwort, weil man überhaupt die Frage stellt. Solche Unternehmungen gelingen nur, wenn man von vornherein im Vollgefühl seiner Kraft ans Werk geht und sicher des Lohnes auch an dem Aufwand, an der Ausrüstung, am Eifer, am Zusammenwirken aller vorhandenen Kraft nichts fehlen läßt.

Hier ist der Punkt, wo eingesetzt werden muß. Nicht welchen Nutzen Weltausstellungen im Allgemeinen bringen und welchen Nutzen Deutschland oder die deutsche Industrie und der deutsche Export von einer Berliner Ausstellung im Besonderen zu erwarten haben, nichts von alledem ist die entscheidende Frage, sondern ob man sich mit aller menschlichen Bestimmtheit sagen darf, daß eine solche Ausstellung mit Ernst unternommen und mit Kraft durchgeführt Erfolg haben wird. Hier ist die letzte Wurzel aller Zweifel; wir wollen versuchen, sie auszureißen.

Chicago wird uns überbieten an Reichthum und Massenhaftigkeit; Paris durch die Vorzüge der Stadt vor der Stadt Berlin. Es wäre Großmannssucht von uns, an Geld es mit den Amerikanern aufnehmen zu wollen: wir würden uns dabei ruiniren; und die Reize von Paris mit seiner uralten Cultur und dem savoir faire der Franzosen übertreffen zu wollen, das würde auch aller äußere Aufwand, alle Treibhauscultur in der Jungstadt Berlin auf dem Sande nicht vermögen.

Giebt es dem gegenüber ein Element, existirt eine Kunst, in der wir in den Augen der Welt doch noch Beide schlagen können?

Zur Weltausstellung gehört nothwendig auch eine Weltstadt. Nicht bloß die Ausstellungen hat der Deutsche und Engländer und Amerikaner in Paris besucht, sondern auch den Ort. Mit dem Besuch auch der größten Ausstellung sind die Meisten ziemlich bald fertig. Der Geschäftsmann und Techniker sieht die Dinge an, die ihn angehen, was selten mehr als einige Dutzend oder Hundert sein werden. Die große Masse begnügt sich mit dem Gesammteindruck, beschaut die Dinge, die für sie zum Spectakel von vornherein aufgestellt sind, den Eiffelthurm oder den Fesselballon, die Straße in Kairo, das türkische Kaffee, das Indianerzelt, die Riesenkanone. Die ernsthaften Leute wenden die Hauptzeit der Kunstausstellung und den Erzeugnissen der Kunstindustrie zu. Aber das théatre français, der Louvre, Notre-Dame, die Boulevards, die Champs élysées, für den Einen dies für den Andern das, sind zuletzt doch ebenso viel oder sehr viel mehr als die ganze Ausstellung. Chicago muß zeigen, was eine Ausstellung ohne Stadt überhaupt vermag. Sollten wirklich so viele Europäer deshalb die Reise machen? Wenn sie sie machen, bleiben gewiß die meisten nur kurze Zeit in Chicago selbst und sehen in der Ausstellung nur eine Etappe auf der Reise, die Amerika überhaupt gilt, Land und Leuten, aber nicht der Million, die gerade in der prunkvoll-eintönigen Erwerbsstadt am Michigansee wohnt. Ihre einzige Sehenswürdigkeit ist ja ihre große Viehschlächterei, von der der officiöse Bewunderer und Einpeitscher für die Beschickung der Ausstellung selber gesteht, daß ihm so schlecht geworden sei bei dem Anblick des Meeres von rauchendem Blut und brechenden Augen, daß er sich in das eigentliche Schlachthaus garnicht hineingetraut habe*). Wahrlich Chicago ist keine Concurrenz für Berlin mit seinem ehrwürdigen Schloß, den Säulenhallen der Museen, dem Altar von Pergamon, der Triumphstraße der Denkmäler vom Großen Kurfürsten an, vorbei an Bild auf Bild in Marmor und Erz durch das Brandenburger Thor zur Siegessäule und hinaus zu dem Mausoleum von Charlottenburg und der Landschaft, den Bauten und Erinnerungen von Potsdam. Hier die schmucklose Garnisonkirche, die die sterblichen Reste des großen Königs birgt; hier das „Neue Palais", prachtvoller als das vielgerühmte Versailles; hier das Schloß und die „Mühle von Sanssouci" — ja wenn ganz Amerika eine einzige solche verfallene Mühle hätte!

Aber Paris! Wie kann Berlin sich mit Paris messen wollen? Gewiß hat die französische Hauptstadt Eigenschaften, die ihr vor allen anderen Städten der Welt den Vorrang gewähren. Die Vereinigung von Kunst und Natur, Geschichte und Technik, Cultur und Reichthum ist schlechthin einzig. Das gewaltige London kommt ihm in Vielem gleich, aber Paris hat Klima, Luft, Landschaft und vor Allem, es hat seine Fröhlichkeit und seine Theater vor ihm

---

*) Chicago und die Columbische Weltausstellung 1893. Mit Zustimmung des Reichs-Kommissars zusammengestellt. (Berlin, Hermann Walther.) S. 18.

voraus. Das Theater ist ein überaus wichtiger Punkt. Was soll der Fremde, den wir zur Ausstellung nach Berlin einladen, am Abend anfangen? Das Deutsche ist keine kosmopolitische Sprache, wie französisch oder englisch und die wenigen Ausländer, die des Deutschen mächtig sind, werden sich durch die französischen Uebersetzungen, die man hier spielt, so wenig angezogen fühlen, wie durch die Stücke, deren künstlerischer Werth in der preußisch-patriotischen Gesinnung besteht. Wie viel höher steht auch die mimische Kunst selber in Frankreich als bei uns!

Mit dem Theater also können wir die Ausländer nicht locken. Unmittelbar daneben aber winkt uns der Lorbeer.

Die Musik ist es, die uns den Sieg bringen wird. In der Musik sind wir allen andern Nationen überlegen und in der Musik fällt auch die sonst unüberwindliche Schranke, das Nichtverstehen der Sprache, das die Welt von unserm geistigen Leben fern hält, nahezu hinweg. Auch andere Nationen haben große Komponisten, große Virtuosen und nicht geringe Gesammtleistungen in Opern und Orchestermusik aufzuweisen. Wenn ihnen etwas fehlt, so sind die deutschen Künstler gern bereit, auch zu ihnen hinüberzukommen und ihnen ihre Kunst entgegenzubringen. Dennoch läßt sich auf diesem Boden in Deutschland eine Ueberlegenheit entwickeln, vor der jeder Wetteifer ersterben muß.

Die großen Chorvereine in Berlin und andern, namentlich rheinischen Städten sind Institute, die solcher Art in keinem anderen Lande der Welt existiren. In England sind es Chöre von bezahlten Sängern und Sängerinnen, die den Glanz der großen Musikfeste Birminghams und anderer Orte ausmachen. Unsere aus der Sangesfreudigkeit und der künstlerischen Vertiefung der gebildeten Stände selbst emporgewachsenen Vereine sind in ihrer Zahl, Größe und Können etwas durchaus Eigenartiges. Frankreich hat Nichts, was sich damit vergleichen ließe. Ebenso ist die Kammermusik etwas specifisch Deutsches und wenn auch unsere Künstler zuweilen in die Fremde gehen, so ist ihr dortiges Auftreten doch eine seltene und vorübergehende Erscheinung und losgelöst von dem mütterlichen Boden, dem entgegenkommenden Verständniß, der Resonanz der Zuhörerschaft nicht einmal ganz dasselbe wie in der Heimath. Das Joachimsche Quartett ganz zu würdigen und zu genießen muß man zu ihm nach Deutschland kommen. Diese Kammermusik, diese Chöre, im Verein mit unsern Orchestern, unsern Dirigenten, unsern Opern, unsern Virtuosen und Künstlern lassen sich zu Gesammtleistungen vereinigen, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat, und wie sie auch von keiner andern Nation und an keiner andern Stelle nachgeahmt werden könnten.

Aber was hat die Musik mit einer Industrieausstellung zu thun? Wie sollen musikalische Leistungen mit dieser in Verbindung gesetzt werden?

Zum Begriff einer Weltausstellung gehören musikalische Aufführungen sicherlich nicht, aber sie stehen auch nicht in Widerspruch damit. Ueber den Begriff einer bloßen Industrieausstellung sind ja die Weltausstellungen längst hinausgewachsen. Einen sehr wesentlichen Theil ihres Werthes repräsentiren bereits die bildenden Künste, die Malerei und Sculptur. Auch sonst werden schon

längst ganze historisch-wissenschaftliche Museen in sie hineingezogen*). Die Musik steht nicht anders als auch sonst Wissenschaft oder Kunst. Man mag sagen, es ist nicht eigentlich die Industrieausstellung, an die sich diese Erweiterungen anschließen, sondern es ist der ungeheure Zusammenfluß von Menschen, den zunächst jene Ausstellung bewirkt, und der nunmehr benutzt wird, um noch weitere Schaustellungen aus andern Gebieten des menschlichen Lebens an den Augen der Völker vorüberzuführen. Wem die zu enge Verbindung der ernstesten Musik mit dem Jahrmarktstreiben der Weltausstellung etwa gar anstößig erscheinen möchte, dem steht es frei, die Dinge innerlich von einander zu trennen. Die Ausstellung ist nur die Gelegenheit, deren Gunst man benutzt, auch der hehren Göttin der Musik ein Fest zu bereiten und die Völker um ihren Altar zu versammeln.

Es würde sich also darum handeln, zu derselben Zeit entweder in direktem Zusammenhang mit der Ausstellung oder ohne solchen eine Centralisation der gesammten deutschen Musik in Berlin zu veranstalten. Auch die Oesterreicher dürfen nicht fehlen. Der größte der lebenden Komponisten, Brahms, muß gebeten werden, sich an die Spitze zu stellen. Neben der königlichen Oper, die die höchsten Anstrengungen machen muß, finden wöchentlich zwei- oder dreimal große Musikaufführungen statt. Kammermusik, Orchestermusik, Oratorien abwechselnd. Die großen Chorvereine werden eingeladen, im Laufe der Ausstellungszeit sämmtlich in Berlin eine oder einige Aufführungen zu veranstalten. Die Stoffe werden dazu von langer Hand vertheilt. Jede Art und Richtung der Musik kommt zu ihrem Recht. Die Wagnergemeinde, die sich ihrer nationalen Gesinnung rühmt, muß diese Gesinnung bethätigen, indem die Aufführung ihrer Cyklen, indem mit einem Wort das ganze Wagnertheater von Bayreuth für dieses Halbjahr nach Berlin verlegt wird, um in dem Triumphzuge der deutschen Kunst in ganzer Mächtigkeit einherzuschreiten.

Werden sich die Völker beugen vor diesen Thaten? Werden sie zusammenströmen aus allen Ländern der Erde, um diese Tage mitzugenießen? Werden dem gewißlich immer noch kleinen Haufen derer, die auf diese Rufe und Töne hören, sich die ungeheuren Massen anschließen, die es gewohnt sind der Führung zu folgen, und die dazu gehören, um die Räume einer Weltausstellung zu füllen? Die Massen mögen am Abend in das volksthümliche sog. Bilsekonzert gehen; auch das ist etwas, was sie zu Hause nicht finden. Um große Wirkungen zu erzielen, muß man sowohl den geistigen Führern als der Menge etwas bieten. In den wöchentlich mit steter Abwechslung auftretenden großen Musikaufführungen, hie Wagner, hie Mozart, hie Händel, Bach, Beethoven

*) In der sonst sehr gut geschriebenen, viel Interessantes bietenden Broschüre von Friedrich Reusche „Chicago und Berlin. Alte und neue Bahnen im Ausstellungswesen" (Heft 1 der „Deutschen Weltausstellungs-Bibliothek". Carl Ulrich u. Co. Berlin) wird die Zurückführung auf den strengen Begriff der reinen Industrie-Ausstellung verlangt, sogar die Abtheilung der bildenden Kunst soll abgelöst werden. Dem vermag ich nicht zuzustimmen.

bieten wir der ernsthaften Menschheit das Edelste, um das sie sich vereinigen kann.

Man erkennt, daß ein solches Unternehmen nicht etwa auch sonst beliebig gemacht werden könnte, sondern daß es mit einem Ereigniß, wie etwa eine Weltausstellung verbunden sein muß. Die Weltausstellung ist das Vehikel, das die zahlreichen Mitglieder der Chorvereine nach Berlin führt. Wollte man sie auffordern, bloß zu ihrer Aufführung zu kommen, so würden sie sich schwerlich bereit finden. Die Weltausstellung bringt die Menschenmassen zusammen, die immer von neuem, Monate hindurch, die Tonhallen füllen werden. Die Weltausstellung schafft die pekuniären Mittel, ohne welche solche Unternehmungen einmal nicht durchzuführen sind. Die Weltausstellung endlich muß die passende Musikhalle schaffen, die jetzt in Berlin für große Oratorienaufführungen garnicht existirt. Die Philharmonie ist nicht vornehm genug und hat keine gute Akustik; die Singakademie ist zu klein.

Ist es also wahr, daß Berlin nicht im Stande sei, mit andern Städten in der Herrichtung einer zum Völkerfest sich gestaltenden Weltausstellung zu wetteifern? Erst kürzlich sind die Franzosen dahin gelangt, den Lohengrin aufzuführen mit herrlichem Erfolg, aber es ist die Copie, wir geben das Original. Sind sie aber überhaupt nur im Stande, uns ein richtiges Bild der Matthäus-Passion oder der H-Moll-Messe zu geben?

Jede Ausstellung muß, wenn sie sich den Sinnen und dem Gedächtniß einprägen soll, ihre Eigenthümlichkeit, eine specielle Leistung im großen Stile aufweisen: die letzte französische Ausstellung ist nicht zum wenigsten gemacht durch den Eiffelthurm. 1000 Fuß ist er hoch, jetzt bauen die Amerikaner in Chicago einen, der 1492 Fuß hoch wird. Warum 1492? Es soll darin ausgedrückt werden, daß im Jahre 1492 Amerika entdeckt worden ist. Echt amerikanisch!

Ein Wunderwerk der Technik, unzweifelhaft, wenn er steht, aber welche Barbarei des Gedankens!

Es wird doch anders klingen, wenn verlautet, die Berliner Weltausstellung werde verbunden werden mit einer großen allseitigen Vorführung der in alle Höhen des menschlichen Geistes hinaufsteigenden und in alle Tiefen des menschlichen Gemüthes hinabsteigenden deutschen Musik.

Jetzt dürfen wir an die Erörterung der Frage gehen, ob es nützlich und zweckmäßig sei, in Berlin eine Weltausstellung zu veranstalten. Wir können es, wenn wir wollen. Ob wir wollen, ist mit ruhiger Ueberlegung zu prüfen.

Unsere Industrie steht in mancher Beziehung hinter der französischen, englischen, amerikanischen zurück. Das Urtheil „billig und schlecht" hat seine Wahrheit; man muß sich nur klar machen, daß der erste Theil dieses Urtheils keinen Tadel, sondern ein Lob enthält. Die deutsche Industrie hat sich in manchen Produktionszweigen mit der französischen so getheilt, daß diese die bessre und theure Waare, jene die billigen Massenartikel erzeugt. Nöthig sind beide; wünschenswerth aber ist, daß Deutschland sich auch da, wo es jetzt noch ge-

schieht, nicht dauernd mit jener Art der Fabrication begnügt, sondern auch zur Production von Qualitätsartikeln schreite. Eine Ausstellung in Berlin wird dazu ein vorzügliches Mittel sein. Wir werden in vielfacher Beziehung von Fremden übertroffen werden, unser Stolz wird hier Demüthigungen erfahren, aber wir werden dadurch lernen. Das wäre doch ein sehr thörichter Gedanke, eine Weltausstellung mit der Prätension zu veranstalten, alle Andern auf allen Gebieten übertreffen zu wollen. Nur im Ganzen müssen wir sicher sein, in unserer geistigen Kraft nicht zurückzustehen. Des sind wir sicher, nun mögen auch die Andern kommen, und zeigen, was sie sind. Auch auf dem Gebiet der Industrie giebt es aber schon nicht wenige Zweige, wo wir es mit jedermann aufnehmen können, manche, wo wir an der Spitze stehen. Ich brauche die alten Namen nicht zu nennen, aber ich erinnere, daß eben erst der deutsche Erfindungsgeist mit der Mannesmanschen Röhrenwalzmethode der Technik eine Bereicherung von unabsehbarer Tragweite zugeführt hat.

Reicht unser Wohlstand aus, die großen Auslagen für die Ausstellung zu bestreiten, ein mögliches Defizit von einer Anzahl von Millionen zu decken? Wenn es sich darum handelte, Chicago an Masse und Reichthum zu übertreffen, so wollen wir ehrlich gestehen, daß wir zwar nicht die Möglichkeit, wohl aber die Räthlichkeit des Opfers bezweifeln würden. Aber darum handelt es sich gar nicht. Die armen Amerikaner — sie haben ja nichts anderes als die Masse. Wir aber, wir können uns auf die Hälfte beschränken und werden der Welt dennoch kostbarere Gastgeschenke bieten.

Was sind nun aber die positiven Gründe, weshalb wir eine Weltausstelluug in Berlin machen sollen, müssen und werden? Wir sollen sie machen, weil von einem so großen Unternehmen, einem solchen Zusammenstrom von Menschen, von einer solchen Fülle der Vorführung nothwendig unendliche Anregungen ausgehen, die vor allem dem Lande zu gute kommen, auf dessen Gebiet das Unternehmen ausgeführt wird. Der einzelne Industrielle, die ganze Industrie mag sagen, daß ihre Opfer durch den Gewinn nicht aufgewogen werden. Deshalb möge die Gemeinheit diese Opfer tragen, denn der indirekte Gewinn, die Belebung alles gewerblichen Strebens, unschätzbar, unmeßbar im Einzelnen, ist darum dennoch von höchstem Werth. Die Empfindung des Deutschen, daß er auch nach dieser Seite hin voll seinen Rang einnimmt unter den großen Nationen, wird erst ihre ganze Sicherheit erlangen, wenn wir auch auf diesem Gebiet uns mit einer großen Leistung in die Weltgeschichte eingeführt haben.

Noch ein besonderer Grund kommt hinzu, weshalb für Deutschland das Unternehmen noch wichtiger ist, als für andere. Zahllose Söhne unserer Nation leben über die Welt verstreut und sind in steter Gefahr, den Zusammenhang mit ihrem Mutterlande, endlich ihre Nationalität selber zu verlieren. Alle diese Weltfahrer werden sich unter dem Zeichen der deutschen Ausstellung sammeln. Zahllosen wird es der Anstoß sein, dem Vaterlande wieder einmal einen Besuch abzustatten; ihre alten Beziehungen werden sie auffrischen, neue

anknüpfen, sie werden sich wieder als Deutsche fühlen, viele, die ihrem Volke sonst verloren gehen würden, werden erhalten bleiben. Das ist ja das Eigenthümliche einer Weltausstellung, daß sie in so merkwürdiger Weise nationale und kosmopolitische Ideen verknüpft. Alle Nationen der Erde laden wir ein und werden uns Mühe geben, uns gefällig, höflich und mittheilsam ihnen gegenüber zu erweisen. Eben, indem wir das thun, und die Pforten der Nation öffnen, schließen wir uns doch wieder in uns enger zusammen und haben das Bewußtsein, einem nationalen Werke zu dienen.

Man hat auch gesagt, die Ausstellungen seien eine Friedensbürgschaft. Wenn das wäre, könnten sie nicht leicht zu theuer bezahlt werden. So direct darf man das aber doch wohl nicht sagen. Alle Kosten und alle Arbeit für eine Ausstellung sind von einer so verschwindenden Geringfügigkeit gegen die Mittel und Wirkungen, die in dem erwarteten großen europäischen Kriege auftreten werden, daß hier keine Wechselwirkung denkbar ist. Am Tage der Eröffnung ihrer Ausstellung würden uns die Franzosen den Krieg erklären, wenn sie glaubten, daß der Moment ihnen günstig sei. Was kommt es bei einem solchen Entschluß auf ein paar hundert Millionen an? Mittelbar scheinen uns aber doch die beiden Ausstellungen wohl eine Wirkung auf die Kriegsgefahr ausüben zu müssen. Sie werden die Geister der Menschen erfassen und beschäftigen und damit von den Kriegsgedanken, wenigstens um einige Linien weiter ablenken. Das hat allerdings Bedeutung nur für Frankreich und seine Ausstellung steht noch weiter aus; wenn aber beide Nationen, wie dringend zu wünschen, sich einigen sollten, ihre Ausstellungen gegenseitig zu beschicken, so daß der Wetteifer, die nationale Rivalität sich mit ganzer Energie auf dieses Gebiet würfe, so wäre damit wirklich eine nicht ganz unbedeutende weitere Friedensbürgschaft gewonnen. Und selbst für Deutschland, wenn wir, wie wohl zu erwarten, im nächsten Lustrum eine gewisse Ruhe der Gesetzgebung haben werden, wäre die Beschäftigung des öffentlichen Geistes mit dem großen Werke der Ausstellung sehr heilsam.

Unendlich verkehrt wäre es, etwa an Stelle der Weltausstellung eine Landesausstellung setzen zu wollen. Eine Landesausstellung ist nicht nur etwas Kleineres, sondern ganz etwas anderes als eine Weltausstellung. Der Austausch von Ideen und Anregungen, der bei dem ganzen Ausstellungswesen eigentlich die Hauptsache ist, kann bei einer Landesausstellung nur gering sein. Gerade die verschiedenen Nationen mit ihrer tieferen Verschiedenheit bringen erst die fruchtbaren Contraste und neuen Gedankenverbindungen hervor. Vor allem aber fehlt der Landesausstellung die Größe; die Größe, welche erst alle die zerstreuten Deutschen des Erdballs heranziehen würde, die Größe, welche nicht blos leerer Eitelkeit, sondern auch dem echten und berechtigten Nationalstolz die volle Befriedigung gewährt. Durchsichtige Ausrede, daß die deutsche Industrie einer Weltausstellung nicht bedürfe, da ihre Leistungen genügend bekannt und anerkannt seien! Nein, sie sind gerade nicht genügend bekannt und anerkannt, ja sie sind auch wirklich in mancher Beziehung sachlich noch nicht

genügend, und deshalb nicht blos zum Zeigen, sondern auch zur Selbstanspornung und zum Lernen bedürfen wir der Weltausstellung.

Man soll in der Politik und im Wirthschaftsleben nicht leichtfertig zu dem Wort „Ehre" greifen. Hier aber sage ich, mit vollem Bewußtsein: es ist eine nationale Ehrensache, daß wir die Weltausstellung machen.

Nicht dadurch sind wir genöthigt, uns in das Unternehmen zu stürzen, weil die Frage einmal aufgeworfen ist und wir nicht mehr zurück könnten. Wenn das wäre, gäbe es in solchen Dingen keine öffentliche Erörterung. Auch nicht dadurch sind wir gebunden, daß uns die Franzosen mit ihrer unhöflichen, plötzlichen Ankündigung für das Jahr 1900 provocirt haben; das darf uns völlig kalt lassen. Sondern allein deshalb ist es eine nationale Ehrensache, weil der Gedanke sachlich gut ist, weil wir stark genug sind für die Durchführung und weil es deshalb nichts als Kleinmuth und Mangel an nationalem Selbstvertrauen sein würde, wenn wir es unterließen.

Chicago ist für Berlin nur ein geringer Nebenbuhler, der eigentlich gefährliche ist Paris. Deshalb ist es nöthig die Ausführung möglichst weit von Paris zu entfernen; wenn also die Franzosen das Jahr 1900 wählen, so müssen wir uns spätestens für das Jahr 1896 entscheiden. Zwei Jahre genügen für die Vorbereitung.

Hier „Kreuz-Zeitung"! Hier „Kölnische Zeitung"! gilt es zu zeigen, ob Eure nationale Gesinnung echt, oder ob es wahr ist, daß Ihr, wie Eure Gegner behaupten, nur Krautjunker- und Schlotjunker-Interessen vertretet! Es gilt eine große That — vorwärts, wer ein Deutscher ist! D.

Die Reform des Lehrer-Examens.

Die Siebener-Commission, welche uns bereits die Schul-Reform bescheert hat, d. h. einen schlechten Zustand noch viel schlechter gemacht, ist nicht auseinandergegangen, ohne ihrem Werk die Krone aufzusetzen. Sie hat ihre erprobte pädagogische Kunstfertigkeit auch der Lehrer-Ausbildung zugewandt und eine Reform des Oberlehrer-Examens vorgeschlagen. Das bisher einheitliche Examen soll in zwei Stufen zerlegt werden, eine Prüfung auf „allgemeine Bildung" in der Mitte des Studiums, nach dem dritten oder vierten Semester, und eine Fachprüfung nach drei bis vier weiteren Semestern. Der Vorschlag ist so ungeheuerlich, daß die ersten Nachrichten, die davon verlauteten, in akademischen Kreisen einfach keinen Glauben fanden. Aber es ist vollkommen wahr, daß Leute, die berufen worden sind, unser Schulwesen zu reformiren, diesen Vorschlag gemacht haben und daß Leute, die im Stande waren, einen solchen Beschluß zu fassen, berufen worden sind, unser Schulwesen zu reformiren. Man mache sich klar: zur allgemeinen Bildung gehören Religion, Philosophie, Geschichte, Literatur. Die Leute, die geprüft werden sollen, sind vorwiegend Philologen, Historiker, Germanisten, Mathematiker. Die erste Hälfte

seiner Universitätszeit also studirt der Philolog den Homer und Plato auf die allgemeine Bildung, nachher auf die Philologie. Ist das voneinander zu trennen? Gewiß ist es von einander zu trennen — aber diese Trennung ist der Tod.

In dem geistigen Zusammenhang unserer eigenen Klassiker mit den Alten bewegen sich die Gedanken, aus denen alle wahre Bildung erwächst. Wer nicht von Sophokles zur Iphigenie und zur „Naiven und sentimentalischen Dichtung" und zurück von Goethe, Schiller und Lessing zu Homer und Sophokles geführt wird, der mag — das will ich nicht bestreiten — trotzdem zum Parnaß emporklettern, aber zu den Poeten gehört er darum nicht, sondern zu den Mauleseln, deren starker Rücken und sichere Beine den wahren Jüngern helfen sollen, die Steilheit des Berges zu überwinden. Wehe dem Historiker, der Thucydides und Polybius glaubt vernachlässigen zu dürfen, weil er neuere Geschichte studirt, und noch schlimmer, was freilich häufig genug ist, wer in der alten Geschichte herumbosselt, ohne immer von Neuem in der Fülle des politischen Lebens unserer Jahrhunderte seine historische Anschauung zu kräftigen und zu erproben. Diese Studien lassen sich nicht zeitlich auseinanderreißen. Gehört die Kenntniß der platonischen Philosophie in die allgemeine Bildung oder ins philologische Fachstudium? Die Theorie des Dramas, die Lehre von der Katharsis in der Auslegung von Lessing und in der Auslegung von Bernays gehört zu den Lieblingsgegenständen des Disputs unter angeregten Studenten. Stellt das Bildungs-Examen dazwischen und die freie Aneignung, die selbstthätige Vertiefung in den Gegenstand hört auf. Denn jenes Examen zwingt zu einer gedächtnißmäßigen Aneignung der Schlagworte in einer Zeit, wo man sie noch nicht vollständig durchdringt und später darauf zurückzukommen fehlt der Antrieb, da man sich jetzt als Historiker, Philolog und Mathematiker nicht mehr mit Lessing, sondern mit seinem „Fach" zu beschäftigen hat. Die Fruchtbarkeit und der geistige Reichthum unseres Universitätsstudiums beruht auf der sich fortwährend von allen Seiten berührenden und kreuzenden Aufnahme von Ideen und Kenntnissen. Philosophie, klassisches Alterthum, Geschichte, Literatur müssen gleichzeitig die ganze Zeit nebeneinander studirt werden, indem der Student völlige Freiheit hat, bald diesen, bald jenen Gegenstand, zu dem ihn Neigung, Zufall, ein beliebter Lehrer gerade hinführen, zu bevorzugen. Jeder Schematismus des Studienganges ist eine Fessel für die Erlangung wahrer Bildung, weil er das freie persönliche Entgegenkommen des Lernenden ausschließt und ohne dies persönliche Entgegenkommen wohl äußere Aneignung, aber nicht wahre Erwerbung möglich ist. Am ehesten scheint die Scheidung bei einem Mathematiker oder Naturforscher möglich zu sein, weil hier die Gegenstände des Fachs und der allgemeinen Bildung weiter auseinander liegen. Aber welch' eine unselige Figur würde dieser Student machen, der sich aus Neigung für das Studium der Mathemathik entschieden hat und nun erst drei bis vier Semester den Accent seiner Arbeit auf Dinge legen soll, die ihm vielleicht nebenher erfreulich und anregend, jetzt nur als

eine widerwärtige Wegstörung erscheinen können, die möglichst schnell mit äußerlichen Hülfsmitteln zu überwinden ist.

Wahrhaft erbaulich wird sich dabei die Stellung, die der Philosophie zugedacht ist, gestalten. Wie schwer ist dieses Studium! Wie langsam und unsicher, in wiederholten bald historisch, bald dogmatisch gestalteten Collegien kommen die Begriffe in den jungen Leuten zu einiger Klarheit! Gerade dies Studium, das frühestens am Schluß eines drei-, vier- oder fünfjährigen Lernens einige greifbare Erfolge zeitigen kann, soll in der ersten Hälfte „abgemacht“ sein. Das erinnert an die Kinder, die sich Bohnen pflanzen und sie nach vierzehn Tagen ausgraben, um nachzusehen, ob schon Wurzeln da sind. Mit der Zeit werden sich zwei getrennte Gruppen von Vorlesungen bilden: solche, die die jungen und solche die die alten Semester hören. Ein junger Mann, der noch unter Anregungen von der Schule her anfänglich eifrig seine Klassiker gelesen hat und in höheren Semestern Interesse für Philosophie, Geschichte oder Literatur faßt, ist in Zukunft verloren. Warum erwachen seine Interessen auch nicht in der reglementsmäßigen Reihenfolge! Und wenn er die Universität wechselt, daß immer gerade die für seine Semester passenden Professoren auch die interessantesten sind! Was nützt es ein vorzügliches Interpretatorium im dritten Semester zu hören, wenn man darüber ein Colleg über neuere Literaturgeschichte versäumt, das zwar überaus ledern ist, aber gerade den geforderten Stoff für das Zwischen-Examen giebt? Bei der jetzigen freien Organisation des Studiums ist es möglich, entweder durch Wechsel der Universität überhaupt ein besseres Colleg über jenen Gegenstand zu hören, oder, wenn jenes einmal gehört sein muß, es wenigstens in ein Semester zu legen, wo es nicht mit einem besseren collidirt.

Das Ergebniß des Doppel-Examens ist also mit einem Wort der Ersatz des bisherigen wissenschaftlichen Studiums durch die Einpaukerei. Die Compendienschreiber und die Professoren, die den Ruhm genießen „ein gutes Heft zu geben“, werden gute Tage haben. Die Philosophen, die jetzt schon vortragen mit dem Bewußtsein, daß sehr Vieles von dem, was sie sagen, wenn es nicht ganz auf den Felsboden fällt, doch oft erst spät und langsam reife, werden in Zukunft vor fast lauter ganz jungen Semestern lesend, jeder tieferen Wirksamkeit beraubt sein. Der nächste Schritt wird sein, daß man am Schluß jedes Semesters ein Examen einrichtet; dann kann man „Bildung“ und „Fachkenntnisse“ in wohl abgemessenen Portionen, auch abwechselnd, verabreichen. Mit der Wissenschaft aber hat der deutsche Student dann nichts mehr zu thun.

Diese Bilder sind nicht theoretisch construirte Schreckgespenster, sondern können schon mit der Erfahrung belegt werden. Sollte die Siebener-Commission garnicht gewußt haben, daß ihre Einrichtung in Baiern wirklich (als Erbe der Jesuiten-Erziehung) bestanden hat und wie sich das „Fuchs-Examen“ und die „Fuchs-Collegien“ bewährt haben? Im 4. Bande von Raumers Geschichte der Pädagogik kann man das Nöthige darüber nachlesen.

Wie ist man aber überhaupt auf die unglückselige Idee des Doppel-Examens

gekommen? Alles, was ich da entwickelt habe, ist gewiß nicht beabsichtigt; man muß doch irgend einen wenigstens scheinbar vernünftigen Grund für den Vorschlag gehabt haben. Der Grund ist nur zu finden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es die Männer der „Schulreform" sind, mit denen wir es zu thun haben. Aus demselben Geiste wie diese Reform ist das neue Examen geboren. Die Schulreform ist beherrscht von dem alten Gedanken, daß das „Reglement" (dies ist hier das einzig treffende Wort) die Schule mache und nicht der Lehrer. Keine Ahnung davon, trotz der vielen salbungsvollen Worte, die so klingen, daß die Pädagogik eine Kunst ist, deren schlechthin erstes Lebensbedürfniß, wie jeder Kunst, die Freiheit ist. Alles kann gemacht werden, wenn es so befohlen wird und der Schulrath es genügend inspicirt, revidirt und approbirt; das ist der Grundgedanke. Man hat das ganz richtige Gefühl gehabt, daß unser Schulwesen im Begriffe sei zu verknöchern. Das Gegenmittel wäre freiere Bewegung: dazu hat man sich aber nicht entschließen können und hat statt dessen — man sollte ja gegen die Verknöcherung wirken — die Knochen selber aus dem Körper herausgenommen. So ist eine weiche, schwammige Masse übrig geblieben, die jedes Charakters entbehrt und auch unfähig sein wird, Charaktere zu erziehen, anders als solche, die sich in wilder, leidenschaftlicher Opposition gegen das Bestehende bilden. Ganz in denselben Vorstellungen hat man nun weiter geglaubt, dem Lehrer die richtige Ausbildung durch richtig regulirte Examina sichern zu können. Das bisherige Examen kann nicht so übermäßig eingreifen, denn da es am Schluß eines über vierjährigen Studiums mit einem Mal abgemacht wird, so ist es zwar sehr schwer, aber gerade darin liegt auch seine Begrenzung. Man kann im einzelnen Fach nicht gar zu viel verlangen, weil sonst Alle durchfallen würden. Zerlegt man nun das Examen, so bereitet sich der Student stückweise vor. Das ist ihm für das Examen eine Erleichterung. Wenn Examen mit wahrer Bildung identisch wäre, wäre Alles sehr schön. Da nun aber das Examen immer nur ein sehr unvollkommener und äußerlicher Maßstab für die Bildung ist, so ist jene Erleichterung die schwerste Schädigung der Bildung selber, denn sie setzt an die Stelle der Freiheit die Dressur. Ja, selbst die Erleichterung wird eine Illusion bleiben, da die Examinatoren ganz unbewußt sofort die Anforderungen steigern werden. Diese Erfahrung ist schon bei der Zerlegung nach Fächern gemacht worden und liegt in der Natur der Dinge. So muß zum Haß und Gespött die „Bildung" werden und mit ihr ihre Ober-Controlleure, die Professoren, und auf das Leichenfeld des altpreußischen Schulwesens kann man dann den Spruch setzen, daß es einmal wieder die Doctoren gewesen sind, die hier

„mit ihren höllischen Latwergen
weit schlimmer als die Pest getobt".

Delbrück.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte von Johannes Proelß. Stuttgart 1892. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Gegenüber der geringen Schätzung und Sympathie, welche „Das junge Deutschland" im Allgemeinen heutzutage genießt, hat sich der Verfasser veranlaßt gefühlt, mit einer ausführlichen Darstellung in die Schranken zu treten. Er beruft sich auf den auch in diesen Blättern schon besprochenen Schlußband des Brandes'schen Werkes; aber er will detaillirte und begründete Geschichtschreibung geben, wo Brandes mehr nur rasche und kühne Streiflichter hat fallen lassen. Er wendet sich polemisch gegen Treitschke's Verdammung des jungen Deutschland, und bedauert auch, daß Sybel's Geschichtswerk sich nicht mit dem Antheil beschäftigt, den die Wortführer des deutschen Volkes an der Vorbereitung des Reiches hätten. Er hat unleugbar bedeutende Studien gemacht, um in erschöpfender Weise sein Thema behandeln zu können. Trotzdem muß man sagen, daß er besser gethan hätte weniger anspruchsvoll aufzutreten; denn mit Treitschke's glutvollem Pathos vermag er nicht zu wetteifern und andererseits wird der Werth einer objektiven wissenschaftlichen Leistung seinem Buch durch die entschiedene Parteistellung dennoch verkümmert. Auch die übergroße Ausführlichkeit — das Buch zählt 800 Seiten Großoktav — kommt dem Gesammtergebniß nicht zu Gute, sondern beeinträchtigt es eher.

Der Hauptwerth liegt in der sorgfältigen Beschaffung des Materials. Hier hat der Verfasser viel geleistet, besonders in dem Aufspüren und Sammeln der schnell verwehten Blätter der periodischen Presse; Gutzkow's „Forum der Journal-Literatur" und andere, überhaupt nur in wenig Exemplaren an's Licht getretene, kurzlebige Tages- und Monatsblätter hat er aufgetrieben und eingesehen. Und auch handschriftliches Material ist ihm zugeflossen. Das Wichtigste ist der von der Verlagshandlung ihm zur Verfügung gestellte Briefwechsel zwischen der Firma Cotta und den Hauptvertretern des „Jungen Deutschland", Börne, Heine, Gutzkow. Dieser wie es scheint, allerdings nur lückenhaft verwerthete Briefwechsel giebt sehr hübsche Beiträge zur Charakteristik der Schrift-

steller, und gewährt zugleich einen interessanten Einblick in das Verfahren, mit welchem der damals auf der Höhe seines Erfolgs stehende Verleger Schiller's und Goethe's seine Beziehungen beständig zu erweitern und seine Stellung in dem literarischen Getriebe auszunutzen und immer mehr zu befestigen wußte. Im Ganzen ergiebt sich das Bild einer sehr geschickten und gegenüber den unberechenbaren Aktionen dieser stets unsicheren Mitarbeiter sehr liberalen Behandlung der Dinge, an der sich alle Verleger noch heute ein Beispiel nehmen können.

Was Proelß' Anschauungen und Urtheile betrifft, so wird man der polemischen Seite gern zustimmen; daß die Verfolgung des „jungen Deutschland" ein Mißgriff, daß die öffentliche Denunziation Menzel's die That eines verbissenen, sich selbst maßlos überschätzenden Egoisten war, daran ist kein Zweifel. Menzel's Erguß hat übrigens nicht einmal den Vorzug der Originalität; er ist ein dürftiger Abklatsch von Southey's Manifest gegen Byron und Shelley. „Die Schule, welche sie eröffnet haben, kann füglich die Satanische genannt werden: denn obwohl ihre Erzeugnisse in den lasciven Partieen den Geist Belials athmen, und den Geist Moloch's in den widerwärtigen Schilderungen greuelvoller Unmenschlichkeiten, in denen sie schwelgen, so ist doch ihr eigentliches charakteristisches Merkmal ein satanischer Geist des Stolzes und verwegener Gottlosigkeit, der gleichwohl das davon unzertrennliche, unselige Gefühl der Hoffnungslosigkeit verräth." So weit hat es doch auch Herr Menzel mit den Nachbetern, die er heute noch findet, nicht gebracht.

Das positive Urtheil von Johannes Proelß wird weniger Zustimmung finden. Schließlich haben sich doch die Wienbarg und Mundt nicht als „führende Geister" bewährt; Laube war bekanntlich schnell bereit, das junge Deutschland selbst zu verleugnen; und Gutzkow, der bis zuletzt ehrliche Ueberzeugung bewies, hatte nicht die Spannkraft, um unter schwierigen Verhältnissen stets eine entsprechende Thätigkeit zu bewahren. Mir scheint, daß der Verfasser die Bedeutung dieser Schriftsteller überschätzt; mehr kann ich ihm in Bezug auf Heine zustimmen, und am meisten scheint mir seine verständnißvolle Beurtheilung Börne's Beachtung zu verdienen.

Kuno Fischer und die literarhistorische Methode. Von Hugo Falkenheim, Dr. phil. Berlin, Speyer und Peters 1892.

Der Titel dieser Schrift erregt Ueberraschung. Der Name eines Mannes, der trotz der großen Verdienste seiner erläuternden Schriften zur Literatur doch nicht zu den zünftigen Literarhistorikern gehört, dieser Name, verbunden mit dem zweiten Theil der Ueberschrift läßt auf besondere Absichten des Verfassers schließen. Und diese liegen auch thatsächlich vor. Es handelt sich um nichts weniger als um den Rath, von der üblichen „literarhistorischen Methode" ganz abzulassen und nach dem angeblichen Vorbild Kuno Fischer's Literaturgeschichte zu schreiben. Wir müssen uns dagegen erklären, und glauben dabei auch im Sinne des berühmten Philosophen selber zu handeln. Es giebt seit Niebuhr

und Ranke in Deutschland nur eine Methode zur Ermittelung historischer Vorgänge, die sich allmählich die Geltung auf allen Gebieten, welche der historischen Betrachtung unterliegen, erworben hat; auch der ausgezeichnete Geschichtschreiber der Philosophie wird damit gewiß übereinstimmen. Sicherlich ist diese Methode nicht unfehlbar; gewiß muß man sich hüten ihre Ergebnisse für absolut sicher zu halten; aber von ihr abzurathen ist ein gar nicht zu rechtfertigendes Unterfangen, solange man keine bessere an die Stelle zu setzen weiß. Und zu letzterem ist auch Dr. Falkenheim nicht im Stande. Seine Schrift beweist ein vorzügliches Verständniß der dichterischen Thätigkeit und der dichtenden Individualität; sie enthält in dieser Hinsicht Bedeutendes und verdient alle Beherzigung. Aber sie übersieht, daß die Aneinanderreihung einiger noch so verständnißvoller Charakteristiken einzelner Dichter noch keine Literaturgeschichte gäbe, und daß für die historische Betrachtung gerade das das Wichtigste ist, was sie geringschätzt, die Feststellung der Einflüsse eines Dichters oder Schriftstellers auf den andern; in diesen Einflüssen vollzieht sich der historische Prozeß. Gewiß wird das Genie als solches geboren; aber dieses Faktum ist für uns, wie Goethe sagen würde, ein Urphänomen, das der Forschung des Historikers nicht weiter unterliegt. Dagegen die Erziehung, die Einwirkung, die sich fort und fort in jedem Lebensalter geltend macht, unterliegt der historischen Arbeit.

Zu jeder historischen Arbeit aber gehört eine doppelte Vorbildung: die Kenntniß der historischen Methode und die technische Vertrautheit mit dem speziellen Gebiet, auf welches die Methode angewandt werden soll. Gewiß ist es ein Fehler, wenn, was den Verfasser besonders erzürnt, Personen, die sich nur auf jene Methode verlassen, die nie darüber nachgedacht haben, was Dichten bedeutet, und wie es geschieht, sich an literarhistorische Probleme machen; aber ausschließlich die verständnißvolle Erkenntniß des dichtenden Individuums zu betonen und die historische Methode geringzuschätzen ist nicht minder einseitig und irreführend. O. H.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Deutsche Schriften für Literatur und Kunst. II. Reihe 2. Heft.
" " " nationales Leben. II. Reihe 2./3. Heft. Kiel, Lipsius und Tischer.
— Eine versinkende Welt. Dramatische Dichtung. 2. Aufl. Ebds.
Gesellschaft von Berlin. Hand- und Adreßbuch für die Gesellschaft von Berlin, Charlottenburg und Potsdam. 2. Jahrgang. Berlin, Adolph Hein. 1891—92.
Handbuch der Arbeitergesetzgebung des Deutschen Reiches von Dr. K. Görres.
Binding. Der Versuch der Reichsgründung durch die Paulskirche in den Jahren 1848 und 1849. Von K. Binding. Leipzig, Duncker u. Humblot.
Borght. Die wirthschaftliche Bedeutung der Rhein-Schiffahrt. Von Dr. R. van der Borght. Köln. Handelskammer.
Dittrich. Nuntiusberichte Giovanni Morones vom deutschen Königshofe 1539. 1540. Von Fr. Dittrich. Paderborn, Fr. Schöningh.
Faber. Das System der Künste. Von Friedrich Faber. Guhrau, Max Lemke.

Faber. Deutschthum und Turnen. An alle Deutschen ein Ruf zu deutscher That. Von Martin Faber. Guhrau, Max Lemke.
v. Friesen-Rötha. Conservativ! Ein Mahnruf in letzter Stunde. Von Heinrich Freiherr v. Friesen-Rötha. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
Heß. Geist und Wesen der deutschen Sprache. Von Georg Heß. Eisenach, M. Wilckens.
Hoeniger. Professor Georg v. Below's „Detailpolemik". Von R. Hoeniger. Berlin, Hermann Walther.
Horowitz. Die Bezirks-Unterstützungsfonds in Bosnien und der Hercegowina. Von Horowitz. Wien, Wilhelm Frick.
Kleinpaul. Poetik. Die Lehre von der deutschen Dichtkunst. Von Dr. E. Kleinpaul. Bremen, M. Heinsius Nachf.
Kretzschmar. Die Invasionsprojecte der katholischen Mächte gegen England zur Zeit Elisabeths. Von J. Kretzschmar. Leipzig, Duncker u. Humblot.
Kuhlenbeck. Der Schuldbegriff als Einheit von Wille und Vorstellung in ursächlicher Beziehung zum Verantwortlichkeitserfolg. Von L. Kuhlenbeck. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
Landesberger. Ueber die Goldprämienpolitik der Zettelbanken. Von Dr. J. Landesberger. Wien, Manz'sche Buchh.
Längin. Berechtigung und Nothwendigkeit der liberalen Geistlichen in der Kirche. Von G. Längin. Karlsruhe, Macklot'sche Buchh.
Lanin. Russische Zustände. Aus dem Englischen von Rud. Dielitz. Von E. B. Lanin. Dresden, L. Ehlermann.
Opitz. Die Schlacht bei Breitenfeld am 17. Sept. 1631. Von W. Opitz. Leipzig, A. Deichert.
Remy. Das jüdische Weib. 2. Aufl. Von Nahida Remy. Leipzig, W. Malende.
Ribbeck. Geschichte der römischen Dichtung. III. Dichtung der Kaiserherrschaft. Von O. Ribbeck. Stuttgart, Cottasche Buchh. Nachf.
Wundt. Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. 2. Aufl. Von W. Wundt. Stuttgart, Ferd. Enke.

Acta Borussica. Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jarhundert, herausgeg. v. d. kgl. Akademie d. Wissenschaften. Seidenindustrie I.—III. Bd. Berlin, Paul Parey.
Aus dem Goethehause. Briefe Friedr. Wilh. Riemers an die Familie Frommann in Jena (1803—1824). Nach d. Originalen herausgegeben von Dr. Ferd. Heitmüller. Stuttgart, J. G. Cotta.
Der Kaiser in der Mitte. 2. Aufl. Dresden, Druckerei Glöß.
Die Behandlung jugendlicher Verbrecher und verwahrloster Kinder von Dr. H. Appelius. Berlin, J. Guttentag.
Forschungen zur brandenb.-preuß. Gesch. V. 1. Leipzig, Duncker u. Humblot.
Fürst v. Bismarck der Herzog der Deutschen. Zur Huldigung der Schwaben in Kissingen. Berlin, Walther u. Apolant. Preis 30 Pf.
Handbuch der Unfallversicherung. Die Reichs-Unfallversicherungsgesetze dargestellt von Mitgliedern des Reichs-Versicherungsamtes nach dem Aktenmaterial dieser Behörde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.
Jahresbericht der Handelskammer zu Köln für 1891.
Jahresbericht der Handelskammer zu Halle a./S. 1891.
Polit. Correspondenz Karl Friedrichs von Baden 1783—1806. Herausgeg. v. d. Bad. histor. Commission bearb. v. B. Erdmannsdörffer. 2. Bd. 1792—1797. Heidelberg, Carl Winter.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Zoroaster

von

F. Marion Crawford.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Therese Höpfner.

(Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Die Zeit entschwand; elf Tage waren vergangen, seit Zoroaster fortgeritten war. Der König und Nehuschta waren nach wie vor im Garten zusammengekommen, und keines von Beiden hatte je des Tages erwähnt, da sein Herz sich plötzlich Luft gemacht hatte. Die Stunden vergingen ruhig und schnell, ohne irgend ein besonderes Ereigniß. Nur das starke Band, halb Freundschaft und halb Liebe, war noch stärker geworden, und Nehuschta wunderte sich darüber, daß sie zwei Männer so sehr und doch auf so ganz verschiedene Weise lieben konnte. Freilich waren es sehr verschiedene Männer. Sie liebte Zoroaster, und doch schien es ihr manchmal, als würde er die Stelle eines Freundes besser ausgefüllt haben, als die eines Liebhabers. Sie hatte Darius zum Freunde genommen, aber es gab Augenblicke, in denen sie beinahe vergaß, daß er ihr nicht mehr war. Sie versuchte an ihr Wiedersehen mit Zoroaster zu denken, ob es so sein werde, wie die frühern Begegnungen, — ob ihr Herz stärker schlagen oder garnicht klopfen werde, wenn ihre Lippen wie sonst die seinen berührten. Sie war ganz in ihrem Urtheil beirrt und kannte ihr eignes Herz nicht mehr. Sie überließ sich dem Wohlgefallen an des Königs Gesellschaft und sah doch voraus, daß bald eine große Veränderung eintreten müßte, über die sie nicht gebieten konnte.

Die Sonne war eben aufgegangen, aber die Brücke über den schnell fließenden Choaspes lag noch in dem Schatten, welchen Festung und Palast über die Ebene warfen, als zwei Reiter, in vollem Galopp, auf dem Wege von Ninive erschienen und aus dem blauen Nebel hervortraten, der noch über den Wiesen lag; sie ritten über die Brücke und in größter Eile den Berg zum Königspalast empor.

Der eine Reiter war ein dunkler häßlicher Mann, dessen bleiche welke Wangen und gebeugte Gestalt die äußerste Erniedrigung verriethen. Seinem Pferde war vorn und hinten ein Polster aufgebunden, so daß er in einer Art von Stuhl saß, aber selbst mittelst dieser künstlichen Stützen schien er sich kaum aufrecht halten zu können, und sein Körper schwankte hin und her, als sein Pferd die scharfe Biegung am Fuße des Hügels emporsprengte. Sein Mantel war weiß von Staub, und seine Kopfbedeckung war zu einem formlosen staubigen Stück zerknitterter Leinwand geworden, während sein ungekräuseltes Haar und sein wirrer Bart in unordentlichen von Staub klebenden Büscheln ihm wüst über das Gesicht hingen.

Sein Begleiter war Zoroaster; schön und aufrecht saß er zu Pferde, als wäre er nicht dreihundert Farsangs in elf Tagen geritten. Auch auf seinem Mantel und seinen Kleidern lag Staub, wie auf denen des Mannes, welchen er mitbrachte, aber sein langes blondes Haar und sein Bart wehten von seinem Antlitz zurück, da er beim Reiten den Kopf dem Luftzuge hoch erhoben entgegen hielt, und sein leichter Stahlhelm saß hell und blank auf seiner Stirn. Eine leichte Röthe färbte seine blassen Wangen, als er zum Palast emporblickte und daran dachte, daß sein Ritt vorüber und sein Auftrag ausgeführt sei. Er war müde, fast zum Tode erschöpft, aber sein schnellkräftiger Körper hielt sich noch aufrecht.

Die Wachen am äußern Thor hatten sie schon seit zwanzig Minuten beobachtet, als sie sich wie kleine Fleckchen im weißen Nebel den Weg einher bewegten, und als sie nun den steilen Abhang emporritten, riefen die Wächter draußen denen drinnen zu, daß Zoroaster zurückkehrte, und der Hauptmann am Thor eilte sofort seine Ankunft dem Könige anzumelden. Darius nahm die Botschaft selbst in Empfang und folgte dem Hauptmann die Stufen hinab zum Thurm am Thor, er erreichte den freien Platz gerade, als die beiden Reiter durch den viereckigen Eingang sprengten und auf dem kleinen gepflasterten Hof hielten.

Die Speerträger sprangen auf und stellten sich in Reih und Glied, als der Ruf erscholl, der König nahete, und Zoroaster sprang behend vom Pferde und gebot Phraortes ein Gleiches zu thun; aber der un-

selige Meder konnte ohne Hülfe kaum Hand noch Fuß bewegen und würde kopfüber gefallen sein, hätten ihn nicht zwei starke Krieger herabgehoben und auf die Füße gestellt.

Darius trat rasch auf das Paar zu und stand still, während Zoroaster seine kurze Begrüßung machte. Phraortes, der vor tödtlicher Ermüdung und tödtlicher Furcht keine Kraft mehr in sich hatte, fiel auf die Kniee, als die beiden Krieger seine Arme los ließen.

„Heil König der Könige! Lebe ewig!“ sagte Zoroaster. „Ich habe Dein Geheiß erfüllt. Er ist lebendig.“

Darius lachte grimmig, als er die hingesunkene Gestalt des Meders ansah.

„Du bist ein treuer Diener, Zoroaster“, versetzte er, „und reitest wie die Furien, wenn sie die Seelen der Bösen verfolgen, wie die Bergteufel hinter einem Lügner. Er hätte nicht mehr lange ausgehalten, dieser Haufen schwitzigen Staubes. Steh auf, Kerl“, sagte er und berührte den Kopf des Phraortes mit seiner Fußspitze. „Du wälzest Dich da wie ein Schwein im Graben.“

Der Krieger hob den erschöpften Menschen auf. Der König wendete sich zu Zoroaster.

„Sage mir, Du Wirbelwind“, fragte er lachend, „spricht ein müder Mensch eher die Wahrheit oder Lügen?“

„Ein Müder wird vor allem das thun, was ihm Ruhe verschafft“, erwiderte Zoroaster lächelnd.

„Dann will ich diesem Burschen sagen: je eher er die Wahrheit spricht, desto eher darf er schlafen;“ sagte der König. Dann trat er an Zoroaster heran und setzte leise hinzu: „Ehe Du ausruhst, gehe und sage der Königin im Geheimen, sie solle ihre Sclavinnen fortschicken und mich und den, welchen Du mitgebracht hast, in einigen Minuten erwarten. Der Mensch muß erst etwas Erfrischung zu sich nehmen, sonst stirbt er auf der Treppe.“

Zoroaster ging die breite Treppe hinauf, dann durch Höfe und Gänge und gelangte endlich vor des Königs Gemächern auf die Terrasse, wo er Atossa zuerst gesehen hatte.

Es war Niemand da, und er wollte eben durch den großen Vorhang hinein gehen, als die Königin selbst heraustrat und ihm plötzlich gegenüber stand. Trotz der frühen Stunde war sie mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt gekleidet; die matten Farben ihres Anzugs und die wenigen Juwelen, welche sie schmückten, glänzten hell in den schrägen Strahlen der Morgensonne. Sie hatte es sich gedacht, daß Zoroaster an diesem Tage zurückkehren würde und sich darauf vorbereitet.

Als sie ihm begegnete, stieß sie einen leisen wohl erkünstelten Schrei aus.

„Was! Du bist schon zurück?“ rief sie; die Freude, welche aus diesen Worten klang, war ächt. Er sah so göttergleich aus, als er im Sonnenlichte vor ihr stand, daß ihr Herz bei seinem Anblick höher schlug.

„Ja, dies ist die Botschaft, welche ich von dem Großen Könige an die Königin bringe: sie wolle ihre Sclaven fortschicken und den König und den Mann, den ich mitgebracht, in einigen Minuten erwarten.“

„Es ist gut“, sagte Atossa. „Hier sind keine Sclaven und ich erwarte den König.“ Sie schwieg einen Augenblick; dann fragte sie: „Bist Du nicht froh zurück zu sein?“

„Ja“, sagte Zoroaster, und sein Antlitz leuchtete auf beim Sprechen. „Ich bin wahrlich froh, wieder hier zu sein. Würde sich nicht ein Jeder freuen, solch eine Reise hinter sich zu haben?“

Die Königin stand mit dem Rücken gegen die verhängte Thür und konnte die ganze Länge der Terrasse bis zur Treppe am andern Ende übersehen. Während er sprach, entdeckten Atossa's scharfe Augen eine Gestalt, welche rasch die letzten Stufen der Treppe emporstieg. Zoroaster stand der Königin und somit auch der Thür gegenüber. Sie hatte sofort Nehuschta erkannt, doch kein Zucken der Augenlider, kein Farbenwechsel verrieth, daß sie die Annäherung ihrer Feindin bemerkte. Sie heftete ihre dunkelblauen Augen mit wehmüthigem Blick auf Zoroaster und sagte mit leiser sanfter Stimme: „Mir ist die Zeit lang vorgekommen, seit Du fortrittest, Zoroaster.“

Erstaunt über ihre Art zu sprechen, erbleichte Zoroaster und sah kalt auf ihr schönes Antlitz herab. In diesem Augenblick betrat Nehuschta den glatten Marmorboden der Terrasse.

Noch immer waren Atossas Augen auf Zoroaster geheftet.

„Du antwortest mir nichts?“ sagte sie mit gebrochener Stimme. Dann plötzlich, wie von unwiderstehlicher Empfindung fortgerissen, schlang sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn mehrmals leidenschaftlich.

„O Zoroaster, Zoroaster, mein Geliebter!“ rief sie. „Du mußt mich nie, nie wieder verlassen!“ Und wieder küßte sie ihn und warf sich an seine Brust, und hielt ihn so fest, daß er sich nicht rühren konnte. Er legte die Hände auf ihre Schultern, an ihren Gürtel und versuchte sie fortzuschieben, aber vergeblich. Sie hing an ihm wie verzweifelt und schluchzte an seinem Busen. In dieser plötzlichen und tödtlichen Verlegenheit hörte er nicht ein leises Aufstöhnen weit hinter ihm, auch

nicht den Schall rasch forteilender Schritte auf der Treppe. Aber Atossa hörte es und empfand wilde Freude; als sie aufblickte, war Nehuschta fort mit der unheilbaren Wunde im Herzen.

Atossa ließ plötzlich ihre Arme vom Halse des Kriegers herabsinken, sah ihm noch ein Mal in die Augen, dann stieß sie einen kurzen scharfen Schrei aus und lehnte sich an den Thürpfosten neben dem schweren gestreiften Vorhang.

„O mein Gott! was habe ich gethan!“ stöhnte sie.

Zoroaster stand einen Augenblick zaudernd und zweifelnd da. Ihm war es, als wäre ihm plötzlich ein Licht aufgegangen über viele Dinge, die er bis dahin nicht verstanden hatte. Endlich sprach er ruhig, mit großer Anstrengung und seine Stimme klang sanft.

„Ich danke den guten Geistern, daß ich Dich nicht liebe — und ich wollte, Du liebtest mich nicht. Denn ich bin des Großen Königs Knecht, — bis zum Tode getreu, und wenn ich Dich liebte, so wäre ich ein Lügner, ein Feiger — der verworfenste aller Menschen. Ich bitte Dich, vergiß, was Du gesprochen hast, und laß mich in Frieden ziehen. Denn der Große König naht, der muß Dich nicht weinend finden, sonst denkt er, Du fürchtest dem Meder Phraortes gegenüber gestellt zu werden. Ich bitte Dich, vergiß, — und vergieb Deinem Knecht, wenn er etwa gefehlt haben sollte.“

Atossa schaute plötzlich auf. Ihre Augen waren hell und klar und keine Spur von Thränen darin. Sie lachte herb.

„Ich — vor dem König weinen! Du kennst mich nicht. Geh, wenn Du willst. Lebe wohl, Zoroaster;“ ihre Stimme wurde weicher, „lebe wohl. Es kann sein, daß Du lebest, es kann sein, daß Du sterben mußt, weil ich Dich liebe.“

Zoroaster neigte das Haupt in ehrfurchtsvollem Gruße, wandte sich und ging seines Weges. Die Königin sah ihm nach, und als er auf der Treppe verschwand, glättete sie ihren Kopfputz und ihr goldenes Haar, und lächelte still für sich.

„Das war ein gut geführter Todesstreich“, sagte sie laut. Als sie aber über die Stadt hinausblickte, wurde ihr Antlitz ernst und nachdenklich. „Und doch liebe ich ihn“, setzte sie leise hinzu.

„Ich liebe ihn — ach! ich habe ihn schon lange geliebt.“ Rasch wandte sie sich um, als fürchtete sie belauscht zu werden. „Wie thöricht bin ich doch!“ rief sie ungeduldig, und dann verschwand sie hinter dem Vorhang und ließ den langen Balkon wieder leer; nur die Schwalben flogen rauschenden Fluges von Zeit zu Zeit zwischen den Pfeilern hindurch und weilten einen Augenblick hoch oben auf dem Gesims, um

dann wieder in den goldnen Sonnenschein des Sommermorgens hinauszuflattern.

Zoroaster verließ Atossa in der Hoffnung, ein Mittel zu finden, um Nehuschta zu sehen. Allein es war unmöglich. Er wußte wohl, daß er es nicht wagen durfte, nach ihren Gemächern durch den untern Gang zu gehen, wo er sie zuletzt gesehen hatte, am Tage seiner Abreise nach Ecbatana, und der Sclave, welchen er nach dem Haupteingange der Frauengemächer im Palaste abschickte, kehrte mit der Antwort zurück, Nehuschta wäre allein in ihrem Gemach, wo Niemand sie zu stören wagte.

Erschöpft von Uebermüdung und Aufregung und kaum im Stande über das seltsame Erlebniß dieses Morgens nachzudenken, ergab sich der ermattete Zoroaster endlich darein, Nehuschta zu einer spätern Stunde zu sehen und legte sich in seinem kühlen Gemach zur Ruhe. Als er erwachte, war es Abend.

Unterdessen hatte der König befohlen, daß Phraortes erfrischt und gespeist und darauf sofort nach den Gemächern der Königin geführt werden sollte. Eine halbe Stunde nachdem Zoroaster sie verlassen hatte, befand sich Atossa in ihrem Ankleidezimmer. Sie saß allein vor ihrem großen silbernen Spiegel und harrte ruhig der Dinge, die da kommen würden. Ein inneres Gefühl sagte ihr, daß sie in dem Heiligthum ihres kleinen Gemaches einem Angriff besser würde widerstehen können, — hier, wo alles ihr eignes Gepräge trug, und wo die Gitter der beiden Fenster so gestellt waren, daß sie die Mienen ihrer Gegner beobachten konnten, ohne ihr eignes Gesicht dem Licht auszusetzen.

Sie beugte sich vor und betrachtete sich aufmerksam im Spiegel; mit einem feinen Pinsel von Kameelhaaren glättete sie eine ihrer Augenbrauen, die etwas aufgerauht war. Sie hatte Zoroasters Gewand berührt, als sie sich ihm an die Brust warf, sie beschaute sich mit künstlerischem Wohlgefallen und lächelte.

Bald darauf hörte sie den Tritt lederner Schuhe draußen auf den Fliesen, und der Vorhang ward plötzlich zurückgeschlagen. Darius stieß Phraortes bei den Schultern ins Zimmer und stellte ihn vor die Königin. Sie stand auf und verneigte sich vor dem König; dann setzte sie sich wieder auf ihren geschnitzten Stuhl. Der König warf sich auf einen Stapel dicker harter Polster, welche an einer Seite des Zimmers einen Divan bildeten, und war bereit, die beiden andern scharf zu beobachten.

Zitternd vor Furcht und Uebermüdung fiel Phraortes vor Atossa auf die Kniee und berührte mit der Stirn den Boden.

„Steh auf, Mensch"' sagte der König barsch, „und gieb Rechenschaft über die Angelegenheiten der Königin."

„Halt!" sagte Atossa, „zu welchem Zwecke hat der Große König diesen Mann hergebracht?"

„Zu meinem Vergnügen!" antwortete Darius; „sprich, Bursche. Lege Rechenschaft ab, und wenn mir Deine Rechnung nicht gefällt, lasse ich Dich kreuzigen."

„Der König lebt ewig", sagte Phraortes matt, seine welken Wangen zitterten, während seine Glieder sich unsicher bewegten.

„Die Königin lebt auch ewig", bemerkte der König. „In welchem Zustande befinden sich die Ländereien der Königin zu Ecbatana?"

Bei dieser Frage faßte Phraortes augenscheinlich Muth und fing an die Güter, das Vieh und die Sclaven rasch aufzuzählen.

„In diesem Jahre habe ich zweitausend Aecker Weizen gesäet, der bald zur Ernte reif sein wird. Ich habe auch tausend Aecker mit anderm Korn besät. Die Felder mit Wassermelonen tragen in erstaunlicher Fülle, seit ich im vorigen Winter die großen Gräben nach der Straße zu ziehen ließ. Die Obstgärten und die Weinberge sind gut im Stande; aber wir haben jetzt nicht genug Regen gehabt, um den ersten Ansatz der Trauben zu befördern, Oliven wird es in diesem Jahre zweifellos in Fülle geben, denn im vorigen gab es wenig, wie das bei dieser Frucht zu sein pflegt. Ich bezweifle nicht, daß der Ertrag der diesjährigen Ernte an Korn und Wein, an Oel und Obst sich auf hundert Talente Gold belaufen wird."

„Im vergangenen Jahre betrug er nnr fünfundachtzig," bemerkte die Königin, welche dem ganzen Bericht scheinbar mit dem höchsten Interesse zugehört hatte. „Ich bin sehr zufrieden, Phraortes, nun sage mir noch von den Rindern und Schafen — und den Sclaven, ob viele im letzten Jahre umgekommen sind."

„Es sind fünfhundert Stück Rindvieh vorhanden, und hundert Kälber sind in den letzten zwei Monaten geboren. Aus Mangel an Regen ist das Futter in diesem Jahre fast ganz verdorben, und es ist wenig Heu da für den Winter. Ich habe deshalb eine Menge Sclaven mit Kameelen nach den fernen Ebenen im Osten ausgeschickt, von wo sie täglich mit großen Lasten Heu zurückkehren, es ist von grober Art, aber nützlich. Die Heerden weiden jetzt auf den Abhängen des Zagros-Gebirges. Es waren sechstausend Schafe und zweitausend Ziegen bei der letzten Schur im Frühling, und die Wolle ist schon für acht Talente verkauft worden. Für die Sclaven habe ich auf eine neue Art gesorgt. Es waren darunter viele junge Männer von den Gefangenen, die vor

zwei Jahren ans dem Kriege kamen; für diese habe ich Weiber von den Händlern aus Scythien gekauft. Diese Scythen verkaufen alle ihre Weiber sehr wohlfeil. Es sind garstige Barbaren, die eine fremde Sprache reden, aber sie sind stark und kräftig und werden sich gewiß sehr vermehren und uns großen Vortheil bringen.

„Du bist sehr geläufig im Reden," unterbrach ihn der König. „Allein die Königin möchte noch allerlei Einzelheiten wissen. Es ist Dir bekannt, daß man in einem Grenzlande wie Ecbàtana Felder und Heerden oft vor Räubern schützen muß. Hast Du daran gedacht, einen Theil der Sclaven zu diesem Zwecke zu bewaffnen?"

„Der König wolle seinem Knecht nicht zürnen," antwortete Phraortes ohne zu zaudern. „Es sind über tausend Krieger in Ecbatana, und die Berittenen durchstreifen beständig das Land. Ich haben keinen der Sclaven bewaffnet, denn mich dünkt, wir sind sicher unter dem Schutze von des Königs Leuten. Indessen, wenn der Große König befiehlt" —

„So könntest Du sie wohl sofort bewaffnen?" unterbrach ihn Darius. Er beobachtete Atossa scharf; ihr Gesicht war im Schatten.

„Nein," versetzte Phraortes, „denn wir haben keine Waffen. Wenn aber der König uns Schwerter und Lanzenspitzen geben will" —

„Wozu?" fragte Atossa. Sie war vollkommen ruhig, weil sie sah, daß sie nicht zu fürchten brauchte, Phraortes würde bei diesem Hauptpunkt ein Versehen machen. „Wozu brauche ich eine bewaffnete Macht, um Ländereien zu beschützen, die alle innerhalb eines Tagesmarsches von der königlichen Festung liegen? Der Gedanke, Waffen zu tragen, würde alle Sclaven träge und streitsüchtig machen. Laß ihnen ihre Spaten und Pflüge, und laß sie arbeiten, während die Krieger fechten. Wie viele Sclaven besitze ich jetzt, Phraortes?"

„Es waren bei der letzten Zählung vierzehntausend siebenhundert und dreiundfünfzig Männer, zehntausend zweihundert und sechzehn Weiber und nicht weniger als fünftausend Kinder! Aber ich erwarte" —

„Was kannst Du mit so vielen anfangen?" fragte Darius, sich scharf gegen die Königin wendend.

„Viele von ihnen arbeiten in den Teppichwebstühlen", antwortete Phraortes. „Die Königin nimmt jährlich fünfzig Talente durch den Verkauf der Teppiche ein."

„Alle Teppiche im Hause des Königs werden auf meinen Webstühlen gewebt", sagte Atossa lächelnd. „Ich bin ein großer Kaufmann."

„Ich zweifle nicht, daß ich sie Dir theuer genug bezahlt habe",

sagte der König, den das Verhör anfing zu langweilen. Er hatte bestimmt erwartet, daß entweder der medische Verwalter oder die Königin Aufregung verrathen würde, als die Bewaffnung der Sclaven zur Sprache kam; denn er glaubte, wenn Atossa wirklich einen Aufstand geplant hätte, so würde sie sich zweifellos die große Anzahl von Männern, welche ihr zur Verfügung standen, zu Nutze gemacht haben, indem sie ihnen Waffen verschaffte und ihnen im Falle eines glücklichen Ausganges die Freiheit verspräche.

Der Anblick dieses Phraortes hatte ihn enttäuscht. Er hatte sich in ihm einen kräftigen entschlossenen Mann von gebieterischem Auftreten und unruhigen Neigungen gedacht, der leicht zu Aufstand und Empörung gebracht werden könnte, wenn man ihn von der Seite des Ehrgeizes anpackte. Nun sah er vor sich den üblichen schlauen, verschmitzten medischen Kaufmann, mit blassem Gesicht, leicht einzuschüchtern, eines kühnen Unternehmens ebenso unfähig wie ein Jude aus Babylon. Er war augenscheinlich ein bloßes Werkzeug in der Hand der Königin; und Darius stampfte ungeduldig auf den Boden, als er dachte, daß er sich am Ende wirklich getäuscht — daß die Königin wirklich an Phraortes nur ihrer Besitzungen wegen geschrieben habe, und daß kein Aufstand zu befürchten gewesen. Der König war heftig im höchsten Grade und folgte immer seinen ersten Eingebungen; als er den Brief an Phraortes gelesen, war sein erster Gedanke, er wolle den Menschen selber sehen, einige Fragen an ihn stellen und ihn sofort umbringen, wenn er ihn unwahr erfände. Der Mann war ganz gebrochen von Uebermüdung und geschwächt von der anstrengenden Reise angekommen, hatte aber trotzdem vor dem Angesichte des Königs klar und deutlich Rechenschaft abgelegt, und obgleich er große Furcht verrieth, so gab er doch keinen Grund zu der Annahme, daß er nicht die Wahrheit spräche. Die Königin saß so ruhig dabei und putzte ihre Nägel mit einem kleinen Werkzeug von Elfenbein, von Zeit zu Zeit stellte sie eine Frage oder machte eine Bemerkung, als wäre der ganze Vorgang das natürlichste von der Welt.

Darius war heftig und leidenschaftlich. Seine im ersten Augenblick gefaßten Entschlüsse waren gewöhnlich richtig und er pflegte sie sofort, ohne Besinnen, auszuführen; aber ihm fehlte es an List und Schlauheit. Er war immer fürs Handeln, aber nicht fürs Abwarten; und seiner außerordentlichen Schnelligkeit im Handeln verdankte er seine Erfolge. In den ersten drei Jahren seiner Regierung hatte er neunzehn Schlachten geschlagen und neun Könige besiegt, die sich selbst die Königswürde angemaßt hatten; aber niemals hatte er eine Verschwö-

rung entdeckt, noch einen Aufstand unterdrückt, ehe derselbe zum offenen Ausbruch gekommen war. Deshalb war er oft in Atossas Händen und häufig trug ihre Kunst, eine schlaue Lüge hinter buchstäblicher Wahrheit zu verbergen, und ihr scheinbar gleichgültiges und kaltes Benehmen auch unter den schwierigsten Verhältnissen, über ihn den Sieg davon. Nach seinem geraden Urtheil war es unmöglich in klaren Worten zu lügen ohne dabei Verlegenheit zu verrathen; und jedes Mal wenn er Atossa in eine besonders schwierige Lage brachte, in welcher sie sich nach seiner Ansicht unfehlbar verrathen mußte, stieß er auf ihre unerklärliche Ruhe, welche er sich genöthigt fühlte, ihrer thatsächlichen Unschuld zuzuschreiben — wie sehr auch die Umstände gegen sie zeugen mochten.

Der König kam zu dem Schlusse, daß er sich im gegenwärtigen Falle geirrt habe, und daß Phraortes an dem Plan zu einem Aufstande schuldlos sei. Er konnte nicht begreifen, wie ein solcher Mensch im Stande sein sollte, ein schwieriges Unternehmen durchzuführen. Also beschloß er, ihn ziehen zu lassen.

„Du hast alle Ursache mit den Ergebnissen dieses Briefes zufrieden zu sein," sagte er, Atossa scharf ansehend. „Wie Du siehst, bist Du jetzt über Deine Angelegenheiten schneller und genauer unterrichtet, als wenn Du den Brief abgeschickt hättest. Laß diesen Menschen gehen, und befiehl ihm, in Zukunft seinen Rechenschaftsbericht regelmäßig einzuschicken, sonst muß er sich bemühen, in Hast herzureiten, um denselben abzulegen. Jetzt kannst Du gehen und dich ausruhen;" setzte er hinzu, indem er aufstand und den willigen Phraotes vor sich her aus dem Gemache schob.

„Du hast Deine Sache gut gemacht. Ich bin mit Dir zufrieden, Phraortes," sagte Atossa kalt.

Wieder blieb die schöne Königin allein, und wiederum besah sie sich im Spiegel, dieses Mal prüfender als zuvor. Als sie sich beschaute und dabei erst die eine, dann die andere Seite ihres Gesichtes dem Lichte zuwandte, kam es ihr vor, als wäre sie etwas bleicher als gewöhnlich. Für jeden andern wäre die Veränderung unbemerkbar gewesen, sie aber nahm sie mit unzufriedener Miene wahr. Bald aber glättete sich ihre Stirn, und sie lachte vergnügt. Sie war einer furchtbaren Gefahr glücklich entgangen.

Zuerst hatte sie gehofft, Phraortes warnen zu können, theils aber weil die Zusammenkunft so bald nach seiner Ankunft stattfand, theils weil sie einen Theil der kurzen Zwischenzeit durch den geschickt gespielten Auftritt mit Zoroaster verloren hatte, mußte sie ihrem Haupthelfer ohne jegliche Vorbereitung gegenübertreten, und sie kannte seinen

feigen Character genügend um zu fürchten, daß er sie verrathen und dann des Königs Gnade als den Preis für seine Enthüllungen anrufen würde. Aber er hatte die Feuerprobe bestanden und jetzt war nichts mehr zu fürchten. Atossa warf sich auf die Polster, auf denen der König gesessen hatte, und gab sich dem wonnigen Nachdenken über den Schmerz hin, welchen sie Nehuschta verursacht haben mußte, als sie sie in Zoroasters Armen sah. Sie war sicher, daß die Fürstin sein Gesicht nicht hatte sehen können; also hatte sie annehmen müssen, daß er die Königin umarmt hätte. Wenn Nehuschta ihn wirklich liebte, mußte sie furchtbar leiden.

Zwölftes Kapitel.

Nachdem Darius die Königin verlassen hatte, übergab er den elenden Phraortes den Wachen, auf daß sie für ihn sorgten, und schritt dem Garten zu. Es war noch früh, aber er wünschte, allein zu sein und glaubte, Nehuschta würde wie gewöhnlich gegen die Mittagsstunde sicher kommen. Bis dahin wollte er wenigstens die Königin und den Hof los sein. Langsam schritt er durchs Marmorthor den Rosenweg aufwärts, dann und wann pflückte er ein Blatt ab und zerdrückte es mit den Fingern, roch mit beinahe kindlicher Lust an den frischen Blüthen und athmete die wonnige Wärme des Sommertags ein. Er hatte sich geirrt und war froh jetzt allein zu sein und ruhig über das Vorgefallene nachdenken zu können.

Er wanderte weiter bis er an das marmorne Sommerhaus kam und würde daran vorübergegangen sein, hätte er nicht durch die offene Thür den Mantel einer Frau auf dem Boden liegend wahrgenommen. So ging er die Stufen hinauf und trat hinein.

Nehuschta lag ausgestreckt auf dem Marmorboden, die Arme über dem Kopf verschlungen. Ihr Antlitz war geisterbleich, ihre geöffneten Lippen waren ganz weiß. Sie sah aus wie eine Todte. Ihre weißleinene Kopfbedeckung war ihr beinahe vom Haupt gefallen und ihr langes schwarzes Haar wallte wirr über den Boden. Ihre Finger waren fest gefaltet, und ihr Gesicht trug einen Ausdruck von solcher Todesqual, wie Darius ihn nie geahnt, noch je bei den in der Schlacht Gefallenen gesehen hatte.

Der König fuhr entsetzt zurück, als er die liegende Gestalt erblickte. Er glaubte, sie wäre todt, vielleicht ermordet; bis er genauer hinsehend ein schwaches Athmen wahrnahm. Da sprang er herzu, kniete nieder und hob ihren Kopf auf sein Knie und rieb ihr Gesicht und Hände.

Er konnte den kleinen Springbrunnen erreichen und schöpfte Wasser in der hohlen Hand, um ihr Gesicht zu besprengen.

Endlich schlug sie die Augen auf — schloß sie aber ermattet gleich wieder — dann öffnete sie sie nochmals staunend und erkannte den König. Sie wollte aufstehen, aber er litt es nicht, und ihr Haupt sank zurück auf sein Knie. Noch immer rieb er ihr die Schläfe mit seiner breiten braunen Hand und blickte ihr zärtlich besorgt in die Augen; sie sah ihn einen Augenblick an, dann irrten ihre Blicke umher und wendeten sich ihm wieder zu.

„Was ist geschehen?“ fragte sie endlich noch halb bewußtlos.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der König. „Ich fand Dich hier — am Boden liegend. Bist Du verletzt?“ fragte er zärtlich.

„Verletzt? Nein — ja doch, ich bin verletzt — bis zum Tode wund!“ setzte sie plötzlich hinzu. „O Darius, ich wollte, ich könnte es Dir erzählen! Bist Du wirklich mein Freund?“

Sie richtete sich ohne seine Hilfe empor und saß aufrecht da. Das heiße Blut strömte in ihre Wangen zurück und ihre Augen bekamen wieder Glanz.

„Kannst Du daran zweifeln, daß ich Dein Freund bin?“ fragte der König.

Nehuschta stand auf und ging in großer Aufregung auf und ab. Ihre Hände spielten krampfhaft mit den goldenen Quasten an ihrem Mantel, ihr Kopfputz war ganz auf ihre Schultern herabgefallen und die Fülle ihres Haares fluthete aufgelöst herab. Von Zeit zu Zeit sah sie den König an; er stand am Springbrunnen und beobachtete sie voll Besorgniß.

Auf einmal blieb sie vor ihm stehen und heftete ernst die Augen auf ihn.

„Ich will Dir etwas sagen“, hub sie mit leiser Stimme an. „Ich will Dir dies Eine sagen — alles kann ich nicht! Ich bin grausam getäuscht, verrathen, verhöhnt worden. Wie — das kann ich Dir nicht sagen, — aber Du glaubst mir, nicht wahr? Der Mann, den ich liebte — ich liebe ihn nicht mehr — hat mich weggeworfen wie ein altes Gewand, wie ein werthloses Ding, — wie einen abgetragenen Schuh, der nicht mehr gut genug ist, daß sein Fuß darauf trete. Ich liebe ihn nicht — ich hasse ihn — o, ich liebe ihn gar nicht mehr!

Das Angesicht des Darius ward düster, er knirschte mit den Zähnen, aber er blieb stille stehen, um abzuwarten, was sie weiter sagen würde. Aber Nehuschta schwieg und fing plötzlich wieder an auf und abzugehen; sie legte die Hand an ihre Schläfe, als fühlte sie

Schmerzen. Wiederum stand sie still und legte in ihrer Aufregung beide Hände auf die Schultern des Königs, der bei ihrer Berührung erbebte, als habe ein starker Mann ihn geschlagen.

„Einst sagtest Du, Du liebtest mich," sagte Nehuschta in kurz hervorgestoßenen Lauten kaum hörbar. „Liebst Du mich noch?"

„Ist es so lange her, seit ich es Dir sagte?" fragte der König mit einem Anflug von Bitterkeit. „Ach, führe mich nicht in Versuchung — rühre nicht an meiner Wunde. Dich lieben? Ja, wie die Erde die Sonne liebt — wie nie ein Mann ein Weib geliebt hat! Dich lieben? Ach ich liebe Dich und bin der elendeste der Menschen." Er bebte von Kopf zu Fuß in furchtbarer Aufregung und seine ernsten Züge verdüsterten sich, während er fortfuhr: „Und doch, obwohl ich Dich so liebe, kann ich ihm nichts zu Leide thun — um meines Eides willen, kann ich's nicht; — und doch um Deinetwillen möchte ich's. Ach, Nehuschta, Nehuschta!" rief er leidenschaftlich, „führe mich nicht in Versuchung! Bitte nur dies nicht von mir, denn Du könntest beinahe den Großen König zum Lügner machen, wenn Du wolltest".

„Ich versuche Dich nicht," antwortete die Fürstin. „Ich will nicht, daß Du ein Haar auf seinem Haupte krümmest. Er ist nicht werth, daß Du den kleinen Finger aufhöbest, um ihn zu tödten. Aber das sage ich Dir" — sie hielt inne. Als ob der König in seiner heftigen Gemüthsbewegung ahnte, was sie sagen wollte, ergriff er ihre beiden Hände und hielt sie fest, während er ihr ins Auge sah.

„Darius", sagte sie hastig, „wenn Du mich liebst, und wenn Du es wünschest, will ich Dein Weib werden."

Ein wildes Feuer loderte in des Königs Augen. Er ließ ihre Hände los, trat einen Schritt zurück und stierte sie an. Dann wandte er sich rasch um und warf sich auf die Marmorbank, vergrub das Gesicht in den Händen und schluchzte laut.

Nehuschta schien ihre Ruhe einigermaßen wiederzugewinnen, nachdem sie die verhängnißvollen Worte gesprochen hatte. Sie kniete neben ihm nieder und streichelte seine Stirn und sein wirres rauhes Haar. Große Thränen liefen über seine dunkle Wange. Er richtete sich empor, sah sie an und schlang den einen Arm um ihren Hals.

„Nehuschta", flüsterte er, „ist es wahr?"

Sie neigte schweigend das Haupt. Darius zog sie zu sich und legte ihre Wange an seine Brust. Er neigte ihr zärtlich sein Gesicht zu, als ob er sie küssen wollte. Aber plötzlich zog er sich zurück und wendete die Augen ab.

„Nein", sagte er, als hätte er seine Selbstbeherrschung wiederge-

wonnen; „es ist zu viel verlangt, daß ich Dich küssen darf. Du giebst mir zu viel, zu viel! Ich bin's nicht werth, daß Du mein Weib werdest! Nein!" rief er, als sie ihn nicht aufstehen ließ, „nein, laß mich gehen, — es ist nicht recht, — es ist nicht würdig, — ich darf Dich nicht wiedersehen. O, Du hast mich versucht, bis ich schwach geworden" — —

„Darius, Du bist der edelste der Menschen, der beste und herrlichste!" In plötzlicher Aufwallung des Gefühls glaubte Nehuschta ihn wirklich zu lieben. Zoroasters majestätische Würde schien ihr kalt und bedeutungslos im Vergleich zu dem Feuer dieses tapfern jungen Königs, der so ernstlich rang, trotz der stärksten Versuchung recht zu handeln, der sie, selbst wider ihren Willen, frei lassen wollte. Für den Augenblick liebte sie ihn, wie solche Frauen es thun, mit leidenschaftlicher Begeisterung. Sie schlang die Arme um ihn und zog ihn zu sich.

„Darius, es ist die reine Wahrheit! Ich liebte Dich nicht, jetzt aber liebe ich Dich, denn von allen Männern auf Erden hast Du das edelste Herz." Sie drückte einen glühenden Kuß auf seine Stirn, und ihr Haupt sank auf seine Schulter. Einen Augenblick erzitterte der König, dann aber, als wäre alle Widerstandskraft von ihm gewichen, schloß er sie in seine Arme und küßte sie leidenschaftlich.

Als Zoroaster aus seinem langen Schlafe erwachte, dunkelte es bereits. Er hatte böse Träume gehabt und erwachte mit der Ahnung drohender Gefahr. In der Halle vor seinem Zimmer vernahm er ungewohntes Geräusch; er sprang auf und rief einen von der Wache herbei.

„Was geht vor?" fragte Zoroaster schnell.

„Der Große König, welcher ewig lebt, hat heute ein neues Weib genommen", antwortete der Soldat gerade dastehend, indem er Zoroaster neugierig ansah. Zoroaster ward bange ums Herz.

„Was? Wer ist sie?" fragte er und trat näher an den Mann heran.

„Die neue Königin ist Nehuschta, die hebräische Fürstin", versetzte der Speerträger. „Es wird ein großes Fest gefeiert, und den Wachen wird ein Schmaus gegeben, und den Sclaven viel Speise und Wein" —

„Es ist gut", erwiderte Zoroaster, „gehe hin und sei fröhlich mit den Uebrigen."

Der Mann verneigte sich und verließ das Zimmer. Zoroaster stand allein, seine Zähne klapperten und seine mächtigen Glieder zitterten, aber er gab sich keinem rasenden Ausbruch des Schmerzes hin und weinte nicht. Wer ihn gesehen, hätte ihn für einen Fieberkranken

gehalten. Seine blauen Augen starrten auf die brennende Lampe und sein Gesicht war weiß, aber er schrie nicht auf, er stöhnte nicht einmal. Er setzte sich auf einen Sessel und faltete die Hände, als ob er auf etwas wartete. Allein es geschah nichts; Niemand störte ihn in seiner Einsamkeit, obschon er draußen das Geräusch von Tritten und das unaufhörliche Reden der Sclaven und der Soldaten hören konnte. In dem ungeheuren Palaste, wo Tausende wohnten, wo alle lustig waren und schmausten oder von dem bevorstehenden Festmahl sprachen, war Zoroaster allein.

Endlich stand er langsam auf, als koste es ihm Mühe, und ging das Zimmer zwei Mal auf und ab. Auf einem niedrigen Gestell an einer Seite lagen seine Kleider zusammen gefaltet, während seine blanke Rüstung und sein Helm nebst den andern Waffen, welche er auf seiner eiligen Reise nach Ecbatana nicht getragen hatte, darüber an der Wand hingen. Er sah alle diese Dinge an, nahm die Kleider Stück für Stück zur Hand, bis er einen dunkeln Mantel und eine schwarze Kappe gefunden hatte, wie er sie in Medien zu tragen pflegte. Diese legte er an, und unter dem Mantel gürtete er sich mit einem breiten scharfen Messer. Dann wickelte er sich fest in das dunkle Zeug und zog die Kappe über die Augen, hob den Vorhang von der Thür und schritt hinaus, ohne sich umzusehen.

Unbemerkt schritt er durch die Schar der Sclaven, denn die Halle war durch wenige Fackeln nur matt erleuchtet und die Aufmerksamkeit eines Jeden war auf das Ereigniß des Tages und das bevorstehende Fest gerichtet.

Zoroaster entnahm bald aus den Worten, die an sein Ohr schlugen, daß das Fest noch nicht begonnen hatte, und er eilte nach der Säulenhalle, durch welche der königliche Zug auf dem Wege nach dem großen Festsaal in der Mitte des Palastes kommen mußte. Reihen von Speerträgern mit erzenen Brustpanzern und roth und blauen Mänteln standen zu beiden Seiten des Weges, der mit gelbem Sande, mit Myrthenblättern und Rosen bestreut war. An jedem Pfeiler stand ein hoher Leuchter von Erz, in welchem eine Fackel von Wachs und Fichtenharz brannte und flackernd eine Wolke von halb beißendem, halb aromatischem Duft aufsteigen ließ. Eine Menge von Sclaven und Kriegern drängten sich dicht hinter den Reihen der Speerträger und stießen einander unter lauten Scherzen und verdrießlichen Klagen, um einen bessern Platz zu bekommen — ein wogendes Meer schreiender, jauchzender, wildbewegter Menschen. Zoroasters Größe und seine breiten Schultern machten es ihm leicht, sich bis nach vorn hindurch zu drängen; da stand er ver-

kleidet, unerkannt, und schaute zwischen den Köpfen von zweien seiner eignen Soldaten hindurch, um zuerst den Zug zu erblicken, wie er die breite Treppe am andern Ende der Säulenhalle herabkam.

Plötzlich ertönte von fern der Schall dröhnender Posaunen und tiefe Stille herrschte unter der Menge. Mit rythmischem Tonfall wie ein kriegerischer Marsch hob und senkte sich der Schall, und schwoll von neuem an, als die Posaunenbläser auf die große Treppe kamen und allmälig herabstiegen. Hinter ihnen kamen andere Musikanten, deren zartere Instrumente in Harmonie mit dem dröhnenden Baß der Hörner hörbar wurden, und weiter hinter diesen kamen Sänger, deren starke hohe Stimmen das jubelnde Getön der Musik vervollständigten, das dem König voranzog.

Mit gemessenem Schritte nahte sich der Zug. Da waren keine Priester, noch Opferdiener, noch irgend etwas zum Tempel Gehöriges; hinter den Sängern aber kamen zweihundert edle Kinder in weißen Kleidern, die trugen lange Blumengewinde, welche am Boden hinschleiften, so daß viele Blüthen abfielen und den Sand bestreuten.

Aber Zoroaster sah weder die Sänger an, noch die Kinder. Seine Augen waren fest auf die beiden nächstfolgenden Gestalten geheftet, — Darius, den König, und Nehuschta, die Braut. Sie gingen nebeneinander; der Zug ließ vor und hinter dem Paar einen Raum von zehn Schritten frei. Darius trug ein weißes Gewand mit Purpurstreifen, einen Mantel von Tyrischem Purpur um die Schultern und die goldne Königskrone umgab die leinene Binde auf seinem Haupte, seine linke Hand entblößt und braun nach Kriegerart, ruhte auf dem goldenen Griff seines Schwertes und in der Rechten trug er einen langen goldnen Stab mit einem Knauf, von oben bis unten mit Myrthen umwunden. Stolz schritt er einher, und als er vorüberging, dachte manch einer der Speerträger voll Selbstgefühl, daß der Große König eben so sehr wie ein Krieger aussähe, als er selbst.

Zu seiner Linken ging Nehuschta ganz in Goldstoff gekleidet, während ein königlicher Purpurmantel von ihren Schultern herabfloß. Ihre weiße Kopfbedeckung war mit Rosen und Myrthen umwunden und in der Hand trug sie einen Myrthenzweig.

Ihr Antlitz sah bleich aus im Fackelschein, doch ihre Haltung schien ruhig und gefaßt, und von Zeit zu Zeit sah sie den König mit einem Blicke an, in dem sicherlich keine Abneigung lag.

Zoroaster fühlte sich zu Eis erstarren, als sie näher kamen, und seine Zähne klapperten. Ihn schwindelte bei dem Rauch der Fackeln, den mächtigen, erschütternden Klängen der Musik und der Seltsamkeit

des ganzen Aufzuges. Ihm war es, als könnte das alles nicht wirklich sein. Er heftete die Augen auf Nehuschta, aber sein Gesicht war ganz von der dunkeln Kappe beschattet. Dennoch sah er sie so scharf an, daß sie seinen Blick gleichsam fühlte, als sie näher kam und als sie sich unter der Menge hinter den Speerträgern forschend umschaute, begegnete sie seinen Blicken. Sie mußte wissen, daß er es war, trotz der Vermummung, die sein Gesicht verbarg, denn obwohl sie ruhig weiterging, stieg ihr die Zornesröthe in das Antlitz und übergoß es plötzlich mit unheimlicher Gluth.

Gerade als sie an Zoroaster vorüberkam, steckte er sein verhülltes Haupt weit zwischen den Soldaten vor, seine Augen glühten wie bläuliche Kohlen, und seine Stimme ertönte leise, mit einem hellen scharfen Ton, wie wenn die Klinge eines guten Schwertes auf eine Eisenplatte schlägt.

„Treulose!“

Das war alles, was er sagte, aber alle um ihn her hörten den schneidenden Ton, welchen weder die Stimmen der Sänger, noch der Schall der Posaunen übertönen konnte.

Nehuschta richtete sich hoch auf und stand einen Augenblick still; sie warf auf die dunkle Gestalt einen Blick voll so unaussprechlichen Abscheus und so tiefer Verachtung, wie man sich kaum auf einem menschlichen Angesicht vereint hätte vorstellen können. Dann schritt sie weiter.

Die beiden Speerträger wendeten sich rasch nach dem Mann um, der zwischen ihnen stehend diese Beleidigung gegen die neue Königin ausgestoßen hatte, und packten ihn rauh bei den Schultern. Noch einen Augenblick und ihre Speere hätten seinem Leben ein Ende gemacht. Aber seine starken weißen Hände fuhren hervor wie der Blitz und faßten die beiden Soldaten beim Handgelenk und drehten ihnen den Arm so plötzlich und mit so furchtbarer Gewalt um, daß sie vor Schmerz laut aufschrien, und ihm kopfüber zu Füßen fielen. Die Menge wich einen Augenblick vor Schreck und Verwunderung auseinander; Zoroaster aber wendete sich um, hüllte sich fest in seinen dunkeln Mantel und schritt hinaus durch die gaffende Menge.

„Es ist der Berggeist!“ rief einer.

„Es ist Ahriman selber!“ sagte ein anderer.

„Es ist der Geist des Balspriesters, den der König in Babylon erschlagen hat.“

„Es ist der böse Geist des Kambyses.“

„Nein“, sagte einer der Speerträger, indem er seine verletzte Hand

rieb, „es war Zoroaster, der Hauptmann. Ich sah sein Gesicht unter der Kappe.“

„Das mag wohl sein“, antwortete sein Gefährte. „Es heißt, er kann eine dreifingerdicke Eisenstange mit der Hand zerbrechen. Aber ich glaube doch, es war ein Teufel aus den Bergen.“

Der Zug aber bewegte sich fort, und lange ehe die Menge sich von ihrem Erstaunen genügend erholt hatte, um ihren Vermuthungen Ausdruck zu geben, war Zoroaster zur Halle hinaus und durch die verödeten Höfe geschritten, die große Treppe hinab zum Thor des Palastes und hinaus in die stille, sternhelle Nacht, allein und zu Fuß.

Er wollte allein sein mit seinem Schmerz. Er brauchte keines Sterblichen Theilnahme und begehrte nicht das Mitleid der Menschen. Der Schlag hatte ihn mit tödtlicher Sicherheit getroffen und seine Wunde konnte weder Mann noch Weib heilen. Das Gebäude seines Glückes, welches er in einem Jahre aufgeführt hatte, war bis auf die Grundfesten zertrümmert, und der Zusammensturz war furchtbar. Die Trümmer davon breiteten sich aus über das ganze Bereich seiner Seele und erschütterten auch den Bau seines Körpers. So herrlich hatte der Tempel dagestanden, zu dem sein Herz sich erhoben, um seine Geliebte anzubeten; nun lag er zerstört, in Stücke zerschmettert, und seine Trümmer waren wie ein Haufen von Todtengebeinen, so widerlich in ihrem Verfall, daß die Augen des Geistes sich voll Ekel und Entsetzen von der Betrachtung eines so elenden Anblickes abwandten.

Allein und zu Fuß ging er seinen öden trostlosen Weg, ruhig und trocknen Auges. Von seinem frühern Leben war ihm nichts geblieben, was für ihn Werth hatte. Rüstung und Waffen hingen in seinem Gemache im Palaste und damit hatte er auch den Zoroaster von ehedem, den starken, jungen, schönen, zurückgelassen; den Krieger, den Liebenden, den Sänger süßer Lieder, den raschen Streiter, den unübertrefflichen Reiter, den Mann ohne Gleichen! Er, der allein in die dunkle Nacht hinausging, war ein wandelnder Schmerz, ein verkörperter Kummer, sichtbar wie ein Schatten unter wirklichen Dingen, ein Mann, dem der Tod schon vertraut war wie ein Freund und der Todesengel wie ein Geliebter.

Allein — es war ein Anfang zur Beruhigung fort zu sein aus jener Menge bekannter und unbekannter Gesichter, — aber das Ende, die Vollendung der Beruhigung konnte er erst erreichen, wenn er sich selbst entrückt, frei wäre von dem schweren Körper, der ihn bedrückte, und von der schwerern Seele, die durch sich selbst zermalmt war wie von einer furchtbaren Last. Denn von diesem Tage an war

der Kummer sein Genoß und der Schmerz, der nie stirbt, war sein Berather.

O Gott! sie war so schön, und ihre Liebe war so süß und stark! Ihr Antlitz war wie eines Engels Antlitz und ihr jungfräuliches Herz wie die innersten Blätter der Rose in der Knospe zusammengefaltet vor dem Aufgang der Sonne. Ihr Kuß war wie der Frühlingshauch, der die Erde zu neuem Leben weckt, ihre Augen wie klare Bronnen, aus deren Tiefen die Wahrheit erröthend emporsteigt ans goldne Tageslicht. Ihre Lippen waren so süß, daß man sich wunderte, wie sie je von einander lassen könnten, bis, wenn sie sich öffneten, ihr sanfter Hauch die Musik ihrer Worte hervorbrachte, die süßer war als jeder irdische Laut. Sie war von allen Erdenweibern die schönste, das herrlichste Geschöpf Gottes, und von allen Sterblichen, die je geliebt, war ihre Liebe die reinste, die zarteste und treueste gewesen. Nie war ein Weib ihr gleich gewesen, nie konnte es je ein andres sein.

Und doch — kaum zehn Tage hatten sie umgewandelt, hatten das reine Wesen ihrer herrlichen Natur so verändert und verstört, daß sie sich selbst belog und ihren Geliebten belog mit der Lüge aller Lügen — und warum? Um ein Stück Purpur von schönerer Farbe zu tragen als andre Frauen, um ihr Haar mit einem Stückchen Gold zu schmücken, um Königin zu heißen! Königin fürwahr! während sie doch von Geburt an die höchste Königin aller Frauen auf Erden gewesen war!

Die Lüge der Lügen! Hatte es je eine so ungeheure Lüge gegeben, seit die Welt zuerst die Unwahrheit von der Klugheit der Schlange gelernt? Hatte sie nicht bei der Heiligkeit ihres Gottes geschworen, Zoroaster ewig zu lieben? Ewig! O Wort, das einst den Himmel bedeutete und jetzt die Hölle! o Wort, das einst Freude ohne Ende und Friede und Liebe bedeutete und jetzt nur ewigen Schmerz und Kummer und nagende Qual, unheilbare Wunden! O Tod, der für sie gestern Leben geschienen hätte! O Leben, das heute, durch sie, zum furchtbarsten Tode geworden!

Alles öde und leer — die Welt eine tiefe Höhle der Eitelkeiten, — leblos und lichtlos, wo die Geister des menschlichen Elends jammervoll klagen, und die Schatten menschlichen Leidens ihre rasende Todesqual in das grausige Dunkel hinausstöhnen! Nacht, der keine holde Morgenröthe je wieder erscheinen wird, um mit Rosenfingern schnell die Augen der todten Welt zu berühren und ihnen das Gesicht wiederzugeben! Winter von mehr als irdischer Kälte, der durch alle wechselnden Alter der unermüdlichen Zeit nie das Antlitz des Frühlings wiedersehen wird, dessen erstarrte Adern nie wieder zum Pulsschlag des halb-

vergessenen Lebens aufthauen werden, im Innern belebt durch die freudige Hoffnung einer herrlichen Wiedergeburt!

Weit, weit auf der Ebene im Süden lag Zoroaster auf dem thaufeuchten Boden und blickte auf zu den unergründlichen Tiefen des Himmels, wo die Sterne funkelten wie Myriaden Edelsteine auf dem dunkeln Mantel der Nacht.

Als er so dalag, legte sich allmälig der Sturm in seiner Brust, und die Ruhe der weiten Einöde sank auf ihn herab, wie der Thau auf die Erde herabsinkt. Seine Schläfe klopften nicht mehr mit den wilden Pulsschlägen, deren jeder sein Hirn wie ein Blitz durchzuckte, und aus der Heftigkeit seines Schmerzes schien seine Seele emporzuschweben zu jenen kühlen Sphären des äußern Firmaments, wo kein Leid ist. Seine Augen wurden starr und gläsern, und sein Körper ward steif im Thau der Nacht, sein Geist schwebte hinaus über das Bereich irdischer Kräfte, die seinen Flug hindern konnten, und stieg empor zu jener erhabenen Sphäre, wo Morgen und Abend nur Ein ewiger Tag sind; wo der mächtige Chor der himmlischen Heerschaaren einstimmig dem Allerhöchsten Gott sein heilig Loblied singt.

Dreizehntes Kapitel.

Fern in den unwirthbaren Gebirgen des Südens, wo ein uraltes Hirtengeschlecht seine Heerden zottiger Ziegen auf den spärlichen Kräutern der felsigen Abhänge weidet, giebt es eine tiefe Schlucht, welche selten eines Menschen Fuß betritt, und wohin die Strahlen der Sonne nur in der Mittagsstunde dringen. Man kann anderthalb Stunden den kleinen Strom, der wild zwischen den schwarzen Felsen hinabstürzt, entlang gehen oder vielmehr klettern, ehe man das Ende des engen Thales erreicht. Dann kommt man an einen Grund, gleich einem großen natürlichen Amphitheater, dessen steile Wände von Steinblöcken sich ringsherum zu einem Kranz von dunkeln Felszacken erheben. Inmitten dieses freien Platzes sprudelt plötzlich unter einer Masse schwarzen Gesteins mit rauschendem, gurgelndem Geplätscher ein Quell hervor und bildet einen Teich, aus dem das Wasser in einem schmalen Strom durch die Schlucht fließt, bis es unten hinaustritt auf die fruchtbare Ebene und sich in den Araxes ergießt, der mehr als zwei Tagereisen von dem verborgenen Gebirgsgrunde entfernt, an den Thürmen und Palästen des stattlichen Stakhar vorüberströmt.

Es wäre schwer gewesen, Zoroaster in dem Manne zu erkennen, der Tag für Tag in tiefes Nachdenken versunken an der Quelle saß.

Seine hohe Gestalt war durch Fasten und die Unbill der Witterung aufs äußerste abgezehrt, Haar und Bart waren schneeweiß geworden und hingen ihm in vollen Massen bis zum Gürtel herab und sein schönes Gesicht war bleich und durchsichtig. Aber in seinen tiefblauen Augen lag ein andrer Glanz als in früheren Tagen, — das eigenthümliche stille Feuer eines Gesichtes, das wunderbare Dinge erschaut und sieht, was die Augen der Menschen nicht im Leben anschauen können.

Fast drei Jahre waren vergangen, seit er herabgezogen aus dem Palast zu Susa, um südwärts wandernd einen Ruheplatz zu suchen, und er war erst dreiunddreißig Jahre alt. Aber zwischen ihm und der Vergangenheit lag eine tiefe Kluft — der Abstand zwischen dem Menschen und dem Propheten, zwischen den Sorgen der Sterblichen und der göttlichen Ruhe eines höhern Lebens.

Von Zeit zu Zeit erstieg er allerdings den steilen, von ihm selbst angelegten Pfad über das Gestein zwischen den Felsen bis zum Gipfel des Berges; dort traf er einen Hirten aus dem Gebirge, der ihm ein Mal im Monat einen Sack gedörrten Kornes und einige harte kleine Ziegenkäse brachte; und als Lohn für diesen kargen Mundvorrath gab er dem Manne jedes Mal ein Glied von der goldnen Kette, welche er noch am Halse trug, als er den Palast verließ. Dreiunddreißig Glieder hatte er fortgegeben, und die Kette war um mehr als die Hälfte kürzer geworden, aber sie würde ausreichen, bis die tausend Tage vollendet wären, und es würde noch viel davon übrig bleiben. Auramazda, der Allweise würde für ihn sorgen.

Zoroaster saß an der Quelle und sah das krystallklare Wasser in der kurzen Stunde Sonnenschein über Mittag funkeln und wieder tief dunkel werden, wenn das Licht entschwand. Er rührte sich nicht während der langen Stunden des Tages; so hatte er jetzt seit drei Jahren auf dieser Stelle gesessen, weder versengt durch die kurzen Stunden Sonnenschein, noch erstarrt in des Winters Frost und Schnee. Die langhaarigen wilden Bergschafe kamen um Mittag herab um zu trinken und blickten mit ihren einfältigen Augen scheu auf die regungslose Gestalt; Abends kamen die langgestreckten Wölfe mit wilden Augen durch die Felsen angeschlichen und beschnupperten den Boden zu seinen Füßen; dann hoben sie ihre spitzen Köpfe mit langem Angstgeheul in die Höhe und rannten durch die Dämmerung davon, wie aus Furcht vor etwas Ueberirdischem.

Und wenn endlich die Nacht einbrach, stand Zoroaster auf und ging zu der Stelle, wo die überhängenden Felsen einen Durchgang frei

ließen; dann warf der weißhaarige Mann einen letzten langen Blick auf die Sterne über seinem Haupte und verschwand in der Felsenkluft.

Innen war eine geräumige Höhle mit hochgewölbter Decke; die Seitenwände waren schwarz und glatt, wie wenn sie von der Hand geschickter Arbeiter polirt wären; der Boden war eine Schicht weichen schwarzen Sandes, so trocken und eben wie in der unbetretenen Wüste. In der Mitte lag ein schwarzer Felsblock einer ungeheuren Kugel gleich, und darauf brannte ein Feuer, das nimmer erlosch und keiner Erhaltung durch Brennholz bedurfte. Die hohe spitze Flamme verbreitete ein eigenthümlich weißliches Licht, das funkelnd von den blanken schwarzen Wänden der Höhle zurückstrahlte, als ob es Spiegel wären. Die Flamme war unbeweglich; sie flackerte weder, noch senkte und hob sie sich, sondern ragte empor wie eine Lanzenspitze von glühendem Golde in der Mitte des dunkeln Altars. Kein Rauch und keine Hitze wie bei andern Feuern ging von dieser wunderbaren Flamme aus.

Dann neigte sich Zoroaster, streckte den Zeigefinger aus und zeichnete auf den Sand eine Figur, die einem Kreise glich; allein sie war von Nordwest nach Südost durch zwei gerade Linien durchschnitten und von Nordost nach Südwest wiederum von zwei graden Linien, und an jedem der vier kleinen Bogen, wo die geraden Linien den Umriß des großen Kreises schnitten, verband ein Theil eines kleineren Kreises außerhalb des großen die Spitzen der Linien miteinander. Und auf der Ostseite nach dem Altar zu war der große Kreis nicht geschlossen, sondern an einer kleinen Stelle offen*).

Sobald die Figur gezeichnet war, trat Zoroaster aus derselben heraus und berührte den schwarzen Stein, auf dem das Feuer brannte; und dann kehrte er zurück und trat in den Kreis, und schloß ihn mit den Fingern ab an der Lücke der Ostseite, durch welche er hinein getreten war. Und sobald der Kreis vollendet war, verbreitete sich über die ganze von ihm gezeichnete Linie ein sanftes Licht, wie das Licht des Feuers doch minder stark. Dann legte sich Zoroaster nieder auf den Rücken, mit den Füßen gen Westen und dem Kopf nach dem Altar zu, und faltete die Hände über der Brust und schloß die Augen. Wie er so dalag, wurde sein Körper steif und sein Angesicht wie das Antlitz eines Todten und sein Geist war frei in Verzückung, gelöst von irdischen Banden, während seine Glieder ausruheten.

Wenn er so dalag, von der Welt geschieden, gebannt in den Kreis

---

*) Das Mazdayashnian Dakhma oder die Stätte des Todes. Diese Figur stellt den Grundriß des heutigen Parsenthurms des Schweigens dar.

eines symbolischen Todes durch das Licht des Universalagens*), dann träumte Zoroaster Träume und sah Gesichte.

Sein Geist erschloß sich dem Verständniß jener höhern Begriffe von Raum und Zeit, von denen er in den Büchern seines Meisters Daniel gelesen hatte. Er hatte damals das Princip davon verstanden, aber nicht ihre Wahrheit erfaßt. Er war mit dem Leben um ihn her damals zu innig verknüpft gewesen, um in dem klaren Lichte anschauen zu können, welches alle niedern Formen sterblichen Stoffes mit universaler Wahrheit durchdringt.

Daniel hatte ihn die ersten großen Grundsätze gelehrt. Alle Menschen sprechen in ihrer Unwissenheit von der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit wie von Dingen, welche der Mensch nicht fassen noch begreifen kann. Der Mensch, sagen sie, ist beschränkt in seiner Fassungskraft; er kann deshalb das Unendliche nicht begreifen. In einen größern Irrthum als diesen konnte kein denkendes Wesen verfallen. Denn da die Unendlichkeit ohne Ende ist, kann sie nicht begrenzt werden, sie widerstrebt einer Definition, welche ihrer Natur nach zu endlichen Dingen gehört. Denn Definiren heißt Grenzen ziehen, und was unendlich ist, kann keine Schranken haben. Wer also das zu begrenzen sucht, was keine Schranken hat, versucht zu definiren, was seinem Wesen nach undefinirbar ist; und wenn er das einzige armselige Mittel, was er hat, nämlich seinem Geist durch seine stumpfen Sinne trügerische Eindrücke von illusorischen Dingen zuzuführen, gänzlich unzulänglich befindet, um ihm einen Begriff von dem einzig Wirklichen zu geben, dann nimmt er seine Zuflucht zu seiner krassen Unwissenheit und zu der groben Plumpheit der Sprache und behauptet kühn, der menschliche Geist sei seinem Wesen nach zu beschränkt, um die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit zu begreifen.

Nicht nur ist der ungefesselte Geist des Menschen dieser kühnern Konceptionen fähig, sondern selbst der erbärmliche Thor, welcher die äußere Welt für alles hält, was der Mensch erkennen kann, könnte nie auch nur dahin gelangen, blos an die trügerischen Dinge zu denken, denen er seinen thörichten Glauben anheftet, wenn nicht eben derselbe Geist, den er schmäht und mißversteht, jene unendliche Erfassungskraft besäße, welche nach seiner Aussage nicht existirt. Denn sonst, wenn der Geist beschränkt wäre, müßte eine bestimmte Grenze für sein Fas-

*) Der Ausdruck „Universal-Agens“ wird von dem Mysticismus alter Zeiten gebraucht, um das feine, alles durchdringende Fluidum zu bezeichnen, von dem die Erscheinungen Licht, Hitze, Electrizität und Lebenskraft nur als die gröberen und fühlbareren Bethätigungen angesehen werden.

fungsvermögen vorhanden sein, und es ist leicht einzusehen, daß eine solche Grenze bald jedem Forschenden erkennbar werden würde; gerade so, wie es klar ist, daß ein durch drei Dimensionen des Raumes beschränktes Wesen, ohne seine Natur zu verändern, nicht von diesen drei Dimensionen loskommen kann, eben so wenig wie von den Gesetzen, welche für den Stoff gelten, der nur Länge, Breite und Dicke hat, ohne die äußere vierte Dimension mit Möglichkeit des Wechsels von innern und äußern Winkeln.

Der bloße Gedanke, daß die Unendlichkeit des Raums nicht zu begreifen sei, ist an sich ein Beweis, daß der Verstand sich unbewußt gerade das Wesen einer solchen Unendlichkeit vorstellt, indem er ihr die allumfassende Kraft zuschreibt, aus der es kein Entrinnen giebt, in der alle Dimensionen vorhanden sind, und kraft deren alle andern Begriffe möglich werden; da dieser unendliche Raum in sich alle vorhandenen Dimensionen — die vergänglichen, die wirklichen und die möglichen enthält, und wenn die Fassungskraft des Geistes mit der Fassungskraft des unendlichen Raumes coextensiv ist, weil er zweifellos fähig ist, einen begrenzten Begriff zu erfassen, der in irgend einem Theil des unbegrenzbaren Ganzen enthalten ist, so folgt daraus, daß der Geist an sich eben so unendlich ist wie der Raum, in welchem alle erschaffenen Dinge die vergängliche Form ihres Daseins haben, und in welchem alle unerschaffenen Wahrheiten ewig vorhanden sind. Der Geist ist sich der Unendlichkeit durch jene wahre Art der Erkenntniß bewußt, welche eine innerliche Ueberzeugung ist, die nicht von der Wirkung der Sinne abhängt.

Als Zoroaster allmälig seine Intuition auf das erste und hauptsächlichste Prinzip aller möglichen Erkenntniß richtete, wurde er sich der Hauptursache bewußt — des Princips der Lebenskraft welche alle Dinge durchdringt und in welcher Bewegung als der ursprüngliche Erzeuger des vergänglichen Wesens entsteht.

Das große Gesetz der Theilung wurde ihm klar: eine Zeit lang scheidet sich das Universalagens in zwei Theile, aus dieser Scheidung und Wiedervereinigung entstehen Licht und Wärme, die verborgene Lebenskraft, und die Grundbedingungen der Anziehungskraft; alle diese gelten für materielle Dinge. Er sah die Scheidung von Licht und Finsterniß, und wie alle Dinge, die im Finstern sind, sich im Lichte wiederspiegeln, und wie das, was wir Licht nennen, in Wirklichkeit sichtbar gewordene Finsterniß ist, während das wahre Licht nicht dem Auge sichtbar ist, welches von dem dichten Schleier vergänglichen Wesens umnachtet ist. Und als in der irdischen Nacht sich seine Augen allmälig dem Sternentage erschlossen, da erkannte er, daß die Gestalten, welche

in der Nacht leben und weben, vergänglich und nicht wirklich sind, während das reinere Wesen, welches sich im wahren Lichte abspiegelt, wahr ist und ewig währet.

Kraft seiner Erkenntniß und Macht, und kraft des ihm innewohnenden Lichtes, schied er dann den Theil des Universalagens, welcher in seiner Höhle war in zwei Theile und ließ diese sich wieder vereinigen mitten auf dem Stein, der in der Höhle lag; und die Flamme brannte lautlos und ohne Gluth auf seinem Altar, Tag und Nacht ohne Unterbrechung; und durch die Theilung der Kraft in ihm konnte er auch die in andern vergänglichen Wesen latente Kraft theilen, jenen ewigen Gesetzen gemäß, welche sich in Dingen, die nicht ewig, sondern vergänglich sind, offenbaren.

Und dann dachte er weiter nach über die sieben Theile des Menschen, und über ihre Scheidung und die Verschiedenheit ihres Wesens.

Denn das erste Element des Menschen ist vergänglicher Stoff. Und das zweite Element im Menschen ist der Theil des Universalagens, welcher ihm Leben giebt.

Und das dritte Element im Menschen ist die Abspiegelung seiner vergänglichen Substanz in dem Sternenlicht (Astrallicht), mit ihm coincidirend, aber seinem irdischen Auge nicht sichtbar.

Das vierte Element des Menschen besteht aus all den Begierden, welche er mittelst seiner irdischen Sinne empfindet. Dieser Theil ist weder wirkliches, noch vergängliches Wesen, sondern ein Resultat.

Das fünfte Element im Menschen ist das, welches spricht: „Ich bin“ und wodurch der eine sich von den andern unterscheidet, und damit verbunden ist die Erkenntniß niederer Dinge, doch nicht die Erkenntniß höherer.

Das sechste Element ist der reine Verstand, — ewig, und mit der Unendlichkeit von Zeit und Raum coextensiv; wirklich, unvergänglich, dem menschlichen Auge unsichtbar.

Das siebente Element ist die Seele von Gott.

Ueber diese Dinge dachte Zoroaster lange nach, und als sein sterblicher Leib abnahm und schwächer ward durch Fasten und Betrachtung, merkte er, daß zu Zeiten das Universalagens nicht mehr getrennt und in den Nerven seines sterblichen Theiles wieder vereinigt wurde, so daß sein Körper wie abgestorben war, und mit ihm auch das vierte Element, welches die Empfindung irdischer Begierden vorstellt; und er selbst, d. h. die drei erhabensten Elemente in ihm — seine Individualität, sein Verstaud und seine Seele — wurden für eine Weile von allem gelöst, was sie niederdrückte, und die Augen seiner Seele wurden geöffnet, und

er sah deutlich im Sternenlicht mit der unmittelbaren Erkenntniß des Wahren und Falschen.

Und so lag er Nacht für Nacht auf dem Boden seiner Höhle, steif und regungslos; sein Körper ward von allen schädlichen Einflüssen von außenher bewahrt durch den Lichtkreis, welchen er hervorzubringen die Kraft hatte. Denn obschon keine Gluth in der Flamme war, so konnte doch kein sterblich Wesen, das da Odem hat, sie mit dem geringsten Theile seines Körpers berühren, ohne sofort verzehrt zu werden wie vom Blitz. Und so ward er in seinen Verzückungen vor allem Schaden bewahrt; und er verließ seinen Körper nach Belieben und kehrte zu ihm zurück, und dann athmete er wieder und war lebendig.

Also sah er in die Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft, und seine Seele wurde verklärt zu überirdischer Reinheit und schwebte empor und träumte von dem ewig Guten und von unvergänglicher Wahrheit; und zuletzt schien es ihm, als müsse er den Körper in seiner Verzückung verlassen und niemehr zu ihm zurückkehren, noch ihn je wieder athmen lassen. Denn weil es möglich war, sich also der Sterblichkeit zu entkleiden und mit Unsterblichkeit zu überkleiden, so erschien es ihm wie eine Last, das Fleisch wieder aufzunehmen und an sich zu tragen, während es doch so leicht war es abzulegen.

Er hatte beinahe bei sich beschlossen, daß er den Tod ganz unvermerkt über sein sterblich Theil wollte kommen lassen, und für immer in dem neuen Leben bleiben, das er gefunden hatte.

Als aber sein Geist also dachte, hörte er eine Stimme zu ihm sprechen, und er lauschte.

„Ein Augenblick ist dem andern gleich, und es ist kein Unterschied zwischen einer Zeit und einer andern."

„Ein Augenblick der Ewigkeit ist eben so viel werth wie ein andrer, denn die Ewigkeit verändert sich nicht, noch ist ein Theil derselben besser, denn ein andrer."

„Obwohl der Mensch, seiner Seele nach, unsterblich ist, so ist er doch, dem Leibe nach, sterblich, und die Zeit, welche seine Seele im Leibe zubringt, ist von eben so großem Werth für ihn, wie die Zeit, welche er ohne denselben zubringen wird."

„Denke nicht, daß Du durch willkürliches Verlassen deines Leibes, obschon Du die Macht und Erkenntniß dazu habest, dem Zustande entgehen kannst, in den es Gott gefallen hat, Dich zu versetzen."

„Vielmehr wird Dein Schmerz und Deine Leidenszeit vermehrt werden, weil Du nicht mit deinem Leibe das gethan hast, was der Leib thun soll."

„Das Leben der Seele hat eben so viel Werth, so lange sie im Leibe wohnt, als nachdem sie ihn verlassen hat. Du sollst die Zeit Deiner Wohnung im Fleisch nicht verkürzen.“

„Obwohl Du alle Dinge kennst, kennst Du nicht Gott. Denn obgleich Du Deinen Leib kennst, der in der Welt ist, und die Welt, welche in der Zeit ist, und die Zeit, welche im Raum ist, so reicht Dein Erkenntniß doch nicht weiter, denn der Raum und alles was darinnen ist, ist in Gott*).

„Du hast irdische Dinge und himmlische Dinge erkannt. Wisse denn, daß Du nicht den irdischen Gesetzen entrinnen wirst, so lange Du auf Erden bist, noch den himmlischen Gesetzen, wenn Du im Himmel sein wirst. Erhebe Dein Herz zu Gott, aber thue im Leibe die Dinge, welche des Leibes sind.“

„Es giebt außer Dir noch andre Menschen auf der Welt. Wenn Du die Welt verläßest, was nützt dann Deine Erkenntniß andern Menschen? Und doch hat Dich Gott auf die Welt gesandt um andern zu nützen.“

„Und nicht Dich allein, sondern jeden Menschen. Die Arbeit der Menschen ist für die Menschheit, und die Arbeit der Engel für Engel. Aber vor Gottes Angesicht ist die Zeit des Menschen ebenso kostbar wie die Zeit der Engel.

„Jeglich Ding, das nicht zu seiner Zeit vollbracht wird, bleibt in alle Ewigkeit unvollbracht. Wenn Du, so lange Du im Fleische bist, nicht die Dinge des Fleisches nach menschlicher Weise vollbringst, so wirst Du in das geistige Leben eingehen, wie ein Blinder oder ein Krüppel; denn Deine Aufgabe ist nicht erfüllt.“

„Weisheit ist dies: ein Mann kümmere sich nicht um die Dinge dieser Welt um seinetwillen, so wird seine Seele emporgehoben werden über alles Gemeine und Vergängliche; er aber wird seine Aufgabe erfüllen ohne Murren. Er wird die vergänglichen Dinge nicht vergessen, ob er sich gleich zu den unvergänglichen aufschwinge.“

„Denn der Mensch stehet zu Seinesgleichen wie ein Theil der Ewigkeit zu dem anderen; und wie die Ewigkeit unvollkommen wäre, wenn ein Theil davon genommen würde, so wäre die Erde unvollkommen, wenn ein Mensch hinweggenommen würde vor der ihm bestimmten Zeit.“

„Wenn also ein Mensch sich der Welt entrückt, so verursacht er Unvollkommenheit und sündigt gegen die Vollkommenheit, welche Gottes Gesetz ist.“

*) Hermes Trismegistus. Paemandres XI. 2.

„Obgleich die Welt in Finsterniß liegt, so ist doch die Finsterniß dem Lichte nöthig. Obgleich die Welt untergehen wird und der Himmel nimmermehr vergehet, so ist doch das Vergängliche dem Ewigen nothwendig."

„Denn das Vergängliche und das Unveränderliche ist beides in der Ewigkeit vorhanden und ist ein Theil davon. Und ein Augenblick ist wie der andre, und es ist kein Unterschied zwischen einer Zeit und einer andern."

„Also gehe hin und nimm Deinen Leib auf Dich, und thue damit die Werke des Leibes unter den Menschen; denn Du hast Thaten zu thun, und wenn sie nicht zu ihrer Zeit geschehen, welche jetzt ist, so bleiben sie auf ewig unvollbracht, und Du wirst ein unvollkommener Geist."

„Der unvollkommene Geist wird am Ende vernichtet werden, denn nichts Unvollkommenes wird Bestand haben."

„Um zur Vollkommenheit zu gelangen, müssen alle Dinge erfüllet, alle Thaten gethan werden zu der Zeit, da der Geist in der Finsterniß im Leibe wohnt. Die Werke vergehen, wie der Leib, welcher sie thut, aber die Seele der vollkommenen Menschen lebt ewig und der Abglanz dessen, was er gethan, bleibt ewig im Licht."

„Eile, denn Deine Zeit ist kurz. Du hast alles gelernt, was Dir zu lernen vergönnt ist, und Deine Werke werden um so früher vollbracht werden."

„Eile, denn ein Augenblick ist wie der andere, und es ist kein Unterschied zwischen dem Werthe einer Zeit und dem einer andern."

„Der Augenblick, welcher entfliehet, kehrt nicht wieder, und was der Mensch zu einer Zeit thun soll, kann nicht zu einer andern geschehen."

Die Stimme schwieg, und Zoroasters Geist kehrte zu seinem Körper in der Höhle zurück, und er schlug die Augen auf.

Da erhob er sich und trat in den Kreis und warf Sand auf den Theil gen Osten, und sobald der Kreis gebrochen war, erlosch er, und nichts blieb übrig, als die Zeichen, welche Zoroaster mit seinem Finger auf dem schwarzen Sande gezogen hatte.

Er hüllte sich in seinen zerfetzten Mantel, ging zum Eingang der Höhle und trat hinaus. Und es war Nacht.

Von obenher ergoß der Mond seine vollen Strahlen senkrecht in das kleine Thal, und düster erglänzten die glatten schwarzen Steine. Der Abglanz fiel auf die Oberfläche des Teiches an der Quelle und verwandelte ihn in einen silbernen Schild von Licht.

Zoroaster trat heraus und stand neben dem Bronnen und der

Glanz des Mondes fiel auf sein weißes Haar und seinen greisen Bart und auf die lange weiße Hand, die er auf den Felsen stützte.

Seine feinen Sinne, übermenschlich geschärft durch lange Einsamkeit und Fasten, vernahmen den Tritt eines Mannes von fern auf der Höhe der Felsen, und sein scharfes Auge erspähte alsbald eine Gestalt, welche behutsam aber sicher zu dem tiefen Abgrund herabstieg, wo Zoroaster stand. Er sah den Menschen immer deutlicher, bis er nahe herangekommen war und auf einem vorspringenden Felsblock in Hörweite stand. Es war der Schäfer, welcher von Zeit zu Zeit dem einsamen Seher Nahrungsmittel brachte, und der allein von allen Ziegenhirten jener Berge es gewagt haben würde, in das geheiligte Bereich von Zoroasters Zufluchtsort einzudringen. Er war ein braver Bursch, allein der Anblick des einsamen Mannes an der Quelle flößte ihm Schrecken ein; es schien als ob sein weißes Haar im Mondenschein ein eignes Licht ausstrahlte, und er stand stille vor Furcht, auf daß nicht dieser überirdische Einsiedler ihm ein Leid anthäte.

„Wirst Du mir etwas zu Leide thun, wenn ich hinabsteige?“ rief er zaghaft.

„Ich thue Niemandem etwas zu Leide“, versetzte Zoroaster. „Komm in Frieden.“

Der behende Schäfer schwang sich vom Felsblock herab und stand in wenig Augenblicken unten zwischen den Steinen, wenige Schritte von dem, den er suchte. Er war ein brauner Bursche in Ziegenfelle gekleidet, mit Lederstreifen um die kurzen kräftigen Beine. Seine Stimme klang heiser, vielleicht aus kaum überwundener Furcht, und sein Stab klapperte, als er ihn auf die Steine stemmte.

„Bist Du es nicht, den sie Zoroaster nennen?“ fragte er.

„Ich bin es!“ antwortete der Seher. „Was willst Du?“

„Du weißt, daß der Große König mit seinen Königinnen und seinem Hofe im Palast zu Stakhar ist“; versetzte der Mann. „Ich gehe von Zeit zu Zeit dorthin und verkaufe Käse an die Sclaven. Der Große König hat ein Gebot erlassen, daß wer Zoroaster vor ihn bringe, der solle ein Talent Gold und ein Purpurkleid empfangen. Ich bin ein armer Schäfer — fürchtest Du Dich nach dem Palaste zu gehen?“

„Ich fürchte nichts. Seit drei Jahren kenne ich keine Furcht mehr.“

„Glaubst Du der Große König werde Dir etwas zu Leide thun? Du hast mich gut belohnt für meine Mühe, seit ich Dich zuerst gesehen, und ich möchte nicht, daß Dir ein Leid geschehe.“

„Kein Mensch kann mir Schaden thun. Meine Zeit ist noch nicht gekommen."

„Willst Du mit mir gehen?" rief der Schäfer plötzlich voll Freude. „Und werde ich das Gold und das Gewand empfangen?"

„Ich will mit Dir gehen; Du sollst alles haben, was Du Dir wünschest"; sagte Zoroaster. „Bist Du bereit? Ich besitze keine Habe um mich zu belasten."

„Aber Du bist alt," wandte der Schäfer ein, indem er näher trat. „Kannst Du so weit zu Fuße gehen? Ich habe ein Lastthier; mit dem will ich am Morgen wiederkehren und Dich oben auf der Höhe treffen. Ich lief in Hast hieher, denn ich kehrte erst eben aus Stakhar mit der Kunde zurück."

„Ich bin jünger als Du, obschon mein Haar weiß ist. Ich will mit Dir kommen. Gehe voran."

Er bückte sich und trank beim Mondschein aus der Quelle, aus seiner hohlen Hand. Dann wandte er sich, und begann die steile Seite des Thales emporzuklimmen. Der Hirte ging schweigend voran, überwältigt von der Scheu vor dem Manne und der Freude über sein eignes Glück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Aesthetik unserer Klassiker.

Von

A. Döring.

Otto Harnack, die klassische Aesthetik der Deutschen. Würdigung der kunsttheoretischen Arbeiten Schillers, Goethes und ihrer Freunde. Mit einem Facsimile eines ungedruckten Gedichts von Schiller. Leipzig 1892.

Nach so manchen unzulänglichen Versuchen, (z. B. in Schaslers Geschichte der Aesthetik, für Schiller noch neuerdings in G. Zimmermann, Versuch einer Schillerschen Aesthetik, 1889) wird uns von Otto Harnack eine grundlegende Arbeit für die kunsttheoretischen Ansichten unsrer Klassiker geboten. Und zwar werden diese als ein wesentlich einheitliches Ganzes aufgefaßt. Der Verfasser geht von der begründeten Voraussetzung aus, daß auf jenem Höhepunkt unsrer klassischen Periode, der durch die Zeit der engen Gemeinschaft Goethes und Schillers bis zu des Letzteren Tode gebildet wird, zwischen Beiden und ihren beiderseitigen Mitstrebenden das Bewußtsein einer tiefgehenden Einheit der ästhetischen Voraussetzungen vorhanden war. Er stellt sich daher die Aufgabe, für diese Einheit des Geistes die bestimmtere Fassung und Formulirung, d. h. eben die Aesthetik unsrer Klassiker und ihrer Freunde — Heinrich Meyer, Körner, W. v. Humboldt — als ein einheitliches Ganzes aufzuzeigen.

Ihm selbst ist aber die Lösung dieser objectiven, rein historischen Aufgabe nicht das Einzige. Schon in der Vorrede spricht er nach einer Absage an die vornehmlich von Scherer versuchte „Leugnung jeder gesetzgebenden Aesthetik" das Werthurtheil aus, daß ein Anschluß an diese von unsern Klassikern auf Kantischer Grundlage geleistete, nachher durch die Invasion der Romantik in kaum begreiflicher Schnelle zum Schaden der weiteren Entwicklung zurückgedrängte ästhetische Arbeit auch heute noch einen sehr wesentlichen Fortschritt bedeuten würde. Dieses Werthurtheil scheint auch schon in der doppeldeutigen Fassung des Titels mit

zum Ausdruck zu gelangen: die Aesthetik unsrer Klassiker ist unsrem Verfasser, wenigstens den Anfängen und Grundzügen nach, unsre klassische Aesthetik.

Verfolgen wir zunächst streng objektiv, nur gelegentlich ein kleines Desideratum einfügend, den historischen Bericht des Verfassers.

Die Einleitung entwirft einen knappen Grundriß der in Betracht kommenden Vorgänge. Wir finden zu Anfang der 90er Jahre auf der einen Seite Goethe im Verein mit Heinrich Meyer, auf der andern Schiller im Bunde mit Körner und bald mit Wilhelm von Humboldt nach einer Norm des dichterischen Schaffens suchend. Das Jahr 1790 hat durch das Erscheinen von Kants Kritik der Urtheilskraft für Beider noch gesondert vorgehende Bestrebungen eine höchst erwünschte Anlehnung geboten. In einem sehr beachtenswerthen Zeugniß aus späteren Jahren bekennt gerade Goethe, von dem diese Anlehnung weniger vermuthet werden möchte, daß ihm die Kantische Schrift gleich nach ihrem Erscheinen „eine höchst frohe Lebensperiode" bereitet habe und daß er durch ihr Studium „leidenschaftlich angeregt auf seinen Wegen nur desto rascher fortgegangen" sei. Wie er ausdrücklich hervorhebt, war es die Zusammenfassung seiner ihm selbst bis dahin disparat erscheinenden Kunst- und Naturbetrachtung unter einem einheitlichen Gesichtspunkt, wodurch Kants Schrift diese erhebende Wirkung äußerte. Mehr von ausschließlich ästhetischen Interessen geleitet, sitzt Schiller, angeregt von Körner und in beständigem Austausch mit diesem, schon März 1791 über der Kritik der Urtheilskraft und plant für den Winter 1791/2 eine Vorlesung über Aesthetik, die freilich erst im nächstfolgenden Winter verwirklicht wird. Oktober 1792 ist er nach anderthalbjähriger Unterbrechung durch historische Zwangsarbeit zu Kants Schrift zurückgekehrt; für Ostern 1793 stellt er ein Gespräch „Kallias oder über die Schönheit" in Aussicht. Doch erst eine dritte Inangriffnahme Kants im Winter 1793/4 führt zu entscheidender Formulirung seines ästhetischen Standpunktes, der sich bald auch die anfangs dissonirenden Genossen Körner und Humboldt anschließen.

Mit Goethe führt die gemeinsame Vorarbeit für die Horen zunächst, im Spätsommer 1794, zum Austausch von älteren Aufzeichnungen über ästhetische Fragen, die freilich Beide nicht als ihren gegenwärtigen Standpunkt ausdrückend gelten lassen wollen. Doch bekennt Goethe schon damals sich mit Schiller in allen Hauptpunkten einig und findet in den bald darauf handschriftlich übersandten ersten Briefen über die ästhetische Erziehung eine fast völlige Uebereinstimmung mit seiner Denkweise; auch Meyers große Freude an ihnen bezeugt er.

Diese sodann im ersten Hefte der Horen, 1795 vollständig erscheinenden „Briefe“ bilden von jetzt ab das Programm und den Vereinigungspunkt des ganzen Kreises. Auch mehrere andere rasch folgende Arbeiten Schillers, die nur in modificirter Gestalt, hauptsächlich in den Aufsätzen „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“ und „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“ in die Werke übergegangen sind, finden stets die ungetheilte Zustimmung der Freunde. Doch mit Ende 1795 regt sich bei Schiller der lange zurückgedrängte poetische Trieb; er erklärt auf lange von der ästhetischen Theorie Abschied zu nehmen. Die letzten Jahrgänge der Horen bis Anfang 1798 bringen nur minder Bedeutendes, theilweise geradezu Irreleitendes. Humboldt verliert sich in völkerpsychologische Pläne, die ihn auf jahrelangen Reisen durch einen großen Theil Europas führen und erst das Jahr 1798 bringt das Manuscript seiner Aesthetischen Versuche über Hermann und Dorothea, das Schillers theoretische Arbeiten weiterführt. Um dieselbe Zeit beschreiten die beiden Dichter in ihrem Briefwechsel die letzten Uebergangsstufen zum ausschließlichen Schaffen, indem sie das Verhältniß von Drama und Epos, Drama und Roman feststellen. Schiller wird durch den Wallenstein ganz in Anspruch genommen, Goethe schafft zwar nur Fragmentarisches zu Faust und Achilleis, hat sich aber inzwischen mit Meyer, der seit Herbst 1795 zu weitgehenden Studien in der bildenden Kunst Nürnberg, München und Italien aufgesucht hat, ganz in diese vertieft. Diese Bestrebungen führen 1798 zum Erscheinen der seit über einem Jahre vorbereiteten Propyläen. Diese, nur dem Aeußeren nach eine Zeitschrift, bringen außer den bekannten großen Arbeiten Goethes Mehreres von Meyer und Humboldt; Schiller, der bildenden Kunst ferner stehend und nach dem Wallenstein von Maria Stuart in Anspruch genommen, liefert nur einen vereinzelten Beitrag. Schon nach drei Jahren, Ende 1800, lange ehe der angesammelte Stoff erschöpft ist, findet das Unternehmen wegen Mangels an Abonnenten sein Ende; kaum 300 Exemplare wurden abgesetzt. Zugleich führt die gewaltsame poetische Produktion Schillers mit der Entwöhnung von theoretischer Betrachtung zur Isolirung der Arbeit: skeptische Urtheile über den Werth der Theorie für die Arbeit des Genies werden seit 1798 von Beiden gefällt. Schiller veröffentlicht noch 1801 und 1802 die beiden Aufsätze „Ueber das Erhabene“ und „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“, für Goethes und Meyers auf die Theorie der bildenden Kunst gerichteten Bestrebungen wird nach dem Eingehen der Propyläen die Jenaer Litteraturzeitung Organ; noch 1804 und 1805 erscheint Goethes Winkelmann.

Doch der errungene Sieg über die hinter ihnen liegenden Litteraturrichtungen hat das Tragische, daß jetzt aus dem eigenen Kreise der Sieger in den Romantikern ein neuer rücksichtsloser Gegner sich erhebt. Von Schiller instinctiv abgelehnt, von Goethe, der erst nachher durch Tiecks und Wackenroders Bestrebungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst in die Opposition gedrängt wird, anfangs protegirt, occupiren diese jetzt mit selbstischer Geltendmachung des Persönlichen die Führung im geistigen Leben der Nation. Schillers Tod — um hier auch gleich die Grundzüge des Schlußkapitels anzufügen — hat Goethe auch von dessen Freunden getrennt; Humboldt wird auf Jahrzehnte durch seine staatsmännische Thätigkeit den früheren Bestrebungen entfremdet; die den Romantikern günstige religiös-patriotische Strömung der Freiheitskriege vollendet Goethes Isolirung. Er schafft noch, aber er wirkt nicht mehr. Der von der Zeitphilosophie auf die Bahn gebrachte ästhetische Idealismus tritt seiner Kunstauffassung feindlich entgegen; eine kühle Haltung gegenüber den beiden großen Dichtern, die erst neuerdings wieder einer vertieften Würdigung Platz gemacht hat, beherrscht die ganze erste Hälfte des Jahrhunderts.

Dies der Rahmen, in den sich nunmehr die Specialausführungen über den Antheil der einzelnen Mitwirkenden einfügen. Harnack gliedert seinen Stoff in zwei zeitlich aufeinanderfolgende Hauptgruppen, indem er zuerst den Gedankenkreis der Horen, dann den der Propyläen behandelt. Innerhalb jedes der beiden Kreise treten dann die Beiträge der Einzelnen gesondert hervor.

Im Gedankenkreise der Horen ist Schillers seit den Briefen über die ästhetische Erziehung gewonnener Standpunkt der beherrschende. Es ist ein gewisser Kern der „Briefe", der 11.—18., der 21. und einige Abschnitte der folgenden, in denen nach Harnacks Auffassung der Ausgangspunkt der Schillerschen Aesthetik zu Tage tritt. Anknüpfend an die Kantische Formel des „interesselosen Wohlgefallens" bestimmt er an erster Stelle das Wesen des ästhetischen Menschen, der allein eines solchen fähig ist. Der ästhetische Mensch ist derjenige, in dem der zu Empfindungen und Zuständen, zur Hingenommenheit durch das Objekt, die Welt, führende Sachtrieb und der zur Freiheit der Person in der Ideeneinheit führende Formtrieb in den Aeußerungen des Spieltriebes zur harmonischen Einheit verschmelzen. Das Schöne ist zunächst eine Daseinsart des Menschen, eine zur Freiheit in der Bethätigung der intellektuellen und moralischen Vermögen befähigende Stimmung, die in der Mitte zwischen dem physischen und moralischen Zustande liegt, in der Natur entspringt und zur Freiheit führt. Diese Fassung des ästhe-

tischen Zustandes geht über Kants Zweckmäßigkeit ohne Zweck hinaus; Harnack hält es nicht für ausgeschlossen, daß hier Nachwirkungen einer monistischen Denkweise aus vorkantischer Zeit hineinspielen. Ebenso nimmt er an, daß sich in anderen, theils früheren, theils späteren, theils gleichzeitigen Auslassungen Schillers Bestimmungen des ästhetischen Zustandes finden, die von der der „Briefe" abweichen. Hinsichtlich des Gedichts „das Ideal und das Leben", innerhalb dessen er ein solches Schwanken wahrzunehmen glaubt, möchten wir widersprechen. Dagegen ist evident, daß in den Briefen selbst in der Fassung des Begriffes der Freiheit ein solches Schwanken hervortritt, indem derselbe einmal die universelle Beweglichkeit des innern Lebens beim Vorherrschen des Spieltriebes, sodann aber den moralischen Zustand in der Vorherrschaft der Vernunft bezeichnet. Als wesentliche Mitursache der von ihm angenommenen Schwankungen beklagt der Verfasser mit Recht den von Kant übernommenen Dualismus der ästhetischen Grundbegriffe des Schönen und Erhabenen und bezeichnet den Erhabenheitsbegriff, in den sich beständig ethische Gesichtspunkte einmischen, als ein gährungbildendes Ingrediens im ästhetischen Gedankenelemente Schillers. Um so mehr hält er fest an den „Briefen" als der consequentesten und für den ganzen Kreis maßgebendsten Ausgestaltung der ästhetischen Ansichten Schillers.

Es mag schon an diesem Punkte gesagt sein, daß bei der tiefgreifenden Bedeutung der Kantischen Aesthetik und der Kritik der Urtheilskraft überhaupt für diese ganze Bewegung dem wesentlichen Inhalte dieser Schrift doch wohl ein eigenes, an die Spitze der Specialdarstellung zu stellendes Kapitel hätte gewidmet werden müssen. Insbesondere für Schiller mußte ferner das nach Lage der Sache vielleicht unlösbare Problem, die durch das Studium Kants in ihm angeregten, vielleicht großentheils unbewußt verlaufenden Gedankenprocesse, die zu seiner Aesthetik führen, zu reconstruiren, wenigstens gezeigt werden. Um die Kantische Aesthetik in ihrer specifischen Eigenart kennen zu lernen, kann die Schrift von Cohen, auf die in der Vorrede beifällig verwiesen wird (Kants Begründung der Aesthetik 1889) im Ernst nicht als Hülfsmittel bezeichnet werden. Diese Eigenart der Kantischen Aesthetik findet ihren prägnantesten Ausdruck in der brieflichen Mittheilung Kants an Reinhold (18. Dec. 1787, Ros. XI, 86) er habe wie vorher im theoretischen und praktischen Vernunftvermögen, so jetzt auch im Gefühlsvermögen Principien a priori entdeckt. Diesen Apriorismus, der für Kant das Interessanteste bei der ganzen Sache war, hat Schiller völlig bei Seite liegen lassen. Der eigentliche Gedankenzusammenhang zwischen Kants

und Schillers Princip des Schönen bleibt auch bei Harnack im dunkeln. Ich habe schon in meinem Aufsatz „Zur Geschichtschreibung der Aesthetik“ im LX. Bande der Preuß. Jahrbücher 1887 in dieser Richtung wenigstens andeutend eine Vermuthung geäußert. Diese geht etwas bestimmter formulirt dahin, daß die Herkunft des Schillerschen Spieltriebes in derjenigen Wirkung des Schönen zu suchen sein möchte, die bei Kant als die empirische im niederen Range einer bloßen Vorstufe steht, aus der erst durch Reflexion das apodiktische Geschmacksurtheil und mit ihm das allgemeingültige uud nothwendige Lustgefühl entspringt. Diese empirische Wirkung besteht nach Kant für das Schöne — etwas anders für das Erhabene — im freien Spiel gewisser in Erfüllung befindlicher Erkenntnißkräfte. Dieser Gedanke brauchte nur verallgemeinert zu werden, um auf die seelische Sollicitation als Lustwirkung des Schönen zu führen. Schiller vollzog die Verallgemeinerung in einer etwas andern Richtung, indem er den ästhetischen Zustand als universelle freie Beweglichkeit des seelischen Lebens bezeichnete.

In diesem ästhetischen Zustande nun ist auch die Fähigkeit zur ästhetischen Betrachtung der Natur begründet; sie ist die Fähigkeit, auch der durch mechanische Kräfte bewegten Natur die im ästhetischen Zustande vorhandene Freiheit zu leihen. In diesem Sinne hat er schon 1793 in Briefen an Körner das Schöne in nicht ganz zutreffendem Ausdruck als „Freiheit in der Erscheinung“ bestimmt; in den „Briefen“ tritt für „Erscheinung“ der zutreffendere Ausdruck „Schein“, doch ohne strenge Festhaltung der Unterscheidung, ein; das Genaue wäre „Schein der Freiheit“. In demselben Sinne ist schon in einem Briefe an Körner vom October 1794 das Schöne kein Erfahrungsbegriff, sondern ein Imperativ; es ist ästhetische Pflicht, das Reale der Natur in der ästhetischen Auffassung idealistisch zu überwinden und in die Sphäre der Freiheit zu versetzen.

Wie die Natur so ein Analogon des ästhetischen Zustandes wird, so ist das Kunstwerk Mittel seiner Hervorbringung; sein Genuß bewirkt Freiheit des Gemüts im lebendigen Spiele aller seiner Kräfte. Universelle Befähigung und Aufgelegtheit zu jeder Art seelischer Bethätigung ist die einzig berechtigte Wirkung des ächten Kunstwerks. Dasselbe hat jede stoffliche Wirkung zu vermeiden, den Stoff durch die Form zu vertilgen. Die Kunst hat weder zu belehren oder zu bessern, noch Leidenschaften zu erregen. So empfindet er selbst beim Lesen von Wilhelm Meister eine süße und innige Behaglichkeit, ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit; ein fröhliches Leben wird angefacht und erhalten. In diesem Sinne acceptirt er Kants Formeln von der Aehnlichkeit der

wahren Kunst mit der Natur, wobei jedoch, wenn die Einheit des Gedankens erhalten werden soll, nur an die ästhetisch angeschaute Natur gedacht werden kann. Doch wird in diesem Zusammenhange auch der Kunst, wie vorher dem ästhetischen Zustande, indirekt und mit gewissen Einschränkungen eine moralisirende Wirkung ausdrücklich zugeschrieben.

Im Ganzen wird in dieser Theorie mit Kant der subjektive Charakter des Schönen festgehalten, aber über Kant hinausgehend auf das Erkennen und Empfinden des zur inneren Freiheit entwickelten Menschen beschränkt.

Eine Ableitung und Gliederung der Einzelkünste hat Schiller nicht versucht; auch das nun folgende Kapitel über die Dichtkunst bietet nur Einzelbestimmungen und kann kaum, wie Harnack thut, als „Schillers Theorie der Dichtkunst" bezeichnet werden. Auch die Unterscheidung von naiver und sentimentalischer Dichtung steht in keinem erkennbaren Zusammenhange mit den ästhetischen Grundbegriffen. Dagegen tritt dieser Zusammenhang hervor in der Forderung, die Poesie rein, d. h. als eine auch im Ernst spielende, mit voller innerer Freiheit von Statten gehende Productionsweise zu erhalten. In diesem Sinne stellt er die Komödie und das Epos über die Tragödie.

Ein ferneres Kapitel behandelt „Körners Urtheil und Mitarbeit". Körner hat das Verdienst, Schiller zu Kant hingeführt zu haben, zur Kantischen Aesthetik aber befindet er sich anfangs insofern im Gegensatz, als er die objektive Seite des Schönen stärker betont. Mit Recht macht er geltend, daß doch in den Objekten bestimmte Bedingungen vorhanden sein müssen, die uns veranlassen, sie als frei zu beurtheilen. Hierüber kommt es 1793 zu Dissonanzen und Körner wählt nun Humboldt, dem er seit Herbst 1793 näher getreten ist, zum Vertrauten seiner ästhetischen Versuche. Leider sind seine Briefe an diesen, in denen er ein vollständiges System seiner objektiven Aesthetik entwickelt hat, verloren und seine Gedanken nur aus Humboldts Antworten zu reconstruiren. Harnack unterzieht sich der verdienstvollen, aber wenig ergiebigen Aufgabe dieser Reconstruction. Das Erscheinen von Schillers ästhetischen Briefen, die jetzt auch für ihn die maßgebende Grundlage werden, bringt ihn wieder in engere Gemeinschaft mit Schillers kunsttheoretischen Bestrebungen; er begleitet besonders den neuen Aufschwung der poetischen Production desselben seit 1795 mit liebe- und verständnißvollen Bemerkungen. Zu den Horen hat er hauptsächlich eine Besprechung des Wilhelm Meister beigesteuert, die, wie auch seine Höherschätzung des Lustspiels und des Epos im Verhältniß zur Tragödie, durchaus auf dem Boden der Schillerschen Gedanken steht. Auf demselben Boden bewegen sich auch

seine Auslassungen über Rhythmus, Tanz und besonders über Musik, hinsichtlich deren er der Sachverständige des Kreises ist.

Für Goethe findet der Verfasser den höchsten Ausdruck der von Jenem selbst so oft und lebhaft betonten Uebereinstimmung mit Schillers ästhetischen Principien im Winkelmann (1804), der ihm überhaupt als der Gipfel alles dessen gilt, was unsre Klassiker für Erkenntniß und Würdigung der Kunst geleistet haben. Auch für Goethe ist die vollendetste ästhetische Erscheinung der schöne Mensch; für seine Anerkennung des Spieltriebes als des eigentlichen ästhetischen Triebes, die der Verfasser behauptet, vermissen wir einen ausdrücklichen Beleg. Doch treten auch wieder charakteristische Unterschiede hervor; ungetheilte Zustimmung hat er nur für die ästhetischen Briefe, doch hat er sich auch die Begriffe des Naiven und Sentimentalischen assimilirt. Die volle Klarstellung der Anschauungen Goethes verschiebt der Verfasser auf die Erörterung über die Propyläen. Für die Gewinnung von Gesetzen für die einzelnen Dichtungsarten, Epos und Drama, benutzt Goethe feinsinnig und mit schönem Erfolg die praktischen Bedingungen, unter denen jede derselben ihre Wirkung zu äußern hat; beim Drama erweckt er durch die echt aristotelische Forderung leidenschaftlicher Theilnahme als Wirkung den Einspruch Schillers, der dabei für die ästhetische Freiheit fürchtet.

Für Humboldt ist die Versöhnung des griechischen und deutschen Geistes das höchste Problem. Das Griechentum ist ihm ein mit religiöser Inbrunst verehrtes Ideal; dem national Deutschen bringt er die wärmste Schätzung entgegen. Schon in den Briefen an Schiller aus den letzten Monaten 1795 und 96 sucht er von den ästhetischen Briefen als Ausgangspunkt dem Ziele dieser Versöhnung näher zu kommen; ihre Vollendung findet er sodann in Hermann und Dorothea. Von diesem Punkte aus sucht er die ästhetischen Principien Schillers weiterzuführen. Die „Aesthetischen Versuche über Hermann und Dorothea“ (1798) werden, wie unser Verfasser zugiebt, durch Form und Stil in ihrer Wirkung beeinträchtigt, aber auch inhaltlich kommen sie doch nicht über eine gewisse Vagheit der Bestimmungen hinaus und die Bemühungen Harnacks, hier eine tiefergehende Gedankenharmonie mit Schiller herzustellen, haben theilweise etwas Gewaltsames. Doch zeigt sich immerhin in der Forderung an den Künstler, daß er unser ganzes Wesen in allen seinen Punkten rege mache und schöpferisch werden lasse als wesentlicher Wirkung seines Werkes, der gegenüber die Darstellung eines bestimmten Inhalts nur Mittel ist, und einigen ähnlichen Aussprüchen eine Uebereinstimmung in der Grundanschauung. Dagegen tritt in der

Erörterung der Specialprobleme wieder mehr Abweichung als Uebereinstimmung hervor; greifbare, umfassendere Principien findet er nicht.

Der zweite Theil unsrer Schrift behandelt den Gedankenkreis der Propyläen. Hier tritt Goethe mit den in Italien gewonnenen Einsichten über bildende Kunst an die Spitze. Systematische Aufstellungen über Wesen und Wirkung des Schönen, Zweck der Kunst und Gliederung der Künste finden wir auch bei ihm nicht. Sein Grundgedanke tritt schon früh in dem Fragment „Einfache Nachahmung, Manier, Stil" hervor. Hier wird eine Stufenfolge der Kunstthätigkeiten im Verhältniß zum Wirklichen, zur Natur aufgestellt. Am niedrigsten steht die bloße Nachahmung; die Manier ist die subjektive Willkür; der Stil erfaßt das Typische. Nach der „Einleitung in die Propyläen" soll der Künstler mit der Natur wetteifernd gleich ihr etwas Organisches selbstthätig hervorbringen. Dies entspringt aus der Kenntniß der Bildungsgesetze der Natur und ist ein geistig Gesetzmäßiges. Also auch hier das Typische. Indem er hiermit seine ebenfalls auf das Typische gerichteten Naturstudien in Zusammenhang bringt, fordert er vom Künstler Kenntniß der vergleichenden Anatomie. Erst vom Typischen aus kann auch das Singuläre, Realistische richtig behandelt werden. In dieser analogen Betrachtung von Natur und Kunst zeigt sich ein Hauptpunkt, in dem die Kritik der Urtheilskraft ihm anmuthend und anregend sein mußte. Ihren Gipfelpunkt findet sodann die Leistung der Kunst, wie am Laokoon und der Niobidengruppe nachgewiesen wird, in der Anmuth. Die Sollicitation eines tragischen Mitgefühls findet in den Erörterungen über diese Kunstwerke keine Stelle. Es ist evident, daß diese Bestimmungen über die eigentliche Aufgabe der Kunst keinen Aufschluß geben, sondern beim Technischen in einem höheren Sinne stehen bleiben. Ueber eine Vermannigfaltigung jener Kategorien des Verhältnisses zur Natur oder Wirklichkeit kommen seine Darlegungen überhaupt nicht hinaus; selbst der Baukunst sucht er vom Begriffe des Typischen aus beizukommen.

In den Propyläen nun tritt neben Goethe sein specieller Genosse Heinrich Meyer zunächst in den Vordergrund. Dieser, ursprünglich ein Künstlerbursche in Rom, hatte mit einer mangelhaften Jugendbilduug zu kämpfen. Ueber die Entstehung seines Verhältnisses zu Goethe in Rom fehlen die Nachrichten. Goethe läßt ihn behufs Fortsetzung der gemeinsamen Kunststudien in Italien zurück, wo er zeichnet und kopirt; ein lebhafter Briefwechsel verbindet beide. Von 1791—5 ist er meist in Weimar, dann kehrt er im Einvernehmen mit Goethe über Nürnberg und München nach Italien zurück, um weiteres Material für

die Aesthetik der bildenden Künste zu sammeln. Seine Beiträge zu den Horen sind minder bedeutend; erheblich werthvoller ist seine Theilnahme an den Propyläen. Harnack hat auch seinen in Weimar befindlichen handschriftlichen Nachlaß durchgesehen; der allergrößte Theil seiner Briefe an Goethe ist noch ungedruckt. In den Propyläenaufsätzen und dem, was sich aus späterer Zeit diesem anschließt, finden sich treffende und scharfsinnige, einem reichen Kunstverständniß entspringende Specialgedanken zur bildenden Kunst, die aber durchaus auf der durch Goethe fixirten Grundlage verharren und daher im Princip nicht weiterführen. Ein Anklang an Schiller ist es, wenn als allgemeines Ziel der Kunst die Erzeugung eines harmonischen Seelenzustandes bezeichnet wird.

Schillers Aeußerungen zur bildenden Kunst sind nur spärlich und aphoristisch und zeigen ihn meist von Goethes oder Meyers Gesichtspunkten abhängig. Nur einmal, in dem Aufsatz „an den Herausgeber der Propyläen" einer Kritik der Weimarer Kunstausstellung von 1800, spricht er sich zusammenhängend aus und entwickelt theilweise selbständige Gedanken, indem er auch für die bildende Kunst ein Analogon des Gegensatzes Naiv und Sentimentalisch aufstellt und auch den Grundgedanken der spielenden Erregung zum Ausdruck bringt.

Humboldt hatte durch seine Reisen in Frankreich und Spanien Gelegenheit, manche werthvolle Beobachtung und Notiz beizusteuern; Neues zur Kunsttheorie bringt er nicht. Doch zeugt noch seine 1830 erschienene Besprechung von Goethes „Zweitem römischen Aufenthalt", besonders in der Hervorhebung der Einheit in dessen Kunst- und Naturstudien, von dem unerschütterten Einverständniß mit Goethe und dem tiefen Verständniß für dessen Wesen und Dichtung. Körners Antheil am Gedankenkreise der Propyläen beschränkt sich auf verständnißvolle receptive Theilnahme.

Schließlich stellt der Verfasser noch zusammen, was in den Propyläen und in den an Goethes Theaterleitung sich anschließenden Erörterungen Kunsttheoretisches über die Schauspielkunst vorkommt.

Nach dieser Uebersicht über den reichen vom Verfasser verarbeiteten Stoff läßt sich nun einigermaßen beurtheilen, inwieweit seine beiden leitenden Gesichtspunkte, die Einheitlichkeit und der absolute Werth dieses Gedankenkreises, am Thatsächlichen einen Anhalt finden. Hier gebietet nun gerade die Pietät gegen unsre Klassiker die rückhaltloseste Sachlichkeit des Urtheils; die wahre Gediegenheit hält an jedem Punkte die Prüfung aus und kann dadurch nur gewinnen; ihr gegenüber ist Wahrheit die beste Pietät und die größte Huldigung.

Was zunächst die Einheitsthese anlangt, so hängt die Möglichkeit

des Zusammenfallens wesentlich mit ab von dem Grade der technischen Ausprägung des beiderseitigen Gedankenkreises. Nur die scharf und prägnant ausgeprägte, technisch entwickelte Theorie kann mit einer andern entweder entschieden zusammenfallen, oder nicht zusammenfallen; beim Vagen und Nebelhaften bleibt die Gedankenharmonie immer zweifelhaft. Nun entspringen aber die kunsttheoretischen Bestrebungen bei unsern Klassikern keineswegs aus einem rein theoretischen, erkenntnißmäßigen Triebe, sondern aus dem Bedürfniß einer erhöhten Selbstgewißheit ihres Schaffens; weiter reicht ihr systematisch-theoretisches Bedürfniß nicht; die ästhetischen Principien sind ihnen nur eine Art von Hülfsconstructionen; sobald eine gewisse Orientirung über die einzuschlagenden Wege erreicht ist, macht die ästhetische Reflexion wieder dem Schaffensdrange Platz. Und so ist denn auch ihre Gemeinschaft in erster Linie eine solche des Schaffens in einem einheitlichen Geiste und Stile: auf diese Geisteseinheit bezieht sich an erster Stelle das ihnen so werthvolle Bewußtsein des Einverständnisses. Wesentlich mit Beziehung auf die Sicherheit des Producirens sind die Hülfsconstructionen Schillers, die Idee des ästhetischen Zustandes als eines Zustandes innerer Freiheit, den auch das Kunstwerk herzustellen hat, auch für Goethe von Werth; mit Beziehung auf die Sicherheit des Producirens mag auch Schiller von Goethes Idee des Typischen Gewinn gezogen haben. In der Gemeinschaft des Austausches auch dieser Hülfsconstructionen empfängt das Bewußtsein der wesentlichen Uebereinstimmung in der Schaffensrichtung bei Beiden eine wohlthuende und erhebende Verstärkung und Bestätigung.

Im Uebrigen sind und bleiben ihre beiderseitigen Principien nach Ausgangspunkt und Inhalt individuell verschieden. Schiller geht aus von dem ästhetischen Seelenzustande, Goethe von der Beschaffenheit des Objekts. Jenem steht das Schöne in jedem Falle in Beziehung zum ästhetischen Zustande des Subjekts, das Schöne der Natur als ein ihr vom ästhetischen Subjekte geliehenes, das der Kunst als ein von ihm aus erzeugtes und in ihn versetzendes, diesem ist es das Typische, Gesetzmäßige, das, wenn auch nur unvollkommen realisirt, schon der Wirklichkeit, der Natur, zu Grunde liegt und das die Kunst in voller Reinheit selbstthätig, nicht sklavisch nachahmend, herzustellen hat.

So ist ihre Harmonie mehr eine gefühlte der gleichen rein künstlerischen Intention, als eine gedachte der formulirten Principien. An die versuchte Formulirung macht bei jedem von Beiden die individuelle Geistesart und Bildungsrichtung ihren unabweisbaren Rechtsanspruch geltend.

Die andere These ist die des unbedingten Werthes dieser Gedanken als Ansätze für eine künftige, auch im Sinne wissenschaftlicher Vollkommenheit klassischen Aesthetik. Harnack selbst erstreckt eigentlich seine Behauptung nicht bis zu diesem Punkte; er sagt nur, der Anschluß an diese ästhetische Arbeit würde noch für uns einen wesentlichen Fortschritt bedeuten, wobei es zweifelhaft bleibt, ob er diesen Anschluß mehr als theoretische Weiterbildung oder als praktische Befolgung im Gegensatze gegen herrschend gewordene falsche Kunstrichtungen meint. Damit aber die Kunstprincipien unsrer Klassiker eine solche reformatorische Wirkung üben könnten, wäre doch wohl eine doppelte Eigenschaft erforderlich, einestheils intensive Klarheit, die erste Vorbedingung der Wirkungsfähigkeit, anderntheils wesentliche Richtigkeit.

Zunächst sprechen schon die vorliegenden Thatsachen nicht gerade für eine besonders starke Wirkungsfähigkeit. Beide Dichter bekennen, in ihrem eigenen Schaffen durch ihre ästhetischen Principien nicht übermäßig gefördert zu werden; dem Sturme der romantischen Kunstauffassung gegenüber, die sich doch auch nicht durch außergewöhnliche Klarheit und Richtigkeit auszeichnet, erweisen sie sich nicht als widerstandsfähig.

Nehmen wir sodann das Kriterium der Klarheit, so läßt sich eine gewisse Nebelhaftigkeit und Zerflossenheit in diesen Gedankenentwicklungen nicht in Abrede stellen. Sie kommen nicht zum Ziele strenger systematischer Geschlossenheit; ja sie haben geradezu — wir können diesen Ausdruck unseren großen Meistern gegenüber, in denen wir nicht technisch geschulte systematische Denker, sondern schöpferische Genien verehren, ruhig wagen — etwas Dilettantisches. Schon die Schwierigkeit, die wesentlichen Züge dieser Theorien deutlich zu machen und sie in einen leidlichen Zusammenhang zu bringen, ist hierfür beweiskräftig. Mehr noch die Gedanken selbst. Schiller faßt Zweck und Wirkung des Schönen ins Auge, bleibt aber darin bei viel zu unbestimmten Begriffen stehen. Der Theorie von den drei Trieben fehlt die psychologische Fundamentirung; logisch steht dem Spiele die Arbeit gegenüber. Goethes Theorie des Typischen ist an sich faßbar und verständlich, aber es fehlt die Beziehung auf Zweck und Wirkung des Schönen.

Was ferner die Richtigkeit anlangt, so ist doch das von Schiller nach der seelischen Wirkung bestimmte Princip des Schönen gar zu dürftig und unergiebig, um daraus eine Aesthetik ableiten zu können. Sollte wirklich der ganze Apparat der Kunst in allen ihren zahllosen Verzweigungen nur dazu dienen, uns in den Zustand einer spielenden innern Freiheit, eines liberum arbitrium indifferentiae, zu versetzen?

Er scheut dabei nicht die bedenkliche Consequenz der Bevorzugung des Lustspieles und des Epos vor der Tragödie, wodurch seine eigenen Schöpfungen in die zweite Linie gedrängt werden. Das Naturschöne findet nicht als ein Wirkendes, sondern ausschließlich als ein Gewirktes seinen Platz und als letztes Absehen des ästhetischen Zustandes taucht doch eine gewisse moralische Schlußwirkung, die Fähigkeit zur sittlichen Vernunftfreiheit, in sehr deutlichen Umrissen im Hintergrunde auf, wie auch schon die Befähigung zur universellen intellektuellen und moralischen Bethätigung als Wirkung des ästhetischen Zustandes und der Begriff der ästhetischen Erziehung auf einen gewissen Nutzeffekt des Schönen hindeutet. In Goethes Typentheorie aber spukt doch im Grunde schon der von Harnack so entschieden perhorrescirte ästhetische Idealismus vor, wenn auch auf rein empirischer Grundlage und ohne den metaphysischen Hintergrund der Platoniker. Diese Typentheorie schwankt zwischen der Darstellung der Ideen als der schon in der Natur verwirklichten gesetzmäßigen Begriffe und der Verwirklichung der Ideale des Natürlichen, also zwischen einem Idealismus von Idee abgeleitet und einem solchen von Ideal abgeleitet, unbestimmt hin und her.

Wir bedürfen, wenn Kunst und Dichtung in ein lebendiges Verhältniß zur Aesthetik gebracht werden, Fühlung mit ihr gewinnen sollen, viel überzeugenderer, aus reicheren psychologischen Begriffen abgeleiteter Principien. Durch ein solches Urteil wird den ästhetischen Bemühungen unserer Klassiker, die für ihre eigene Produktion das Gewünschte leisteten und, weil nur diesem Zwecke dienstbar, eher in der Geschichte der Litteratur, als in der der Kunsttheorie ihren Platz haben, in keiner Weise zu nahe getreten. Noch weniger aber wird dadurch das Verdienst unsres Autors, der durch seine sorgfältige, reichhaltige, scharfsinnige und geistvolle Arbeit einen entscheidenden Beitrag zur Klarstellung der wahren Sachlage geliefert hat, im Mindesten geschmälert.

Wenn nun aber auch die Aesthetik unserer Klassiker noch nicht, wie Harnack in schöner Pietät annimmt, die „klassische Aesthetik der Deutschen" ist, so ist doch ein kostbarer Gewinn aus diesen theoretischen Bemühungen unsrer großen Meister hervorgegangen, um den sich auch heute noch alle tiefer Gebildeten und feiner Fühlenden als um ein Palladium schaaren können. Sie haben aus diesen Klärungsversuchen die Befestigung ihres Gefühls für reine Kunstwirkung, für Ausschließung jeder Art von verfälschender Tendenz, dieses Wort im weitesten Sinne genommen, davongetragen. Das ist es, was ihrer Dichtung das Gepräge der Klassicität, d. h. der menschlichen Allgemeingültigkeit, der Katholicität, aufdrückt. Dies Palladium ist heute

durch die dem erschütterten, getrübten Kunstgefühle der Zeitgenossen überlegene Invasion inferiorer Kunstrichtungen bedroht, inferiorer Kunstrichtungen, die sich unter der falschen Etikette des Realismus eindrängen, in Wirklichkeit aber die Dichtung in den Sklavendienst abstruser, verschrobener Tendenzen stellen. Versäuerte, die Geister verwirrende Tendenzen sind es, die z. B. in den Ibsenschen Dramen, die man heute in der Tagespresse kaum noch angreifen darf, das an unsern Klassikern gebildete und noch nicht unempfindlich gewordene Ohr wie ein schriller Mißton schneidend treffen. Dagegen ist der noch wesentlich auf der Seite unsrer Klassiker stehende Grillparzer ein wahrer Halbgott. Dieses die Tendenz ablehnende ästhetische Feingefühl zu stärken oder auch zu wecken ist auch die Harnacksche Schrift, indem sie das Ringen unsrer Meister um ein geläutertes Kunstgefühl anschaulich vor Augen stellt, in vorzüglichem Maße geeignet.

König Heinrich IV. von England im Ordensland Preußen.

Von

Hans Prutz.

Nicht selten hört man wohl in den Kreisen der Laien die Klage, die Geschichte entlegener Jahrhunderte entbehre für sie der lebendigen und frischfarbigen Anschaulichkeit, weil sie auch da, wo sie von großen Männern und ihren Thaten zu berichten hat, doch nicht im Stande sei, diese mit den für ihr Werden und Geschehen keineswegs immer gleichgültigen Formen des ihrer Zeit eigenthümlichen alltäglichen Lebens zu umgeben. Daher erscheinen weit rückwärts liegende Ereignisse und die in ihnen handelnden Persönlichkeiten so leicht wie gelöst von den sie einst begleitenden, für ihre Erscheinung bestimmenden und zuweilen auch für ihr Wesen wichtigen Aeußerlichkeiten, ohne die wir uns die entsprechenden Vorgänge unserer Zeit nicht vorzustellen vermögen und ohne die daher auch jene leicht als der Realität entbehrend uns fremdartig schemenhaft vorkommen. Es liegt nun einmal in der Natur des menschlichen Anschauungs- und Fassungsvermögens, daß geschichtliche Persönlichkeiten und geschichtliche Ereignisse weitere Kreise um so mehr interessiren und von ihnen um so lebhafter und treuer im Gedächtniß behalten werden, je mehr sie die Ueberlieferung mit dem geschichtlich ja unwichtigen, aber die Phantasie anregenden Detail ihres Alltaglebens umgiebt: denn gerade dieses bringt die Größen der Vorzeit dem heute lebenden Geschlecht menschlich erst recht nahe, weil es sie aus der Sphäre der historisch-politischen Abstraktion löst und in den Boden der auch dem Ungelehrten verständlichen Prosa des allen gemeinsamen Daseins verpflanzt.

Hier liegt die Berechtigung des neuerdings auf verschiedene Weise gemachten Versuchs die Geschichte früherer Jahrhunderte dem Interesse und dem Verständniß weiterer Kreise näher zu rücken durch Veranschau-

lichung der zeitlich entsprechenden äußeren Gestaltung des Lebens, wie sie in Bildwerken aller Art, Waffen, Kleidern, Geräthen u. a. m. auf uns gekommen ist. Der Erfolg freilich wird immer unvollständig und jedenfalls ungleich bleiben, weil doch meistens der rechte innere Zusammenhang fehlt zwischen dem historischen Vorgang und dem herangezogenen Denkmal der äußeren Kultur: gewöhnlich soll er durch eine ungefähre Gleichzeitigkeit ersetzt sein. Zudem fehlt es für die weiter zurückliegenden Jahrhunderte oft recht sehr an dem nöthigen Material, und nur in vereinzelten Fällen treten dafür Ueberreste andrer Art ergänzend ein, um so wirksamer und um so lehrreicher, je mehr sie zu einer auch sonst von der Geschichte hell beleuchteten Persönlichkeit in Beziehung stehen und je unmittelbarer verschiedene für wichtige geschichtliche Bildungen bestimmende Entwickelungslinien in ihnen zusammentreffen. Dann erschließt sich uns wohl von da aus ein Einblick in Verhältnisse, die wir kaum als zusammengehörig anzusehen gewöhnt sind, die aber, mit einander in unmittelbare Beziehung gesetzt, sich gegenseitig in überraschender Weise beleuchten und erklären.

Ein Denkmal dieser seltenen Art ist es, von dem hier vorläufig Nachricht gegeben werden soll, höchst prosaischer Natur nach seinem Ursprung und seiner nächsten Bestimmung, bar jedes politischen Interesses und an sich ohne jede historische Tendenz, bestehend aus einer beinahe verwirrenden Masse zusammenhangloser Einzelheiten der aller materiellsten Natur, — unschätzbar aber und überraschend lehrreich durch die Fülle unmittelbarster Anschauung von der äußern Gestaltung des Lebens bei einem Manne und in einem Kreise und in einem Lande, die um ihrer geschichtlichen Bedeutung willen bei mehr als einer Nation Interesse beanspruchen dürfen. Mit der Geschichte Englands in der wichtigen Krisis, die das Haus Lancaster auf den Thron brachte, verknüpft sich in diesem Denkmal unmittelbar die des Staates, den der deutsche Orden im fernen Preußen errichtete, und die auf das Höchste verfeinerte normännisch-englische Kultur kommt in eine mehr als flüchtige Berührung mit jener eigenthümlichen Mischkultur, die Bruchtheile aller deutschen Stämme jenseits der Weichsel im Kampfe mit der rauhen Natur eines unwirthlichen Landes und in stetem Ringen mit dem andrängenden Slaventhum in selbstloser Arbeit zum künftigen Heile ihres Vaterlandes zu entwickeln begonnen hatten. So erschließt sich uns von hieraus ein ebenso umfassender wie lehrreicher Aus- und Umblick, der weitauseinander liegende Kulturgebiete in unmittelbare, lebendigste Wechselwirkung setzt und zugleich eine ungewöhnlich reiche und frische Anschauung gewährt von sonst kaum erkennbaren Einzelheiten aus dem

Leben und Treiben eines Geschlechts, das durch ein halbes Jahrtausend von uns getrennt ist.

Während seiner Forschungen im englischen Staatsarchive stieß Reinhold Pauli 1856 bei der Durchsicht der auf das Herzogthum Lancaster bezüglichen Urkundenschätze auf das Rechnungsbuch, in dem die Ausgaben verzeichnet sind, welche des Grafen Heinrich von Derby große ausländische Reisen in den Jahren 1390—91 und 1392—93 veranlaßt hatten. Der nachmalige König Heinrich IV. von England nämlich, der Sohn Johanns von Gent, Herzogs von Lancaster, hatte an der zeitweise siegreichen Rebellion des hohen englischen Adels unter seinem Oheim Thomas von Glocester gegen den launenhaften und despotischen Richard II. theilgenommen und entzog sich, augenscheinlich nicht ganz freiwillig, als der König im Mai 1389 wieder in den Besitz der Gewalt gelangt war, den unbehaglichen und gefährlichen Verhältnissen daheim durch eine Reise in das Ordensland Preußen, um dort der ritterlichen und fürstlichen Sitte jener Zeit gemäß an einer der üblichen Kriegsreisen gegen die Heiden theilzunehmen. Die unterwegs zur Bestreitung der verschiedenartigsten Bedürfnisse geleisteten Zahlungen sind von des Prinzen Schatzmeister mit peinlichster Genauigkeit gebucht worden, um der nach der Heimkehr bevorstehenden Abrechnung zu Grunde gelegt zu werden. Von seinem Funde gab R. Pauli alsbald (August 1857) durch eine Mittheilung an die Berliner Akademie der Wissenschaften den fachgenössischen Kreisen Kunde (s. Monatsberichte 1858, S. 406—17) und stellte späterhin die von ihm angefertigten Auszüge aus der Handschrift dem verdienten Danziger Historiker Theodor Hirsch zur Verfügung, um sie unter den Beilagen zu den von ihm in Gemeinschaft mit Max Töppen und Ernst Strehlke herausgegebenen „Geschichtsquellen der preußischen Vorzeit" zu veröffentlichen*). Das Bekanntwerden dieses dürftigen Fragments mußte erst recht den Wunsch nach vollständiger Veröffentlichung des ganzen merkwürdigen Stücks rege machen. Aber Jahre gingen ins Land, ehe sich die Möglichkeit dazu erschloß, und erst bei Gelegenheit des Hansischen Geschichtstages zu Danzig im Sommer 1881 konnte Pauli im Anschluß an einen von ihm gehaltenen Vortrag über Derbys Reise nach Preußen dem Schreiber dieser Zeilen die Mittheilung machen, daß er die Herausgabe jenes Rechnungsbuches für die Camden-Society übernommen habe, und erklärte sich gern bereit die Arbeit gleichzeitig für Deutschland in den Publikationen des „Vereins für die Geschichte der Provinzen Ost- und Westpreußen" er-

*) Scriptores rerum Prussicarum II. S. 788 ff.

scheinen zu lassen. Sein bald danach erfolgter Tod vereitelte beide Pläne. Aber die Sache wurde von dem genannten Verein, dem im Interesse der provinzialgeschichtlichen Forschung an der Erwerbung eines so eigenartigen und werthvollen Denkmals alles liegen mußte, dauernd im Auge behalten, und dank der freundlichen Vermittlung von William Stubbs, der vor seiner Erhebung zum Bischof von Chester selbst für Pauli einzutreten beabsichtigt hatte, und dem bereitwilligen Entgegenkommen Samuel Gardiners gelang es mit der Camden-Society eine Vereinbarung zu treffen, welche die gleichzeitige Veröffentlichung der Derby-Accounts in England und in Deutschland durch die in der einen Rücksicht gemeinsame, in der anderen selbstständige Arbeit der beiden Vereine in die Wege leitete und in etwa Jahresfrist verwirklichen dürfte. Von dem ersten und wichtigsten Theil der Handschrift liegt endlich eine mit diplomatischer Genauigkeit angefertigte und sorgsam collationirte Copie vor: auf sie gründen sich die Mittheilungen, die im Folgenden über diese kulturhistorisch so außerordentlich interessante Fürstenreise nach Preußen vor fünfhundert Jahren gemacht werden und vielleicht dazu beitragen für die Arbeit, zu der sich deutsche und engliche Wissenschaft in erfreulichem Zusammenwirken verbunden haben, auch in weiteren Kreisen die verdiente Theilnahme zu erwecken.

Eingeleitet wird das Rechnungsbuch durch zwei ihm vorgeheftete Urkunden: durch die eine, vom 6. Mai 1390, bevollmächtigt Heinrich von Lancaster, Graf zu Derby u. s. w., den Archidiakonus von Hereford, Richard Kyngstone, auf der Reise nach dem „Barbarenlande und Preußen" (en les parties de Barbarye et de Pruz), die er zu machen angewiesen sei (nous feumes ordeignez), als Schatzmeister nach Anweisung seines Kämmerers Hugo von Waterton und seiner anderen Räthe alle Zahlungen zu leisten; die andere, vom 1. Januar 1392, weist den Rechnungsrath (auditeur des accomptes) Thomas Hardwigk an, die Abrechnung Kyngstones entgegenzunehmen. Die so entstandene umfangreiche Reiserechnung umfaßt die Zeit vom 6. Mai 1390 bis zum 30. April 1391 und verzeichnet zunächst die sämmtlichen in die prinzliche Kasse geflossenen Einnahmen, welche im Ganzen die Summe von 4433 Lstr. ausmachen, d. h. in heutigem Gelde etwa 88748 Mark. Das Werthverhältniß richtig zum Ausdruck zu bringen wird man die Summe ziemlich verzehnfachen können: sie wird damals ungefähr das zu bedeuten gehabt haben, was heute 8 bis 8½ Million Mark zu leisten vermöchten. Man sieht: bereits vor fünfhundert Jahren waren fürstliche Reisen, obgleich damals noch nicht hunderte von Kilometern mit luxuriös ausgestatteten Sonderzügen durchflogen oder ganze Flotten zum Geleite aufgeboten wurden, ein überaus

kostspieliges Unternehmen. Es ist begreiflich, daß Johann von Lancaster zu den 25000 aragonischen Goldstücken, welche er seinem Sohne beim Aufbruch mitgegeben hatte, bei der Heimkehr zur Deckung von Schulden noch weitere 757 hinzufügen mußte. Andererseits aber treten uns auch hier Züge von der peinlich genauen und ängstlich haushälterischen Kassenführung entgegen, die von der normännischen Exchequercourt her dem ganzen englischen Finanzwesen frühzeitig eigen gewesen ist. Unter den Einnahmen finden wir z. B. auch den Erlös gebucht aus den bei der Heimkehr noch vorhandenen und zum Verkauf gestellten Lebensmitteln rc., ebenso die kleine Einnahme, die während der Zurüstungen zur Reise der Verkauf der bei dem Mahlen des mitzunehmenden Getreides gewonnenen Kleie ergeben hatte.

Das Ausgabenverzeichniß selbst, welches alsdann, in verschiedene, nach sachlichen Gesichtspunkten gesonderte, aber nicht streng auseinandergehaltene Abtheilungen zerfallend, folgt und mehr als zwanzigmal so stark ist wie der bisher besprochene einleitende Theil, kann gerade nicht als eine angenehme oder leichte Lektüre bezeichnet werden. Denn es ist, wie bereits R. Pauli zu Th. Hirsch darüber urtheilte, „unordentlich abgefaßt, ohne Paginirung, ohne feste Paragraphen, wie sie gewöhnlich in ähnlichen Rechnungsbüchern Zeile für Zeile einander folgen; fast durchweg wird abbrevirt, so daß nur wenige Kasus ausgeschrieben sind; dazu dann die schauderhafte Sprache voll englischer Stammwörter, wie sie der dortige Kanzleistil aufgenommen, die Umgehung der Flexion mit Hülfe des französischen Artikels, das „le“ vor Orts- und Flußnamen, die deutschen Ausdrücke für Maaß und Gewicht u. s. w.“

In dieser Weise verzeichnet der erste Abschnitt die Ausgaben für die zu der Preußenfahrt des Prinzen in England beschafften Vorräthe und Reisebedürfnisse aller Art nebst den Kosten, die durch das Hin und Her der Boten und Diener, für Transport, Beköstigung und Beherbergung derselben erwuchsen. Koffer, Kisten und Tonnen werden gekauft, Säcke genäht, Käfige für die mitzuführenden Hühner zurechtgezimmert, u. a. m. Man beschafft einen besonders sichern Koffer für die Kostbarkeiten und einen Sack für das Silber. Unter den Transportmitteln nehmen die Pferde die erste Stelle ein, der Obhut des Stallmeisters (clericus, d. i. clerk marescalcie) befohlen: da kauft man Lastpferde für den Transport der Geräthschaften der einzelnen Abtheilungen des prinzlichen Hofhalts, des Brotamts (panetria), des Hühnerhofs (pulteria) und der Speisekammer (butteria) so gut wie für den Schatz (la trousserie) u. a., Reitpferde in allen Farben, vom rothbraunen (ballidus, bay) bis zum Grauschimmel (grey) und zum Schimmel, das Beipferd

(parafredus, palfre) des Ritters u. s. w. Damit zusammen gehören die Ausgaben für Sättel, Packsättel, Gurten und Sattelpolster, für den Hufbeschlag (ferrura), aber ebenso gut auch für Futter — wo neben dem Hafer vielfach ein Pferdebrot (panis equinus) vorkommt — Stroh, Streu u. s. w., ja selbst die für das Reinigen der Ställe (pro cariagio fimii extra stabulum) werden genau aufgezeichnet. Es folgen die Ausgaben für den Reiseproviant, an deren Hand sich die Wirkungskreise der den einzelnen Abtheilungen vorgesetzten Clerks genau abgrenzen lassen: neben den schon erwähnten finden wir da besondere Verwalter für die Vorräthe eingesalzenen Fleisches (clericus salsarie) und für die Specereien (speciarie). Natürlich machte die Zusammenführung all dieser Vorräthe nach dem Einschiffungshafen und ihre Verpackung und Verladung noch besondere Kosten: Bootgeld (batillagium), Fuhrlohn (cariagium), Trägerlohn (portagium), Bollwerksgebühr (pontagium) sind regelmäßig wiederkehrende Ausgabeposten; dazu kommen gelegentlich noch besondere, wie Krahngebühr (cranagium) und Rollgeld (rollagium). Zu den Reisevorräthen zählen auch die Ballen an Stoffen verschiedener Art zur Einkleidung der Knappen und Diener sowie zur Anfertigung der Fahnen, Fähnlein und Wimpel.

Gewaltig erscheint das Tisch- und Tafelgeräth, welches mitgeschleppt wird. Es untersteht dem Schüsselamt (officium scutellarie), während der Küchenchef (clericus coquine) sich nicht minder mit allem nöthigen Geräth versehen ließ, Pfannen aller Art, Rosten, Kesseln, Mörsern bis zum Schaumlöffel hinab; auch Anrichtetisch und Tranchirmesser fehlen nicht. Auf dem für den Prinzen bestimmten Schiff wird noch ein besonderer Heerd hergerichtet. Dann begegnen wir wieder den Kosten für Ausbesserung einer vergoldeten Wasserkanne, und hinterher läßt sich der Prinz während des langen Aufenthalts in Königsberg, wo es offenbar galt den Ordensrittern und vornehmen Gästen gegenüber standesgemäß zu repräsentiren, ein silbernes Tafelgeschirr anfertigen, die einzelnen Stücke mit seinem in Gold ausgeführten Wappen geziert.

Auch die Rechnung über die zur Ausstattung der Garderobe (officium garderobe) aufgewendeten Summen eröffnet manchen interessanten Einblick. Neben Vorräthen zur Einkleidung der Dienerschaft, der Banner- und Wimpelträger kauft man für Heinrich von Derby selbst ein langes Prachtgewand aus dem damals als drap d'or de Chypre bezeichneten Stoff (goune longa auri de Chypre), einem namentlich in Cypern verfertigten, mit Goldfäden durchzogenen Seidengewebe. Auch der Macherlohn für den Schneider ist gewissenhaft gebucht. Weiter gehören Spitzen und Edelsteine, Türkise, zu der Reiseausstattung, nicht

minder eine Schabracke für des Prinzen Zelter. Kostbares Sattel- und Zaumzeug wird mitgenommen, um dem König von Frankreich, — damals Karl VI. — und dem Grafen von St. Pierre als Geschenk überreicht zu werden. Auch von den mitgeführten Waffen sind gewisse Stücke in dieser Abtheilung verzeichnet: 80 Bogen, 6 „breite" Bogen, 4 Bündel „breite" Pfeile, Riemen aus ungarischem Leder sie zusammenzubinden sowie der Hanf zur Verpackung der Bogen u. a. m.

Es ist hier nicht der Ort und würde ermüdend werden auf die bunte Masse der Einzelheiten einzugehen; nur ein Paar nach der einen oder der andren Seite hin charakteristische Bestandtheile mögen aus der Reiseausrüstung des englischen Prinzen noch hervorgehoben werden. Zu ihr gehören u. a. drei Lagen (quaterne) Pergament, eine Flasche Dinte, Federn und eine besonders gute Sorte Papier (ryal, royal). Der Kassenführer kann natürlich das mit Tuch ausgeschlagene Zahl- und Rechenbrett nicht entbehren (countyngbord). In Calais, von wo in vielfachem Hin- und Herfahren überhaupt mancherlei bezogen wurde, läßt man ein goldenes Petschaft für den Prinzen stechen. Ein Knappe wird nach Paris geschickt, um von dem König von Frankreich den nöthigen Paß abzuholen. Echt mittelalterlich ist es, wie Heinrich, bevor er die weite Fahrt antritt, sich darauf auch gesundheitlich vorbereitet, indem er sich vom Bartscheerer einen Aderlaß appliciren läßt. Nachdem dann noch die Ausgaben für die Boote und Schiffe verzeichnet sind, deren man sich während der Vorbereitungen zu der Reise, namentlich zum Verkehr zwischen Dover und Calais, und dann zum Transport der massenhaften Vorräthe und zur Fahrt des Prinzen und der Seinen nach Preußen bedient hatte — es erhellt daraus u. a., daß für Heinrich auf seinem Schiff eine besondere Cabine hergerichtet wurde — folgt das Verzeichniß der in Preußen selbst geleisteten Ausgaben für Transporte aller Art, Quartier, Verpflegung und sonstige Bedürfnisse.

Diese Abtheilungen nun sind es, welche kulturgeschichtlich ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Denn aus den hier verzeichneten Einzelheiten fügt sich für uns ungesucht ein lebhaftes und anschauliches Bild zusammen nicht blos von der Art und Weise, wie solche Unternehmungen damals äußerlich verliefen und wie ein fürstlicher Hofhalt auf Reisen und im Felde lebte, sondern es fällt auch auf den Zustand des besuchten Landes manches neue Licht: wir lernen die Preise der Lebensmittel, den Stand der Arbeitslöhne u. a. m. ebenso gut kennen, wie wir eine unmittelbare Anschauung gewinnen von der Ausstattung und dem Verlauf der littauischen Kriegsreisen, welche damals für gewöhnlich die vornehmste militärische Leistung des deutschen Ordens

ausmachten. Dazu kommt, daß nach der Rückkehr von dem Zug in das Littauische der Prinz sich lange Wochen erst in Königsberg und dann in Danzig aufhielt und sich dort mit den Seinen ganz häuslich einrichtete: aus den dafür aufgewandten Kosten, die hier genau verzeichnet sind, gewinnen wir eine Menge von ansprechenden Zügen für die Veranschaulichung von Zuständen und Lebensführung in den beiden ersten Städten des Ordenslandes zu Ausgang des 14. Jahrhunderts. Denn wenn wir auch noch ein paar ähnliche Denkmäler haben — (des Johannes von Niederheim Rechnungen über die Preußenfahrt des Grafen Wilhelm IV. von Holland 1344, die über den gleichen Zug des Grafen van Oostervant, des Sohnes des zum Grafen von Holland erhobenen Herzogs Albrecht von Baiern, 1386—87, und Bruchstücke der aus demselben Anlaß 1388 für Herzog Wilhelm von Geldern geführten Contos), — so stehen diese doch alle an Umfang und an Fülle der Einzelnheiten den Derbyschen Reiserechnungen weit nach und liefern daher auch nicht entfernt eine gleich reiche kulturgeschichtliche Ausbeute.

Gesteigert wird der letzteren Interesse noch durch die Zeit, der sie angehören. Es sind die letzten großen und glänzenden Tage der Ordensherrschaft, in denen der nachmalige englische König in Preußen erschien: bald danach erfolgt der jähe Zusammenbruch des innerlich schon morsch gewordenen und an einem unausgleichbaren Widerspruch krankenden geistlich-ritterlichen Staatswesens. In den Tagen, da Heinrich in Preußen landete, lag des großen Winrich von Kniprode Nachfolger, der Ordensmeister Konrad Zölner von Rotenstein (1382—90), in dem Haupthause zu Marienburg im Sterben. Vor wenigen Jahren erst (1388) war der littauische Großfürst Jagello, der Erbe des im Laufe von Menschenaltern bei seinem Volke gegen die deutschen Herren aufgesammelten tödtlichen Hasses, Christ geworden und als Gatte der jungen Königin Hedwig auf den polnischen Thron erhoben und hatte damit die große kirchliche und politische Wandelung eingeleitet, deren Fortgang das Verhängniß des Ordens beschleunigen sollte. Schon treten die ersten Anzeichen zu Tage, welche auf die fortschreitende Lockerung des ehemals so guten Verhältnisses zwischen dem Orden und seinen Unterthanen, dem Adel sowohl wie namentlich den Städten hinweisen, während das Land wirthschaftlich herrlich erblüht und den höchsten Stand der Kultur erreicht, der ihm bisher überhaupt beschieden gewesen ist. Es treten uns eben auch in den Reiserechnungen Heinrichs von Derby Züge genug entgegen, die erkennen lassen, welch behäbiges und stattliches, reiches und sogar prunkvoll glänzendes Leben damals im Ordenslande geherrscht hat

und welchen hervorragenden Antheil daran dank ihrer Zugehörigkeit zur Hansa namentlich die größeren Städte gehabt haben.

Die Reisevorbereitungen waren beendet, Proviant, Gepäck und sonstige Ausrüstung waren verladen und nach Danzig zu Schiff unterwegs und die zahlreichen Pferde — wie es scheint — von Calais aus auf dem Landwege vorausgeschickt, als Prinz Heinrich mit einem stattlichen Gefolge von Rittern, Knappen, Dienern und Knechten, auch einer aus zwei Trompetern, einem Pfeifer und einem „nakerer“*) d. i. Cymbelspieler bestehenden kleinen Kapelle von Minstrels Mitte Juli 1390 die Reise auf dem für 26 Lstr. geheuerten Fahrzeug eines Schiffers Hermann aus Danzig von Boston aus antrat. Ohne Aufenthalt unterwegs — nur ein Fischkauf im Sund und der Lohn eines Lootsen in „Le Haven“ d. i. Kopenhagen finden sich gebucht — erreichte man nach guten drei Wochen die preußische Küste. Schon bei dem hinterpommerschen Leba wurden, wie die dafür geleisteten Zahlungen erweisen, etliche von dem Gefolge an das Land geschickt, die dann von dort zu Wagen nach Putzig kamen. Heinrich selbst aber landete bei Rixhöft (Ross hevid), da, wo die die Danziger Bucht schließende sandige Halbinsel Hela sich von dem Festlande abzweigt, und setzte zu Wagen über Putzig die Reise nach Danzig fort. So ein preußischer Wagen mag damals freilich kein bequemes Gefährt gewesen sein: daher wurde unterwegs für den Prinzen von einem Preußen Pferd und Sattel gekauft. Zum 9. August sind die Kosten des Nachtquartiers in einer Mühle verzeichnet. Am 11. August erfolgte die Ankunft in Danzig, wohin ein Theil der Dienerschaft und das Gepäck zu Schiff gebracht waren. Dort brachten alsbald etliche Spielleute dem vornehmen Fremden ein Ständchen, und dieser feierte — die Zahlung an einen Danziger Schankwirth (cuidam taverner) für 24 „Stof“ Wein beweist es — die glückliche Vollendung der Seefahrt mit den Seinen durch ein fröhliches Gelage, — wie denn, um das gleich hier zu bemerken, das Pokuliren überhaupt bei dem fürstlichen Littauerfahrer und seinen Genossen unterwegs eine sehr große Rolle gespielt hat.

In Danzig begannen alsbald die Rüstungen zur Weiterreise. Ein Herold meldete des Prinzen Ankunft nach Marienburg: der Zustand des todtkranken Meisters, der am 20. August seinen Leiden erlag, machte für jetzt den Besuch des Haupthauses unmöglich. Zum Transport der eilig angekauften Vorräthe an Lebensmitteln aller Art, der auf dem Wasserwege durch die Weichsel und über das frische Haff gehen sollte,

*) Französisch nacaire, Wort wie Sache arabischen Ursprungs.

werden nun Prähme angekauft und in Stand gesetzt. Neben den Ausgaben für Arbeitslohn an die dabei beschäftigten Zimmerleute begegnen wir solchen für die Beschaffung von Dielen, Bauholz, Tauen, Pech, Theer, Werch — die „Theerpaudel" nicht zu vergessen — Matten zum Bedecken der Kisten und Fässer, für die Miethe von Segeln u. a. m. Die Arbeit zu beschleunigen wird gelegentlich auch mit einem Trinkgeld nicht gekargt (4d. datis eis ad potandum oder pro beveragio). Die Prähme begleitet dann nicht blos ein Zimmermann, um etwaige Schäden gleich auszubessern, sondern um für ihre Sicherheit zu sorgen, auf Beschluß von Bürgermeister und Rath der Stadt ein Danziger Stadtsoldat, der die ganze Reise mitmacht und nachher für elf Wochen Dienst belohnt wird. Man kauft sieben neue Lastwagen und Pferdegeschirre „pur le Reys": — ein bemerkenswerther Zug, denn Wigand von Marburg, der gleichzeitige Geschichtschreiber des Ordens, hebt es als eine unerhörte Neuerung hervor, daß man auf der in der Fastenzeit 1390 unternommenen Littauerfahrt, der letzten also vor der Engländer Ankunft, den Proviant auf Wagen mitgeführt habe. Die Dienerschaft, das Gepäck und die Waffen weiterzuschaffen werden noch dreizehn Wagen mit Pferden und Fuhrleuten gemiethet.

So ging der Zug theils zu Wagen, theils zu Pferd, theils zu Wasser weiter. Heinrich selbst scheint die Weichsel hinaufgefahren zu sein bis Schönberg, einem auf dem rechten Flußufer gelegenen Dorf des großen Werders, über das noch heute die Landstraße nach Tiegenhof und Elbing führt: dort übernachtete er vom 13. zum 14. August 1390. Den unter andren Umständen unumgänglichen Besuch in Marienburg verbot des Meisters schwere Krankheit. Man zog nunmehr direkt ostwärts durch das Werder, jenes üppig fruchtbare, freilich auch alten Tücken des gewaltthätigen Stromes ausgesetzte Niederungsgebiet zwischen Weichsel und Nogat, das hundert Jahre früher (1288—94) der Landmeister Werner von Querfurt durch ein großartiges Trockenlegungswerk der Kultur gewonnen und durch die Besiedelung mit betriebsamen Bauern zum Schauplatz fröhlichsten wirthschaftlichen Gedeihens gemacht hatte —, setzte über die Nogat und kam so nach Elbing (hier, wie häufig im Mittelalter Melvin genannt), wo man am 15. August bei einem fröhlichen Frühstück die Kleinigkeit von 72 Stof Wein consumirte. In eiligem Ritt ging es dann über Braunsberg und Brandenburg am frischen Haff nach Königsberg, wo die Ankunft bereits am 16. August erfolgte.

Die Eile erklärt sich einfach genug: die Kriegsreise nach Littauen, an welche der Prinz sich anschließen wollte, war bereits angetreten, und

es galt das schon weit nach Osten gezogene Ordensheer noch einzuholen. Noch heute erkennen wir aus dem wirren Durcheinander der Ausgaben die fieberhafte Hast, mit der während eines kaum anderthalbtägigen Aufenthalts in Königsberg die letzte Hand an die Ausrüstung gelegt wurde. Verschiedene Waffenstücke werden ausgebessert, Sättel und Sattelpolster in Ordnung gebracht, Beinschienen und Handschuhe zurecht gemacht, ein Ledersack zum Transport der Hufeisen gekauft u. a. m. Große Provianteinkäufe werden gemacht: unter den Ausgaben findet man solche für Hühnerhäuser und für die Stricke, um die mitgenommenen Ochsen auf der Weide anzubinden, für leere Fässer zum Verpacken der Viktualien, für Zelte nebst den nöthigen Stangen und Schnüren, Tische, die sie tragenden Böcke und die als Stühle dienenden Schemel u. a. m. Zum Transport werden vierspännige Wagen gemiethet, aber auch ein Pferd gekauft um in der „Wildniß", wo die Wagen vielleicht doch nicht mehr vorwärts können, die Lebensmittel weiter zu führen. Die Hauptmasse der Vorräthe für den Aufenthalt in Littauen selbst wurde auch hier auf Prähme verladen, um über das Kurische Haff und dann den Memelfluß hinauf dem Heere nach auf den Kriegsschauplatz geführt zu werden. Schließlich nimmt der Notar Nicolaus de Prake ein genaues Verzeichniß aller Prähme auf, um bei der Ankunft die sie führenden Schiffer controliren zu können.

Der thatenlustige Prinz selbst fährt dann bereits am 18. August mit den ihm von dem Ordensmarschall Engelhard Rabe zur Verfügung gestellten Schiffen den Pregel hinauf, übernachtet in dem Dorf Kremitten und erreicht dann, weiter den Fluß aufwärts verfolgend, über Tapiau und Norkitten, wo ein großer Hecht gekauft und zum Frühstück bereitet wird, das feste Insterburg. Dort wird zur Erleichterung des Fortkommens ein Theil der Vorräthe und das Gepäck unter der Obhut eines preußischen Wächters zurückgelassen. Bei Insterburg nämlich begann in der Ordenszeit die sogenannte Wildniß (le Wildernesse heißt es in den Rechnungen), der dichte und dunkle Grandenwald, der sich nordwärts bis Ragnit am Memelflusse hinzog und den schwerpassirbaren Grenzdistrikt gegen Littauen bildete. Auf schmalen Pfaden mußte er unter Führung ortskundiger Eingeborener, unter denen der Orden, wie die in großer Zahl auf uns gekommenen littauischen Wegeberichte*) zeigen, einen sorgsam geübten und planmäßig weiter gebildeten Führer- und Spionendienst organisirt hatte, in vorsichtigem Marsche durchschritten werden. Da ergiebt sich denn zunächst, daß man die Proviant-

*) Script. rer. Pruss. II. S. 662 ff.

wagen nicht mehr vorwärts bringen kann: zum Weitertransport der Vorräthe und Zelte müssen daher Pferde gekauft werden. Am 22. August trifft man glücklich mit dem Ordensheere unter dem Marschall Engelhard Rabe zusammen, vermuthlich bei Ragnit, von wo an dem Grafen zwei Preußen zur Bedienung im Zelt beigegeben sind. Natürlich wurde ein so vornehmer Kampfgenosse besonders ehrenvoll empfangen: aus den Geschenken, welche als den überbringenden Dienern gegeben gebucht sind, erfahren wir, daß der Marschall dem Prinzen ein Streitroß als Geschenk darbot; ein gleiches erhielt er von dem Comthur von Christburg, Werner von Tettingen; der Meister von Livland, der ebenfalls an der Reise theilzunehmen mit seinen Rittern erschienen war, schenkte ihm einen Ochsen, vier Schafe und zwei Pfauen: auch er hatte Spielleute bei sich, die ihre Kunst vor dem fremden Herrn hören ließen.

Obgleich nun die von Königsberg über das Haff und den Memel aufwärts geschickten Prähme mit den Vorräthen und Geräthschaften noch nicht angekommen waren, wurde doch alsbald die kriegerische Aktion begonnen. Am 24. August stand das Heer am Ufer des Memel, am 25. vor dem Castell Jorgynburg, — das ist heute das bereits im Russischen gelegene Georgenburg oder Jurborc — und zog dann noch zwei Tage auf dem linken Ufer den Fluß aufwärts. Da erhielt man — die knappen Angaben des Ausgabebuches werden durch andere gleichzeitige Berichte in erwünschtester Weise bestätigt und ergänzt, wie sie ihrerseits jene in manchen Punkten, namentlich chronologisch, genauer bestimmen — die Meldung, der Littauerfürst Skirgall, dem die „Reise" eigentlich galt, habe auf dem andern Memelufer Stellung genommen, um dem mit seinem Gegner Witold verbündeten Ordensheer den Weg zu verlegen. In der Gegend von Kowno, damals Cauen, setzte man über den Fluß, überschritt, von Skirgall unbemerkt, auch die demselben von Norden her zufallende Wilia, umging die Littauer, fiel ihnen in den Rücken und schlug sie in die Flucht. Zum 28. August notirt Richard Kyngstone Ausgaben als geschehen „jenseits des Memelflusses nach dem Kampf mit den Heiden". Dort fanden sich denn auch endlich die Prähme und andere Fahrzeuge ein und wurden aus dem Memel in die Wilia und diese aufwärts nach Wilna dirigirt, dessen Belagerung der Hauptzweck des Zuges war: am 4. September langte man, wie anderweitig bezeugt ist, dort an.

Von dem Verlaufe des Kampfes um die wichtige littauische Festung berichten andre Quellen genauer: die in den Reiserechnungen enthaltenen Einzelnheiten fügen sich dem Gesammtbilde auf das Beste ein und bestätigen und erläutern es mehrfach. Wilna hatte zwei Castelle, ein

unteres und ein oberes. Hinter des erstern Mauern hatten sich die Einwohner mit ihrer Habe und die Kaufleute mit ihren Waaren geflüchtet: es wurde nach einer kurzen Beschießung am sechsten Tage gestürmt und niedergebrannt. Unter den dort zusammengedrängten Flüchtlingen wurde ein furchtbares Blutbad angerichtet; dabei fand ein Bruder Jagellos, Karigal, seit seiner Taufe Kasimir geheißen, den Tod, was nachmals zwischen dem Orden und Polen noch zu langen und gehässigen Erörterungen Anlaß gab, da ersterer beschuldigt wurde mit dem Leichnam des Fürsten unmenschlichen Spott getrieben zu haben. Heinrich von Derby mit den Seinen war ganz besonders eifrig im Angriff: nach den Aufzeichnungen seines Schatzmeisters belohnte der Prinz etliche besonders ausgezeichnete Ingenieure (engynours) und Mineure (mynours), nicht minder einen der Schützen für einen besonders glücklichen Schuß gegen die Mauer, und eine entsprechende Ausgabenotiz bestätigt die Angabe einer englischen Chronik, daß einer von den Leuten Heinrichs zuerst auf der Mauer gewesen sei und dort seines Herrn Fahne aufgesteckt habe. Weniger glücklich war man gegen die höher gelegene Hauptburg: vergeblich wurde sie fünf Wochen lang bestürmt. Ein frühzeitig hereinbrechender Herbst brachte ungünstiges Wetter; trotz reichlich vorhandener Lebensmittel scheint der Gesundheitszustand des Heers schlecht gewesen zu sein: von den Engländern wenigstens mußten etliche als krank nach den Prähmen gebracht werden und auf ihnen die Rückreise antreten. Einer von des Prinzen Begleitern starb sogar: getreulich sind die Kosten für den Transport der Leiche nach Königsberg gebucht.

So endete die „Reise" ohne den gehofften Erfolg. Der Rückzug ging, wie die Eintragungen in dem Ausgabebuche zeigen, über Koluwa an der unteren Wilia, dann den Memelfluß abwärts nach Ragnit und von da südwärts nach Tapiau. Schon seit einigen Tagen von seinen Leuten dort mit Reisepferden erwartet übernachtet Heinrich daselbst am 20. Oktober und sendet alsbald einen Boten nach England ab, offenbar um den Seinen die glückliche Rückkehr von der Littauerfahrt zu melden. Zur Erinnerung und gleichsam als Trophäen brachte er, wie das bei diesen Zügen damals Mode war, ein paar kleine Littauer mit, die er unterwegs für eine preußische Mark (d. i. Rm. 14, 19) gekauft hatte. Spätere Notizen lassen erkennen, daß er auch etliche Littauerinnen als Gefangene mit sich fortgeführt hat.

Augenscheinlich mit Rücksicht auf die vorgerückte Jahreszeit wurde die Heimfahrt, die zudem umständliche und zeitraubende Vorbereitungen erforderte, bis zum nächsten Frühjahr verschoben. Den Winter hindurch blieb der Prinz mit den Seinen in Königsberg. Aus den Rechnungen

über die dort gemachten Ausgaben geht hervor, daß er sich sehr behaglich häuslich eingerichtet und einen recht glänzenden Haushalt geführt hat. Gewohnt muß er in der Nähe des Pregels haben: wenigstens kauft man ein Schloß für das „nach dem Ufer führende Thor". Aller erdenkliche Hausrath wird angeschafft, vom Schanktisch bis hinab zu den mancherlei Holzgefäßen für Küche und Keller. Weiter kauft man acht Eßtische mit den nöthigen Schemeln dazu. Der Stall wird mit Krippen versehen, für Hafer, Stroh und Streu gesorgt. Man kauft Leinwand zu Tischtüchern und Servietten. In der Küche wird ein Heerd gesetzt; sie erweist sich nach einiger Zeit als zu klein und muß erweitert werden. Reisig, Holz und Kohlen werden mit zunehmender Kälte in immer größeren Quantitäten beschafft. Zu beträchtlicher Höhe steigen die Ausgaben für Lebensmittel aller Art: in gewissen größeren Zwischenräumen wird die Rechnung des Bäckers für geliefertes Weißbrod berichtigt. Regelmäßig wird der Schweineschlächter, häufig der Pastetenbäcker in Nahrung gesetzt. Hühner werden nicht blos für den prinzlichen Tisch, sondern auch zur Fütterung der Falken des hohen Herrn gekauft. Die kurzen Tage des nordischen Winters erklären den gewaltigen Verbrauch an Talglichten; später kauft man das Rohmaterial und macht die Lichte selbst. Unverkennbar haben fröhliche Zechgelage die langen Abende kürzen helfen müssen: erstaunlich ist der Konsum an Bier, Meth und Wein. Von letzterem kommt neben Landwein — d. h. in Preußen selbst gewachsenem und bereitetem, namentlich Rheinwein vor und dann „Granatwein", offenbar ein feuriger Südländer. Auch für Branntwein (pro aqua ardente) wird einmal Zahlung geleistet. Als charakteristisch und geeignet in das kulturgeschichtliche Detail der Zeit einen Blick thun zu lassen verdienen aus dem mehr als drei Monate dauernden Aufenthalt in Königsberg noch folgende Punkte hervorgehoben zu werden.

Als das Weihnachtsfest sich nähert, werden Einkäufe dazu gemacht: drei Tage lang ist einer der Hausbeamten unterwegs, mit einem Pferde, um die Vorräthe zu tragen. Vier Last Bier und ebenso viel Wein sollen den Festtrunk liefern, 43 Scheffel Weizen das Festgebäck; dazu kommen Wachs, Mandeln, Konfekt u. dgl. Daß auch Neujahr 1391 besonders gefeiert wurde, lehren andre Ausgaben: verschiedene Herolde, die Dienerschaft, das Küchenpersonal erhalten den 1. Januar Geldgeschenke; die prinzlichen Minstrels werden für eine Morgenmusik belohnt, die sie Heinrich in seiner Kammer gebracht haben; aber auch die Königsberger Stadtmusikanten (ministralli ville) stellen sich ein und werden beschenkt. Natürlich hat man auch eine Wäscherin: Edith war der Name der braven.

Die drei kleinen Littauer aber sind in Pension gegeben, bei einer Frau Wendel: für jeden bekommt sie die Woche 4 Scot, für sechs Wochen also im Ganzen 3 Mark preußisch. In die offenbar höchst absonderliche Thierheilkunde der Zeit läßt eine andere Eintragung einen scherzhaften Blick thun: der prinzliche Stallmeister liquidirt eines Tages die Kosten für einen Heiltrank, der des Herrn weißem Streitroß wiederholt eingegeben ist, — ein furchtbares Gebräu, gemischt aus Honig, Leinsaat, Kümmel, Schmeer, Alaun, Rosinen und Vitriol. Ob man auch damals schon von einer Pferdekur sprach? —

Der preußische Winter machte natürlich bedeutende Ergänzungen der Garderobe Heinrichs und der Seinen nöthig. Neben dem landesüblichen Leintuch zur Einkleidung der littauischen Weiber und Kinder wird rothes, blaues und schwarzes Tuch gekauft, ferner Wollzeug, um des Herrn Kleider zu füttern, verschiedenerlei Pelzwerk: pelzgefütterte Gamaschen, ein Marderpelz, ein Rock, eine Jacke und eine Mütze von Biberfell, etliche „Zimmer" (die übliche Berechnung) von Grauwerk oder Veh. Dem Herrn, der auf der Kriegsreise das Banner des heiligen Georg getragen hatte, wird nachträglich ein Gewand zum Geschenk gemacht. Ferner finden wir unter den zu Königsberg gekauften Toilettenartikeln auch ein paar „Pariser" Spiegel.

Womit Heinrich von Derby während des langen Königsberger Aufenthaltes seine Zeit ausgefüllt haben mag, ist aus den Rechnungen nur so weit erkennbar, als es sich um kostspielige Vergnügungen gehandelt hat. Neben den Zechgelagen nahm da nun das Würfelspiel einen sehr hervorragenden Platz ein, und Richard Kyngstone hatte recht beträchtliche Summen zu buchen als dem Prinzen eingehändigt zum Würfelspiel oder zur Deckung dabei erlittener Verluste. Schon während der Ueberfahrt nach Preußen scheint dieser Zeitvertreib besonders beliebt gewesen zu sein; ein andermal wird der Verlust von zwei durchspielten Nächten gebucht. Gelegentlich machte er Jagdausflüge: ein paar Preußen erhalten ein Geldgeschenk dafür, daß sie ihm auf der Jagd im Walde ein Feuer gemacht haben. Auch allerlei Geschenke brachte man dem fremden Herrn dar in der Hoffnung auf klingenden Lohn, der dann auch nicht ausblieb: ein Preuße beschenkt ihn mit zwei Rehen, ein andrer mit zwei jungen Bären und ein dritter mit einem Ur. Für Minstrels, Tänzer und Spielleute hatte man offenbar immer eine offne Hand.

Endlich im Februar 1391 trat der Prinz die Rückreise an, zunächst nach Danzig. Am 9. Februar ist er nach Ausweis der Rechnungen in Brandenburg, den 10. in Braunsberg, den 11. und 12. in Elbing, den

13. in Marienburg, wo er den neuen Ordensmeister, Konrad von Wallenrod, gesehen haben wird, aber sich nicht länger aufhielt, als ein Höflichkeitsbesuch erforderte. Denn schon am 14. ist er in Dirschau und kommt am 16. in Danzig an, Abends, nach Dunkelwerden, denn ein Preuße trägt ihm die Fackel voran, um ihm den Weg von der Stadt hinauf nach dem Bischofsberg zu zeigen, wo er seine Herberge nahm. Dort blieb der Prinz bis zu der endlichen Abfahrt nach England im April. Für die Einrichtung und Führung seines Haushalts ergeben die Rechnungen ziemlich dieselben Einzelnheiten wie früher die während des Aufenthalts in Königsberg. Was neu hinzukommt, hat zum Theil eine ausgesprochen lokale Färbung, wie z. B. der Posten für das Hinaufschaffen des Wassers auf die Höhe des Bischofsberges. Unter dem massenhaft consumirten Bier begegnet uns neben dem danziger namentlich englisches, entsprechend Danzigs lebhaftem Verkehr mit England; aber auch Wismarer Bier wird getrunken. Unter den Weinen spielt hier natürlich der Gascogner, d. i. Bordeaux eine besondere Rolle. Doch wird auch der einheimische Rebensaft nicht verschmäht: neben dem Landwein kommt die Marke „Wein von Leba“ vor. Es muß denn also doch zu jener Zeit an der sonnigen Küste Hinterpommerns Weinbau getrieben worden sein. In Preußen blühte er namentlich an den Höhen zu beiden Ufern der Weichsel in der Gegend von Thorn, Kulm und Neuenburg: aber bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bemerkt der Chronist Simon Grunau, die Kulturen seien durch den Frost zu Grunde gerichtet. In seiner Herberge auf dem Bischofsberg ließ Heinrich von einem Maler sein Wappen anbringen, und am Charfreitag (24. März) fehlte nicht die übliche Darstellung der Grablegung. Daß der Prinz zeitweise leidend gewesen, dürfen wir aus der Zahlung entnehmen, die einem ihn besuchenden Marienburger Arzte (cuidam fisiciano de Maryngburgh visitanti dominum) geleistet worden ist.

Auch hier mögen schließlich noch einige Curiosa hervorgehoben werden. Ein englischer Schiffer wird belohnt für Ueberbringung der Nachricht von der Geburt von Heinrichs drittem Sohn Homfried. Ein Herold reitet an den Hof des Polenkönigs Wladislaw II. Jagello, um zwei in polnische Gefangenschaft gefallene Leute des Prinzen frei zu bitten. Einmal singen vor dem Prinzen auch französische Minstrels: also bis nach Danzig verirrte sich gelegentlich dies wanderlustige Völkchen. Aus der Notiz über das dem Ueberbringer gegebene Geld erfahren wir endlich, daß der Bischof von Samland, — das war damals Heinrich II. Kuwal (1387—95) — Heinrich beschenkte „cum una tabula commensali de Prucia“, was, da es besondere „preußische“ Speisetische doch

kaum gegeben haben dürfte, füglich nicht anders wird gedeutet werden können als auf einen Tisch, dessen Platte eine bildliche Darstellung Preußens, d. i. eine Karte des Ordenslandes enthielt, wie dergleichen im spätern Mittelalter ja vorkam.

Uebrigens ist auch das getreulich gebucht worden, was Heinrich zu frommen und wohlthätigen Zwecken zahlen ließ. In Calais ließ er Gefangenen ein Almosen reichen. Eine Oblation an die heilige Anna dürfte auf die dieser geweihte Kirche in dem Ordenshaupthause zu Marienburg gedeutet werden. In Danzig wird das noch heute bestehende Hospital zum Heiligen Geist beschenkt. Ebendort erhalten eine Woche lang vier Kirchen tägliche Spenden aus Anlaß eines Specialablasses, den Papst Bonifaz IX. dem englischen Prinzen bewilligt hatte.

Inzwischen nahmen die Rüstungen zur Heimfahrt nach England ihren Fortgang. Die Schiffe mußten reparirt werden; eins zog man dazu sogar auf das Land. Wie peinlich genau die Buchführung ist, beweist die Thatsache, daß auch das gebucht ist, was die den Schiffszimmermeister beaufsichtigenden Leute Heinrichs für das dazu nöthige mehrfache Uebersetzen über die Weichsel bezahlt hatten. Wiederum werden alle möglichen Vorräthe eingekauft; die Ausgaben für die Behälter, für das Einpacken, den Transport an das Wasser und auf das Schiff sind sorgsamst verzeichnet. Am 26. März gehen die Schiffe reisefertig nach der Münde, d. i. Weichselmünde hinab. Wenige Tage darauf erfolgt die Abfahrt: wiederum ging die Reise ohne Aufenthalt vor sich, und nach vier Wochen landete der Prinz wohlbehalten in Kingston bei Hull.

Wenig mehr als ein Jahr war vergangen, als Heinrich zum zweiten Male die Fahrt zur Theilnahme an einer Kriegsreise des Ordens nach Preußen antrat. Auch von dieser Fahrt sind die Ausgabenverzeichnisse erhalten, liegen aber noch nicht ihrem ganzen Wortlaut nach vor. Sie werden im Vergleich mit dem hier besprochenen ersten Theil nicht gerade wesentlich Neues bieten. Wohl aber stellen sie ein anderes interessantes Problem. Damals segelte Heinrich den 16. Juli von England ab, wiederum nach Danzig, wo er vierzehn Tage verweilte. Am 25. August ist er in Dirschau und wird, wie aus der Wahl dieses Weges geschlossen werden darf, Marienburg besucht haben. Am 29. August ist er in Elbing, am 3. September in Königsberg, dann aber nicht einmal volle vierzehn Tage später, am 15. September in Schöneck, einem Städtchen westlich von Dirschau, an der Landstraße, die über Berent nach Hinterpommern führt. Von dort aber zieht er, wie die Reiserech-

nungen weiter ausweisen, südwestlich durch die Mark und die Lausitz nach Böhmen: den 20. und 22. Oktober 1392 ist er in Prag, den 8. November in Wien. Dann führt ihn sein Weg nach Venedig, wo er sich nach Rhodos einschifft, um das heilige Land aufzusuchen. Bis in dieses freilich scheint er nicht gekommen zu sein: vermuthlich kehrte er in Rhodos um und zog über Savoyen und durch Frankreich heimwärts.

Daß Heinrich von Derby während dieses ganz knapp bemessenen zweiten Aufenthalts in Preußen an der Kriegreise des Ordens gegen Littauen nicht theilgenommen haben kann, liegt auf der Hand. Aber wir vermögen auch zu sagen, weshalb er seine Absicht so plötzlich aufgab und dem Ordenslande den Rücken kehrte: er war von den deutschen Herren nicht so geehrt worden, wie er beanspruchen zu können meinte, und hatte namentlich um einer ganz speziellen Frage willen, die damals häufig zu dergleichen Differenzen Anlaß gab, mit den Deutschen überhaupt einen heftigen Konflikt gehabt. Der Vorgang ist für die ganze Zeit und die einschlagenden Verhältnisse zu charakteristisch, als daß nicht noch mit wenigen Worten darauf eingegangen werden sollte.

Der englische Chronist Johann Capgrave beschließt die Notiz über des nachmaligen Königs Heinrich IV. zweite Fahrt nach Preußen mit der lakonischen Bemerkung: „Da er aber bei den Landesherren das gewünschte freundliche Entgegenkommen nicht fand, verließ er sie und ging nach Venedig." (Ubi cum favorem dominorum provinciae suo desiderio amicabilem non sensisset —.) Um was es sich dabei handelte, erfahren wir von dem gleichzeitigen Thorner Annalisten, welcher angiebt, Heinrich habe wegen des Georgsbanners vielfachen Streit gehabt, sein Stück aber nicht durchsetzen können (et habuit multas contentiones pro vexillo S. Georgii, sed non obtinuit). Damit gewinnen wir einen sehr lehrreichen Einblick in gewisse, nationalen Antipathien entspringende Vorgänge jener Zeit.

Bekanntlich war S. Georg der Schutzheilige der Ritterschaft überhaupt, und daher zogen Ritterheere gern unter seinem Banner, dem weißen Kreuz im rothen Felde, in den Kampf. Ein besonderes Vorrecht aber auf die Führung dieses Abzeichens beanspruchten diejenigen Ritter, welche einer eigens dem Heiligen geweihten Genossenschaft angehörten. Deren gab es mehrere, nicht blos in Deutschland — und da namentlich in Schwaben und Franken —, sondern auch in England und Frankreich: dort hatte um die Mitte des 14. Jahrhunderts Eduard III. die alte Artusbrüderschaft in eine S. Georgsbrüderschaft umgewandelt, die in dem Hosenbandorden noch heute fortlebt. Diese Ansprüche gaben nun, wo Ritter verschiedener Nationalitäten in größerer

Zahl zu gemeinsamen Unternehmungen zusammentrafen, nicht selten den Anlaß zu Streitigkeiten, die um so heftiger entbrannten, je mehr dabei allerhand nationale Eifersüchteleien im Spiele waren. Welcher der vertretenen Nationen der Träger der S. Georgsfahne entnommen werden, ob es einer der anwesenden Georgsbrüderschaften gestattet sein sollte ihr besonderes Banner neben dem allgemeinen dem Zuge vorantragen zu lassen, das waren Controversen, bei deren Erörterung die Meinungen heftig aufeinander stießen und es zuweilen sogar zu Gewaltthätigkeiten kam. Im Allgemeinen nämlich beanspruchten die Deutschen in diesem Punkte vor allen übrigen Nationen den Vorrang, der ihnen natürlich nicht immer gutwillig zugestanden wurde. Im Ordenslande Preußen aber, wo als Kreuzfahrer zum Kampfe gegen die Ungläubigen herbeigekommene Fremde unter verschiedenen Bannern ins Feld zu ziehen pflegten, war es feststehender Brauch, daß die Georgsfahne immer nur von einem Deutschen getragen wurde. Dem entgegen hat nun bei seinem zweiten Erscheinen am Pregel Heinrich von Derby den Anspruch erhoben, daß dieses gleichsam internationale Feldzeichen der zu gemeinsamem Kampf ausziehenden Ritterschaft den Engländern zu führen überlassen würde, und als er damit nicht durchdrang, ist er unmuthig davongezogen. Um dieses Verhalten des Prinzen nicht unbillig zu beurtheilen, darf freilich nicht übersehen werden, daß dieser alte Streit um die Georgsfahne in Preußen gerade damals besonders heftig entbrannt war und sogar zu blutigen Thaten geführt hatte. Denn bereits im Sommer 1391, den Heinrich nach seiner ersten Preußenfahrt in der Heimath verbrachte, war es darüber zwischen den deutschen auf der einen und englischen und schottischen Rittern auf der andern Seite zu einem außerordentlich heftigen Konflikt gekommen, in dem in Königsberg ein vornehmer Schotte, Wilhelm Douglas, sammt einem seiner Leute erschlagen wurde. Und ähnliches wiederholte sich jetzt: nach dem Bericht Johannes von Posilge wurde Hans von Tergawisch aus dem Hause Witkop von einem der Leute Heinrichs erschlagen. Die Sorge vor der drohenden Vergeltung durch die Bewandten und Freunde des Getödteten bestimmte Heinrich zu eiliger Abreise.

In vorstehender Skizze sind aus den demnächst zu veröffentlichenden Reiserechnungen Heinrichs von Derby nur diejenigen Züge hervorgehoben, die um ihrer allgemeinen kulturgeschichtlichen Bedeutung willen auch für weitere Kreise ein Interesse haben dürften. Aber die Wichtigkeit dieses Denkmals, das alle verwandten durch seinen Umfang und durch die Mannigfaltigkeit seines Inhalts weit hinter sich läßt, als einer Quelle für die Geschichte des ausgehenden 14. Jahrhunderts ist damit

noch keineswegs erschöpft. Wenn es erst seinem ganzen Umfange nach allgemein zugänglich geworden ist, werden nicht blos die Historiker und Kulturhistoriker in ihm mehr als einen Gegenstand zu wissenschaftlich fördernden Spezialstudien finden. Es will uns scheinen, als ob das ungeheuerliche Sprachgemenge, in dem Richard Kyngstone, der Archidiakonus von Hereford, sein Konto geführt hat, mit seinem Durch- und Nebeneinander von Lateinisch, Englisch, Französisch und Deutsch auch dem Sprachforscher noch manchen interessanten Aufschluß bieten kann zur Entstehungsgeschichte der englischen Schriftsprache im Zeitalter Wiclifs und Chaucers. Bei der Verschiedenheit der auf der Reise zur Verwendung gekommenen Münzsorten und der peinlichen Genauigkeit, die in der Umrechnung der einen in die andere und der Feststellung des beim Wechseln größerer Summen eingetretenen Kursverlustes beobachtet wird, dürfte dann namentlich auch für die Geschichte des Münzwesens und des internationalen Geldverkehrs nicht unbeträchtlicher Gewinn daraus zu machen sein, während die hier in ungewöhnlicher Zahl und Genauigkeit gebotenen Daten zur Feststellung der Arbeitslöhne und Lebensmittelpreise jener Zeit der Wirthschaftsgeschichte zu gute kommen müssen, zumal der hier nur flüchtig berührte, von der Camden Society herauszugebende letzte Theil des merkwürdigen Buchs gleich eingehende Kostenaufzeichnungen auch aus der Mark, Böhmen und Oesterreich u. s. w. bis nach Rhodos hin enthält. —

Die Anfänge des modernen Romans*).

Von

Eduard Schwan.

Wenn man über einen Rückgang der Poesie in der Gegenwart klagt, so ist diese Klage nicht ohne Berechtigung, wenigstens was die Pflege der einzelnen Dichtungsgattungen betrifft. Die moderne Litteratur zeigt hierin eine große Einseitigkeit, die allerdings nicht in erster Linie Schuld der Dichter, sondern des Publikums ist. Lyrische Gedichte, Epen, Alles, was in Versen geschrieben wird, findet heute kaum noch Leser und Käufer, und wenn wir von einigen Gattungen der dramatischen Litteratur absehen, so ist es eigentlich nur eine Gattung, der Roman, welche sich heute eines allgemeineren Interesses erfreut, und die gleichsam ein letzter Rest von Poesie ist, welchen sich die realistische Gegenwart aus dem Erbe der Väter herübergerettet hat. Diese Gattung ist allerdings für die weitesten Schichten des Volkes zu einem wirklichen Bedürfniß geworden: der Eine sucht darin Trost und Erhebung über die rauhe, sorgenvolle Wirklichkeit, der Andere einen Einblick in das Leben von Kreisen, die ihm sonst verschlossen sind; der Aermere erholt sich an der Schilderung sorgloser reicher Lebensführung oder siegreichen Ringens, das zu Reichthum und Wohlleben führt, der Reiche verschafft sich die süßen Regungen des Mitgefühls durch den Einblick in das Elend des Armen. Wie sehr der Roman ein Volksbedürfniß ist, das zeigt schon der Umstand, daß keine Zeitung, welcher politischen Richtung sie auch angehört, und an welche Kreise und Schichten des Volkes sie sich auch wendet, des Romans entbehren kann, und noch heute wird, wie zu Goethes und Schillers Zeiten, von den Frauen wenigstens, deren Interesse nicht durch Fragen der Politik in Anspruch genommen ist, der Ausgang eines im Erscheinen begriffenen Romans, ob sie sich „kriegen" oder nicht „kriegen", häufig genug mit lebhafter Theilnahme erörtert.

---

*) Ein Vortrag.

So glaube ich, dürfte es wohl nicht des Interesses ermangeln, wenn ich es unternehme, Ihnen die Anfänge dieser Dichtungsgattung in Kurzem vorzuführen, Ihnen zu zeigen, unter welchen Bedingungen sich dieselbe ausbildete, welche Stoffe, welche Probleme sie in ihren Anfängen behandelte, bis die große tief einschneidende Bewegung der Renaissance dem geistigen Leben der Völker eine andere Richtung gab.

Wenn wir uns nach der Heimath des Romans umsehen, so weist uns schon der Name, auch dem Nichtphilologen erkennbar, auf die romanischen Sprachen hin, und bei Weiterverfolgung dieses Weges finden wir, daß der Name dieser Dichtungsgattung mit dem älteren Namen des Französischen: romanz, lat. romanice, das heißt: in der Sprache der Römer verfaßt, identisch ist. Auf diese Weise bezeichneten alle romanischen Völker ursprünglich ihr heimisches Idiom im Gegensatz zu dem Latein der Kirche und der klassischen Autoren, und zweien ist der Name noch bis auf den heutigen Tag geblieben, dem Rumänischen auf der Balkanhalbinsel und dem romounsch, der romanischen Sprache, welche in dem Oberrheinthal und Oberinnthal gesprochen wird und wohl Manchem von Ihnen schon bei einer Wanderung in diese Thäler durch seine Verwandtschaft mit dem Lateinischen aufgefallen ist. So finden wir also ursprünglich dieses Wort „romanz“ im Altfranzösischen zur Bezeichnung der Volkssprache gebraucht und dann aller derjenigen Werke, welche aus dem Lateinischen in die Volkssprache übersetzt sind: „de latin en romanz traire“, aus dem Latein in das Romanische übersetzen, ist eine übliche Wendung. In der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts tritt uns dann, ziemlich unvermittelt, dieses Wort als Name einer neuen Dichtungsgattung entgegen, welche nicht lange vorher entstanden ist, und welche wir als höfisches Epos oder auch als Roman in Versen bezeichnen können. Dieser Roman in Versen ist der erste Vorläufer des modernen Romans und ihm haben wir daher zunächst unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Um die Bedingungen kennen zu lernen, welche die Entstehung dieser neuen Dichtungsgattung bewirkten, lassen Sie uns einen raschen Blick auf den Zustand der französischen Poesie und Gesellschaft um die Mitte des XII. Jahrhunderts werfen. In der französischen Poesie lassen sich bis zu Beginn des XII. Jahrhunderts zwei Strömungen unterscheiden, welche aus verschiedenen Quellen geflossen unvermittelt neben einander herlaufen, eine gelehrte Dichtung von Geistlichen gepflegt, welche an die spätlateinische christliche Dichtung anknüpfte, und in gleichen Formen die gleichen Stoffe dem christlichen Glauben und der christlichen Legende entnommen behandelt, und eine volksthümliche

Poesie, von Laien gedichtet, welche aus den von den Franken aus Germanien mitgebrachten Liedern erwachsen die Thaten der nationalen Helden, Karls des Großen und der zwölf Pairs, Wilhelms von Oranje und seiner Verwandten, der vier Haimonskinder und der anderen stolzen, selbst dem Könige Trotz bietenden Vasallen feiert. Diese zweite Gruppe von Dichtwerken bildete die schöne Litteratur im eigentlichen Sinne des Wortes, sie wendete sich an die breitesten Schichten des Volkes; diese Epen, oder chansons de geste, wie man sie nannte, wurden auf der Ritterburg, wie auf den Jahrmärkten mit gleicher Begeisterung vernommen und einige Strophen vor Beginn der Schlacht von einem Spielmann vorgetragen, ließen die Kampfeslust der Ritter in gleicher Weise auflodern, wie uns dies von den Schlachtgesängen eines Tyrtäus berichtet wird.

Denn ihr Inhalt war Kampf und Streit: Kampf vor allem mit den Ungläubigen, den Muhamedanern, deren Uebermacht und Hinterlist ja häufig die Franzosen niederzuwerfen vermochte, nicht aber, ohne daß ein furchtbares Blutbad und der Tod einer schier unglaublichen Zahl von Heiden gezeigt hätte, auf wessen Seite Ritterthum und Heldenkraft zu suchen seien, oder in dem Kampf der mächtigen Barone gegen den König, wenn sie sich in ihren Rechten beeinträchtigt glaubten, wie ihn die Geschichte der vier Haimonskinder, Reinauts von Montauban und seiner Brüder zeigt. Nirgends findet sich in diesen älteren Epen Platz für zartere Regungen, nirgends spielen darin die Frauen eine Rolle, oder wenn sie darin auftreten, so geschieht es in der heldenhaften, an die altgermanischen Frauen erinnernden Weise jener Guiburg, die ihrem todesmüde vom Schlachtfeld zurückkehrenden Gatten den Einlaß in die Burg verweigert, weil er eine Anzahl vorüberziehender Pilger nicht aus den Händen der Ungläubigen befreit, oder ganz episodenhaft, wie im Rolandslied, wo in ein paar, allerdings ergreifenden Versen erzählt wird, wie Alda bei der Nachricht von dem Tod ihres Bräutigams Roland todt zusammenbricht.

Das war eine Litteratur für Männer; die Frauen konnten an dieser blutigen Bethätigung männlicher Kraft keine Freude finden. Denn wenn ihnen auch männliche Kraft und Kühnheit gefällt, so muß sie doch gepaart sein mit den sanften Gefühlen, die sie einzuflößen verstehen, und diese fehlen, wie erwähnt, den Helden der älteren chansons de geste fast vollständig. Daher bildeten wohl die Unterhaltung der Ritterfrauen und Töchter die zuerst erwähnten geistlichen Dichtungen, die poetischen Bearbeitungen der Passion, die Legenden vom heiligen Leodegar, dem heiligen Alexius und andere Werke ähnlichen Inhalts.

So lagen die Verhältnisse etwa zu Beginn des XII. Jahrhunderts; aber mittlerweile hatte sich unbemerkt eine Wandlung in der mittelalterlichen Gesellschaft vollzogen, welche einen tiefgreifenden Einfluß auf die Dichtkunst ausüben sollte. Die ursprüngliche Gliederung der Gesellschaft in zwei Klassen, Cleriker und Laien, Gelehrte und Ungelehrte, war seit langem durchbrochen worden; durch das Lehnswesen hatte sich aus der Klasse der Laien ein neuer Stand abgesondert, ein Stand der Besitzenden, der Bevorrechtigten, das Ritterthum oder der Adel, der durch Kriege und Belehnungen zu Wohlstand und Reichthum gelangt war, welche die Rohheit seiner Sitten milderten und den Sinn für feinere Genüsse in ihm erweckten. Mit dieser Milderung der Sitten und der Denkweise der Männer geht Hand in Hand eine Veränderung in der Stellung der Frauen.

Die Frau, welche seither an das Spinnrad ihrer Kemenate gebannt war und keinen merkbaren Einfluß auf das geistige oder auch nur gesellschaftige Leben ausübte, tritt jetzt aus ihrer Abgeschiedenheit heraus: die verheirathete Frau wird an den vielen kleinen Höfen, welche sich in dem mittelalterlichen Lehnsstaat herausbildeten, der Mittelpunkt der Geselligkeit, sie gewinnt einen Einfluß auf Sitte und Denkweise der Männer, so daß seit Beginn des XII. Jahrhunderts neben der prouece, der kühnen, furchtlosen Mannhaftigkeit, die courtoisie, die maßhaltende, sich unterordnende Rücksichtnahme auf die Frauen zunächst als gleichberechtigte Forderung für das Ideal eines Ritters erscheint, bis sie schließlich allein den Begriff der Ritterlichkeit ausmacht.

Bald sollte sich dieser Umschwung in der Stellung der Frauen, wie im Leben, so auch in der Dichtkunst zeigen. Seit Anfang des XII. Jahrhunderts finden wir Frauen als Auftraggeberinnen der Dichter, bemüht auch die Poesie unter ihren veredelnden Einfluß zu nehmen und sich eine Litteratur nach ihrem Geschmack zu schaffen. Im Süden, in der Provence, geschah dies in den Minneliedern der Troubadours, welche das alte Volkslied nach den Anschauungen und der Ausdrucksweise der ritterlichen Kreise umformten, eine Poesie, welche nach der Mitte des XII. Jahrhunderts auch in Nordfrankreich nachgeahmt wurde. Dort, in dem Gebiete nördlich von der Loire, scheint diese Bewegung erst später zum Ausbruch gekommen zu sein. Dagegen treffen wir, ebenfalls schon bald nach Beginn des XII. Jahrhunderts in England, wo die Normannen ein französisches Reich gegründet hatten, Frauen als Gönnerinnen der Dichtkunst; die von ihnen angeregten Werke finden dann natürlich auch bald auf dem Continent Verbreitung. Noch sind es zunächst Werke geistlichen Charakters, wie ein allegorisches Werk über

allerlei fremde oder sagenhafte Thiere, den Löwen, das Einhorn, den Phönix, die wegen besonderer Eigenschaften auf Christus und die Jungfrau Maria gedeutet werden. Interessanter dünkt uns schon eine andere Dichtung, welche, wie die vorige, Adelheid von Löwen, der Gemahlin Heinrichs I. von England gewidmet ist, und nach einer lateinischen Legende die Reise Brandans, eines irischen Heiligen, nach dem irdischen Paradies mit seltsamen Wundern und spannenden Abentheuern erzählt. Dieselbe Adelheid veranlaßte auch einen Dichter das Leben ihres verstorbenen Gemahls zu besingen und ward so die Begründerin der historischen Poesie. Werke dieser Gattung, die Geschichte der Engländer und der Bretonen behandelnd, welche letztere auf einen Stammvater Brut, einen Nachkommen des Aeneas zurückgeführt werden, folgen, sich stets noch an lateinische Vorbilder anschließend und daher „romanz“ genannt, weil sie aus dem „latin“ in das „romanz“ übersetzt wurden. Die letztgenannten Werke, die „Bruts“, erweckten nun auch das Interesse für den Stammvater der Bretonen, Aeneas, und die Kämpfe um Troja; zwei weitere Dichtungen, ebenfalls „romanz“ genannt, da auch sie aus lateinischen Quellen schöpften, und ebenfalls als Chroniken, wie die Bruts, angesehen wurden, sind ihnen gewidmet. Das letztere, der „romanz de Troie“, war verfaßt für die geistreiche, aber leichtsinnige Eleonore von Poitou, die Enkelin des ersten provenzalischen Troubadours, des Grafen Wilhelm IX. von Poitiers, die geschiedene Gattin König Ludwigs VII. und nachherige Gemahlin Heinrichs II. von England, welche, wie es scheint, auch den provenzalischen Minnesang in Nordfrankreich einführte, und deren Anregung die französische Poesie noch weitere Dichtungen verdankt. Diese beiden classischen Romane führten nun eine wichtige Neuerung in den historischen Roman ein: die Liebesgeschichten. Der Verfasser des Romans von Aeneas fand die eine Episode schon bei Virgil vor in der Liebe des Helden zu Dido, er fügte hinzu die Liebe desselben zu Lavinia; der Verfasser des Romans von Troja erfand nach einer dürftigen Notiz seiner lateinischen Quelle die Liebesepisode zwischen dem Trojaner Troilus und der Griechin Briseïda, welche zwischen den Schlachten sich abspielte, und die späterhin Shakespeare den Stoff zu seinem Lustspiel Troilus und Cressida gab.

Diese Liebesgeschichten, in denen zum ersten Mal die mittelalterlichen Anschauungen von Courtoisie zur Darstellung gebracht wurden, trugen viel zu dem großen Erfolg der Romane bei und die Frage lag nicht fern, ob es denn nicht Stoffe gäbe, welche ohne dieses historische und kriegerische Beiwerk rein solche Liebesgeschichten enthielten. Ein solcher Stoff fand sich bald: es war die irische Sage von Tristans

Liebe zu Isolde, der Gemahlin seines Oheims Marc, die er diesem selbst gefreit, und mit der er infolge eines Zaubertranks in wahnsinniger Leidenschaft verbunden war. Der Dichter, welcher diesen Stoff zuerst behandelte, war zwar wieder ein Anglonormanne, Berol, dessen Werk uns nur in Bruchstücken überkommen ist, aber bald nach ihm bearbeitete diese Sage ein festländischer Dichter Chrestien von Troyes, der für die Höfe des Grafen von Champagne und später von Flandern dichtend, die Gattung des höfischen Romans in Versen eigentlich erst schuf und sie in ein paar Meisterwerken gleich auf ihren Höhepunkt führte, so daß seine Werke zu gleicher Zeit den Beginn und den Gipfel dieser Gattung darstellen.

Mit glücklichem Griff machte er zwei große Stoffgebiete dem Roman zugänglich: die bretonischen Sagen von Artus und seiner Tafelrunde und die Erzählungen der byzantinischen Romane. Diese Stoffe lagen gleichsam in der Luft: von König Artus hatten schon die historischen Romane, welche die Geschichte der Bretonen behandelten, die sogenannten „Bruts“, berichtet, und in mehr anekdotenhafter Weise hatten von ihm und andren Nationalhelden erzählt die bretonischen Spielleute, welche Frankreich, England und Italien durchzogen und überall, wo Franzosen ansässig waren, ihre nationalen Weisen vorspielten und dazu die Sagen ihrer Heimath erzählten. So waren Artus, Gauvain, Yvain und andere Nationalhelden, welche die Kelten im Kampfe gegen die Sachsen geführt hatten, schon so bekannt, daß man zu Beginn des XII. Jahrhunderts in Italien die Kinder nach ihnen benannte. Diese Stoffe lagen also zur dichterischen Verwerthung bereit, einem Jeden zugänglich; aber es bedurfte des genialen Blicks eines echten Dichters, um einzusehen, in wie hohem Grade diese bretonischen Märchen als Träger für die Ideen der Zeit, die Ideale von Frauendienst und Ritterthum geeignet waren, und dies eingesehen zu haben, ist das große Verdienst Chrestiens. Sein nächstes größeres Werk nach Tristan, der Roman von Erec und Enide, gab diesen Artusromanen gleich ihre typische Gestalt. Im Caradigant hält König Artus Hof, so beginnen die meisten dieser Romane; dort bietet sich ein Abentheuer, auf welches die Ritter ausziehen. Dem Helden des jedesmaligen Romans gelingt es das Abentheuer nach mancherlei anderen Fährlichkeiten zu vollbringen und damit zugleich die Liebe einer schönen Dame zu gewinnen, der ebenso der Preis der Schönheit zuerkannt wird, wie ihrem Geliebten der Preis der Tapferkeit. Die Schilderung ihrer Hochzeit beschließt gewöhnlich das Ganze. Im Erec liegt allerdings der Hauptnachdruck auf der Erzählung der Abentheuer, welche Erec und Enide nach ihrer Ver-

heirathung erleben, als Erec mit seiner jungen Gattin hinauszieht, weil diese gesorgt hatte, ihr Held könne den Ruhm des Trefflichsten bei diesem thatenlosen Leben verlieren, bis er in unzähligen Kämpfen geprüft und wiewohl einmal dem Tode nah, doch stets siegreich nach seines Vaters Tod in Nantes mit Enide gekrönt wird.

In dem dritten Werke eröffnete Chrestien der französischen Litteratur das zweite große Stoffgebiet, den griechischen Roman, welcher durch die Berührungen mit Byzanz infolge der Kreuzzüge dem Abendland bekannt geworden war. Seit dem Beginn des II. Jahrhunderts nach Christi Geburt war nämlich in Griechenland in Anlehnung an die erotischen Dichtungen der hellenistischen Poeten und unter dem Einfluß sophistischer Kunstübung eine nachklassische Litteratur entstanden, in welcher stets der gleiche Stoff, die Geschichte zweier Liebenden, mit dem gleichen Apparat von Räubern, Schiffbruch und dgl. behandelt wird. Diese Romane nun, deren Produktion in Griechenland mit dem IV. Jahrhundert aufgehört hatte, wurden nachgeahmt und fortgesetzt in der Gruppe höfischer Romane, welche man ihrem litterarischen Ursprung nach byzantinische Romane nennt.

Hier finden wir einen von den Artusromanen etwas verschiedenen Inhalt: die Liebesgeschichte steht hier ganz in dem Mittelpunkt, um sie dreht sich Alles. Die Abentheuer werden nicht mehr freiwillig aufgesucht, es sind Nachstellungen von Rivalen, Intriguen von Gegnern, Naturereignisse, Räuber, welche die Liebenden trennen, bis ihre Liebe die mancherlei Proben siegreich bestanden hat und in der glücklichen Vereinigung ihren verdienten Lohn findet. Mit der Herkunft dieser Stoffe hängt denn auch zusammen, daß wir in diesen Romanen nun nicht mehr nach der Bretagne sondern an die Gestade des Mittelmeers, nach Konstantinopel oder Rom geführt werden, und hierdurch werden dieselben schon äußerlich als byzantinische Romane kenntlich. Ein solcher Roman ist Cligés; der Held ist der Sohn des Kaisers von Konstantinopel, den ein Oheim verrätherisch um sein Erbe betrügt. Wie Tristan verliebt er sich in die Braut seines Oheims und nach mancherlei Wechselfällen wird durch den Tod desselben die Vereinigung der Liebenden ermöglicht. Auch diesen Stoff hat Chrestien ganz mit dem ritterlichen Geist seiner Zeit erfüllt. Interessant ist, daß er das Gedicht an die Artussage anknüpft, indem er eine Geschichte von Cligés' Vater voranschickt, den er an Artus' Hof weilen und sich mit der Schwester Gauvains vermählen läßt, ein Beweis, welches Aufsehen sein Artusroman gemacht hatte, und ein Beweis auch dafür, daß dieses Werk der erste Versuch ist, die byzantinischen Stoffe in die französische Litteratur

einzuführen. In den folgenden Werken wendet er sich nun auch wieder der bretonischen Sage zu. Der Karrenritter, zu welchem er den Stoff von der Gräfin Marie von Champagne, der Tochter Ludwigs VII. erhielt, behandelt eine Episode aus der Liebe Lanzelots zur Königin Genievre, der Gemahlin von Artus, welche, von dem Helden noch den schwierigsten Proben und Abentheuern, wie sie nur dem Wagemuth der Liebe zu überwinden möglich waren, befreit wird, und der Roman von Yvain, dem Löwenritter, erzählt, wie dieser das Abentheuer der Zauberquelle besteht, dabei den Hüter derselben im Zweikampf tödtet und dann seine Wittwe freit; wie er, um nicht zu verliegen von seiner Gattin auf ein Jahr Urlaub nimmt, bei seinen Abentheuern und Turnieren aber die Frist nicht innehält, und von der Gattin deshalb abgewiesen vor Liebeskummer wahnsinnig wird, bis diese von der Wahrheit seiner Gefühle überzeugt, ihm verzeiht und ihn von seinem Wahnsinn heilt.

Das letzte, unvollendet gebliebene Werk zeigt den Dichter dann auf der Höhe seiner Kunst in der Erfassung psychologischer Probleme und in der Meisterschaft der Schilderung. Es ist der Roman von Perceval dem Walliser, der von der Mutter ohne Kenntniß des Ritterthums erzogen beim zufälligen Anblick von Rittern von der Sehnsucht fortgetrieben wird, auch ein Ritter zu werden; der in seiner Narrenkleidung bei der Bitte an Artus ihn zum Ritter zu machen den Spott des bissigen Seneschalls Keu erregt, und der unerfahren im ritterlichen Kampf durch seine jugendliche Kraft den gefürchtetsten Ritter tödtet; der in ritterlicher Sitte und Art unterwiesen, aus höfischer Zurückhaltung die Frage nach dem Wunder der blutenden Lanze, und der verdeckten Schüssel, des Graals, die an ihm vorbeigetragen werden, unterläßt; der dann durch Buße geläutert und zum Manne gereift zurückkehrt, die Frage nach dem Wunder der Lanze und des Graals stellt und so seinen Oheim von seinen Qualen und Leiden befreit, seine Geliebte, Conduiramour, heimführt und nun als König den Graalsrittern gebietet.

Das scheint wenigstens der Schluß gewesen zu sein, welchen Chrestien seinem Werk gegeben hätte, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, es zu vollenden. Es war ihm nicht beschieden; er ist über diesem Werk gestorben. Aber gerade der fragmentarische Zustand des Werks reizte zur Beschäftigung mit demselben. Die verschiedensten Dichter versuchten es zu Ende zu führen und das Problem der blutenden Lanze und der verdeckten Schüssel zu lösen, und so entstanden nicht nur eine Reihe von Fortsetzungen von Chrestiens Werk, sondern eine stattliche Zahl neuer

Dichtungen, welche bald die blutende Lanze mit der Lanze des Longinus, die Christi Seite durchbohrt hatte, und den Graal mit der Schüssel zusammenbrachten, in welcher Joseph von Arimathia das Blut Christi aufgefangen hatte, Dichtungen, die die Geschichte des Graals seit Christi Tod erzählten und auch Perceval wegen seiner Liebe zu Conduiramour, ebensowenig wie Gauvain, den Vertreter des weltlichen Ritterthums, oder Lanzelot, den Geliebten der Königin würdig erscheinen ließen, der Hüter des heiligen Graals zu werden, und einen neuen Helden, rein von weltlichen Gedanken in Galaad, dem Sohne Lanzelots schufen.

Uns mögen solche Erzählungen von der Zauberquelle, deren Wasser von Yvain auf einen Stein geschüttet, ein Unwetter hervorruft, diese Proben ritterlichen Muthes, wie die Schwerterbrücke, eine Brücke aus der Schneide eines Schwertes bestehend, über die Lanzelot hinweg schreitet, um die Königin zu befreien, diese Wichtigkeit, welcher der Frage nach der Bedeutung der blutenden Lanze und des Graals beigemessen wird, kindlich erscheinen, aber wenn wir von dem äußeren Gewand absehen, welches diese Stoffe durch die Denkweise der Zeit erhalten haben, so sind doch auch darin echt menschliche Probleme behandelt, Probleme, die noch heute unsere Romanschriftsteller beschäftigen. So in Erec der Ehrgeiz der Frau, die für den Ruhm des Gatten fürchtend, diesen zu neuen Thaten anspornt und darüber den Frieden der Häuslichkeit verliert, ihr beiderseitiges Glück auf das Spiel setzt, bis sie durch Erfahrungen geprüft und geläutert, das ruhige Glück schätzen lernt. In Yvain der Stolz der Frau, welche den Werth des von ihr gebrachten Opfers nicht anerkannt glaubt und deshalb den Gatten von sich stößt, bis sein tiefer Gram sie von der Wahrheit seiner Liebe überzeugt. In Eliges die Liebe des Mädchens, welche dem Geliebten unter allen Prüfungen treu bleibt, und in Lanzelot die Liebe des Mannes, der sein Leben, ja seine Ehre für die Geliebte einsetzt. Und schließlich haben wir in Perceval eines der tiefsten Probleme, welches je die Dichter beschäftigt hat, ein reines unbefangenes Menschenkind, das seinen natürlichen Regungen sich überlassend Unheil und Schaden stiftet, und durch Rathschläge und Lehren beirrt sein warmes Empfinden zurückdrängt, wo es am Platz gewesen wäre, bis es sich aus eigenen schweren Erfahrungen und inneren Kämpfen eine sichere Lebensführung erringt. Erinnert das nicht an das Problem, welches Goethe im Wilhelm Meister behandelt hat?

Doch lassen Sie uns noch einmal zu Chrestien zurückkehren, um noch eine neue Seite des mittelalterlichen Romans kennen zu lernen, den Abentheuerroman, der seinen Namen hat von der bunten Häu-

fung von Abentheuern, die auf Zufälligkeiten und Mißgeschicken beruhend nur darauf berechnet sind, den Leser oder Hörer in Spannung zu erhalten. Ein solcher ist der Roman von Wilhelm von England, der inhaltlich von den übrigen Werken des Dichters sich durchaus unterscheidet, so daß man ihm denselben früher abgesprochen hat. Er behandelt die Schicksale des Königs Wilhelm von England, der auf göttlichen Befehl seine Habe und sein Reich vertheilt und mit seiner Frau mittellos in die Welt hinaus zieht. Widrige Schicksale und Zufälligkeiten trennen die Beiden von einander und von den zwei Knaben, welche seine Gattin ihm geschenkt hat, bis alle sich schließlich nach wundersamen Abentheuern wieder zusammenfinden. Solche Werke, deren Reiz in der fortlaufenden Spannung beruht, in der sie den Leser erhalten, kennt auch der moderne Roman, und so können wir sagen, daß auch diese Spielart des Romans nicht ganz ausgestorben ist.

Im Mittelalter machte sich nun im XIII. Jahrhundert gegen diese romantischen Romane, wenn ich sie so charakterisiren darf, mit ihren Wundern von Zauberquellen, Zaubertränken und Schwerterbrücken eine naturalistische Gegenströmung geltend, nachdem außer Chrestien noch eine große Zahl von anderen Dichtern solche bretonische, byzantinische und Abentheuerromane geschaffen hatten. Man wollte nichts von König Artus und Genievre und von den Prinzessinnen aus dem Orient wissen, man wollte, und auch hier werden wohl die Damen wieder bestimmend gewesen sein, Liebesgeschichten ohne Wunderthaten, ohne Kraftproben dargestellt sehen, nur belebt durch solche Hindernisse, wie sie das gewöhnliche Leben darbietet: Verschiedenheit des Standes und der Verhältnisse, widerstrebende Eltern, reichere Nebenbuhler und dergleichen. So haben wir denn seit dem XIII. Jahrhundert eine Reihe von Liebesromanen mit einfacher Handlung, deren Schauplatz Frankreich oder England ist, und welche in breiten Schilderungen von Festen und Turniren und besonders in der Schilderung der Empfindungen der beiden Liebenden excelliren. Ein solcher ist z. B. der Roman von Jehan de Dammartin und der Blonde d'Oxford, des Philippe de Beaumanoir, eines berühmten Rechtsgelehrten, in welchem französische Ritterlichkeit über englische Plumpheit triumphirt und dem reichen Engländer von dem gewandten Franzosen die hübsche Braut weggeschnappt wird.

Diese Romane haben meist den gleichen typischen Verlauf und so lag ein weiterer Schritt nah, der durch die Neigung zur Allegorie, welche im XIII. Jahrhundert in der Poesie aufkam, gefördert wurde, an Stelle der handelnden Personen solche Typen einzusetzen. So erhalten wir die letzte Spielart des mittelalterlichen Romans den allegorischen

Roman, dessen bedeutendster Vertreter der Rosenroman ist. Die Geliebte wird hier unter dem Bild einer Rose dargestellt, die in einem Garten zur Maienzeit erblüht ist. Der „Liebende“, vom Pfeile des Liebesgottes getroffen, sucht sich ihr zu nahen: „Entgegenkommen“ führt ihn durch die Dornhecke, welche sie umgiebt, hindurch. Aber „Gefahr“ erwacht und verjagt den Liebenden wieder, eh er die Rose pflücken kann. „Vernunft“ sucht vergeblich ihn zu trösten, erst dem „Freunde“ gelingt es. Bei einem zweiten Versuch vermag der Liebende die Rose zu küssen, aber „Eifersucht“ von „Verläumdung“ geweckt sperrt die Rose in einen festen Thurm. Da kommt der Gott der Liebe selbst mit seinem ganzen Heerbann dem Verzweifelten zu Hülfe, das Schloß wird erstürmt, und „Freimuth“ und „Mitleid“ führen den Liebenden der Rose zu.

Diese letzte Form zeigt den Fehler, an welchem der mittelalterliche Roman leidet, bis zur Karrikatur verzerrt. Die Träger der Handlung sind bloße Schemen, Typen oder Personifikationen, und in gleicher Weise sind die Helden der höfischen Romane Idealfiguren ohne jedes individuelle Gepräge. Alle Ritter sind tapfer, muthig und höfisch und die Abentheuer, die von ihnen berichtet werden, könnten ebensogut jedem anderen Ritter von der Tafelrunde zugeschrieben werden. Ebenso sind die Heldinnen der Romane alle einander gleich bis auf die körperlichen Vorzüge, die schlanke Gestalt, das blonde Haar, das lachende, funkelnde Auge, den lilienweißen Teint mit dem frischen Roth der Wangen, und ebenso ist es mit ihrem Charakter und ihrem Seelenleben beschaffen. In unseren Augen sind dies Mängel; wir lieben, in der Poesie wie im Leben, das Individuelle, das Eigenartige, Dutzendmenschen sind uns zuwider; das Mittelalter dagegen, welches in allen seinen dichterischen Schöpfungen einen lehrhaften Zug nie verkennen läßt, freute sich seine Ideale, frei von allen Flecken und Unvollkommenheiten, die auch den Besten im Leben anhaften, dargestellt zu finden. Andererseits muß jedoch zugegeben werden, daß sich hierin auch ein mangelhaftes technisches Können dokumentirt; das zeigt sich daran, daß bei einzelnen Dichtern sich solche Ansätze, ihre Figuren zu individualisiren, recht gut erkennen lassen. Auch hierin ragt Chrestien wieder über Alle hervor und insonderheit hat er in seinem Seneschall Keu, dessen boshafte, spitze Zunge selbst die Königin nicht schont, und der voreilig sich zu allen Abentheuern drängend seinen Vorwitz stets mit einer kläglichen Niederlage bezahlt, eine glückliche und viel nachgeahmte Gegenfigur zu den anderen Helden der Tafelrunde geschaffen.

Diese zahlreiche Litteratur von Romanen, von der ich nur wenige

Proben Ihnen vorführen konnte, bildete die praktische Unterhaltung der adligen Kreise, die darin ihre Lebensanschauungen und Lebensgewohnheiten wiederfanden. Natürlich verdroß dies die Sänger der Volksepen, der chansons de geste, die in ihrem Erwerb sich geschmälert sahen, da gerade das wohlhabende Publikum ihnen untreu geworden war. Sie versuchten es wieder zu gewinnen, indem sie ihm hinsichtlich der Stoffe Zugeständnisse machten, und so haben wir noch eine weitere Gruppe von Romanen zu erwähnen, welche wir als Romane in Form der chansons de geste bezeichnen können. Solche Romane sind die beiden chansons de geste, welche griechische Stoffe bearbeiteten, Amis und Amiles, das Epos von der Freundstreue, welche sogar die eigenen Kinder zu opfern bereit ist, um den Freund vom Aussatz zu heilen, Jourdain de Blaivies, ein Gedicht von wunderbarer Trennung und Wiedervereinigung, in welchem der griechische Roman Apollonius von Tyrus bearbeitet ist. Hierher gehört das Epos von Huon von Bordeaux, der eine Blutschuld zu sühnen, König Karl vier Backenzähne und Haare aus dem Bart des Kalifen von Bagdad überbringen, den Heiden zu dessen Rechten tödten und seine Tochter küssen soll, und der dies Alles und noch mehr mit Hilfe Oberons vollbringt. Hierzu sind auch zu rechnen die zwei Gedichte, welche sich mit den Vorfahren Gottfrieds von Bouillon, dem Helden der Epen des ersten Kreuzzugs beschäftigen, das Epos vom Schwanenritter, dessen Inhalt sich mit dem bekannten Märchen von den sieben Raben deckt, an deren Stelle hier nur Schwäne treten, und das Gedicht von Gottfrieds Kindheit, welches in seinem ersten Theil die weitere Geschichte des Schwanenritters erzählt, der von dem nicht entzauberten Bruder gezogen in Nymwegen als Kämpfer für die Rechte der Herzogin von Burgund und ihrer Tochter Beatrix erscheint und nach kurzem Eheglück mit Beatrix Gattin und Tochter verlassen muß, weil Jene die Neugier nach seinem Namen und seiner Herkunft nicht unterdrücken konnte.

Die seither besprochenen Werke waren in Versen abgefaßt; sie waren offenbar bestimmt vorgelesen zu werden, wobei allein der Wohllaut von Rythmus und Reim zur Geltung kommen konnte. Und dieses Vorlesen hatte seinen guten Grund: Die Kunst des Lesens war im frühen Mittelalter in den Kreisen der Nichtgelehrten nur wenig verbreitet. Das wurde im XIII. Jahrhundert anders. Ein Werk über die Kunst der Liebe theilt uns mit, daß man von einer wohlerzogenen jungen Dame in dieser Zeit neben Musik und Gesang, Tanz und Ballspiel, Schach und Dambrett, auch das Vorlesen von Romanen verlangte. Wenn so die Kenntniß des Lesens sich weiter verbreitete, so durfte für

das stille Lesen, dem es ja immer mehr auf das Dargestellte als auf die Art der Darstellung ankommt, Reim und Vers überflüssig, ja störend erscheinen. Dazu kommt, daß Verse immer den Inhalt in eine ideale Sphäre rücken, und ihm den Charakter des Erdichteten verleihen, was gerade beim Roman, der sich für eine Chronik wahrer, wirklicher Begebenheiten ausgab, nicht am Platze war. So sehen wir denn meist die Dichter der Romane versichern, daß sie nichts hinzufügen wollen zu der wahren Geschichte, wie sie sie aus einem Buch oder aus einem mündlichen Bericht übernommen haben, außer dem, wozu sie durch den Zwang des Reims genöthigt seien. Die Prosa, welche auch seit Anfang des XIII. Jahrhunderts, seit Villehardouins Eroberung von Konstantinopel die Sprache der Chroniken geworden war, mußte daher der Darstellung das Gepräge größerer Wahrheit geben.

So haben wir denn noch eine letzte Phase des mittelalterlichen Romans zu verzeichnen, welche die noch heute übliche Form desselben bildet, den Prosaroman. Schon seit Anfang des XIII. Jahrhunderts finden wir solche Prosaromane, und zu den ersten gehören die Romane vom heiligen Graal, welche sich an Chrestiens Werk anschließen. Die große Masse der Prosaromane ist aber erst im XIV. und besonders XV. Jahrhundert entstanden, in der Zeit des Niedergangs der epischen Poesie, wo fast die ganze Masse der höfischen Epen und chansons de geste „entreimt“, d. h. in Prosa aufgelöst wurde, und Fürsten, wie Philipp der Gute von Burgund, solche Schriftsteller, „translateurs“ Uebersetzer genannt, besoldeten, um die Erzählungen in Versen aus ihrer Bibliothek in Prosa zu „übersetzen“. So sind in dieser Zeit die großen Prosaromane entstanden von Tristan und Isolde, von Lanzelot und Genievre, von König Arthus und der Tafelrunde, von Perceval, vom Zauberer Merlin, ferner von Karl dem Großen und seinen zwölf Pairs, von Huon von Bordeaux, dem Riesen Fierabras, den vier Haimonskindern, Amis und Amiles, und wie sie alle heißen. Auch einige neue Romane, wie die Geschichte von Peter von der Provence und der schönen Magelona, sowie die Erzählung von der standhaften Griselidis, sind in jener Zeit hinzugekommen. Das sind die Werke, auf welche nächst der Bibel zuerst die neue Erfindung des Drucks der Bücher angewendet wurde, ein Beweis, wie sehr das Lesen solcher Romane zu einem Bedürfniß der weitesten Kreise geworden war.

Da kam jene gewaltige, in das geistige Leben der Völker tief einschneidende Bewegung der Renaissance, welche in den künstlerischen Anschauungen der abendländischen Völker eine Umwälzung veranlaßte, wie

die Geschichte der Neuzeit auf diesem Gebiet keine zweite kennt. So schlug auch König Artus und seinen Rittern, Kaiser Karl und seinen Pairs die Todesstunde, und wie die abgezehrten Heiligenbilder der Kirchen den lebenstrotzenden Gestalten eines Michel Angelo weichen mußten, so mußten auch sie wahreren und lebendigeren Figuren Platz machen. Aber noch einmal bemächtigte sich ihrer vor ihrem Scheiden die Phantasie und führte sie, vom Lichte des Humors verklärt, in buntem Durcheinander vorüber, in dem „verliebten Roland" Bojardos und dem „rasenden Roland" Ariosts, und in dieser letzten Gestaltung erfreuen sie noch heute alle Freunde der Dichtkunst.

Wir sind an unserem Ziele angelangt, aber wir dürfen nicht scheiden, ohne noch mit einem Wort darauf hingewiesen zu haben, was die moderne Poesie dem mittelalterlichen französischen Roman verdankt. Auf dem Gebiet des Romans war Frankreich in alter, wie in neuer Zeit tonangebend, und die französischen Romane des Mittelalters in Versen und in Prosa wurden ebenso gut in die Sprachen aller gebildeten Völker, der Italiener, Spanier, Portugiesen, Engländer und nicht am wenigsten der Deutschen übertragen, wie dies mit den modernen Romanen Daudets und Zolas geschieht. Diese Uebersetzungen französischer Romane sind die Ritterbücher, an welchen sich die höfische Gesellschaft des deutschen Mittelalters ebenso ergötzte, wie sich daran die Phantasie des Don Quixote de la Mancha berauschte, und diese Uebersetzungen und Bearbeitungen sind in allen jenen Ländern die Vorläufer der modernen Romane. Noch heute wie im Mittelalter bildete den Hauptinhalt derselben der Liebe altes und stets neues Lied, das nie ausgesungen werden wird, jetzt, wie damals, wird dieses Thema, meist weit ausholend bis zu den ersten Anfängen, mit all seinen Phasen und Wechselfällen behandelt, wenn auch nicht immer der Schluß ein so glücklicher und befriedigender ist, wie im mittelalterlichen Roman. Die Helden dieser Romane sind allerdings mit der Zeit andere geworden, und die Liebesprobleme sind nicht mehr so einfacher Art, wie in jenen alten Romanen. Auch die Kreise, welche der moderne Roman schildert, sind nicht mehr dieselben; der fürstlichen und adeligen Gesellschaft werden kaum mehr Stoffe entnommen und die neuste Entwicklung des Romans sucht mit einer gewissen Vorliebe gerade die tiefsten Volksschichten auf, welche den Lesern dieser Romane zumeist vollständig fremd und unbekannt sind.

So ist also die Form des mittelalterlichen Romans geblieben, wenn auch ihr Inhalt ein anderer wurde. Aber auch dieser ist der Poesie nicht vollständig verloren gegangen. Das Drama der Renaissance bemächtigte sich zunächst dieser Stoffe und so gehen eine Anzahl

von Shakspeares Meisterwerken, wie das schon erwähnte Stück von Troilus und Cressida, ferner Cymbeline, Pericles, der Prinz von Tyrus, falls dieses ihm zugehören sollte, und schließlich auch König Lear, in letzter Linie auf solche altfranzösische Romane zurück. Ja die Romane selbst waren zu einem großen Theil nicht einmal todt, sie schienen nur todt für die Gebildeten; aber im Volke lebten sie fort als jene Volksbücher, an denen sich die von dem klassischen Alterthum unberührten Kreise noch Jahrhunderte lang erfreuten. Dann kam der Tag, wo sie auch den Gebildeten wieder zugänglich gemacht wurden, wo dem Dornröschen des mittelalterlichen Romans der Märchenprinz erschien. Es war die Zeit kurz vor der französischen Revolution, wo sich die Völker auf ihre eigne nationale Vergangenheit besannen und sich erinnerten, daß nach dem Untergang der römischen Kultur eine lange Zeit verstrichen war, deren Kunst in den mächtigen Domen ihre sichtbaren Spuren zurückgelassen hatte. Damals hat der Marquis de Paulmy in der Bibliothèque universelle des Romans mit Hülfe Anderer es unternommen, die mittelalterlichen Romane den weitesten Leserkreisen zugänglich zu machen, und noch einmal erfreuten sich die Gebildeten an diesen Schöpfungen dichterischer Phantasie, ihre Naivität und Einfachheit als einen besonderen Vorzug empfindend. Noch einmal bemächtigte sich auch die Poesie dieser Stoffe, voran Deutschland, wo Wieland zuerst den Hippogryphen sattelte zum Ritt in's alte romantische Land, und wo eine neue Dichterschule aus der Anlehnung an diese alten Romane hervorging, die Schule der Romantiker, welche selbst ihren Namen denselben verdankt. Und auch wir erfreuen uns noch heute an einem großen Theil dieser mittelalterlichen Schöpfungen, allerdings in einem neuen Gewande, in dem der Oper: Mit Huon von Bordeaux und Euriaut oder Euryanthe, der Heldin des altfranzösischen Veilchenromans, hat uns Weber, mit Robert dem Teufel Meyerbeer wieder vertraut gemacht und zuletzt war es der große Bayreuther Meister, der die Gestalten des Schwanenritters und der von ihm beschützten Maid, Tristans und Isoldens, und Percevals, des reinen Thoren, mit dem Schöpferhauch des Genius wiederbeseelte und ihnen zu einem neuen und schöneren Leben verhalf.

Ueber den Zusammenhang von Religion und Kunst bei den Griechen.

Von

Adolf Thimme.

Ueber die Entstehung der Gottesidee bei den Menschen und insbesondere bei dem indogermanischen Volke, dem die Griechen entstammen, haben die Gelehrten zwar zum größten Theile mit dem Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit, dennoch stets mit oder ohne Bewußtsein „in die Freiheit der Gedanken sich flüchtend“ die verschiedensten Vermuthungen aufgestellt. Schließlich hat sich noch Jeder genöthigt gesehen, um einen festen Standpunkt in dieser Frage zu gewinnen, sich an sein Gefühl zu wenden, welches dann von der eignen Weltanschauung geleitet ward. Auf den Bahnen der exakten Forschung hat noch „kein Erschaffener dies Ziel erflogen“, und es war von vornherein zu fürchten, daß zurück zu so finsteren Zeiten viele Wege — wenn nicht alle — in die Irre führten.

Zwei Grundanschauungen stehn sich hierbei gegenüber: Zuerst die von Alters her verbreitete Meinung, daß die Menschheit in ihrem Urzustand sich einer holden Kinderunschuld „an dem mütterlichen Busen der Natur“ erfreut habe. So habe sie in ihrer Wonne nicht umhin gekonnt, etwa den ihr täglich erscheinenden allumfassenden wohlthätigen Himmel als „das Ideal ihrer Vernunft“, als Gott anzusehen, sozusagen aus dem Drange einer überschwänglichen Dankbarkeit heraus.

Doch auch die gegentheilige Anschauung, daß die Götter ihr Dasein der Furcht des Menschen vor den Schrecken der Natur oder anderer Gewaltigen seines eignen Geschlechtes verdankten, ist schon im Alterthum ausgesprochen, niemals schärfer als mit den Worten Petrons: „primus in orbe deos fecit Timor!“

Wie tief aber bei alledem der Gedanke an ein Paradies den Menschen im Blute steckt, mögen die modernsten socialen Philosopheme be-

weisen, die das goldne Zeitalter für die Vergangenheit hinter sich leugnen, um es vor sich in die Zukunft zu bauen.

Es mag ja nun vielleicht auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen, daß nämlich einerseits der Hang des Menschen sich Ideale zu schaffen, oder auch seine Dankbarkeit gegen die Natur oder andre Menschen götterbildend gewirkt haben, andererseits doch aber ganz besonders auch die Furcht vor übermächtigen Gewalten. Nur ist diese Furcht nicht ohne Hoffnung, nicht ohne die Aussicht auf Gnade und Versöhnung. Weder die Seelenruhe des ungetrübten Glückes, noch das hoffnungslose Entsetzen wecken im Menschenherzen das Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht, vielmehr vermag das erst das dem Sonnenschein folgende Unwetter, der Wechsel von Freude und Angst und Noth.

Denken wir uns nun das indogermanische Urvolk auf der Steppe wandernd oder auch schon als Ackerbauer dem Boden die ersten Früchte abringend: da ist denn der Himmel, von dem sie abhängen, der Himmel, der die Wolken treibt und Regen bringt oder ihn versagt und in schrecklichen Gewitterstürmen die Heerden zersprengen, die Saaten vernichten kann. Da hören sie eine hochdröhnende grollende Stimme, da sehen sie glühende zuckende Pfeile fliegen, die Angst zwingt sie auf die Kniee, und es entsteht der Glaube an den Zorn eines übermächtigen Wesens da droben, den zu beschwichtigen der arme schwache Mensch sein erstes Opfer bringt.

Dieses Motiv der Furcht ist auch noch in späteren Zeiten wirksam gewesen Götter zu schaffen: sehen wir doch, daß der erste Mensch, der in der griechischen Geschichte schon zu Lebzeiten von den Zeitgenossen göttliche Ehren empfing, dem Altäre gesetzt und Opfer gebracht wurden, derjenige war, der es verstand wie kein Anderer Schrecken zu verbreiten, der finstere Lysander aus Sparta, der Vernichter Athens.

Bald aber traten dem Naturgott des veränderlichen Himmels andre Mächte zur Seite, so der strahlende ferne Sonnengott, mit dem Charakter des Unbarmherzigen, fernher tödtenden, wie die brennende Sonne des Südens unbarmherzig sengt und tödtet; sodann das Feuer, die Winde, das Meer, die Erde, alles personificirte sich, wie dem Kinde ja auch die Dinge seiner Umgebung persönlich werden. Es kamen hinzu die klein und kleiner werdenden Götter der Berge, der Thäler, der Flüsse und Bäche, der Bäume und Blumen: von Dämonen in unendlicher Zahl wimmelte die ganze weite Welt.

Aber jene ältesten Naturgötter, besonders der Vater Aller, der Segen oder Verderben bringende Himmel, das ist der große Zeus,

traten in weitem Abstand heraus aus der Menge der kleineren, sie waren ihre Herren. Und je mächtiger sie zugleich über das menschliche Herz wurden, desto mehr wurden sie diesem Herzen ähnlich. Sie wurden wie Menschen von gewaltiger Macht und Größe, aber voll menschlicher Fehler und Schwächen. Es ist das deutlichste Zeichen von dem Stolze des griechischen Geistes, daß seine Götter ihm gleich wurden. Das ist die zweite Stufe des hellenischen Gottesglaubens. Die Götter steigen hernieder zu den Menschen, sie kämpfen und schmausen mit ihnen, sie lieben und hassen sie, und manche Gottheit scheint nichts anderes zu thun zu haben als diesen oder jenen Helden zu schützen oder zu verfolgen. Aber immer erscheinen die Götter noch tückisch, verführerisch, neidisch, launisch, unversöhnlich: das ist der Rest der alten sinnlos wirkenden Naturkräfte.

In diesen alten Zeiten haben die Griechen wie die alten Deutschen ihre Götter in freier Natur, und besonders in heiligen Hainen angebetet, ohne Tempel und ohne Bild. In dem Hain war nur die Opferstätte, um die sich die Menge der Andächtigen sammelte. So ist es noch bei Homer, der weder Bild noch Tempel kennt. Denn das einzige Götterbild, welches er erwähnt, ist kein griechisches, und wenn er von der steinernen Schwelle des Apoll zu Delphi redet, so meint er nur den Rand des Felsenspaltes, dem der heilige Begeisterung spendende Dampf entquoll. Wohl aber wurde häufig ein Symbol der Mittelpunkt der Andacht, ein Stein, ein Baum, ein Holzpfahl, welche nicht sowohl den Gott darstellten, als vielmehr nur die feste Stätte der Verehrung und der Anwesenheit des Gottes bezeichneten, oder mit irgend einer That desselben in Verbindung gebracht wurden. Der nächste natürliche Schritt war der, daß der heilige Holzpfahl oder Baumstamm in der Phantasie der Gläubigen aus dem Symbol zum Gotte wurde. Da keine Kultstätte der Athena ohne Oelbaum war, so versteht man nun die Ueberlieferung, daß die ältesten Bilder der Athena nur aus Oelbaumholz gemacht werden durften. War der Baumstamm einmal zum Gotte geworden, so lag es nahe, daß er bemalt oder behauen und mit Gewändern bekleidet wurde, um ihm auch die persönliche Gestalt zu geben, meist eine unförmliche Menschengestalt etwa mit dem Haupte eines Thieres oder eines phantastischen Fabelwesens.

Hatte man nun aber solche Bilder, so mußte man sie schützen vor den Unbilden des Wetters oder gottloser Feinde. Man schloß sie in eine Zelle ein: das ist der älteste Tempel. Wollte man nun auch den Altar vor der Zelle, oder die das Heiligthum bewachenden Diener und Priester in gleicher Weise schützen, so mußte man auch die zunächst

stehenden heiligen Bäume mit in die Umfriedigung hineinziehen. Es entstand dadurch zugleich eine geschützte Halle für die Andächtigen. Die mit in das Dach hineingezogenen Bäume wurden dann zu einem Haine von Holzsäulen und später von Marmorsäulen, die rings das heilige Haus umgaben. Dieser Tempel ist der einzige Bau, den die Griechen zur künstlerischen Vollkommenheit führten, denn bedeutende öffentliche Bauten gab es außerdem in der guten Zeit ebensowenig wie private Paläste.

Zuerst aber entbehrte der Tempel noch durchaus eines wesentlichen Merkmals aller Kunst: er ging nicht auf eine ästhetische Wirkung aus, sondern wollte nur ein religiöses Bedürfniß befriedigen. Ebenso war es mit den alten bildlichen Darstellungen der Götter. Die Charaktere der Götter konnten ja selbst nicht der Gegenstand des ästhetischen Wohlgefallens, überhaupt nicht des Wohlgefallens und der Freude, sondern nur der Furcht und des Schreckens sein. Wie den späteren Griechen diese alten Bilder erschienen, geht aus der Fabel hervor von dem Manne, der auszog, um das Lachen zu lernen. Er lernte es, als er das ungeheuerliche Schnitzbild der Leto in Delos erblickte. Häßlich wie die Götter waren, wurden sie auch gebildet. Niemand konnte an eine andere Darstellung denken. Die Götter übten ja weder Gnade noch Güte noch Barmherzigkeit, und es fehlte ihnen die uns so nothwendig erscheinende Grundlage der heiligen Reinheit und der Liebe. Vorbildlich für das Handeln der Menschen sind sie also durchaus nicht, ihre Ideale nehmen sich die Griechen wo anders her: ihre Ideale sind ihre Heroen.

Der Heroenglaube ist nicht aus dem Götterglauben hervorgegangen, ein Heros ist nicht ein erniedrigter Gott. Stellen wir uns noch einmal jenes Urvolk vor, welches aus dem übermächtigen Eindruck der Naturgewalten zu dem ersten Gottesgedanken gekommen war. Neben jener Naturgewalt griff noch eine andere Gewalt in ihr Leben ein, weniger sinnlich, weniger greifbar, aber vielleicht um so mächtiger, unheimlicher: das war der Tod.

Der Tod ließ sich nun aber keineswegs leicht in einen Gedanken, in eine Person zusammenfassen, da er in so unendlich verschiedener Gestalt auftrat und auf leisen Sohlen, wenn er sein Werk vollbracht, verschwand. Aber die Todten, die von jener unheimlichen Macht darniedergestreckten, blieben ihnen vor Augen. Es war unfaßbar, daß sie spurlos vernichtet sein sollten, es war nur ein Schlaf, ein Entrücktsein des Geistes aus dem Leibe. Und wenn man den Todten begraben, so hüteten die Nachkommen das Grab wie ein Heiligthum der Familie, des

Stammes, sie betraten unter Schauern den Ort, den der Ahne nun beherrschte, sie beteten zu ihm in der Noth, sie opferten ihm wie ihren Göttern. Und doch anders als ihren Göttern. Diesen opferte man an hellem Tage, auf hohem Altare, helle Tiere, und Dampf und Duft der Opfergaben zogen nach oben. Den Heroen dagegen schlachtet man schwarze Thiere, man drückt diesen den Kopf zur Erde, man läßt das Blut hinabrinnen in die Erde den Heroen zur Sättigung. Der Heros ist der Geist des verstorbenen Ahnen und in der Tiefe mächtig.

Aber mächtig auch im Herzen der dankbaren Nachkommen. Man wußte, daß der Heros seinen Stamm groß gemacht, daß er der Schrecken seiner Feinde war. Drum zog man in den Krieg im Gedanken, im Gebet zu ihm, man besang die Thaten des Stammesahnen, und die Begeisterung ihm nachzuthun entflammte den Krieger. Auch im Frieden gedachte man seiner, man richtete an den ihm geheiligten Tagen Kampfspiele ein, um ihn so auch durch den Schein zu erfreuen und zu ehren. Bis spät in die historische Zeit war dieser Heroencult lebendig. Noch Drakon befahl ausdrücklich die Götter und die vaterländischen Heroen nach altem Herkommen gemeinsam zu ehren. In dem verzweifelten Kampfe gegen die Barbaren, in der Schlacht bei Marathon, sahen die Athener, wie eine Erscheinung des Theseus in voller Rüstung den Kämpfern voran gegen die Barbaren stürmte. Und am Morgen vor der Schlacht bei Salamis riefen die Griechen den Telamon und Aias und die andern Aeakiden aus Salamis und Aegina zur Hülfe herbei. Und die Heroen kamen und halfen: nach dem ruhmvollen Siege wurde ihnen ein erobertes Schiff als Dankesopfer geweiht.

So ist der Heroencult vom Todtencult ausgegangen, und hat sich erweitert und erhoben zu einem Kult großer über die Menge hervorragender Menschen. Darin liegt nun die Bedeutung des griechischen Heroenkultus für uns und unsere nationale Erziehung, daß die griechische Jugend aus diesen Gestalten ihre Ideale entnahm, ihre Vorbilder für das eigne Handeln. Denn die Heroen viel eher als die zunächst unbegreiflichen Naturgötter handeln nach sittlichen Motiven. Ist es die Ehre, der Ruhm in den Liedern der Männer verherrlicht zu werden, oder die Liebe zur Heimat, oder die Treue gegen die Eltern oder die verlassene Gattin, oder ist der stolze Gedanke, alles auch das Schwerste, was die Götter schicken können, willig und tapfer dulden zu wollen und dadurch den Göttern zu zeigen, daß sie es nicht vermögen den Menschen in der Schwäche zu sehen: immer ist es doch ein idealer Zug in diesen Heroen, der es werth war, daß ihre strahlenden Gestalten den Pfad der hellenischen Jugend erhellten, ja daß ein Schein von ihnen auch

noch auf die unsre fällt. Ein wirklich jugendliches Herz bringt ja immer noch seine Liebe entgegen diesen herrlichen Lichtgestalten eines Heracles, Theseus, Aias, Achilleus, Odysseus, und ewige Jugend strahlt aus diesen Namen. Es mag sein, daß das hellenische Jugendideal weitab liegt von dem der heutigen Jugend, vielleicht allzu weitab. Für den griechischen Jüngling giebt es vor Allem keinen höheren Ruhm, als den, welchen er sich mit seiner Hände und Füße Kraft erringen kann. Doch Eines ist der höchste Zweck dieser Kraft, eines das höchste Opfer: nämlich das Vaterland zu schützen, das man über alles liebt, und wäre es karg und rauh wie Ithaka. Groß ist aber auch der Ruhm der Klugheit. Wenn der kluge Berather aus der Versammlung nach Hause wandelt, so schauen Männer und Frauen ihm nach wie einem Gotte. Und wenn Achilleus in der grimmigen Feldschlacht die Feinde gemordet hatte, unnahbar, unentrinnbar, mit schrecklichem Antlitz, dem Kriegsgott gleich: dann saß er ein anderes Mal wieder seinem Patroclos gegenüber am Meeresstrand und schlug die Leier, und sang von dem Ruhme der Männer, und sehnte sich, und pflegte die Freundschaft und ehrte die Muse.

So steht denn in der That dem Herzen der homerischen Welt der Heros näher als der Gott. Wie, wenn man nun einen solchen Helden ebenfalls bildlich darstellen wollte? Da genügte nicht ein göttliches Monstrum, der Heros mußte vielmehr menschlich und er mußte schön gebildet werden. Der Heros küßte das Dornröschen der Kunst, und sie erwachte.

Der ästhetische Sinn war bei den Griechen längst lebendig. Die Poesie hatte längst, bevor die schwerfälligere Plastik es versuchte, die Schönheit gepriesen. Achilleus ist der schönste Mann im Griechenheere. Und die Griechen schaaren sich um des erschlagenen Hektors Leiche und betrachten staunend, bewundernd die Schönheit seiner Glieder. Es ist ein Volk von Künstlern vor der Kunst.

Die Heroen waren die Todten. Ihr Kultus zeigte, daß die Geisterwelt nicht verschlossen war für alle Zeiten, sondern daß immer wieder Sterbliche hinzukamen in ihr ideales Reich. Darum wurden auch die Todten zu Heroen, jeder Stamm, jede Familie dachte sich seine Todten in ihrer Vollkommenheit, in ihrem Glück. Auf ihrer Cultstätte ehrte man ihr Bild, ihre Cultstätte aber war das Grab, drum ist das Grab die Wiege der hellenischen Plastik. Auch in historischer Zeit wurde der Todte als Heros gebildet, menschlich zwar, aber größer und glücklicher als die Nachkommen, in der Blüte der Kraft, hoch zu Roß oder auf einem Thron sitzend, umgeben von den Seinigen, die in kleinerem

Maßstabe gebildet ihre Todtenopfer zu seinen Füßen niederlegen. Eine solche Grabfigur ist auch der marmorne fälschlich sogenannte Apollo von Tenea. Es ist kein Gott, sondern ein elastischer stolzer Jüngling, dessen Antlitz wie in den ältesten Menschenbildern regelmäßig, eine starre versteinerte Freude ausdrückt, während die scharfkantigen Muskeln noch darauf hinweisen, wie man zuerst solche Statuen in Holz schnitzte. Besonders häufig sind solche Todtenbilder in der Form von Reliefmalereien: bemalt aber waren im Alterthum auch die freistehenden Statuen, wie denn das weiße kalte Marmorbild erst eine Erfindung der neueren Zeit ist.

Aber neben dieser monumentalen Kunst der Grabmäler gab es noch eine andere mit der Religion zusammenhängende Richtung der Kunst. Es war eine Kleinkunst, die in sehr alte Zeit hinaufreichend Menschen und Tiere in Bronce oder Terracotta darstellte. Rings um die fünf in Olympia aufgedeckten Opferstätten haben sich hunderte von kleinen Statuetten der Art gefunden, und Hunderte anderswo. Es waren offenbar Weihegaben, die man den Göttern darbrachte. Man bildete sein eignes Portrait, oder dasjenige von Hausgenossen oder Hausthieren, und stellte sich und seine Habe damit in den Schutz des Gottes. Wenige Typen sind es nur, die hundertfach immer wiederkehren: man bildete sich stehend in der Rüstung, oder sitzend, oder als Wagenkämpfer, in roher und feiner Ausführung. Diese Sitte, die in historischer Zeit verschwunden ist, scheint zusammenzuhängen mit einer dritten Seite der griechischen Religion. War der Heroenkultus hervorgewachsen aus der Sorge für die Todten, so liegt in diesen kleinen Weihgeschenken die Sorge der Menschen für das eigne Leben. Stellte man dieses unter den Schutz eines Gottes, so war man sicherer auch dann, wenn man den dunklen Gang ins Jenseits gehn mußte. Der Glaube an die Existenz der Seele, und an ihre Fortdauer nach dem Tode scheint jene Weihbilder veranlaßt zu haben, derselbe Glaube, der in historischer Zeit in einem glänzenden Feste zum Ausdruck kam, den eleusinischen Mysterien, welches unter der Hülle der Nacht und des Schweigens verlief.

Die sämmtlichen rein menschlichen Typen der Kunst der Weihgeschenke und der Grabmäler wurden aber übertragen auf die Götter, als auch der Götterglaube idealisirt wurde. Die Griechen ließen sich niemals von ihrer Religion beherrschen: deshalb war bei ihnen eine solche Wandlung möglich. Während bei andern Völkern die Priester geschlossene Kasten bildeten, welche die Religion als ihren unveränderlichen heiligen Besitz dem lediglich empfangenden Volke darboten, hatten im Ge-

gentheil in Griechenland die religiösen Ueberlieferungen keinen dogmatischen Charakter, sondern das Volk in seinem Singen und Sagen bildete sich frei den Glauben selbst. Daher das ungebundene Schaffen der Phantasie auch auf diesem Gebiete, daher die Idealisirung der Götter, als die Kunst im griechischen Leben mächtig wurde; die „Weihe der Begeisterung“ war die einzige Weihe, die der Künstler bedurfte, um dem Volke zum Propheten emporzuwachsen. Wie die Baukunst trat auch die Plastik völlig in den Dienst der Religion. Die Tempel füllten sich mit den Werken der Künstler in Erz, Marmor, Gold und Elfenbein, und in den Fries und in die Metopen malten die Reliefmaler ihre weithin wirkenden Bilderreihen auf Marmorgrund mit eingeritzten Conturen oder mit halb aus dem Stein herausgearbeiteten Gestalten. In der Musik und Poesie war der Hymnus, der Dithyrambus, der Chorgesang, das Drama den Göttern geweiht, und auch die Gymnastik brachte ihre höchsten Leistungen den Göttern als Opfer dar. Es wurde allmählich ein großartiger Kultus eingerichtet, eine lange Reihe von Festen, von denen bei Homer noch fast keine Spur erscheint. In Chören und Prozessionen stellte sich die fromme Gemeinde den Göttern dar, und die Theilnahme an diesem öffentlichen Staatscultus wurde als unverbrüchliche Pflicht des Einzelnen angesehen. Die Zeit, in der diese Umwandlung sich vollzog, waren die Jahrhunderte vor den Perserkriegen, die jedenfalls viel religiöser und frömmer waren, als die alte Zeit des Homer. Die Anschauung von den Göttern als den personifirten Naturmächten verschwand immer mehr. Die Götter wurden humaner, und der Verkehr mit ihnen im Kultus nahm mehr den Charakter des Erfreuenden an. Die in alten Zeiten häufigen Menschenopfer verschwanden, oder wurden durch symbolische Handlungen ersetzt, die Feste, veranstaltet, um des Gottes gnädigen Blick auf sich zu ziehn, ließen auch die Feiernden der Gnade froh und gewiß werden.

In diesem Gottesdienste wuchs nun auch die griechische Kunst zu göttlicher Höhe empor, und in genialer Freiheit bildete sie die mit dämonischen Fehlern behafteten Naturgötter um zu liebenswerthen geistigen Wesen und das Starre oder Häßliche wurde zu Leben und Schönheit. Wie die Poesie es jetzt erreichte, daß die Götter aus den erbarmungslosen Verfolgern ihrer Feinde zu erhabenen Schirmherrn der Gerechtigkeit, des frommen menschlichen Erbarmens, der νόμοι ἄγραφοι wurden, so auch die bildende Kunst. Sie bildete die Götter jetzt rein menschlich, wie die Heroen, und entnahm von den alten Götzenbildern nur die Attribute zur Charakteristik, um es um so weniger nöthig zu haben, in der Körperbildung von dem neu erkannten Ideal der Menschenschön-

Maßstabe gebildet ihre Todtenopfer zu seinen Füßen niederlegen. Eine solche Grabfigur ist auch der marmorne fälschlich sogenannte Apollo von Tenea. Es ist kein Gott, sondern ein elastischer stolzer Jüngling, dessen Antlitz wie in den ältesten Menschenbildern regelmäßig, eine starre versteinerte Freude ausdrückt, während die scharfkantigen Muskeln noch darauf hinweisen, wie man zuerst solche Statuen in Holz schnitzte. Besonders häufig sind solche Todtenbilder in der Form von Reliefmalereien: bemalt aber waren im Alterthum auch die freistehenden Statuen, wie denn das weiße kalte Marmorbild erst eine Erfindung der neueren Zeit ist.

Aber neben dieser monumentalen Kunst der Grabmäler gab es noch eine andere mit der Religion zusammenhängende Richtung der Kunst. Es war eine Kleinkunst, die in sehr alte Zeit hinaufreichend Menschen und Tiere in Bronce oder Terracotta darstellte. Rings um die fünf in Olympia aufgedeckten Opferstätten haben sich hunderte von kleinen Statuetten der Art gefunden, und Hunderte anderswo. Es waren offenbar Weihegaben, die man den Göttern darbrachte. Man bildete sein eignes Portrait, oder dasjenige von Hausgenossen oder Hausthieren, und stellte sich und seine Habe damit in den Schutz des Gottes. Wenige Typen sind es nur, die hundertfach immer wiederkehren: man bildete sich stehend in der Rüstung, oder sitzend, oder als Wagenkämpfer, in roher und feiner Ausführung. Diese Sitte, die in historischer Zeit verschwunden ist, scheint zusammenzuhängen mit einer dritten Seite der griechischen Religion. War der Heroenkultus hervorgewachsen aus der Sorge für die Todten, so liegt in diesen kleinen Weihgeschenken die Sorge der Menschen für das eigne Leben. Stellte man dieses unter den Schutz eines Gottes, so war man sicherer auch dann, wenn man den dunklen Gang ins Jenseits gehn mußte. Der Glaube an die Existenz der Seele, und an ihre Fortdauer nach dem Tode scheint jene Weihbilder veranlaßt zu haben, derselbe Glaube, der in historischer Zeit in einem glänzenden Feste zum Ausdruck kam, den eleusinischen Mysterien, welches unter der Hülle der Nacht und des Schweigens verlief.

Die sämmtlichen rein menschlichen Typen der Kunst der Weihgeschenke und der Grabmäler wurden aber übertragen auf die Götter, als auch der Götterglaube idealisirt wurde. Die Griechen ließen sich niemals von ihrer Religion beherrschen: deshalb war bei ihnen eine solche Wandlung möglich. Während bei andern Völkern die Priester geschlossene Kasten bildeten, welche die Religion als ihren unveränderlichen heiligen Besitz dem lediglich empfangenden Volke darboten, hatten im Ge-

gentheil in Griechenland die religiösen Ueberlieferungen keinen dogmatischen Charakter, sondern das Volk in seinem Singen und Sagen bildete sich frei den Glauben selbst. Daher das ungebundene Schaffen der Phantasie auch auf diesem Gebiete, daher die Idealisirung der Götter, als die Kunst im griechischen Leben mächtig wurde; die „Weihe der Begeisterung" war die einzige Weihe, die der Künstler bedurfte, um dem Volke zum Propheten emporzuwachsen. Wie die Baukunst trat auch die Plastik völlig in den Dienst der Religion. Die Tempel füllten sich mit den Werken der Künstler in Erz, Marmor, Gold und Elfenbein, und in den Fries und in die Metopen malten die Reliefmaler ihre weithin wirkenden Bilderreihen auf Marmorgrund mit eingeritzten Conturen oder mit halb aus dem Stein herausgearbeiteten Gestalten. In der Musik und Poesie war der Hymnus, der Dithyrambus, der Chorgesang, das Drama den Göttern geweiht, und auch die Gymnastik brachte ihre höchsten Leistungen den Göttern als Opfer dar. Es wurde allmählich ein großartiger Kultus eingerichtet, eine lange Reihe von Festen, von denen bei Homer noch fast keine Spur erscheint. In Chören und Prozessionen stellte sich die fromme Gemeinde den Göttern dar, und die Theilnahme an diesem öffentlichen Staatscultus wurde als unverbrüchliche Pflicht des Einzelnen angesehen. Die Zeit, in der diese Umwandlung sich vollzog, waren die Jahrhunderte vor den Perserkriegen, die jedenfalls viel religiöser und frömmer waren, als die alte Zeit des Homer. Die Anschauung von den Göttern als den personifirten Naturmächten verschwand immer mehr. Die Götter wurden humaner, und der Verkehr mit ihnen im Kultus nahm mehr den Charakter des Erfreuenden an. Die in alten Zeiten häufigen Menschenopfer verschwanden, oder wurden durch symbolische Handlungen ersetzt, die Feste, veranstaltet, um des Gottes gnädigen Blick auf sich zu ziehn, ließen auch die Feiernden der Gnade froh und gewiß werden.

In diesem Gottesdienste wuchs nun auch die griechische Kunst zu göttlicher Höhe empor, und in genialer Freiheit bildete sie die mit dämonischen Fehlern behafteten Naturgötter um zu liebenswerthen geistigen Wesen und das Starre oder Häßliche wurde zu Leben und Schönheit. Wie die Poesie es jetzt erreichte, daß die Götter aus den erbarmungslosen Verfolgern ihrer Feinde zu erhabenen Schirmherrn der Gerechtigkeit, des frommen menschlichen Erbarmens, der νόμοι ἄγραφοι wurden, so auch die bildende Kunst. Sie bildete die Götter jetzt rein menschlich, wie die Heroen, und entnahm von den alten Götzenbildern nur die Attribute zur Charakteristik, um es um so weniger nöthig zu haben, in der Körperbildung von dem neu erkannten Ideal der Menschenschön-

heit abzugehn. Der alte fratzenhafte Typus blieb nur in den wenigen Fällen, wo es zum Charakter der Gottheit gehörte, fratzenhaft zu sein. So war es bei der Medusa. Noch zu einer Zeit, wo Zeus schon rein menschlich gebildet war, und sich, von Attributen abgesehn, in nichts von einem Asklepios oder Agamemnon unterschied, blieb die Medusa das grinsende Scheusal mit verzerrtem Mund und ausgereckter Zunge, bis die erstarkte Kunst sich auch an die Aufgabe wagen konnte, selbst das Entsetzen schön zu bilden. Ein Frauenkopf mit halb geöffneten im Schmerz etwas verzerrten Lippen mit eingezogenen Wangen wie in schwerer Athemnoth ringend, mit weiten dämonischen Augen ist die Medusa Rondanini von wunderbar anziehender Schönheit, von der ein Goethe sagte, wer einmal sie gesehen, könne nie mehr ganz unglücklich werden.

Abgesehen von den Attributen charakterisirte die Kunst ihre Götter zunächst durch Haltung und Bewegung. Es sind in der Giebelgruppe des aeginetischen Athenatempels eine Reihe von Sterblichen dargestellt in ausdrucksvollster Kampfes- oder Leidensstellung: nur eine weibliche Figur in der Mitte steht unbewegt. Es liegt etwas Großartiges, Majestätisches darin, daß auch das leidenschaftlichste Kämpfen der Männer ihre Ruhe nicht stört: es ist die Göttin. In Einzeldarstellungen der Götter verlieh man die gleiche Majestät durch die Größe der Darstellung. Die älteste Heroine auf den Grabmälern war eine ruhig, etwas steif dasitzende Frau von mütterlichem Charakter, so etwa wie Homer sich die Phaeakenkönigin im Saale des Alkinoos denkt. Wurde diese Figur überlebensgroß gebildet, so war es die Hera oder Athena.

Wies scheint erst seit Anfang des 5. Jahrhunderts vor Ch. Geburt wurden die Künstler sich bewußt, daß es ihnen noch fehle, dem Gesicht einen geistigen Ausdruck zu verleihen. Die Technik der Skulptur war bereits des ganzen Körpers Herr geworden, Muskeln Sehnen und Knochen wurden auf das genaueste wiedergegeben, aber noch fehlte dem Haupte die Seele. Wie von dem übrigen Körper zuerst die Füße und Beine gut gearbeitet wurden, so hauchte der erdgeborne Künstler auch dem Antlitz seines Gottes von unten her Leben ein. Zuerst wurde das Kinn aus seiner Erstarrung befreit: es wurde vorgeschoben oder zurückgedrängt, verstärkt in der Breite oder verfeinert: da gewann der Kopf schon den Ausdruck der Energie oder der Weichheit. Ein großer Fortschritt war es ferner, als der Mund von dem gekniffenen seelenlosen Lächeln der alten Kunst erlöst ward. Das Antlitz ward nun fähig Freude und Trauer auszudrücken, und Strenge und Güte. Die Nase

und Wangen wurden dann zum Ausdruck des Alters, der Lebenserfahrung fähig, und als für das todte Auge das Werdelicht kam, da ergoß sich ein Schein von Macht und Liebe über das Haupt des Gottes, da erst sah er seine Menschenkinder. Spät und zuletzt wurden Stirn und Haare belebt, die Stirn als Bestandtheil des Augenspiels vermochte das sorgenfreie Glück oder die gedankenreiche Schicksalsnatur, das gnädige Gewähren oder den schwellenden Zorn des Gottes anzudeuten, und die Haare schlangen zur Bestimmung des Alters, der Beschäftigung oder der Würde den schönen Rahmen um das schöne Bild.

Die größten Künstler wandten an diese Aufgaben ihre Kraft: vor allem der Maler und Bildhauer Phidias, der Athener, ein Künstlergenius, der nach Allem was wir von ihm wissen, in allen Zeiten nur etwa in Rafael seines Gleichen findet. Erhabene stille Majestät ist der Charakter seiner Kunst. Er schaute des attischen Reiches Herrlichkeit. Aristokraten von Wirbel bis zur Zehe werden die Götter des demokratischen Athen.

Das eherne Kolossalbild der Kämpferin Athena auf der Akropolis begründete den Ruhm des Phidias, und zwei andere bezeichnen den Gipel seiner Kunst: der Zeus in Olympia und die jungfräuliche Athena im Parthenon zu Athen, beide aus Gold und Elfenbein gebildet. Von dem über 40 Fuß hohen olympischen Zeus sagt der nüchterne Pausanias: „Ich glaube nicht, daß man das Bild richtig ausgemessen hat, da das Maß weit zurückbleibt hinter dem Eindruck, den das Bild macht.“ Es war ein Gott voll stiller milder Hoheit: „nie hatte eine Leidenschaft sein Herz durchbebt, in ewiger Ruhe thronte er wie im Olymp, friedselig und ganz gnädig als Herrscher über das einträchtige Griechenland.“ Bald dachte sich alles Volk den höchsten Gott dem Bilde des Phidias gleich, es galt für ein Unglück zu sterben ohne es geschaut zu haben. Ein Redner der römischen Kaiserzeit sagt von ihm: „Welcher von Kummer und Sorgen belastete Mensch diesem Bilde gegenübertritt, von dem glaube ich, daß er Alles vergessen wird, was es im Menschenleben Schweres und Furchtbares giebt“. Nach alledem ist es völlig sicher, daß das Löwenhaupt des 100 Jahre später gebildeten Zeus von Otricoli mit dem Bilde des Phidias gar keine Aehnlichkeit gehabt hat.

Die dritte große Einzelstatue des Phidias war die der Athena Parthenos, prächtiger und glänzender noch als der Zeus, in feierlicher Siegesfreude gedacht. Gesicht, Arme und Füße waren von Elfenbein, das Gewand von Gold, die Augensterne von Edelsteinen. Die Göttin war dargestellt, wie sie nach siegreichem Kampfe in ihr Haus kommt und die Siegesgöttin empfängt, die ihr begeistert zufliegt. Dieses Bild

hat auf die weitere Entwicklung der griechischen Kunst einen Einfluß geübt, wie etwa das Madonnenideal der Renaissance. Von allen Werken des Phidias sind uns nur Reste des bildnerischen Schmuckes des Parthenon geblieben, Giebelgruppen und Reliefe, welche für uns den Gipfelpunkt der griechischen uns erhaltenen Kunst bezeichnen, und die wir aus diesem Grunde dem Phidias zuschreiben, obwohl das einzige Zeugniß dafür ihre Großartigkeit ist.

Aber man lebte schnell in jener Zeit, vielleicht so schnell wie heute, und nach kaum zwei Menschenaltern war mit dem griechischen Leben auch die griechische Kunst verändert. Der schönen Götter sind viele geworden. Aber während die Götter des Phidias so aussahen, als wären sie nur der Frömmigkeit der Menschen halber aus ihrer höheren Welt herniedergestiegen um wieder in den Olymp zu entweichen, sind diese späteren heimisch geworden hienieden. Die Götter des Phidias sind nur gnädig, die späteren sind leutselig. Die Götter des Phidias schauen gerade aus in die unendliche Ferne, in der ihre unendlichen Gedanken ruhen, sie kennen nichts höheres als sich selbst, und ihre Herrschaft umfaßt die Welt. Später, die Götter des Praxiteles dagegen neigen ihr liebliches Haupt herab zu diesem oder jenem Einzelnen, wie der Hermes aus Olympia, oder die Göttin der Liebe von Knidos, oder die Friedensgöttin mit dem Knaben Plutos auf dem Arm, ein Bild voll Mutterglück und Liebe, ein antikes Urbild der christlichen Madonna. Dieser Götter Blick ist auf einen naheliegenden Punkt geheftet, er beseligt den Einzelnen, den er trifft, doch den weiten Horizont hat er verloren. Die Religion ist Privatsache geworden. Oder die Gestalten richten ihren Blick nach oben, von wo sie Hülfe erwarten oder fromme Begeisterung, wie die Niobiden und der betende Knabe, so auch der citherspielende Apollo. Mit diesem Blick nach oben verloren sie die Herrschaft über die Welt.

Und wiederum wurde die Kunst eine andere. Hellas sah den gewaltigsten Jüngling, der seit den Zeiten Achills gelebt, Alexander den Großen. Die Gleichheit der Bürger verschwand, die Menschen zerfielen in große und kleine. Auch die Kunst wird groß und klein. Groß für die Gewaltigen der Erde, die gewaltige Monumente errichten, zu Ehren der Götter, die ihnen zu Macht und Reichthum verhalfen, mehr aber noch zu ihrer eignen Ehre. Der große Altar des Zeus zu Pergamon ist eigentlich nur eine Blasphemie gegen die heiligen Götter des Olymp: man stellte deren Kampf der Giganten doch nur deshalb dar, um den Kampf der Attaliden gegen die Gallier zu verherrlichen. Die Götterbilder der pergamenischen Reliefe sind von großer Kraft und noch

größerem Pathos, aber von geringem Geist und ganz ohne Herz. Sie sind in virtuoser Technik gebildet, oft bewunderuswerth in den Raum hineincomponirt, von sehr deutlich ausgeprägtem Charakter. Aber ihr Charakter ist schon nicht mehr rein hellenisch. Es ist auffallend, mit welcher morgenländisch-barbarischen Grausamkeit diese Götter, besonders die weiblichen, ihre Gegner behandeln: sie schleifen sie am Haar, treten sie mit Füßen, hetzen sie mit Hunden. Sie sind realistisch, ja naturalistisch gebildet, aber oft phantastisch gedacht, gerade wie unser heutiger Naturalismus verfährt: man malt etwa einen phantastischen Cherub mit höchst naturgetreuen Gänseflügeln. So wirken die dreileibige Hekate, der Aether mit Fledermausflügeln, die Mischwesen mit Löwenkopf und Schlangenfuß: naturalistisch-phantastisch, ein echtes Gespenst. Die Hellenengötter werden zu Barbaren in hellenischer Maske, wie die mächtigen Nachfolger Alexanders.

Daneben aber blüht noch eine andre Richtung der Kunst für die Kleinen der Erde, privaten Charakters. Der Gott, der hier den Olymp regiert, ist Eros, der kleine Gott der Liebe, kein ursprünglicher Gott, sondern eine bloße Erfindung der Poëten. Das Kind wird in dieser Kunst überhaupt der Lieblingsgegenstand der Darstellung. Das Idyll blüht in der bildenden Kunst wie in der Poesie, oft von Sehnsucht nach der entschwundenen Größe durchzogen, weltschmerzlich, sentimental. Wo die Kunst sich von dem Religiösen abwendet, ist sie oft noch groß und wahr, wie in dem sterbenden Fechter, im schmerzdurchwühlten Laocoon. Doch der Apoll von Belvedere ist nur äußerlich schön, innen aber kalt, er sieht einem Schauspieler gleich. Die Religion ist nur noch ein Schauspiel.

Reich ist diese Kunst immerhin, anziehend doppelt für uns, die wir in ihren Werken nicht selten uns wiederzuerkennen glauben. Das Griechenthum fiel nun den Römern anheim, welche wie in der Poesie nur die Satire, so in der bildenden Kunst einzig und allein die entsprechende Richtung des Portraits zu einer gewissen Vollendung zu bringen vermochten, während sie in reiner Nachahmung der Griechen häufig genug Geschmack und Feinheit bekundeten. In den Wirren der Völkerwanderung aber stieg die hellenische Kunst unter die Erde hinab, um in viel späterer Zeit, von der Renaissance bis jetzt in ungeahnter Weise ihre Auferstehung zu feiern.

traten in weitem Abstand heraus aus der Menge der kleineren, sie waren ihre Herren. Und je mächtiger sie zugleich über das menschliche Herz wurden, desto mehr wurden sie diesem Herzen ähnlich. Sie wurden wie Menschen von gewaltiger Macht und Größe, aber voll menschlicher Fehler und Schwächen. Es ist das deutlichste Zeichen von dem Stolze des griechischen Geistes, daß seine Götter ihm gleich wurden. Das ist die zweite Stufe des hellenischen Gottesglaubens. Die Götter steigen hernieder zu den Menschen, sie kämpfen und schmausen mit ihnen, sie lieben und hassen sie, und manche Gottheit scheint nichts anderes zu thun zu haben als diesen oder jenen Helden zu schützen oder zu verfolgen. Aber immer erscheinen die Götter noch tückisch, verführerisch, neidisch, launisch, unversöhnlich: das ist der Rest der alten sinnlos wirkenden Naturkräfte.

In diesen alten Zeiten haben die Griechen wie die alten Deutschen ihre Götter in freier Natur, und besonders in heiligen Hainen angebetet, ohne Tempel und ohne Bild. In dem Hain war nur die Opferstätte, um die sich die Menge der Andächtigen sammelte. So ist es noch bei Homer, der weder Bild noch Tempel kennt. Denn das einzige Götterbild, welches er erwähnt, ist kein griechisches, und wenn er von der steinernen Schwelle des Apoll zu Delphi redet, so meint er nur den Rand des Felsenspaltes, dem der heilige Begeisterung spendende Dampf entquoll. Wohl aber wurde häufig ein Symbol der Mittelpunkt der Andacht, ein Stein, ein Baum, ein Holzpfahl, welche nicht sowohl den Gott darstellten, als vielmehr nur die feste Stätte der Verehrung und der Anwesenheit des Gottes bezeichneten, oder mit irgend einer That desselben in Verbindung gebracht wurden. Der nächste natürliche Schritt war der, daß der heilige Holzpfahl oder Baumstamm in der Phantasie der Gläubigen aus dem Symbol zum Gotte wurde. Da keine Kultstätte der Athena ohne Oelbaum war, so versteht man nun die Ueberlieferung, daß die ältesten Bilder der Athena nur aus Oelbaumholz gemacht werden durften. War der Baumstamm einmal zum Gotte geworden, so lag es nahe, daß er bemalt oder behauen und mit Gewändern bekleidet wurde, um ihm auch die persönliche Gestalt zu geben, meist eine unförmliche Menschengestalt etwa mit dem Haupte eines Thieres oder eines phantastischen Fabelwesens.

Hatte man nun aber solche Bilder, so mußte man sie schützen vor den Unbilden des Wetters oder gottloser Feinde. Man schloß sie in eine Zelle ein: das ist der älteste Tempel. Wollte man nun auch den Altar vor der Zelle, oder die das Heiligthum bewachenden Diener und Priester in gleicher Weise schützen, so mußte man auch die zunächst

stehenden heiligen Bäume mit in die Umfriedigung hineinziehen. Es entstand dadurch zugleich eine geschützte Halle für die Andächtigen. Die mit in das Dach hineingezogenen Bäume wurden dann zu einem Haine von Holzsäulen und später von Marmorsäulen, die rings das heilige Haus umgaben. Dieser Tempel ist der einzige Bau, den die Griechen zur künstlerischen Vollkommenheit führten, denn bedeutende öffentliche Bauten gab es außerdem in der guten Zeit ebensowenig wie private Paläste.

Zuerst aber entbehrte der Tempel noch durchaus eines wesentlichen Merkmals aller Kunst: er ging nicht auf eine ästhetische Wirkung aus, sondern wollte nur ein religiöses Bedürfniß befriedigen. Ebenso war es mit den alten bildlichen Darstellungen der Götter. Die Charaktere der Götter konnten ja selbst nicht der Gegenstand des ästhetischen Wohlgefallens, überhaupt nicht des Wohlgefallens und der Freude, sondern nur der Furcht und des Schreckens sein. Wie den späteren Griechen diese alten Bilder erschienen, geht aus der Fabel hervor von dem Manne, der auszog, um das Lachen zu lernen. Er lernte es, als er das ungeheuerliche Schnitzbild der Leto in Delos erblickte. Häßlich wie die Götter waren, wurden sie auch gebildet. Niemand konnte an eine andere Darstellung denken. Die Götter übten ja weder Gnade noch Güte noch Barmherzigkeit, und es fehlte ihnen die uns so nothwendig erscheinende Grundlage der heiligen Reinheit und der Liebe. Vorbildlich für das Handeln der Menschen sind sie also durchaus nicht, ihre Ideale nehmen sich die Griechen wo anders her: ihre Ideale sind ihre Heroen.

Der Heroenglaube ist nicht aus dem Götterglauben hervorgegangen, ein Heros ist nicht ein erniedrigter Gott. Stellen wir uns noch einmal jenes Urvolk vor, welches aus dem übermächtigen Eindruck der Naturgewalten zu dem ersten Gottesgedanken gekommen war. Neben jener Naturgewalt griff noch eine andere Gewalt in ihr Leben ein, weniger sinnlich, weniger greifbar, aber vielleicht um so mächtiger, unheimlicher: das war der Tod.

Der Tod ließ sich nun aber keineswegs leicht in einen Gedanken, in eine Person zusammenfassen, da er in so unendlich verschiedener Gestalt auftrat und auf leisen Sohlen, wenn er sein Werk vollbracht, verschwand. Aber die Todten, die von jener unheimlichen Macht darniedergestreckten, blieben ihnen vor Augen. Es war unfaßbar, daß sie spurlos vernichtet sein sollten, es war nur ein Schlaf, ein Entrücktsein des Geistes aus dem Leibe. Und wenn man den Todten begraben, so hüteten die Nachkommen das Grab wie ein Heiligthum der Familie, des

Stammes, sie betraten unter Schauern den Ort, den der Ahne nun beherrschte, sie beteten zu ihm in der Noth, sie opferten ihm wie ihren Göttern. Und doch anders als ihren Göttern. Diesen opferte man an hellem Tage, auf hohem Altare, helle Tiere, und Dampf und Duft der Opfergaben zogen nach oben. Den Heroen dagegen schlachtet man schwarze Thiere, man drückt diesen den Kopf zur Erde, man läßt das Blut hinabrinnen in die Erde den Heroen zur Sättigung. Der Heros ist der Geist des verstorbenen Ahnen und in der Tiefe mächtig.

Aber mächtig auch im Herzen der dankbaren Nachkommen. Man wußte, daß der Heros seinen Stamm groß gemacht, daß er der Schrecken seiner Feinde war. Drum zog man in den Krieg im Gedanken, im Gebet zu ihm, man besang die Thaten des Stammesahnen, und die Begeisterung ihm nachzuthun entflammte den Krieger. Auch im Frieden gedachte man seiner, man richtete an den ihm geheiligten Tagen Kampfspiele ein, um ihn so auch durch den Schein zu erfreuen und zu ehren. Bis spät in die historische Zeit war dieser Heroencult lebendig. Noch Drakon befahl ausdrücklich die Götter und die vaterländischen Heroen nach altem Herkommen gemeinsam zu ehren. In dem verzweifelten Kampfe gegen die Barbaren, in der Schlacht bei Marathon, sahen die Athener, wie eine Erscheinung des Theseus in voller Rüstung den Kämpfern voran gegen die Barbaren stürmte. Und am Morgen vor der Schlacht bei Salamis riefen die Griechen den Telamon und Aias und die andern Aeakiden aus Salamis und Aegina zur Hülfe herbei. Und die Heroen kamen und halfen: nach dem ruhmvollen Siege wurde ihnen ein erobertes Schiff als Dankesopfer geweiht.

So ist der Heroencult vom Todtencult ausgegangen, und hat sich erweitert und erhoben zu einem Kult großer über die Menge hervorragender Menschen. Darin liegt nun die Bedeutung des griechischen Heroenkultus für uns und unsere nationale Erziehung, daß die griechische Jugend aus diesen Gestalten ihre Ideale entnahm, ihre Vorbilder für das eigne Handeln. Denn die Heroen viel eher als die zunächst unbegreiflichen Naturgötter handeln nach sittlichen Motiven. Ist es die Ehre, der Ruhm in den Liedern der Männer verherrlicht zu werden, oder die Liebe zur Heimat, oder die Treue gegen die Eltern oder die verlassene Gattin, oder ist der stolze Gedanke, alles auch das Schwerste, was die Götter schicken können, willig und tapfer dulden zu wollen und dadurch den Göttern zu zeigen, daß sie es nicht vermögen den Menschen in der Schwäche zu sehen: immer ist es doch ein idealer Zug in diesen Heroen, der es werth war, daß ihre strahlenden Gestalten den Pfad der hellenischen Jugend erhellten, ja daß ein Schein von ihnen auch

noch auf die unsre fällt. Ein wirklich jugendliches Herz bringt ja immer noch seine Liebe entgegen diesen herrlichen Lichtgestalten eines Heracles, Theseus, Aias, Achilleus, Odysseus, und ewige Jugend strahlt aus diesen Namen. Es mag sein, daß das hellenische Jugendideal weitab liegt von dem der heutigen Jugend, vielleicht allzu weitab. Für den griechischen Jüngling giebt es vor Allem keinen höheren Ruhm, als den, welchen er sich mit seiner Hände und Füße Kraft erringen kann. Doch Eines ist der höchste Zweck dieser Kraft, eines das höchste Opfer: nämlich das Vaterland zu schützen, das man über alles liebt, und wäre es karg und rauh wie Ithaka. Groß ist aber auch der Ruhm der Klugheit. Wenn der kluge Berather aus der Versammlung nach Hause wandelt, so schauen Männer und Frauen ihm nach wie einem Gotte. Und wenn Achilleus in der grimmigen Feldschlacht die Feinde gemordet hatte, unnahbar, unentrinnbar, mit schrecklichem Antlitz, dem Kriegsgott gleich: dann saß er ein anderes Mal wieder seinem Patroclos gegenüber am Meeresstrand und schlug die Leier, und sang von dem Ruhme der Männer, und sehnte sich, und pflegte die Freundschaft und ehrte die Muse.

So steht denn in der That dem Herzen der homerischen Welt der Heros näher als der Gott. Wie, wenn man nun einen solchen Helden ebenfalls bildlich darstellen wollte? Da genügte nicht ein göttliches Monstrum, der Heros mußte vielmehr menschlich und er mußte schön gebildet werden. Der Heros küßte das Dornröschen der Kunst, und sie erwachte.

Der ästhetische Sinn war bei den Griechen längst lebendig. Die Poesie hatte längst, bevor die schwerfälligere Plastik es versuchte, die Schönheit gepriesen. Achilleus ist der schönste Mann im Griechenheere. Und die Griechen schaaren sich um des erschlagenen Hektors Leiche und betrachten staunend, bewundernd die Schönheit seiner Glieder. Es ist ein Volk von Künstlern vor der Kunst.

Die Heroen waren die Todten. Ihr Kultus zeigte, daß die Geisterwelt nicht verschlossen war für alle Zeiten, sondern daß immer wieder Sterbliche hinzukamen in ihr ideales Reich. Darum wurden auch die Todten zu Heroen, jeder Stamm, jede Familie dachte sich seine Todten in ihrer Vollkommenheit, in ihrem Glück. Auf ihrer Cultstätte ehrte man ihr Bild, ihre Cultstätte aber war das Grab, drum ist das Grab die Wiege der hellenischen Plastik. Auch in historischer Zeit wurde der Todte als Heros gebildet, menschlich zwar, aber größer und glücklicher als die Nachkommen, in der Blüte der Kraft, hoch zu Roß oder auf einem Thron sitzend, umgeben von den Seinigen, die in kleinerem

Maßstabe gebildet ihre Todtenopfer zu seinen Füßen niederlegen. Eine solche Grabfigur ist auch der marmorne fälschlich sogenannte Apollo von Tenea. Es ist kein Gott, sondern ein elastischer stolzer Jüngling, dessen Antlitz wie in den ältesten Menschenbildern regelmäßig, eine starre versteinerte Freude ausdrückt, während die scharfkantigen Muskeln noch darauf hinweisen, wie man zuerst solche Statuen in Holz schnitzte. Besonders häufig sind solche Todtenbilder in der Form von Reliefmalereien: bemalt aber waren im Alterthum auch die freistehenden Statuen, wie denn das weiße kalte Marmorbild erst eine Erfindung der neueren Zeit ist.

Aber neben dieser monumentalen Kunst der Grabmäler gab es noch eine andere mit der Religion zusammenhängende Richtung der Kunst. Es war eine Kleinkunst, die in sehr alte Zeit hinaufreichend Menschen und Tiere in Bronce oder Terracotta darstellte. Rings um die fünf in Olympia aufgedeckten Opferstätten haben sich hunderte von kleinen Statuetten der Art gefunden, und Hunderte anderswo. Es waren offenbar Weihegaben, die man den Göttern darbrachte. Man bildete sein eignes Portrait, oder dasjenige von Hausgenossen oder Hausthieren, und stellte sich und seine Habe damit in den Schutz des Gottes. Wenige Typen sind es nur, die hundertfach immer wiederkehren: man bildete sich stehend in der Rüstung, oder sitzend, oder als Wagenkämpfer, in roher und feiner Ausführung. Diese Sitte, die in historischer Zeit verschwunden ist, scheint zusammenzuhängen mit einer dritten Seite der griechischen Religion. War der Heroenkultus hervorgewachsen aus der Sorge für die Todten, so liegt in diesen kleinen Weihgeschenken die Sorge der Menschen für das eigne Leben. Stellte man dieses unter den Schutz eines Gottes, so war man sicherer auch dann, wenn man den dunklen Gang ins Jenseits gehn mußte. Der Glaube an die Existenz der Seele, und an ihre Fortdauer nach dem Tode scheint jene Weihbilder veranlaßt zu haben, derselbe Glaube, der in historischer Zeit in einem glänzenden Feste zum Ausdruck kam, den eleusinischen Mysterien, welches unter der Hülle der Nacht und des Schweigens verlief.

Die sämmtlichen rein menschlichen Typen der Kunst der Weihgeschenke und der Grabmäler wurden aber übertragen auf die Götter, als auch der Götterglaube idealisirt wurde. Die Griechen ließen sich niemals von ihrer Religion beherrschen: deshalb war bei ihnen eine solche Wandlung möglich. Während bei andern Völkern die Priester geschlossene Kasten bildeten, welche die Religion als ihren unveränderlichen heiligen Besitz dem lediglich empfangenden Volke darboten, hatten im Ge-

gentheil in Griechenland die religiösen Ueberlieferungen keinen dogmatischen Charakter, sondern das Volk in seinem Singen und Sagen bildete sich frei den Glauben selbst. Daher das ungebundene Schaffen der Phantasie auch auf diesem Gebiete, daher die Idealisirung der Götter, als die Kunst im griechischen Leben mächtig wurde; die „Weihe der Begeisterung" war die einzige Weihe, die der Künstler bedurfte, um dem Volke zum Propheten emporzuwachsen. Wie die Baukunst trat auch die Plastik völlig in den Dienst der Religion. Die Tempel füllten sich mit den Werken der Künstler in Erz, Marmor, Gold und Elfenbein, und in den Fries und in die Metopen malten die Reliefmaler ihre weithin wirkenden Bilderreihen auf Marmorgrund mit eingeritzten Conturen oder mit halb aus dem Stein herausgearbeiteten Gestalten. In der Musik und Poesie war der Hymnus, der Dithyrambus, der Chorgesang, das Drama den Göttern geweiht, und auch die Gymnastik brachte ihre höchsten Leistungen den Göttern als Opfer dar. Es wurde allmählich ein großartiger Kultus eingerichtet, eine lange Reihe von Festen, von denen bei Homer noch fast keine Spur erscheint. In Chören und Prozessionen stellte sich die fromme Gemeinde den Göttern dar, und die Theilnahme an diesem öffentlichen Staatscultus wurde als unverbrüchliche Pflicht des Einzelnen angesehen. Die Zeit, in der diese Umwandlung sich vollzog, waren die Jahrhunderte vor den Perserkriegen, die jedenfalls viel religiöser und frömmer waren, als die alte Zeit des Homer. Die Anschauung von den Göttern als den personifirten Naturmächten verschwand immer mehr. Die Götter wurden humaner, und der Verkehr mit ihnen im Kultus nahm mehr den Charakter des Erfreuenden an. Die in alten Zeiten häufigen Menschenopfer verschwanden, oder wurden durch symbolische Handlungen ersetzt, die Feste, veranstaltet, um des Gottes gnädigen Blick auf sich zu ziehn, ließen auch die Feiernden der Gnade froh und gewiß werden.

In diesem Gottesdienste wuchs nun auch die griechische Kunst zu göttlicher Höhe empor, und in genialer Freiheit bildete sie die mit dämonischen Fehlern behafteten Naturgötter um zu liebenswerthen geistigen Wesen und das Starre oder Häßliche wurde zu Leben und Schönheit. Wie die Poesie es jetzt erreichte, daß die Götter aus den erbarmungslosen Verfolgern ihrer Feinde zu erhabenen Schirmherrn der Gerechtigkeit, des frommen menschlichen Erbarmens, der νόμοι ἄγραφοι wurden, so auch die bildende Kunst. Sie bildete die Götter jetzt rein menschlich, wie die Heroen, und entnahm von den alten Götzenbildern nur die Attribute zur Charakteristik, um es um so weniger nöthig zu haben, in der Körperbildung von dem neu erkannten Ideal der Menschenschön-

gion zur Christus-Religion. In wahrhaft flammenden Worten entwickelte er uns, wie der Stammesgott des Volkes Israel nach und nach unter den erhabenen Gesichten der Propheten, gestützt auf die jüdische Zähigkeit, zu der überweltlichen Persönlichkeit, die alles Kreatürliche von sich abstreift und sich zum Herrn aller Kreatur macht, entwickelt worden. Aber der beständige Widerstand der Kreatur macht diesen Herrscher mit seiner schrankenlosen Macht zum ewig zornigen, ewig strafenden Richter. Die wahrhaft weltüberwindende Macht ist nur die Liebe, von Christus offenbart, die aber als Voraussetzung, als aufgehobenes Moment den Gedanken der schrankenlosen, über alle Kreatur erhabenen Macht bedurfte. Denn die weltumfassende Liebe haftet nicht am Kreatürlichen. Wieck schloß diese Ausführung zuweilen mit der Frage: „Verstehen Sie nun das Wort Christi: ehe denn Abraham war, war ich?"

Von solchen Erinnerungen unvergeßlicher Stunden erfüllt, sahen wir in den Erdmannschen Scherzen eine empörende Profanation, und dünkten uns wer weiß wie hoch über einen Lehrer, dessen Reichthum an mannigfaltigen Kenntnissen wie an dialektischer Kunst wir doch kaum ermessen konnten. Ich habe später die vorschnellen Urtheile aus damaliger Zeit oft bedauert, aber doch daraus die Lehre gezogen, daß man die Perle nicht vor die Säue werfen, d. h. in diesem Zusammenhang, daß man den Tiefsinn nicht popularisiren soll; man erreicht nur, ihn zu profaniren, nicht ihn zugänglich zu machen.

Die Mittel, mit denen Erdmann seine Vorträge popularisirte, waren jedoch mannigfaltig und keineswegs immer so grober Art, wie das eben erwähnte. Er schilderte gern und, soweit sie damals schon erlangt war, mit völliger Sachkenntniß die Entwicklung des Eies von der ersten Anbrütung bis zum Ausschlüpfen des Hühnchens, oder die der Zelle bis zur ausgewachsenen Pflanze. Die Beschreibung dieser Vorgänge sollte dazu dienen, ein Bild des dialektischen Prozesses zu geben, wie er von dem Einfachen in strenger Gebundenheit zu dem einheitlich Mannigfaltigen fortschreitet. Das imponirte zwar sehr, bot jedoch immerhin in Bezug auf die dialektische Methode, die von den damaligen Hegelianern weit mehr im Munde geführt als klar gemacht wurde, höchstens eine Analogie.

Den Hallischen Studenten wurde aber die Gelegenheit, ihren gefeierten Lehrer noch auf einem bedeutenderen Platz, als auf dem Katheder, zu bewundern. Erdmann war, wie erwähnt, ordinirter Geistlicher und freiwillig aus dem Amt geschieden, er hatte also die Rechte der Ordination nicht verloren. Als diese Thatsache unter den Studenten

verbreitet worden, säumten die Bewunderer nicht, ihn um das gelegentliche Betreten der Kanzel zu bitten. Er willfahrte, und ersuchte seinerseits den ersten Geistlichen der städtischen Hauptgemeinde um gelegentliche Ueberlassung der Kanzel. Der Vorgang hat sich dann in längeren Pausen ziemlich häufig wiederholt. Erdmanns Weise war auf der Kanzel, namentlich in den ersten Jahren seiner Hallischen Predigten, ganz dieselbe wie auf dem Katheder. Der Unterschied lag nur in den heiligen Gegenständen, aber die Wirkung des Redners war auch auf der Kanzel eine recht bedeutende. Sie erregte dieselben Widersprüche wie auf dem Katheder, fand aber auch in zahlreichen Kreisen denselben, aus der Ueberzeugung kommenden Beifall. Jedenfalls trugen diese Kanzelvorträge in entscheidender Weise dazu bei, an den Ernst des Mannes glauben zu machen, den seine Gegner ihm abstreiten wollten, weil er ein weltmännisch freies Auftreten liebte und allzu beflissen um den Preis weltmännischer Gewandtheit sich zu bemühen schien. Ich will, um von dieser Predigtweise eine Anschauung zu geben, eine einzelne Predigt charakterisiren.

Vor einer vollgefüllten Kirche behandelte der Redner die schöne Stelle des Jakobus-Briefes über die Werke, die so sehr den Zorn unseres Luther erregt hat. Erdmann begann ganz im Sinne Luthers: die Werke bedeuten garnichts für die Seligkeit, „der Glaube allein macht selig". Dann aber folgte eine geistvolle Ausführung über die Nothwendigkeit der Werke für das Leben, dessen Werth durch sie bestimmt wird; daß der Mensch sich auswirke, sei der Zweck des Lebens. Diese Predigt lieferte den Stoff zu erregten Meinungskämpfen. Natürlich konnte sie den Junghegelianern nicht gefallen, denn für diese bestand die Seligkeit in dem sich Auswirken der Persönlichkeit im irdischen Dasein. Aber auch manche Zuhörer, die diesen Standpunkt nicht theilten, nahmen doch Anstoß daran, daß der Glaube, der Besitz des innersten Seelenfriedens, so garnichts zu thun haben sollte mit der Arbeit des thätigen Lebens. Es ist dies eines von den Themen, die heut niemand versteht. — Jemand und Niemand ist für mich immer der Durchschnitt der sogenannten Gebildeten. — Damals aber beschäftigten solche Themen gern die feineren Köpfe, und ich glaube, daß die Entscheidung in dem angeführten Fall garnicht leicht zu fällen ist. Man kann zweifelhaft sein, ob die innere Freiheit und Seligkeit des Gemüthes nicht ein Bedürfniß hervorruft, sich von dem Leben abzuwenden. Es ist garnicht leicht, den Nachweis zu führen, daß diese innere Befreiung immer dazu leitet, den Kampf des Lebens desto kräftiger und gestaltungsfreudiger aufzunehmen. — In Erdmanns intellektueller Anlage

herrschte ein Trieb scharfer Sonderung und des die Gedanken auf die Spitze Treibens vor. Das nannte man damals Pointenwesen in den Kreisen der Gegner. Als ob die Fähigkeit der Pointen, das heißt der völlig reinen und kräftigen Gedankenprägung, nicht etwas Vorzügliches wäre! Es kann indeß nicht geleugnet werden, daß Erdmann auch der Versuchung unterlag, falsche Pointen aufzustellen, das heißt, aus der Sonderung der Gedankenelemente falsche Schlüsse zu ziehen. Davon sollte er das schlimmste Beispiel liefern, als die Bewegung des Jahres 1848 gescheitert war.

Je näher dieses Jahr heran rückte und das allgemeine Gefühl der unvermeidlichen Katastrophe sich immer mehr verbreitete, desto schärfer wurden auch die Gegensätze in Halle. Die Junghegelianer waren ausgewandert oder zum Schweigen gebracht, dafür wurde die Bewegung mehr und mehr politisch und ergriff in weiteren Kreisen die Bürgerschaft. Erdmann war von Hause aus kein eigentlicher Reaktionär und ist es nie geworden, weil er nie dazu gebracht werden konnte, die Freiheit seiner Bildung zu verleugnen. Aber die Gesellschaft, in die er damals gerieth und gerathen mußte, war doch die der politischen Reaktionäre. Er, der geborene Livländer, den man damals gern spottweis einen Russen nannte, hatte für die politischen Ideale Deutschlands keinen Sinn, eine Eigenschaft, die man noch viel später an den jüngeren Generationen der Balten, auch wenn sie als Opfer des Despotismus nach Deutschland kamen, hat beobachten können. Als das Jahr 1848 gekommen war, blieb Erdmann skeptischer Zuschauer, als die Reaktion wieder zu Kräften gekommen, schloß er äußerlich, aber ohne innere Sympathie, sich ihr an. In den Vorlesungen sagte er damals zuweilen: die Streitigkeiten der Kreuzzeitung mit den liberalen Blättern wirkten genau so auf ihn, wie die Kämpfe der Katzen und Hunde, deren unfreiwilliger Zeuge man zuweilen auf der Straße wird. In dieser Zeit war es, wo er ein Buch herausgab: „Vorlesungen über den Staat“. Merkwürdig genug, daß Erdmanns freie Gedankenschule ihn im Jahre 1848 keine Sympathie hat finden machen für den Kampf der besonnenen Bildung gegen die Demagogie, der in Frankfurt mit so viel Aufwand von Geist und Patriotismus durchgeführt wurde. Erdmann gesellte sich zu der großen Mehrheit der Platten, die in dem Frankfurter Werk nicht den unvergänglichen Trieb, sondern nur den augenblicklichen Mißerfolg sahen. Als er das Buch über den Staat verfaßte, wendete er sich nicht gegen die Demagogie, sondern betrachtete mit den Reaktionären als den Hauptfeind die äußerlich doch ganz zu Boden liegende „Frankfurter Professorenpolitik“. Der Hauptgedanke

des Buches ist der Satz, daß Professoren, wenn sie rechte Professoren sind, niemals praktische Politiker sein können, also mit anderen Worten, daß Theorie und Praxis ewig getrennt sind. Der Widersinn der Behauptung wird durch die witzige, zum Theil in den treffendsten Beispielen sich ergehende Ausführung beinah verdeckt. Wer im Stande ist, an geistreicher Sophistik Gefallen zu finden, wozu ich mich bekennen muß, kann an dem Buch viel Ergötzen haben. Er wird sicherlich mit Zustimmung lesen, daß die chemischen und physikalischen Kenntnisse, die zur Glasindustrie gehören, im akademischen Laboratorium zubereitet werden, daß aber der Akademiker schwerlich jemals im Stande ist, mit eigenen Händen das Glas zu biegen, das nach seinen Rezepten durch den Schmelzprozeß gelöst worden. Solche Beispiele werden dann ohne weiteres als beweiskräftig auf die Politik angewendet. Als ob die Politik gleich zu setzen wäre mit den Hülfsmanipulationen untergeordneter Technik! Es ist richtig, daß der Staatsmann, der früh in die Praxis kommt, vieles aus ihrer Handhabung lernt, was er in der seiner Zeit vorliegenden Theorie vielleicht nicht findet. Andererseits wird der Theoretiker, zumal, wenn er keine Gelegenheit hat, sich an praktischen Geschäften zu bilden, viele überflüssige und zu weit gehende Aufstellungen machen. Aber diese Mängel gehören nicht zu der Natur der Funktionen, sie sollen vielmehr ihre Abstellung darin finden, daß Theorie und Praxis sich durchdringen. Der Staatsmann, der die vornehmsten theoretischen Gedanken über den Staat kennt, wird sicherlich davon keinen Schaden haben, und der Staatslehrer wird Fruchtbares nur dann leisten, wenn er die praktischen Schöpfungsarbeiten mit lebendigem Sinn theoretisch erfaßt. Was im angeführten Fall die geschmähte Frankfurter Professorenpolitik geleistet hat, das ist die Auffindung der politischen Wahrheit gewesen, ohne deren Verwirklichung Deutschland nicht leben konnte. Was der wirkliche Praktiker gethan hat, das ist die genaue Ausführung des Frankfurter Rezeptes gewesen, und ohne die weitgehende theoretische Verbreitung hätte das Rezept garnicht verwirklicht werden können.

Es ist begreiflich, daß jenes Buch unserm Freund sehr übel genommen worden ist. Aber eine seiner besten Eigenschaften bewährte er unstreitig darin: die Selbsttreue. Er war Keiner, der den Mantel nach dem Winde hängt. Denn wohin der Wind damals trieb, das war keineswegs das Eingeständniß ihrer Unfähigkeit von Seiten der Theorie, die Praxis zu gestalten; der Wind verlangte vielmehr, daß die Theorie für die herrschende Reaktion Partei nehme, sich zu deren Einbläser, Rathgeber und Anwalt mache. Dies leistete Stahl, darum

wurde er der große Mann der Epoche, darum lauschte man seiner am Theetisch Friedrich Wilhelms IV., wie ihn auf der Rednerbühne des Herrenhauses die altadligen Genossen mit kindlicher Andacht umdrängten. Erdmann aber wurde mehr und mehr das, wozu ihn sein Geschick bestimmt hatte: ein Original. Er war der Freund der Reaktionäre und wurde von ihnen sehr geschätzt, aber sowie Einer von denen geschätzt wird, zu denen er innerlich nicht gehört, die ihm aber den Anschluß um so höher anrechnen. Er war und blieb ein ehrenvoller Renegat. Denn daß das Hegelthum die Wurzel, oder wenn nicht die Wurzel, die giftigste Blüthe aller Laster des Zeitgeistes sei, daran zweifelte kein Reaktionär. Dennoch verziehen sie dem Genossen Erdmann sein Hegelthum, weil er gar so liebenswürdig, gar so geistreich, gar so vornehm ablehnend gegen viele Erscheinungen war, die sie aus ganzer Seele haßten. Der Ausdruck Renegat, den wir eben brauchten, paßt nur in halbem Sinn. Keinen Augenblick dachte Erdmann daran, seine Ueberzeugung zu verleugnen. Er war nur insofern Renegat, als er nicht da stand, wo er nach der Folgerichtigkeit seines Standpunktes hätte stehen sollen. Die Differenz mit seinen Parteigenossen trat immer wieder hervor, und er bemühte sich garnicht, sie zu verbergen. Als Louis Napoleon seinen Staatsstreich gemacht hatte, schrieb Erdmann eine Broschüre: „$\sqrt{-1}$, In Frankreich ist $\frac{\text{Recht geschehen}}{\text{nicht Recht geschehen}}$.“ Er wies nach, daß der Staatsstreich ebenso sehr ein Verbrechen, als eine Unvermeidlichkeit gewesen sei. Damit vergleiche man, wie Stahl den Staatsstreich im Herrenhaus begrüßte, als eine Rückkehr des Zeitgeistes zu dem gesunden Positiven aus der hohlen, krankmachenden Ideologie.

In diesen fünziger Jahren begann Erdmann seine zahlreichen Vorlesungen zum Theil in Bücher umzuwandeln. Das große Werk über die Geschichte der neueren Philosophie vollendete er und unterzog dann einen Theil des Stoffes einer Neubearbeitung in einem selbstständigen Werk. Ferner erschienen die „Psychologischen Briefe“ und manches Andere. Erdmann war immer ein sehr beliebter Redner vor den aus gebildeten Frauen und Männern gemischten Hörerkreisen gewesen. Er pflegte hier aus der Fülle der Lebenserscheinungen irgend eine zwar sehr geläufige, aber wenig beachtete herauszugreifen, und ihre dialektische Natur aufzuzeigen, diese Aufzeigung aber auf das Lebendigste an den Thatsachen des Lebens zu veranschaulichen. Kein Wunder, daß er mit diesen Vorträgen außerordentliches Glück machte, so daß in der Regel sogleich der Druck verlangt wurde. Er hat sie dann später unter dem Namen „Ernste Spiele“ gesammelt.

In den sechziger Jahren kam endlich der seit dem Scheitern der achtundvierziger Bewegung vorbereitete Sturz der Zeit in den gedankenlosen Positivismus zum vollen Abschluß. Der Idealismus rettete sich gewaltsam in die Praxis und erzeugte hier eine heroische Periode. Wie Erdman sich in dieser ganzen Epoche verhalten hat, darüber fehlt mir leider die Kunde, ich kann daher sein Bild nach dieser Seite nicht vollenden.

Seine Ehe, unter romantischen Umständen geschlossen, war kinderlos geblieben, aber sie war eine der vollkommensten. Hier zeigte der Mann, daß Treue in ihm wohnte. In den „Psychologischen Briefen" heißt es: Man wird alt und grau und doch wird das Glück, das von einem solchen Besitz ausstrahlt, mit jedem Tage jung, den man erlebt.

Diese Lebensgefährtin verließ den Mann, der endlich zum Greis geworden war; er verschloß den Besitz, der nun ein abgeschlossener blieb, in seine Brust, und blieb nach außen der heiter kontemplative Weise.

Erdmanns geistiges Wirken war zusammengesetzt aus Eigenschaften, die immer für unverträglich gegolten haben: aus einem glänzenden und lebhaften Geist, der beständig Funken sprühte, und aus einem gründlichen Ernst. Seine Schranke war, daß ihm nicht gelang, sein Lebensschiff in den rechten Strom der Zeit zu treiben. Er segelte in einem abgeschiedenen Gewässer unter veralteten oder verkehrten Fahrzeugen, wo seine Segelkraft freilich hervorstach. Von Jedermann gerühmt wurde seine gesellige Begabung. Hier zumeist sprühte er Funken, verbarg aber den Schalk unter der Maske eines fast griesgrämigen Ernstes. Als noch die Franzosen zuweilen ihre Gelehrten nach Deutschland sendeten, um unsere Gelehrtenkreise zu studiren und gelegentlich zu bewundern, da schrieb in der „Revue des deux mondes" Henri Taillandier über Erdmann: „le professeur brillant, qui ne rit jamais, mais qui fait rire tout le monde."

Constantin Rößler.

Politische Correspondenz.

Die Krisis des deutschen Weltausstellungsplans. Die Reform des preußischen Wahlrechts.

Als ich für das letzte Heft die Betrachtungen über den Plan einer deutschen Weltausstellung niederschrieb, war ich der Ansicht, daß das Haupthinderniß in dem Zweifel an der Leistungsfähigkeit Deutschlands und Berlins im Vergleich mit den beiden nächsten großen Concurrenten liege. Diesen Zweifel suchte ich zu verscheuchen und es ist auch kein eigentlicher Widerspruch gegen meine Ausführungen in dieser Richtung laut geworden. Der Plan ist aber abgelehnt worden auf Grund der Annahme, daß eine „allgemeine und einhellige Ueberzeugung von dem Nutzen" des Unternehmens in der Industrie hätte bestehen müssen, indem constatirt wurde, daß diese Voraussetzung nicht eingetroffen sei.

Man hat vielfach die Vermuthung ausgesprochen, daß es dem Grafen Caprivi von vorn herein mit der Ausstellung nicht Ernst gewesen sei und daß er die Gutachten der Industriellen nur eingeholt habe in der Absicht, die Ablehnung dadurch zu maskiren. Es sind aber Dinge geschehen, die diese Auffassung als offenbar unrichtig darthun. Die Anfrage bei der Stadt Berlin, die zur Bewilligung von 10 Millionen Mark führte, und namentlich die Anfrage in Paris zeigen, daß man die Ausführung schon ziemlich bestimmt in's Auge gefaßt hatte. Die Folge ist nun gewesen, daß umgekehrt vielfach der Eindruck erweckt ist, als ob Deutschland zurückgewichen sei, nicht weil es nicht wollte, sondern weil es nicht konnte. Darüber dürfen wir uns nicht täuschen: in den Augen der Welt haben wir eine Niederlage erlitten. Man lacht und sagt: die Trauben waren sauer. Die Welt hat es wieder gewagt, wie in den Zeiten des seligen Bundestages über Deutschland zu spotten. Die Meinung, daß die Franzosen mit der plötzlichen Ankündigung ihrer Ausstellung für das Jahr 1900 uns auch hätten einen besonderen Stich versetzen wollen, muß zwar aufgegeben werden, da dieser Gedanke wirklich bei ihnen schon früher gefaßt war. Aber immerhin bleibt der Schein, als ob Deutschland sich einen Nasenstüber habe geben lassen, und auch solcher Schein setzt in der öffentlichen Achtung herab und ist für ein großes Volk eine demüthigende Empfindung. Vorläufig sind wir also die Geschlagenen und da Graf Caprivi absichtlich sich und uns gewiß nicht in diese Lage gebracht hat, so muß man annehmen, daß er

wirklich und ehrlich den Plan der deutschen Weltausstellung eine Zeit lang verfolgt hat und erst als er sah, daß in der Industrie, wie in der Nation — die Thatsache ist ja unleugbar — weite Kreise Widerspruch erhoben oder wenigstens große Lauheit zeigten, da hat er den Plan fallen lassen. Sein Verfahren wäre also durchaus klar und correct — denn die Möglichkeit gewisse Pläne zur öffentlichen Discussion zu stellen und Fühlungen zu nehmen, ohne daß man deshalb schon zur Ausführung gezwungen ist, muß nothwendig vorhanden sein — wenn die eine Voraussetzung richtig wäre, daß in dieser Frage die Nächstbetheiligten, die Industriellen wirklich das entscheidende Wort zu sprechen haben. Gerade diese Voraussetzung aber zeigt, daß man im Reichskanzleramt sich gar nicht klar gemacht hat, was eine Weltausstellung eigentlich für einen Sinn und Zweck hat*).

Eine Weltausstellung wird gemacht, nicht bloß um den Export zu fördern, auch nicht bloß damit der einzelne Industrielle, indem er seine Waaren zeigt, neue Abnehmer finde und seinen Absatz vergrößere. Eine Weltausstellung ist mehr als alles Andere ein großes technisches und commercielles Lehr-Institut. Der Lernbegierige findet hier beisammen, was er sonst nur auf dem Wege ausgebreiteten Studiums und weiter und vielfältiger Reisen sich zu eigen machen könnte. Hat die Fachausstellung den Vorzug der Ueberſichtlichkeit, so hat die allgemeine Ausstellung den Vorzug des Reichthums: jedes Fach steht zuletzt mit jedem anderen in irgend einer Beziehung; die Grenzen sind allenthalben flüssig. Das Schwerste und Wichtigste, was es auf der Welt giebt, die Erzeugung neuer Ideen erwächst vorzugsweise aus der nicht bloß fachmäßigen, sondern aus der allgemeinen Anregung. Die Größe des Ganzen, die Fülle der Vorführung, die persönlichen Berührungen und Aussprachen regen nicht bloß Ideen sondern auch die Thatkraft und den Unternehmungsgeist an. Je mehr Völker vertreten sind, desto größer die Kontraste, desto kräftiger die Impulse. Besuch und Beschickung einer fremden Weltausstellung wie die Chicagoer ist immer nur Sache einer kleinen Minorität; erst die große Ausstellung im eigenen Lande bringt auch dem eigenen Volke den vollen Gewinn. „Neue Erfindungen, Verbesserungen, Verfahren, Aenderungen der Produktionsbedingungen bekannt zu machen, giebt es kein besseres Mittel als die Weltausstellungen mit ihrem colossalen Agitationsapparat. Die Entwicklung der modernen Technik ist ebenso revolutionär, wie die Entwickelung der modernen Verkehrsmittel und Wege, deren Verbesserung und Verkürzung die Aenderung der Bezugsquellen

---

*) Die nachfolgenden Ausführungen habe ich zum großen Theil bereits in den Tagen der Entscheidung in den „Münchener Neuesten Nachrichten" veröffentlicht. Von weiterer Literatur merke ich an:

Georg Bobertag: „Eine Weltausstellung in Deutschland". Berlin, Maschning, Winckler & Co., 99 S.

Dr. Jannasch im „Export" v. 4. August.

Haarmann (Präsident der Osnabrücker Handelskammer und General-Director der Georg-Marienhütte). „Vor dem Rubicon." Berlin, Deutsche Verlags- und Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft.

wie Absatzverhältnisse ebenso diktatorisch vorschreibt, wie es der Wechsel der Dinge infolge schlechter oder guter Ernten und Naturalausbeuten überhaupt oder der Wechsel in den handelspolitischen Grundsätzen und Verträgen der Völker thut." (Jannasch.) Die Weltausstellungen bringen das zum Ausdruck und zur unmittelbaren Kenntniß. Die Verbindungen, die angeknüpft, die neuen Gesichtspunkte, die gefunden werden, sind auf keinem anderen Wege zu erlangen; zum wenigsten nicht für die große Menge der kleineren Industriellen, die nicht von sich aus die Möglichkeit haben, Weltbeziehungen zu unterhalten. Herr Bamberger in einem soeben erschienenen Artikel der „Nation" (vom 27. August) tröstet sich damit, daß die großen Vermittler, also die Großkaufleute, die Zwischenhändler das Zeug und die Pflicht hätten für diese zu sehen. Ich bin Herrn Bamberger dankbar für dieses Wort: man kann nichts besseres thun, als sich den technischen, wie wirthschaftlichen, socialen, ja politischen Unterschied zwischen solchem vermittelten Sehen und dem Selbstsehen klarzumachen und hieran den Werth und die Bedeutung der Ausstellungen zu messen. Der Satz hat Gewicht, der sich hieraus ergiebt. Er lautet: Ausstellungen stärken den heute sozial bedrohten Mittelstand. Es sind aber nicht allein die Chefs, die in Betracht kommen, sondern namentlich auch ihre Angestellten, die Techniker, Beamten, Meister und gelernten Arbeiter. Gerade für diese ist das Studium einer Ausstellung von höchstem, auf keine Weise ersetzbarem Werth. Hier werden Kräfte geweckt und Talente und Persönlichkeiten emporgebracht, die sonst für alle Zeit unfruchtbar und ungekannt im Verborgenen bleiben würden. Die Behauptung, daß die Ausstellungen nichts Neues bringen, wird durch die Pariser Ausstellung von 1889 Lügen gestraft, sagt mit runden Worten Jannasch. Die englische Glasindustrie ist durch die deutschen und französischen Vorbilder, die ihr auf der ersten großen Weltausstellung vorgeführt wurden, erst geschaffen worden. Die Ausstellung von Philadelphia hat der deutschen Industrie den Keulenschlag des Wortes „billig und schlecht" eingetragen und sie dadurch aufgerüttelt und auf bessere Wege gedrängt.

Herr Bamberger sagt: „von den vielen Hunderttausenden, die durch die Maschinenhalle der letzten Pariser Ausstellung mit aufgerissenen Augen gewandelt sind, hätten neunundneunzig Procent mehr gelernt, wenn man ihnen die Functionen einer einzigen Stick- oder Webemaschine genau erklärt hätte". Ich acceptire diesen Satz vollständig, aber er spricht ganz wie die Bezugnahme auf die Zwischenhändler, nicht gegen, sondern für die Ausstellung. Die „99 Procent" hätten *mehr* gelernt auf andere Weise — wenn nämlich die andere Weise überhaupt an sie herangebracht worden wäre. Wäre aber die Ausstellung nicht gewesen, so hätten sie sich nicht dies oder jenes „genau" erklären lassen, sondern sie hätten garnichts gesehen. Wie steht es aber mit dem letzten „Procent"? Die Pariser Ausstellung hat 25 Millionen Besucher gehabt. Davon *ein* Procent sind 250000; von diesen 250000 giebt also selbst Herr Bamberger, der gegen die Ausstellungen schreibt, indirect zu, daß sie Wesentliches durch die Ausstellung gelernt haben. Ich will hiervon, da viele Besucher mehrfach gezählt sind, nur den zehnten

Theil nehmen, also 25 000. 25 000 ist die Zahl der sämmtlichen Großgrundbesitzer in Deutschland, die über 100 Hectar bewirthschaften. Muß eine Institution nicht von einem unbezahlbaren Werth sein, die alle diese Leute — halt, das ist auch noch zu viel: ich will wiederum nur den zehnten Theil nehmen, also nur 2500, die also diese 2500, seien es nun Grundbesitzer, oder Fabrikanten, Techniker, Kaufleute in die Lage versetzt, große und wesentliche wirthschaftliche Vortheile und Verbesserungen für sich und damit für die Nationalwirthschaft zu erlangen? Die große Menge mag nur der Schaulust fröhnen — auch das ist schon nicht so ganz zwecklos, da diese Leute sonst in völliger Dumpfheit dahinleben — wahren Lerntrieb haben nur Wenige, bei diesen Wenigen aber bringt es tausendfältige Frucht. Rechnen wir jenes Exempel einmal zu Ende: es sollen wirklich nur 2500 Leute sein, die auf der Ausstellung etwas Positives lernen und erfahren. Jeder von ihnen soll dadurch in Stand gesetzt werden, im Durchschnitt jährlich ein Mehr im Werthe von 10 000 Mark zu produciren und zu vertreiben. Das giebt einen jährlichen Zuwachs zum Nationalreichthum von 25 000 000 oder die Verzinsung eines Capitals von mehr als 600 Millionen. Das ist eine Summe von schon nicht mehr bloß wirthschaftlicher, sondern von politischer Bedeutung und thatsächlich handelt es sich ohne Zweifel um noch viel größere Massen und Kräfte, die durch eine Ausstellung erweckt werden können.

Die hervorragende Stellung, die die französische Industrie in der Welt einnimmt, beruht nicht zum wenigsten auf dem aus natürlicher Anlage erwachsenem und durch Generationen bewußt fortgebildetem französischem Geschmack. Daß die Franzosen sich diese Hegemonie auch nach ihrer furchtbaren Niederlage, trotz der ungeheuren wirthschaftlichen Lasten, die ihnen der Krieg, der Communeaufstand und die seitdem angenommene Kriegsrüstung auferlegt, erhalten haben, verdanken sie mancherlei Ursachen, darunter auch den wiederholten Weltausstellungen in Paris. Denn eine Weltausstellung wirkt bildend auf die ganze Bevölkerung, bereichert ihre Anschauungen, erzieht ihren Geschmack, lehrt sie die Leistungen der einzelnen Länder miteinander zu vergleichen.

Wenn der einzelne Aussteller die Kosten berechnet, die ihm eine Ausstellung macht und nachher den nachweislichen directen Gewinn, den sie ihm eingebracht hat, so mag sehr oft ein Debet herauskommen, und Bobertag sagt deshalb geradezu, das Ausstellen müsse von jedem einzelnen Aussteller zunächst als ein reines Opfer angesehen werden. Denn die Kosten sind in Mark und Arbeitstagen zu berechnen, der Gewinn ist zunächst ein ideeller, auf geistigen und moralischen Faktoren beruhend, der erst langsam und ungleichmäßig sich in rechnungsmäßigen materiellen Vortheil umsetzt. Für Viele erscheint dieser Vortheil überhaupt nie. Die Ausstellung schafft nicht bloß neue Kunden, sondern auch Concurrenten. Alle diejenigen also, die mehr die zweiten fürchten als die ersten begehren, sind natürliche Gegner der Ausstellung. Das sind vor Allem viele Großindustrielle, die weiteres Wachsen und Ausdehnung ihrer Beziehungen nicht nöthig haben. Was hat eine Firma wie Krupp von einer Ausstellung zu erwarten? Ihre Leistungen und ihre Produkte sind ohnehin bekannt genug. Um ihres Rufes würdig auf-

zutreten, muß sie aber sehr große Kosten aufwenden, die ihr schwerlich irgend etwas Wesentliches einbringen.« Es ist derselbe Grund, weshalb der erste aller Industriestaaten, England, keine großen Ausstellungen mehr macht. Die Engländer haben es nicht nöthig. Die Ausstellungen bringen allen Denen, die die beati possidentes in der Industrie sind, nur die Gefahr neue Leute heranzuziehen, die sonst klein und unbekannt bleiben würden. Dies ist eine Erwägung selbst für viele Firmen zweiten Ranges. Sie fühlen sich in leidlich guter Lage; es fehlt ihnen an Lust, Muth, Kapital, selber noch nach Höherem zu streben. So ist ihnen Ruhe und Stabilität das Allerliebste. Jeder Fortschritt macht Veränderungen nöthig und Veränderungen erfordern Thätigkeit und Anstrengung. Also gerade weil Ausstellungen geeignet sind, der Industrie als Ganzem Fortschritte zu bringen, deshalb sind viele Einzelne ihr abgeneigt. Keine Ausstellung — keine neue Concurrenz! Das ist der ganz einfache Schluß. Hier liegt auch die Erklärung für den Begriff der Ausstellungsmüdigkeit. Man könnte ebenso gut von Arbeitsmüdigkeit sprechen. Natürlich giebt es Viele, die ausstellungsmüde sind, gerade wie es Viele giebt, die arbeitsmüde sind, die es weit genug gebracht haben und nun, wenn sie sich auch nicht gerade zur Ruhe setzen, doch in dem gewohnten Geleise gemächlich fortzurollen wünschen. Ebenso aber giebt es Andere, die weder arbeits- noch ausstellungsmüde sind und wünschen, daß ihnen der Tummelplatz einer Ausstellung geöffnet werde. Das Interesse des einzelnen Industriellen und das Interesse der nationalen Industrie als Einheit fällt keineswegs zusammen. Allen jetzt lebenden Industriellen kann es leidlich gut gehen und dennoch kann die Gesammtheit in dem allgemeinen internationalen Wettbewerb zurückbleiben, weil zum Vorwärtsschreiten auch das fortwährende Aufkommen von neuen Persönlichkeiten und Kräften gehört. Das ganze Werk ist deshalb, wie das nun wohl klar sein wird, nicht das Werk von Einzelnen, sondern es ist eine zugleich nationale und sociale That, ein Unternehmen der Gesammtheit, für das die Gesammtheit die Kosten tragen, das ihr in der Gegenwart und noch in zukünftigen Generationen zu Gute kommen und über das sie daher auch entscheiden soll. Es ist durchaus unrichtig, bloß die Kaufleute und Industriellen darüber zu hören, und es von ihrem Urtheil abhängen zu lassen, ob eine solche Ausstellung stattfinden soll oder nicht. Hört man nur die Kaufleute und Industriellen, so hört man nur die Chefs, während gerade die Angestellten und Arbeiter zu den wesentlich Interessirten gehören. Man hört wieder unter den Chefs vorwiegend die Großen, die das geringste Interesse an dem Werke haben. Also das ganze sociale Element der Betrachtung, die Förderung und Stärkung des Mittelstandes und die Schaffung von Arbeitsgelegenheit und Auszeichnung auch für die Untersten, wird künstlich unterdrückt.

Wer die Ausstellungen bloß unter dem Gesichtspunkt der Förderung des Exportes ansieht, mag ja zu dem Schluß kommen, daß wirklich Chicago und Paris für uns bessere Plätze sind, von denen wir wenigstens, wenn einmal ausgestellt wird, nicht wegbleiben dürfen, als Berlin. Wer aber erst den ganzen

erzieherischen Werth erkannt hat, der troß alles Scheinwesens, alles Blendwerks, alles Schwindels, das sich an die Sohlen der Ausstellungen geheftet hat, ihnen beiwohnt, der wird nimmermehr den Satz anerkennen können, daß weil viele, vielleicht selbst die Mehrzahl der Industriellen erklärt hat, keinen Vortheil davon erwarten zu können, das Werk aufzugeben sei. Man darf viel eher den Schluß umkehren: bei den großen Kosten, der Last, der Arbeit, die die Ausstellung dem Einzelnen bereitet, ist es erstaunlich und ein überaus günstiges Resultat, daß so Viele sich noch für die Ausstellung ausgesprochen haben. Jedenfalls ist der Satz, von dem der Bericht des Herrn Reichskanzlers ausgeht, daß eine „allgemeine und einhellige Ueberzeugung von dem Nutzen" des Unternehmens postulirt werden müsse, so falsch wie nur ein solcher Satz sein kann. Man hat im Reichskanzleramt garnicht gewußt, was eine Weltausstellung ist.

Das scheint kein geringer Vorwurf — und doch meine ich nicht eigentlich die betreffenden Beamten oder den Herrn Reichskanzler persönlich damit zu treffen. Graf Caprivi hat ja bisher gerade in wirthschaftlichen Fragen, in den Handelsverträgen, in der Reform der Zuckersteuer einen ebenso klaren Blick, wie eine feste und sichere Hand gezeigt; in den Verhandlungen über einen Vertrag mit Rußland scheint ihm von Neuem ein großer und überaus werthvoller Erfolg zu winken. Die Regierung ist aber nicht und kann nicht sein die Verkörperung alles politischen Denkens und aller Weisheit in der Nation. Sie kann nicht alle Ideen selber produciren. Erst dann trifft sie ein Vorwurf, wenn der Gedanke klar und eindringlich genug aus der Nation an sie herangebracht wird und sie dennoch nicht darauf eingeht. Das ist aber in diesem Falle nicht geschehen. Nicht bloß die Industrie, sondern auch die öffentliche Meinung hat sich lau verhalten und den Gegenstand nur in sehr unzulänglicher Weise durchgearbeitet. Der Herr Reichskanzler ist völlig im Recht, wenn er auf diese mangelnde Unterstützung verweist. Ein wesentlicher Vorwurf trifft hier unsere berufenen Theoretiker des wirthschaftlichen Lebens, die Professoren der Nationalökonomie. Sie haben alle geschwiegen. Sie durften aber nicht schweigen, welche Stellung sie auch zur Sache nehmen. Wenn Einer oder der Andere von ihnen rechtzeitig und mit Entschiedenheit das Wort ergriffen hätte, das wahre Wesen einer Weltausstellung darzulegen, so wäre die Entscheidung vielleicht anders ausgefallen, wenigstens die ungereimte offizielle Begründung mit der mangelnden Einhelligkeit der Industriellen wäre uns erspart worden. Oder ich will auch den Fall nehmen, es hätte Jemand wirklich das Ueberflüssige und Schädliche einer Ausstellung nachgewiesen, so wäre die Sache nicht so weit gekommen und Deutschland hätte sich nicht vor der öffentlichen Meinung Europas, wie es jetzt geschehen ist, es hilft Alles nichts, es muß gesagt werden, blamirt. Was in der Tagespresse sowohl für als gegen den Plan geschrieben ist, hatte meist nicht das rechte Niveau und stand hier wie dort unter dem Verdacht partei-taktischer oder sonstiger Interessirtheit. Ein anonymer Aufsatz im „Deutschen Wochenblatt" konnte troß sehr bemerkenswerthen Inhalts dadurch, daß er gerade

an dieser nicht unbedingt ernsthaften Stelle erschien, keine Wirksamkeit auszuüben. So ist thatsächlich nicht genug geschehen, um der Regierung den richtigen Weg zu zeigen und zu ebnen und der letzte und eigentlich Schuldige daher die nationale Indolenz, der die Pflicht der Theilnahme am öffentlichen Leben noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist.

Wenn es nun wahr ist, daß eine große Ausstellung nicht eine Sache der einzelnen Industriellen, sondern eine Sache der Allgemeinheit, des Staates, eine sociale und nationale Aufgabe ist, so liegt der Wunsch nahe, die auf eine offenbar falsche Voraussetzung begründete Entscheidung der Regierung durch das Eingreifen des Organs der öffentlichen Meinung, des Reichstages, zu reformiren. Hierzu ist jedoch keinerlei Aussicht. Der Reichstag ist zusammengesetzt aus Parteien, die sehr wesentlich auf wirthschaftliche Interessen aufgebaut sind. Das mächtigste von allen ist das agrarische und dies steht dem Plan entweder gleichgültig oder direct feindlich gegenüber. Hier fürchtet man, daß der industrielle Aufschwung, der von der Ausstellung ausgeht, wieder viele ländliche Arbeiter nach Berlin lockt und der Landwirthschaft entzieht. Schon jetzt ist der Großgrundbesitzer im Osten zuweilen trotz aller Löhne, die er bietet, aus Mangel an Arbeitskräften nicht im Stande, seinen Betrieb ordentlich fortzuführen. Malt man sich nun aus, daß nach Schluß der Ausstellung jene Arbeitermengen in der Hauptstadt wieder brodlos werden, sich aber der ländlichen Arbeit mittlerweile entwöhnt haben und nun nirgends ein Unterkommen finden, so scheint in der That der agrarische Einwand nicht ganz grundlos. Aber es scheint doch nur so. Die Meinung, daß nach Beendigung der Ausstellung die nach Berlin geströmten Arbeiter nicht mehr gehalten werden könnten, würde doch nur zutreffen, wenn die Ausstellung nicht einen wirklichen dauernden Aufschwung der Industrie, nicht blos in Berlin, sondern an allen Stätten des Gewerbefleißes zur Folge hätte. Es ist aber im Gegentheil anzunehmen, daß die wenigen Tausend Arbeiter, die in Berlin zur Herrichtung der Ausstellungsarbeiten mehr gebraucht werden würden als sonst, lange nicht ausreichen würden, um den dauernden Mehrbedarf an Arbeitskräften, der durch eine Ausstellung erzeugt wird, zu decken. Der agrarische Einwand läuft also darauf hinaus, daß man überhaupt keine Blüthe der Industrie will, weil jede solche Blüthe nothwendig der Landwirthschaft Arbeiter entzieht. Eine wahrhaft herrliche Weisheit! Werft die Fabrikschornsteine um und schließt die Schachte der Bergwerke, damit die Leute wieder zu Pflug und Sense zurückkehren! Wer soll aber nachher kaufen, was Pflug und Sense dem Boden abgerungen haben? Umgekehrt: jede Blüthe der Industrie ist, bei sonstiger vernünftiger Wirthschaftspolitik des Staates, die unter Umständen selbst starke agrarische Schutzzölle nichte scheut, auch für die Landwirthschaft ein Gewinn. Laßt die Arbeiter in der Stadt ordentlich verdienen — und sofort gehen die Fleischpreise in die Höhe und der Landwirth ersetzt mit Leichtigkeit den Schaden, den ihm die Entziehung der Arbeitskräfte augenblicklich zufügt. Einführung von Maschinen muß helfen, wo die menschliche Arbeitskraft nicht mehr zu beschaffen ist. Wie weit ist man uns in Eng-

land und Amerika darin schon voraus! Die Ausstellung selber würde die Wunde heilen, die sie schlägt und unseren Landwirthen die nöthigen Hilfsmittel vor die Augen führen. Hat die französische Landwirthschaft die großen Pariser Ausstellungen überstanden, so würde die deutsche auch eine Berliner Ausstellung überstehen und nicht bloß überstehen, sondern auch ihren Gewinn davon haben.

Ein wahrhaft einsichtiger Vertreter unseres landwirthschaftlichen Interesses müßte sich sagen, daß die deutsche Landwirthschaft nichts Schlechteres thun kann, als sich in den Ruf bringen, die Industrie grundsätzlich zu bekämpfen. Hält die Industrie Deutschlands nicht mit derjenigen der anderen Weltmächte Schritt, so kommt auch die Landwirthschaft nicht vorwärts (das sieht man an Rußland) und daß in der Veranstaltung einer Weltausstellung in Deutschland, nachdem alle anderen großen Nationen eine solche meist sogar mehrfach gehabt haben, eine übertriebene Begünstigung, eine ungesunde Anstachelung des Industrialismus liege, das kann kein Unbefangener behaupten.

Aber es liegt einmal in der Natur wirthschaftlicher Interessenvertretungen, nicht bloß etwa der agrarischen, kurzsichtig zu sein. Eine starke Regierung hätte unseren Agrariern die Weltausstellung vielleicht entrissen, aber entgegenbringen werden sie sie ihr nie. Das wäre gegen die Natur der Dinge, um so mehr, da sich ja nun das Agrarierthum mit allen anderen natürlichen Gegnern des Ausstellungsgedankens verbindet und auf sie berufen kann. Da ist derjenige Theil der Industrie, namentlich der Großindustrie, der ihr widerstrebt; da sind manche große Exporteure, welche die Anknüpfung directer Verbindungen zwischen ihren Kunden fürchten, da sind die Berliner, die ein Grauen vor dem Steigen der Lebensmittel- und Wohnungspreise haben, da sind alle Klugredner von Profession, die vor dem Weltausstellungsschwindel die Weltausstellung selber nicht sehen, da sind die Particularisten, die grade Berlin den fetten Bissen nicht gönnen. Auf den Reichstag ist also irgend eine Hoffnung nicht weiter zu setzen.

Der einzige Weg, der noch bleibt, den Fehler einigermaßen zu redressiren, wäre, wenn die Commune Berlin die Ausführung übernähme. Dem Begriffe nach ist allerdings eine Weltausstellung Sache des Staates, aber die Hauptstadt, in deren Gebiet das Werk stattfindet, ist so stark dabei betheiligt, daß es, wie es ähnlich jetzt ja auch in Chicago geschieht, wohl denkbar wäre, sie für den Staat eintreten zu lassen. Die Kosten würden für Berlin nicht unerschwinglich sein, wenn die Last der natürlichen Billigkeit gemäß vorwiegend auf die Gebäudesteuer gelegt würde, und die sämmtlichen deutschen Eisenbahnverwaltungen (also in erster Linie der preußische Staat) in anbetracht des großen Gewinns, den sie ziehen würden, einen Zuschuß leisteten. Eine von der Stadt unternommene Ausstellung hätte noch den Vortheil, aller politischen Rücksichten überhoben zu sein. Die nöthige Verbindung mit Staat und Reich, die doch nicht ganz fehlen darf, würde geschaffen sein, wenn Seine Majestät der

Kaiser und König die Gnade hätte das Protectorat des Werkes anzunehmen. Der Wortlaut der letzten kaiserlichen Entscheidung schließt diese Wendung nicht aus, weist sogar indirect darauf hin, insofern nicht die Weltausstellung selbst, sondern nur, daß ihr von Reichs wegen näher getreten werde, abgelehnt wird.

Um durchzudringen, wäre es nöthig, daß nunmehr, sobald der Choleraschrecken überwunden ist, unter denen, die die Stärkstinteressirten an der Ausstellung sind, den mittleren und kleinen Gewerbtreibenden und Arbeitern, die officiell noch nicht gehört worden sind, eine große Bewegung entsteht. Alle diejenigen, die eine Empfindung für die nationale Bedeutung des Unternehmens haben (so weit sich ihre nationale Gesinnung nicht in der Betheiligung an irgend einem nationalen Unfug, wie „Sprachreinigung“ oder dergleichen erschöpft) würden sich anschließen und so ist noch nicht alle Hoffnung verloren.

Gelingt auch das nicht, so wird, wenn Deutschland sich nicht auf zwölf bis fünfzehn Jahre ganz von dem großen Ausstellungswesen ausschließen will, nichts übrig bleiben, als daß der Reichstag, wie er jetzt drei Millionen Mark für Chicago bewilligt hat, zum Jahre 1900 zehn Millionen für Paris bewillige. Dann wird man ja aufs Schönste sehen, daß diese Unternehmungen allenthalben gut und nützlich sind, nur bei uns nicht, und der Herr Reichskanzler kann sich damit trösten, daß er in der allerloyalsten Weise das deutsche Volk gefragt hat, ob es mit den andern großen Nationen in der Reihe stehen wolle. Es hat aber nicht gewollt.

Nicht wünschenswerth wäre es, sich etwa auf den Gedanken einer bloß nationalen Ausstellung zurückzuziehen. Auch diese würde natürlich ein vielfältig nützliches Unternehmen sein, aber doch im Vergleich zu einer Weltausstellung ein so viel unbedeutenderes, daß ich nicht weiß, ob nicht eine Reihe von Fachausstellungen dann noch den Vorzug verdienen würden. Die nationale Ausstellung theilt mit der Weltausstellung den Fehler der Unübersichtlichkeit, die Versuchung zu Blendwerk und Schwindel. Sie entbehrt aber die Vorzüge jener: die imponirende Größe, den Glanz, die Stärke der Contraste, die Vollständigkeit der Belehrung, die Anziehungskraft für die Fremden, die Deutschland kennen und schätzen lernen sollen.

Die Besorgniß, daß die Ausstellung sei sie nun dieser oder jener Art mißlingen könnte, habe ich bereits im vorigen Heft behandelt und zurückgewiesen. Weder daß die Ausländer sie nicht genügend beschicken, noch daß sie sie nicht genügend besuchen würden, noch daß sie gegen Chicago oder selbst gegen Paris ungünstig abstechen würde, kann vor einer unbefangenen Ueberlegung bestehen. Ich ergänze, was ich darüber bereits ausgeführt, noch durch einige sehr treffende Bemerkungen von Jannasch, der darauf hinweist, daß der deutsche Außenhandel um fast eine Milliarde größer ist als der französische (7½ gegen 6½ Milliarden). Da der Ausländer an diesem Austausch genau dasselbe Interesse hat, wie der Inländer, so hat er auch ein der Größe des Umsatzes entsprechendes Interesse,

an dem Platz der durchgreifenden Revision und Fortbildung dieser Beziehungen, nämlich bei der Ausstellung nicht zu fehlen. Was die Franzosen etwa durch die höhere Qualität ihrer Lieferungs-Gattungen vor uns voraushaben, das werden wir reichlich ersetzen durch die zahllosen, über die Welt verstreuten Deutschen, die die natürlichen Pioniere der deutschen Industrie und der deutschen Handelsbeziehungen überallhin sind und die für eine deutsche Weltausstellung eine Hilfs-Armee von ganz unschätzbarer Stärke bilden werden.

* * *

Die großen Fragen, welche in der kommenden politischen Saison die Oeffentlichkeit beschäftigen werden, sind die Communalsteuer-Reform, die Militair-Vorlage und die durch die Steuer-Reform bedingte Reform des Wahlrechts zum Abgeordnetenhause. Ueber die beiden ersten Fragen habe ich mich früher schon genügend ausgesprochen. Der Miquel'sche Steuer-Plan, so weit er bekannt ist, ist die Ausführung des Programms, das seit Jahren in diesen Blättern verfochten und gefordert worden ist: Ueberweisung der vollen Grund-, Gebäude- und namentlich auch der Gewerbe-Steuer an die Gemeinden. Statt der neu einzuführenden Vermögenssteuer würde eine Erbschaftssteuer in vieler Beziehung vorzuziehen sein. Auch in diesem Punkt dürften wir mit Herrn Miquel übereinstimmen, der zur Vermögenssteuer nur greift, weil die Erbschaftssteuer nicht durchzusetzen wäre. Ist das richtig, so muß man freilich bei der Vermögenssteuer bleiben. Vorzüglich erscheint daneben der Vorschlag des Freiherrn von Zedlitz, gleichzeitig den Kreisen, die bei der Ueberweisung der Realsteuern gar zu schlecht fahren, eine Entschädigungsrente aus den Zinsen des angesammelten Einkommesteuer-Ueberschusses zuzubilligen.

In der Armeefrage haben wir früher unsern Standpunkt dahin präcisirt, daß die volle Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht unter allen Umständen energisch angestrebt werden muß. Es giebt dazu zwei Wege: entweder die zweijährige Dienstzeit oder eine starke Vermehrung der cursorisch ausgebildeten Ersatz-Reserve. Welche von beiden Methoden vorzuziehen sei, ist dem von der technischen Behörde, der Kriegsverwaltung berathenen allerhöchsten Kriegsherrn zu überlassen.

Das dritte Problem, die Reform des preußischen Wahlrechts, ist eine äußerst intricate Sache. Wir wollen heute das letzte Wort nicht aussprechen, aber einen Punkt hervorheben, der von der höchsten Wichtigkeit ist, aber bisher fast ganz übersehen zu sein scheint. Es ist durchaus nothwendig, das Wahlrecht so zu gestalten, daß auch der vierte Stand die Möglichkeit hat, seine Interessen im Landtag vertreten zu sehen. Wir haben ja auch für Preußen das allgemeine Wahlrecht, aber durch die Klassen-Eintheilung künstlich so verschränkt, daß der Arbeiterstand nur ein Schein-Wahlrecht besitzt. Die Frucht wird ihm hingehalten, aber er darf sie nicht genießen. Es ist schlimmer als gar kein Wahlrecht, da das Recht anerkannt ist, der Berechtigte aber um die wirksame Ausübung, rund herausgesagt, listig betrogen wird. Dieses preußische Wahl-

recht ist eine fortgesetzte Provocation und Beleidigung aller Wenig-Besitzenden. Durch die neue Einschätzung und durch den Verzicht des Staates auf die Realsteuern würde der plutokratische Charakter des Systems zur völligen Unerträglichkeit verschärft werden. Eine Reform ist also schlechterdings geboten.

Durch die Aenderung in der gewünschten Richtung würden ja nun auch Socialdemokraten in den Landtag gelangen. Das wird Manchen erschrecken, ist aber in der That sogar wünschenswerth. Die Socialdemokratie ist gefährlich dadurch, daß sie da ist, nicht dadurch, daß ihr Dasein auch amtlich constatirt wird. Wer diese Leute von der Volksvertretung ausschließen will, handelt wie die Hamburger Polizei, die die Cholerafälle vertuschte, statt sie schleunigst warnend bekannt zu machen. Einige oder auch einige Dutzend Socialdemokraten im Parlamente thun gar keinen Schaden; man kann im Gegentheil sagen, es ist der Platz, auf den man sie absichtlich drängen muß. Hier, nicht in den Volksversammlungen, müssen sie Rede und Antwort stehen; hier kann man sie immer von Neuem zwingen, ihre Pläne entweder offenzulegen oder zu verleugnen; hier müssen sie wenigstens einigermaßen an der praktischen politischen Arbeit theilnehmen; hier werden ihre unwahren Behauptungen ihnen in's Angesicht widerlegt; hier können sie ihren berechtigten Beschwerden Ausdruck geben und in gesetzlicher Weise Abhülfe verlangen. Alle die revolutionaire Wuth, die draußen endlich als rohe Gewaltthat hervorbricht, schäumt hier aus, erkennt ihre eigene Ohnmacht und acceptirt zuletzt, wenn auch murrend und scheltend, was auf gesetzlichem Wege an Verbesserungen und Wohlthaten gewährt wird.

Der Nachtheil, der nun freilich auch damit verbunden ist und nicht geleugnet werden darf, besteht in der Kraft, die naturgemäß der demagogischen Agitation durch jede Wahlbewegung zugeführt wird. Bei den jetzigen Abgeordnetenwahlen zum Landtag strengen die Agitatoren sich nicht an, da doch jeder Erfolg ausgeschlossen ist. Das wird anders werden, wenn die Aenderung des Wahlrechts ihnen Erfolg verheißt. Aber dieser Nachtheil darf, besonders da wir jetzt ja im Durchschnitt nur alle 2½ Jahre eine Wahl haben, nicht überschätzt werden. Strengen die Socialdemokraten sich an, so werden dadurch auch die bürgerlichen Parteien zu erhöhter Thätigkeit angestachelt, was sie bitter nöthig haben, und wirklich gefährlich kann uns zuletzt all' diese Agitation nicht werden. Die geschichtliche Erfahrung lehrt, daß auch die Erregungen der politischen Agitation, wie alle Erregungen, nur eine gewisse Spannkraft haben, die, wenn sie nicht zur That führt, wieder nachläßt und endlich erlischt. So ist es namentlich auch dem englischen Chartismus ergangen. Ueber einen gewissen Punkt kommt, wie das Königreich Sachsen lehrt, die Socialdemokratie doch nicht hinüber, man braucht daher in der Zulassung der Socialdemokraten zur parlamentarischen Vertretung keineswegs ängstlich zu sein. Die Furcht ist in der Politik immer der schlechteste Rathgeber und am meisten in Wahlgesetzen. Die Ungerechtigkeit des preußischen Wahlrechts gegen alle Minder-Besitzenden

ist so ungeheuerlich, die Beschwerde der Socialdemokraten hier so unbestreitbar gerechtfertigt, daß, wenn einmal die Frage der Reform aufgerollt wird, auch hierin nothwendig Abhilfe geschaffen werden muß. Das Abgeordnetenhaus selbst wird darin die Initiative nicht ergreifen können, da die derzeitigen Abgeordneten das zu natürliche Bestreben haben, die Privilegien ihren derzeitigen Wählern zu erhalten. Es ist eine Frage, bei der der Entschluß und die Initiative der Regierung unentbehrlich ist. Sie muß dem Hause die Vorlage machen und hat gute Aussicht damit durchzubringen, da die Reform unvermeidlich ist und für kein positives Gegenproject eine Majorität zusammenzubringen sein würde. D.

Notizen und Besprechungen.

Nationalökonomisches.

Die österreichisch-ungarische Valutareform und die „Goldknappheit".

Prof. Carl Menger: Der Uebergang zur Goldwährung. Wien u. Lpz. 1892 (36 S.) — Dr. Jul. Landesberger: Ueber die Goldprämien-Politik der Zettelbanken. Wien 1892 (70 S.). — Ottomar Haupt: Die neuesten Münzstatistiken (Kölnische Zeitung, 20. Juli 1892).

Während die von den österreichisch-ungarischen Regierungen vorgelegten Gesetzentwürfe nur geringen Widerstand in den Repräsentationen beider Länder gefunden haben, kommen die Bedenken, welche sich an die Valutareform im Ganzen und besonders an die genannten Gesetzentwürfe knüpfen, recht deutlich in den zwei oben angeführten Schriften zum Vorschein. Professor Carl Menger hat in einer früheren Schrift („Beiträge zur Währungsfrage in Oesterreich-Ungarn", Abdruck aus den Jahrb. f. Nationalökonomie und Statistik, Jena 1892) die Uebelstände und Gefahren der jetzigen Valuta klar dargestellt und sich daher für den „an sich in hohem Grade wünschenswerthen, ja kaum zu vermeidenden" Uebergang Oesterreich-Ungarns zur Goldwährung ausgesprochen, während er doch, eben sowie wir, eine recht merkbare Steigerung des Goldwerthes als wahrscheinliche Folge dieser exceptionellen, bedeutenden Nachfrage nach Gold voraussieht, in so fern nicht die Goldwährungsländer sich über eingreifende Hülfsmittel verständigen. Jetzt hebt er in der vorliegenden Schrift besonders die Schwierigkeiten hervor, welche für Oesterreich-Ungarn selbst aus dieser voraussichtlichen Steigerung des Goldes resultiren werden. Der sachkundige Verfasser, der „die Sicherstellung der österreichischen Valuta gegen die Schwankungen ihres Werthes als eines der dringendsten Bedürfnisse unserer Volkswirthschaft" betrachtet, ist auch der Meinung, daß diese „Stabilisirung" des Werthes in so weit durch die jetzt genehmigten Gesetzentwürfe erreicht wird, als die Valuta gegen die Gefahr einer Werthminderung infolge ungebundener Silberausprägungen geschützt sein wird (dagegen nicht gegen eine Werthminderung durch …nission von Staatsnoten oder ein Nothanlehen des Staates bei der Bank)

und über einen bestimmten, in Gold ausgedrückten, Werth nicht wird steigen können. Dagegen wird eine Werthsteigerung der österreichischen Valuta infolge einer Steigerung der Kaufkraft des Goldes durch die neuen Münzgesetze nicht verhindert, ja diese Gefahr wird sogar durch die Währungsreform beträchtlich erhöht, und diese Werthsteigerung der neuen Krone wird für den Export Oesterreichs und die bestehenden Verpflichtungsverhältnisse die nämlichen Wirkungen üben, wie ein Sinken des Goldagios d. i. ein Steigen des Courses der jetzigen österreichischen Währung, in fremden Goldmünzen ausgedrückt. „Für den Getreideexport z. B. ist es ziemlich gleichgültig, ob der Metercentner Weizen im Auslande (nach Abzug der Spesen) für 14,55 Mark veräußert und diese Mark (infolge eines niedrigen Goldagios z. B. 1 Mark = 55 kr.) etwa nur für 8 fl. ö. W. verkauft werden können, oder aber ob der Hektoliter Weizen infolge der fortschreitenden Werthsteigerung des Goldes bezw. des allgemeinen Sinkens der Waarenpreise im Auslande von vornherein nur einen Preis von 13,61 Mark erzielt und dieser Betrag bei einem höheren, etwa bei dem durch die neueren Münzgesetze fixirten Goldagio (1 Mark = 58,78 Kr.) für 8 fl. ö. W. veräußert werden könnte. Das Ergebniß würde für unseren Getreidehandel in beiden Fällen das nämliche sein. Aehnlich verhält es sich rücksichtlich der Schuldner und sonstigen Verpflichteten . . ." Der Verfasser glaubt daher, daß die Maßregeln der Regierungsentwürfe „mit schädlichen Nebenwirkungen verbunden sein werden, welche die erwarteten Vortheile derselben aufheben, ja vielleicht in ihr Gegentheil verkehren dürften".

Der Goldwerth steigt dadurch, daß so viel Gold den fremden Mächten entnommen wird, und die Bevölkerung wird daher den Verlust in der Form eines schweren Steuerdruckes, durch die Entrichtung im Werthe gestiegener Steuergulden, zu tragen haben. Und daß so der Goldwerth eine Steigerung erfahren wird, wenn die Durchführung der Valutareform ernstlich ins Auge gefaßt und das für diesen Zweck nöthige Goldquantum dem Edelmetallmarkte und der Circulation der Goldwährungsländer thatsächlich entzogen werden wird, kann nach der Meinung des Verfassers kaum bezweifelt werden.

Die ganze Auffassung der berührten Verhältnisse, welcher der Name des Verfassers ein hervorragendes Gewicht giebt, stimmt genau mit derjenigen überein, der wir schon in diesen Jahrbüchern Ausdruck gegeben haben (Bd. 69, siehe besonders S. 836—38).

— Aehnliche Befürchtungen in Rücksicht auf die Möglichkeit, eine reine Goldwährung in Oesterreich-Ungarn zu behaupten, zeigen sich auch zwischen den Zeilen in der interessanten kleinen Denkschrift „Ueber die Goldprämien-Politik der Zettelbanken", in welcher Dr. Jul. Landesberger die in seiner früheren Schrift „Währungssystem und Relation" befürwortetete Goldprämien-Politik näher erklärt und vertheidigt. Der Gesichtspunkt, von dem der Verfasser ausgeht, ist ohne Zweifel richtig, nämlich daß man zwischen Bedarf nach Capital in Geldform und Ansprüche auf das Gold als solches, als eine besonders qualificirte, nämlich international als Geldgut verwendete, Waare unterscheiden

muß, und daß die Zettelbanken sich daher in anderer Weise gegen diese speculativen Ansprüche auf Gold, welche Goldbeschaffung fürs Ausland berücksichtigen, als durch die Discontpolitik wehren muß; denn diese steigert den Leihpreis für Capital für alle Capitalwerber, obgleich die heimischen Verhältnisse dies gar nicht nöthig machen. „Es ist selbstverständlich, daß, wenn die erhöhten Ansprüche an die Bank einer gesteigerten Thätigkeit des Capitalmarktes entstammen — wie bei einer Ueberspannung der Production x. — die Steigerung des Leihpreises für Capital vollkommen berechtigt ist: und hieher gehört natürlich auch der Fall, wenn in Folge von Ueberproduktion und -Speculation die Handels- und Zahlungsbilanz sich verschoben und zur Ausgleichung der Differenz Gold ins Ausland verwendet werden muß. Ebenso klar ist es aber, daß die Ableitung der Wirkungen eines Goldbedarfes, welcher nicht vom Capitalmarkt seinen Ausgang nimmt, sondern blos auf einer Werthverschiebung des Goldes im internationalen Verkehre beruht, auf den Capitalmarkt — nicht in der Natur der Sache liegt, sondern nur durch einen unzulänglichen Mechanismus bedingt ist." Denn, wie der Verfasser es näher und unter Anführung lehrreicher Beispiele ausführt, „es darf behauptet werden, daß die präventive Discontpolitik jene Kreise nicht durchaus trifft, gegen deren Operationen sie gerichtet ist, wohl aber jene gegen die sie nicht gerichtet ist", wogegen die Combination der Prämien- mit der Discontpolitik wirksamer ist als die letztere allein und in einer für den Verkehr minder beschwerlichen Weise als die exclusive Discontpolitik wider die internationalen Edelmetallströmungen reagirt. Und mit Erwähnung der bekannten Operationen des Hauses Lazard, welche bei Wechselcursen stattfanden, die zu Gunsten Amerikas gegen Frankreich standen, macht der Verfasser ferner geltend, daß eine Notenbank, welche Prämienpolitik betreibt, mit größerem Erfolge befähigt ist, unmittelbar Gold zur Stärkung ihrer Barbestände heranzuziehen, als eine Bank, welche auf die Discontpolitik angewiesen ist.

Wir glauben, daß der Verfasser in diesen Ausführungen Recht hat; es ist aber nicht zu verhehlen, daß diese Prämienpolitik eine überlegene Tüchtigkeit der betreffenden Bankdirectoren voraussetzt und besonders eine entschiedene Fähigkeit, die verschiedenen Ansprüche auf die Bank nach deren Charakter scharf zu unterscheiden, — eine Fähigkeit, die wir den praktischen Bankmännern im Allgemeinen kaum zutrauen können, wenn wir sehen, wie hartnäckig sie in jeder Capitalfülle einen Beweis für eine Goldfülle sehen und den Gedanken an Goldmangel entschieden abweisen, sobald die Lage des Capitalmarktes Gold in den Kellern der Banken anhäuft. Wir bezweifeln, daß die praktischen Fachmänner die Behauptung des Verfassers als richtig erkennen werden, daß „etwas anderes bedeutet der hohe Zinsfuß, wenn er einer lebhaften Thätigkeit des Capitalmarktes entspringt, etwas anderes, wenn er zur Behauptung einer Währung dienen muß".

Der praktische Schluß, den der Verfasser indeß aus seinen Prämissen zieht, ist der, daß die Configuration der künftigen Währung Oesterreich-Ungarns eine solche sein sollte, die eine Goldprämien-Politik ermöglicht, d. h. sie solle zwar

eine Goldwährung sein, aber mit einem solchen Zusatze von Silbercourant und Staatscassenscheinen, daß sie ungefähr denselben Charakter bekäme wie die sogenannte hinkende Währung Deutschlands und Frankreichs. Daß Oesterreich-Ungarn in diesem Falle weniger Gold bedürfe und den Besitz desselben leichter vertheidigen könne als bei einer reinen Goldwährung, ist sicher genug, und daß ein Währungssystem, das sich jetzt in 20 Jahren dem Bedarf Deutschlands genügend erwiesen hat, auch Oesterreich-Ungarn genügen könne, muß man wohl anerkennen; demungeachtet läßt es sich nicht läugnen, daß der Vorschlag selbst den Zweifel hegt, daß es der Monarchie kaum gelingen werde, eine reine Goldwährung zu behaupten. Der Verfasser hat indeß Recht, wenn er der Einwendung gegenüber, daß die von ihm vorgeschlagene Prämienpolitik in Folge der internationalen Verschuldung der Monarchie zu einer dauernden Erscheinung werden und daher allmälig die Goldwährung illusorisch machen würde, geltend macht, daß diese Einwendung nicht so sehr gegen die Prämienpolitik spricht, als sie vielmehr die Negation der Fähigkeit und Kraft Oesterreich-Ungarns bedeutet zu einer metallischen und insbesondere zur Goldwährung überzugehen, indem sie voraussetzt, daß in Folge der internationalen Verschuldung Oesterreich-Ungarns nach Aufnahme der Barzahlungen dauernd eine Tendenz zum Goldabflusse vorwalten würde. Sollte dies aber der Fall sein, wird die Einführung einer Goldwährung überhaupt nicht möglich sein; denn „mit der Voraussetzung, daß Oesterreich anderen Ländern gegenüber trotz seiner Verschuldung seine Passivposten mit Waaren zu decken vermag, steht und fällt die ganze Währungsreform".

— In schroffem Widersatz zu diesen besonnenen Verfassern erklärt Herr Ottomar Haupt, dessen Büchlein „Gold, Silber und die Valuta-Herstellung" wir schon im Bd. 69 besprochen haben, wiederholt mit der größten Zuversicht, daß „thatsächlich bereits genug Gold für alle großen Staaten, welche es nur haben wollen, da ist und die Ausbeute der Erde vollständig genügt, um die Lücken zu füllen, welche sich hier und da im Laufe der Zeit vielleicht bemerkbar machen sollten", und stützt diese Behauptung auf den Münzstatistiken der wichtigsten Länder für die sechs Jahre 1885—91. Wir acceptiren ohne jegliche Kritik die von Herrn Haupt angeführten Zahlen — was sagen sie uns aber? Herr Haupt gelangt „Alles wohlerwogen zu dem Endergebniß, daß sich zu Anfang dieses Jahres in den besprochenen Ländern etwa 10,970 Millionen Mark Gold gegen 9,620 Millionen Ende 1885 befunden haben dürften, sodaß eine Zunahme des edlen Metalles um etwa 1350 Millionen Mark während dieser sechs Jahre zu verzeichnen wäre. Das würde im Durchschnitt etwa 225 Millionen Mark für das Jahr ergeben, und es steht außer allem Zweifel, daß das Erträgniß der Minen weitaus den größten Theil dazu beigetragen hat." Geht man aber ins Einzelne, so findet man, daß Herr Haupt den monetären Goldvorrath Deutschlands (Münzen, Barren und fremde Goldmünzen) von 1885 auf 1850 Millionen Mark und jetzt (Ende 1891) auf 2500 Millionen Mark schätzt, und daß der Goldvorrath der Staatsbank Rußlands im selben Zeitraum von 720 auf

1200 Millionen Mark gestiegen ist. Von den 1350 Millionen Mark haben also diese zwei Staaten nicht weniger als 1130 Millionen entnommen, und es ist somit für alle anderen Länder in diesen sechs Jahren nur 220 Millionen Mark oder ca. 37 Millionen Mark pro anno zur Disposition geblieben, während der Bedarf Deutschlands allein mehr als 100 Millionen Mark pro anno gewesen ist! Und es läßt sich doch wohl nicht behaupten, daß Deutschland ganz ohne Nothwendigkeit diese 650 Millionen Mark an sich gezogen hat und einen entsprechenden Betrag in Waaren zu gar keinem Nutzen weggegeben. Es zeigt sich hingegen, daß ungeachtet der so viel besprochenen Entwicklung des Girosystems in Deutschland diese Vermehrung des Goldvorrathes mit ca. 100 Millionen Mark jährlich eben im Stande gewesen ist dem stetig wachsenden Bedarf der Produktion und des Umsatzes zu entsprechen und das Preisniveau ziemlich unverändert zu bewahren (vgl. Bd. 69 S. 830). Und Herr Haupt wird gewiß nicht garantiren, daß Deutschland dermaßen mit Gold gesättigt ist, daß es künftig keine Zufuhr von Gold bedürfen wird, wie sehr auch die Bevölkerung und deren Wohlstand, die Produktion und der Waarenumsatz wachsen mögen. Jedenfalls zeigt uns die Statistik des Herrn Haupt unbestreitbar, daß in diesen sechs Jahren es Oesterreich-Ungarn nicht möglich gewesen wäre, seine Valutareform durchzuführen, und die dazu nach Angabe der sachkundigsten österreichischen Experten nöthigen 1000 Millionen Mark zu erhalten, ohne daß Deutschland seinen Bedarf hätte auf die Hälfte beschränken müssen und die anderen Länder, Rußland inclusive, auf jeden Zugang hätten verzichten müssen. Wie es dann möglich ist, aus diesen Daten den Schluß zu ziehen, daß da Gold genug für „alle große Staaten, welche es nur haben wollen" — d. h. nicht nur Oesterreich-Ungarn, sondern auch Rußland und vielleicht Indien — geschweige denn Italien, wo „man im Verkehr überhaupt weder Gold noch Silber sieht", und Spanien, wo „von einem Goldumlaufe überhaupt keine Rede sein kann!" —, das bleibt uns gänzlich ein Räthsel. Aber freilich gehören wir wohl zu den „wenig mit der Sache Vertrauten", welche, ob auch nicht eben an „Goldnoth", so doch an Goldknappheit und relative „Seltenheit des gelben Metalls" glauben.

Will. Scharling.

Literarisches.

In Nr. 31 des „Literarischen Centralblattes" findet sich eine mit E. E. unterzeichnete Besprechung meines Buches „Die klassische Aesthetik der Deutschen", welche in der Entstellung dessen, was ich in diesem Buch gewollt und gethan, so weit geht, daß ich mich, mit freundlicher Genehmigung der Redaktion, zu einer Erwiderung veranlaßt sehe:

E. E. erklärt zunächst, mein Buch dürfe nicht heißen: Die klassische Aesthetik, sondern müsse heißen: Die Aesthetik der Klassiker, und deduzirt daraus, ich hätte

auch die Aesthetik Lessing's und Herder's behandeln müssen, besonders den Inhalt des „Laokoon". Daß Lessing und Herder zu den „deutschen Klassikern" gerechnet werden, war mir bekannt; mein Buch heißt aber nicht die Aesthetik der Klassiker, sondern nur das von E. E. geträumte Buch heißt so. Was ich wollte, geht aus der Fortsetzung des Titels, wie aus der Vorrede hervor, ist aber von E. E. offenbar nicht richtig verstanden worden: Die auf der Grundlage von Kant's Kritik der Urtheilskraft sich erhebende Aesthetik wollte ich darstellen, und damit war sowohl Lessing, der das Erscheinen der „Kritik" nicht mehr erlebte, als Herder, der sie auf's heftigste bekämpfte, ausgeschlossen. Wenn ich diese Aesthetik die klassische nannte, so that ich das einerseits, weil sie nach meinem subjektiven Urtheil mustergiltig ist, hauptsächlich aber aus der objektiven Erwägung, daß sie im Gegensatz zu der sie unmittelbar ablösenden romantischen Aesthetik steht, worüber ich in der Einleitung wie am Schluß des Buches mich ausgesprochen habe.

An der Disposition meines Buches tadelt E. E. die Eintheilung nach den „Horen" und „Propyläen"; es komme doch nicht darauf an, in welcher Zeitschrift eine Ansicht ausgesprochen sei; es hätte eine systematische Eintheilung gewählt werden müssen. Ich kann danach kaum annehmen, daß E. E. mein Buch gelesen hat. Die Eintheilung lautet: Der Gedankenkreis der Horen und der Gedankenkreis der Propyläen. E. E. weiß sehr gut, daß dies bei dem bestimmten Programm dieser Zeitschriften eine systematische Eintheilung ist, und er wird außerdem, wenn er das Buch lesen sollte, finden, daß eine Reihe von Aufsätzen der „Horen" für den zweiten Theil verwendet worden sind, weil sie in den „Gedankenkreis" der Propyläen gehören.

An der Ausführung meines Buches vermißt E. E. eine Sonderung der bei Schiller öfters sich vermischenden ethischen und ästhetischen Gedankenreihen; gerade mit diesem Gegenstand beschäftigt sich der Schiller's Aesthetik gewidmete Theil des Buches ganz prinzipiell; s. S. 49—55, 72. E. E. beklagt, daß ich nicht Hettner's Führung hiebei folge. Er hat nicht bemerkt, daß meine Auffassung von der Hettner'schen durchaus verschieden ist, worüber ich mich S. 57 Anm. 2 äußere, und mir daher eine Reproduktion dessen, was Hettner schon gesagt, durchaus fern liegen mußte. Allerdings meint E. E., daß ich mich Schiller gegenüber mit der Rolle des Referenten begnüge. Er bemerkt wiederum nicht, daß ich, indem ich „referire", ein ganz anderes Bild von Schiller's Ansichten zeichne als bisher üblich gewesen, indem ich Schiller an dem rein subjektiven Charakter des Schönen unverbrüchlich festhalten lasse. Ist es denn wirklich nicht ausreichend, in einfacher wissenschaftlicher Darstellung seine Meinung zu sagen; muß man den Kritiker ausdrücklich darauf hinweisen, wo etwas Neues steht?

Wenn E. E. ferner behauptet, ich hätte das Verhältniß dieser Anschauungen zu der vorhergehenden Stufe ästhetischer Wissenschaft nicht genügend festgestellt, so muß ich erwidern, daß nach der ganzen Absicht meines Buches nur das Verhältniß zur „Kritik der Urtheilskraft" prinzipiell in Betracht kam, da aus ihr

sich jene Anschauungen entwickelt haben, und daß dies in meinem Buch Seite 5—7, 39—41, 50—52, 54, 57, 68, 69, 76, 77, 101, 102, 105, 164 f. erörtert ist.

Am Schluß beklagt E. E., daß er nicht habe ersehen können, welchen Nutzen der ungedruckte Meyer'sche Briefwechsel meiner Darstellung gebracht habe. Ich komme ihm zu Hülfe, indem ich ihn auf die Anmerkungen auf S. 17, 22, 27, 182 verweise, besonders aber auf S. 190 Anm. 2, wo es heißt: „Dies, wie alles fernere, wo die Quellenangabe unterlassen ist, nach Meyer's ungedrucktem Nachlaß." D. Harnack.

Spinoza's Erkenntnißlehre in ihrer Beziehung zur modernen Naturwissenschaft und Philosophie. Allgemeinverständlich dargestellt von Dr. Martin Berendt und Dr. med. Julius Friedländer. Berlin. Mayer & Müller. 1891. XIX u. 315 S.

Die Verfasser des Hermann v. Helmholtz gewidmeten Buches halten Spinoza für den Philosophen κατ' ἐξοχήν, dessen Philosophie die wahre Erkenntniß der Welt erschließt und auf den alle Denker vor und nach ihm als ihren geistigen Mittelpunkt bezogen werden müssen. Den Inhalt seiner Lehre wollen sie durch ihr Buch dem Verständniß weiterer Kreise näherbringen. Die Erkenntnißlehre des Philosophen speciell behandelnd, suchen die Verfasser zu zeigen, daß sie die tiefsinnigen Wahrheiten der neueren idealistischen (speziell der Schopenhauer'schen) Philosophie sowohl als auch die fundamentalen Lehren der modernen Naturwissenschaft bereits in sich enthalte. Insbesondere soll — ein von Behrendt schon in einer früheren Abhandlung (Die ration. Erk. Spinoza's, Abdr. a. d. Preuß. Philologenzeitung, Berlin 1889) behandelter Punkt — Spinoza in der zweiten seiner drei Erkenntnißarten, der ratio, die Principien der modernen mathematisch-naturwissenschaftlichen Erkenntniß bereits in im Ganzen durchaus zutreffender Weise entwickelt haben.

Das Unternehmen, den naturwissenschaftlichen Gehalt des Spinozischen Systems einmal zum Gegenstand einer eingehenderen Specialuntersuchung zu machen, ist unter allen Umständen verdienstlich, weil gerade diese Seite der Spinozischen Philosophie von den bisherigen Erklärern über Gebühr vernachlässigt worden ist. Auch bleibt es nicht ohne wertvolle Ergebnisse. Dahin rechne ich den für die Auffassung gar vieler Punkte seines Systems wichtigen Nachweis, daß Spinoza, den man gemeiniglich als das Urbild eines in Begriffsconstructionen aufgehenden abstracten Denkers zu betrachten gewöhnt ist, doch auch eine große Anschaulichkeit des Denkens besaß, wenn ich auch nicht so weit gehen möchte, mit den Verfassern zu behaupten (p. IX d. Vorr.), daß er der Anschauungsphilosoph par excellence ist. Auch daß Spinoza, der tüchtige naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß, vielfach (allerdings stark von Descartes beeinflußt) in überraschender — von den Verfassern durch zum Vergleich herangezogene Parallelstellen aus Werken neuerer Naturforscher, wie nament-

lich Helmholtz, trefflich illustrirter Weise der modernen Naturwissenschaft nahe kommt, wird man zugeben müssen. Indeß glaube ich doch, daß die Verfasser, indem sie die betreffenden Sätze der Ethik aus dem Zusammenhang loslösen, in dem sie bei Spinoza mit den metaphysischen Lehren über die Substanz, das Attribut ꝛc. stehen und aus dem ihr eigentlicher Sinn, im Spinozischen System erst klar hervorgeht, die Propositionen Spinoza's zu sehr durch die Brille der heutigen Naturwissenschaft betrachten und ihnen einen zu modernen Sinn unterlegen. Dieses Urteil im Einzelnen zu begründen ist hier nicht der Ort; ich muß mich darauf beschränken, einige Punkte herauszugreifen.

So kann ich, die Imaginatio und ihre Unzulänglichkeit betreffend, den Verfassern in der weitgehenden Auslegung, die sie den ein Element der Subjectivität enthaltenden Sätzen der Ethik geben, wonach Spinoza darin eine klar entwickelte Lehre von der Subjectivität der Anschauung im Kantischen Sinne gegeben und in ähnlicher Weise wie es die heutige Physiologie, Psychologie und Erkenntnißtheorie thun, begründet haben, soll nicht beistimmen. Dazu unterscheidet Spinoza wie aus Eth. Bch. II Prop. XL Schol. I u. II sowie aus d. Appendix z. Bd. I hervorgeht, nicht scharf genug zwischen bloßen individuellen Vorurtheilen, wie sie aus Ueberlieferung, unvollständigem Abstrahiren und vorschnellem Generalisiren entstehen (idola specus nach Baco) und der in der allgemeinen menschlichen Natur begründeten Subjectivität (idola tribus). Auch dehnt er die Unzulänglichkeit der Imaginatio ausdrücklich auch auf die Erkenntniß des Subjects von sich selbst (seines Körpers wie seines Geistes), wo doch das Hinderniß der Subjectivität fortfällt, aus. Die Unzulänglichkeit der Imaginatio beruht daher meiner Ansicht nach vielmehr darauf, daß sie, selbst wo sie völlig objectiv ist, doch nur auf die vergänglichen zeitlichen (obschon an sich realen; die empirischen Einzeldinge sind bei Spinoza nicht Erscheinungen im Kantischen Sinne) Daseinsformen der Dinge, nicht aber auf ihr ewiges und unveränderliches Wesen (essentia) geht. Auf das letztere bezogen, muß sie daher stets inadäquat sein. Die Berufung auf Eth. Bch. II. Prop. XVI (Idea cujuscunque modi, quo corpus humanum a corporibus externis afficitur, involvere debet naturam corporis humani et simul naturam corporis externi) kann ich nicht gelten lassen, weil ich im Gegensatz zu den Verfassern die Proposition so verstehe, daß sie statt die Subjectivität der Anschauungen zu betonen sich vielmehr ihr entziehen und die Möglichkeit einer Erkenntniß äußerer Dinge zeigen will. Der Wortlaut der Proposition, der besagt, daß die Idee einer jeden durch einen äußeren Reiz verursachten Affection des Körpers zwar die Natur unseres Körpers, aber zugleich doch auch die des äußeren Reizes in sich enthält, nöthigt, ebenso wie auch das (von den Verfassern mit Stillschweigen übergangene) Coroll. I, zu dieser Auffassung, die noch eine weitere Bestätigung dadurch erhält, daß Spinoza in der Prop. XXXIX Dem. desselben Buches, worin er die Möglichkeit einer adäquaten Erkenntniß äußerer Dinge zeigen will, sich ausdrücklich auf diese Prop. beruft. Anders wäre ja auch die Erkenntniß des allen (also auch unserem und den fremden) Körpern Gemein-

samen, worauf, wie die Verf. richtig hervorheben, die adäquate Erkenntniß der ratio beruht, nicht möglich, umsoweniger als die Consequenz der Lehre von der Parallelität der Attribute, die die Seele zur idea corporis macht, eine über den Umfang des Körpers hinausgehende Erkenntniß, mithin die Erkenntniß fremder Körper, im Grunde überhaupt unmöglich macht. Der Seele hilft es nichts, daß sie das Gemeinsame sofern es auch in ihrem Körper ist, erkennt, da sie, auf ihren eigenen Körper eingeschränkt, nicht erkennen könnte, daß es das Gemeinsame ist. Aus dieser Verlegenheit sucht sich Spinoza zu befreien, indem er nach Prop. XVI im subjectiven Eindruck den objectiven Gegenstand enthalten sein läßt.

Gegen die Auffassung der ratio als der naturwissenschaftlichen Erkenntnißweise hätte ich nichts einzuwenden, da dadurch in der That am Bezeichnendsten die Art der Erkenntniß ausgedrückt wird, die dem Spinoza bei der ratio vorgeschwebt hat. Aber auch hier möchte ich einschränkend bemerken, einmal daß, wie man am deutlichsten im tract. brev. sieht, in der ratio sich zwei Auffassungsweisen kreuzen, eine metaphysische, wonach sie sich als Erkenntniß der Attribute und der ewigen Modi bestimmt, und eine psychologisch-erkenntnißtheoretische, nach der sie die naturwissenschaftlich-mathematische Erkenntniß ist, und dann, daß in letzterer das mathematisch formale Element durchaus überwiegt und von der eigentlich naturwissenschaftlichen Forschungsweise unserer Tage noch wenig zu merken ist.

Die dritte Erkenntnißart, die scientia intuitiva, läßt uns, wie die Verf. im Anschluß an meine Unterscheidung von „essentia“ und „existentia“ richtig ausführen, das Wesen der Dinge erkennen. Ich hätte nur auch hier die metaphysische Beziehung auf die unendliche Substanz noch mehr hervorgehoben zu sehen gewünscht. Das „Wesen“ der Dinge wird von dem Verf. als Wille (Wille zum Leben), oder individueller Character gefaßt. Das ist in der That die Lehre, welche Spinoza vornehmlich in Bch. III der Ethik vorträgt. Wie aber Tönnies, der zuerst darauf aufmerksam machte, gezeigt hat, streitet diese (von Tönnies Voluntarismus genannte) Lehre bei Spinoza mit einer anderen (Intellectualismus) um die Herrschaft, so zwar, daß in den der Ethik vorhergehenden Schriften und im Buch I und II der Ethik der Intellectualismus, in Buch III und IV der Voluntarismus im Ganzen überwiegt. Der Unterschied der beiden Lehren ist nach meiner, etwas von Tönnies abweichenden, Ansicht dieser. Nach der einen sind Körper und Geist zwei verbundene, aber nicht wesensgleiche Modi, die mithin auch getrennte, in verschiedenen Attributen enthaltene Essenzen haben; nach der anderen sind Körper und Geist una eademque res duobus modis expressa, verschiedene Objectivationen einer Essenz, eines Wesens: des conatus in suo esse perseverandi. Die erstere Ansicht führt zu einer intellectualistischen Psychologie, nach der die Grundfunction der Seele als eines Modus der cogitatio die idea ist; die letztere ergiebt eine voluntaristische Seelenlehre, indem, da die Seele die geistige Objectivation des conatus in suo esse perseverandi ist, der Wille als Grundfunction der Seele erscheint.

Die Verfasser bestreiten nun (in Note VI), daß Spinoza in der Ethik noch eine andere als die voluntaristische Lehre vortrage, und berufen sich Schopenhauer's Vorwurf gegenüber, daß man nach Spinoza ein Ding erst für gut erkenne und dann wolle, auf Eth. Bch. III Prop. IX Schol., wo er das Gegentheil lehre. Das ist richtig, ebenso richtig aber auch, daß Spinoza in der Ethik, die ihm von Schopenhauer vorgeworfene Lehre auch vorträgt. Man braucht nur mit dem citirten Schol. die Prop. XIX des IV. Buches mit ihrer schiefen Demonstration zu vergleichen, um zu sehen, wie die beiden widersprechenden Auffassungen in der Ethik neben- und durcheinander herlaufen. Dort heißt es: „Constat itaque ex his omnibus, nihil nos conari, velle, appetere neque cupere, quia id bonum esse judicamus, sed contra nos propterea aliquid bonum esse judicare, quia id conamur, volumus, appetimus atque cupimus"; hier heißt es: „Id unus quisque ex legibus suae naturae necessario appetit vel aversatur quod bonum vel malum esse judicat".

Auf die Vergleichung der Spinozischen Philosophie mit den Lehren der neueren Philosophen kann ich nicht näher eingehen. Es genüge die Bemerkung, daß die mannigfachen Uebereinstimmungen, welche Kant, Schelling und namentlich Schopenhauer mit Spinoza zeigen, richtig hervorgehoben sind.

Die Geschicklichkeit, mit der die Verf., alle kritischen Erörterungen in Noten hinter den Text verweisend, ihren Gegenstand populär, für den Fachmann freilich etwas gar zu populär, darzustellen verstehen, verdient besondere Anerkennung. Für eine etwaige zweite Auflage möchte ich aber den Verfassern doch rathen, eine kurze Darstellung der gesammten Spinozischen Philosophie ihren Erörterungen über die Erkenntnißlehre des Philosophen als Einleitung vorauszuschicken.

Tokyo, Japan. L. Busse.

Das Papstthum von J. v. Döllinger. Neubearbeitung von Janus „Der Papst und das Concil" im Auftrag des inzwischen heimgegangenen Verfassers von J. Friedrich. München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck) 1892.

Das berühmte Buch, ursprünglich von Döllinger und Huber geschrieben, jetzt von Friedrich als so zu sagen drittem Verfasser neu herausgegeben, unterscheidet sich wesentlich von der ersten Auflage; nicht durch Text-Aenderungen, die kaum hier und da nöthig waren, entweder bloß formaler oder nebensächlicher Natur, aber durch die Hinzufügung des ganzen gelehrten Apparats unter Hereinziehung der seitdem entstandenen ultramontanen Polemik. Der Werth für den Gelehrten ist dadurch außerordentlich erhöht und auch der Laie, der ernsthaft aus dem Für und Wider ein selbständiges Urtheil zu gewinnen strebt, ist in die Möglichkeit versetzt, die jesuitischen Kunstgriffe und Schliche zu durchschauen, mit deren Hülfe der Neukatholicismus sich den Schein der Wissenschaftlichkeit zu erhalten strebt. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bismarck und Caprivi. Vier Aufsätze aus dem deutschen Wochenblatte. Berlin. Walther u. Apolant.
Brunner. Deutsche Rechtsgeschichte von H. Brunner. Bd. II. Leipzig, Duncker u. Humblot.
Deutsche Schriften für nationales Leben. II. Reihe Heft 4. Kiel, Lipsius u. Tischer.
" " " Literatur und Kunst. II. Reihe Heft 3. Kiel, Lipsius und Tischer.
v. Eynern. Kritische Betrachtungen zur Reform der Kommunalsteuern von v. Eynern. Elberfeld, Sam. Lucas.
Görres. Handbuch der ges. Arbeitergesetzgebung des deutschen Reichs von Görres. II. Lief. Freiburg i. B., Herder.
Grimm. Deutsche Frauen vor dem Parlament von W. Grimm. Weimar, Verlagsanstalt.
Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. Herausgeg. von Gustav Schmoller. XVI. Jahrg. 3. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot.
Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für Unterfranken und Aschaffenburg, 1890/91.
Kohl. Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesammt-Ausgabe besorgt von Horst Kohl. II. Bd. 1862—1865. Stuttgart, Cotta.
Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie 1. Jahrg. 1890. 1. Heft. München. R. Oldenbourg.
Moltke. Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Fünfter Band: Briefe (zweite Sammlung) und Erinnerungen. Mit Nachbildung zweier Handzeichnungen. Geheftet M. 5,—, in Original-Halblederband M. 6,60. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.
Ohnesorge. Tegnérs Frithjofs-Sage verdeutscht von Fr. Ohnesorge. Leipzig, Th. Knaur.
Philipp. Der Naturalismus in kritischer Beleuchtung von P. Philipp. Leipzig, Liter. Anstalt.
Philosoph. Beiträge, herausgeg. v. d. philos. Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge, 21.—23. Heft. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.
Scheimpflug. Ueber die socialpolitische Bedeutung des Clearing von K. Scheimpflug. Wien, Selbstverlag.
Schillmann. Die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus am 12. Octob. 1492. Eine Jubelschrift. Von A. Schillmann. Berlin, Nicolai'sche Buchhdlg.
Schulze. Diesseits und Jenseits. Confessionslose Gedanken über die höhere Bestimmung des Menschen. Von B. Schulze. Berlin, R. Heinrich.
Semper. Die K. K. Hofmuseen in Wien und Gottfried Semper. Drei Denkschriften Gottfried Sempers, herausgegeben von seinen Söhnen. Innsbruck, A. Edlinger.
Strecker. Der Sang von Mönchgut. Von Carl Strecker. Stralsund, Wilh. Zemsch.
Zurbonsen. Geschichtliche Repetitionsfragen und Ausführungen von Fr. Zurbonsen. 4 Theile, à 80 Pfg. Berlin Nicolaische Buchhdlg.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Zoroaster

von

F. Marion Crawford.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Therese Höpfner.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Drei Jahre waren vergangen, seit Nehuschta mit Darius vermählt war, und der König hatte sie sehr lieb. Oft aber war er in dieser Zeit fern von ihr gewesen, wenn plötzlich ausbrechende Aufstände, wie sie in der ersten Zeit seiner Regierung oft vorkamen, ihn nach verschiedenen Provinzen des Reiches riefen. Jedesmal war er siegreich zurückgekehrt und immer hatte er ihr reiche Geschenke gebracht. Allerdings fand er die Aufgabe nicht leicht, zwischen den beiden Königinnen Frieden zu erhalten, denn Atossa schien Freude daran zu finden, Nehuschta zu kränken und sie fühlen zu lassen, daß sie doch in des Königs Gunst nur die zweite Stelle einnähme, wie große Auszeichnungen ihr auch zu Theil werden mochten. Aber Darius war gerecht und sorgte dafür, daß Atossa empfing, was ihr gebührte, weder mehr noch weniger.

Nehuschta war froh, daß Zoroaster fort war. Sie hatte in dem Augenblick furchtbar gelitten, als er in der Menge stehend zu ihr gesprochen hatte, und das geflügelte Wort hatte ihr eine Wunde geschlagen, die noch immer brannte. Drei Jahre waren dahingeschwunden, ohne daß Atossa sie über das Geschehene aufgeklärt hatte, und noch immer wähnte sie, Zoroaster habe sie schnöde verrathen. Nach ihrer Ansicht konnte es unmöglich anders sein. Hatte sie ihn nicht selbst gesehen? Konnte ein Mann so etwas thun, ohne herzlos und verworfen zu

sein? Sie hatte dem Darius natürlich nie etwas von dem Vorfall auf der Terrasse erzählt. Sie wollte weder Atossa noch ihren treulosen Geliebten zu Grunde richten. Bei all der Güte und Zärtlichkeit, womit der König sie überhäufte, lebte noch in ihr das Gedächtniß ihrer ersten Liebe, und sie hätte den Schmerz nicht ertragen können, die ganze Geschichte noch ein Mal durchzugehen. Er war fort, vielleicht todt, und sie würde ihn niemals wiedersehen. Er würde es nicht wagen, an den Hof zu kommen. Sie erinnerte sich der Wuth des Königs, als er argwöhnte, der verkappte Mann im Zuge wäre Zoroaster. Nachher aber hatte Darius in der ihm eigenen sorglosen Weise gesagt, er selbst würde dasselbe gethan haben, und um seines Eides willen, werde er dem jungen Perser nie ein Leid anthun. Er schwor bei der Gnade Auramazdas, daß er der König der Könige wäre und nicht mit enttäuschten Liebhabern Krieg führe!

Darius hatte sich unterdessen einen prachtvollen Palast unterhalb der Festung Stackhar im Thale des Araxes erbauen lassen; dort brachte er den Winter und den Frühling zu, wenn die mannigfachen Regierungsgeschäfte es gestatteten. Er hatte fast beständig im Kriege gelegen mit den zahlreichen Prätendenten, welche sich in den Provinzen zu kleinen Königen aufwarfen. Mit unerhörter Geschwindigkeit zog er in seinem Reiche umher, von Osten nach Westen, und von Norden nach Süden; aber jedes Mal fand er bei seiner Rückkehr kleine Streitigkeiten am Hofe vor; dann runzelte er die Stirn und erklärte, ein Pack Weiber in Ordnung zu halten wäre schwerer als ganz Medien und Persien und Babylon zusammen zu regieren.

Atossa langweilte ihn mit ihren Vorschlägen.

„Wenn der König ins Feld gezogen ist“, sagte sie, „so ist kein Oberhaupt im Palast. Otanes ist ein Schwächling. Der König will mir nicht den Oberbefehl über den Hofhalt geben, und auch keinem andern.“

„Es ist keiner da, dem ich trauen kann“, antwortete Darius. „Könnt ihr nicht einen Monat in Frieden beisammen wohnen?“

„Nein“, antwortete Atossa mit einschmeichelndem Lächeln. „Es ist unmöglich; die Weiber des Königs werden sich nie miteinander vertragen. Möge der König einen Mann erwählen und zum Oberhaupt des Palastes einsetzen.“

„Wen soll ich wählen?“ fragte Darius verdrießlich.

„Einst hatte der König einen treuen Diener“; meinte Atossa.

„Habe ich jetzt keinen?“

„Ja, aber keinen so treuen wie jener Mann war, von dem ich

spreche, und keinen, der so bereit wäre dem Geheiß des Königs zu gehorchen. Er verließ Susa, als der König Nehuschta zum Weibe nahm."

„Meinst du Zoroaster?" fragte Darius und runzelte die Stirn und sah Atossa wild an. Sie aber hielt seinen Blick ruhig aus.

„Eben den!" antwortete sie. „Warum lässest Du ihn nicht holen und machest ihn zum Obersten des Palastes? Er war ein treuer Diener — und ein williger."

Noch immer starrte ihr der König ins Gesicht, als wollte er die Veranlassung zu ihrer Bitte ergründen oder wenigstens einen spöttischen Ausdruck auf ihrem Antlitz entdecken, der zu ihren höhnenden Worten stimmte. Aber er war der ungewöhnlichen Schlauheit Atossas nicht gewachsen, obschon er den unbestimmten Verdacht hatte, daß sie ihn ärgern wollte, indem sie eine Erinnerung heraufbeschwor, die ihm unmöglich angenehm sein konnte, und er gab es ihr auf seine Weise zurück.

„Wenn Zoroaster noch lebt, will ich ihn herholen lassen und will ihn zum Obersten über den Palast machen. Er war allerdings ein treuer Diener. Er soll über euch alle herrschen, und es soll keine Zwietracht mehr unter euch sein."

Und sofort ließ der König verkündigen, wer ihm Zoroaster brächte, der solle ein Talent Gold und ein Purpurgewand zum Lohne erhalten.

Als aber Nehuschta davon erfuhr, war sie sehr bekümmert, denn Atossa erzählte ihr, Zoroaster würde zurückkehren und Oberster des Palastes werden. Nehuschta stand auf und verließ sie sofort mit einem Blick voll so bittern Hasses und tiefer Verachtung, daß selbst die stolze Königin dachte, sie wäre vielleicht zu weit gegangen.

Noch aus andern Gründen wünschte der König Zoroasters Rückkehr. Er hatte sich oft im Stillen gewundert, wodurch dieser Nehuschta so tödtlich beleidigt haben konnte, um ihre Liebe in wenigen Minuten in Haß zu verwandeln; allein er hatte sie nie darüber befragt. Keiner von ihnen konnte diesen Gegenstand berühren, und Darius war in seiner Ehe viel zu glücklich, als daß er dieses Glück durch eine unliebsame Entdeckung hätte aufs Spiel setzen mögen. Als Nehuschta ihm Zoroasters Treubruch geklagt hatte, war ihr Zorn und Schmerz so ächt gewesen, daß es dem König garnicht eingefallen war, er könne gegen Zoroaster ein Unrecht begehen, indem er die Fürstin zum Weibe nähme; dessenungeachtet hatte ihm sein edelmüthiges Herz mehr als ein Mal gesagt, Nehuschta hätte ihn theils aus Dankbarkeit für seine Güte, theils aus Empörung über ihren falschen Liebhaber geheirathet. Wie launisch sie aber im Uebrigen sein mochte, gegen den König blieb sie immer dieselbe, sanft und liebevoll, obschon nichts Leidenschaftliches in ihrer

Liebe war. Und jetzt war es für ihren Stolz ein schrecklicher Gedanke, daß der Mann, der ihr die Treue gebrochen, ein festes Amt im Palast bekleiden sollte. Sie konnte nicht schlafen bei dem Gedanken, wie sie ihm begegnen und was sie thun sollte. Aus Furcht vor dem bevorstehenden Unheil war sie blaß und hohläugig, und ihre ganze Seelenruhe verließ sie. In der Tiefe ihres Herzens war noch ein Rest der alten Liebe, die sie tapfer bekämpft und zu ersticken gesucht hatte, dennoch lag sie in ihr wie ein schlummernder Riese, bereit plötzlich aufzufahren und in einem Augenblick alles andre in ihr über den Haufen zu werfen, wenn sie nur den Flecken der Treulosigkeit von dem Heldenbilde des Geliebten abwaschen und die Last der Unehrenhaftigkeit hinwegräumen könnte, welche ihn von dem höchsten Platze im Reiche ihrer Seele verdrängt hatte.

Darius selbst war begierig über Zoroasters Handlungsweise endlich die Wahrheit zu erfahren. Aber ein anderer und wichtigerer Grund bestimmte ihn, seine Rückkehr herbeizuwünschen. Der König war über eine Angelegenheit in Unruhe, welche für sein Reich geradezu zur Lebensfrage geworden, und er wußte, daß von all seinen Unterthanen keiner besser im Stande wäre, ihm Rath und Beistand zu leisten als Zoroaster, der Schüler des verstorbenen Propheten Daniel.

Die Religion des Staates war etwas ganz Ungewisses. In den verschiedenen Provinzen, welche das große Reich bildeten, waren seit Generationen so viele Umwälzungen vorgekommen, daß beinahe jeder Herrscher eine neue Religion gehabt hatte. Cyrus war dem Götzendienst der Phönizier zugethan, er hatte die Sonne und den Mond angebetet, hatte ihnen Tempel erbaut und nebst einer Menge andrer Gottheiten Opfer dargebracht. Cambyses hatte die Tempel seines Vaters in Stätten der Feueranbetung verwandelt, und tausende von Menschenopfern verbrannt; denn er schwelgte in dem Glanz prunkvoller Ceremonien und in der Befriedigung seines Blutdurstes, der immer stärker wurde, je mehr seine Laster jede bessere Regung in ihm erstickten. Aber unter beiden Königen hatte der arische Gottesdienst der Magier im Volke fortbestanden, und so oft sie es nur wagen konnten, hatten die Magier ihr Recht als Priesterkaste, Kinder der Brahminen aus arischem Geschlecht, geltend gemacht. Gomata, — der falsche Smerdis, — war ein Brahmine, wenigstens dem Namen, und muthmaßlich auch der Abstammung nach; die einzigen während seiner kurzen Regierung aus seinem Palast in Susa erlassenen Verordnungen befahlen die Zerstörung der vorhandenen Tempel und die Einführung der Religion der Magier im ganzen Reiche. Als Darius den Smerdis erschlagen hatte, schritt er

zur Vernichtung der Magier und tagelang strömte ihr Blut in den Straßen von Susa. Dann stellte er, so gut er konnte, die Tempel und den Dienst des Auramazda wieder her. Bald aber ward es offenkundig, daß die Religion in Verfall gerathen war und daß es keine leichte Sache sein würde, einem Volke den reinen Glauben an Einen Gott aufzuzwingen, unter dem die meisten in ihrem Herzen Magier, Naturanbeter, waren, und welches unter mehreren aufeinanderfolgenden Regierungen mit Gewalt zur Verehrung fremder Götzen getrieben worden war. Ganz natürlich widersetzte sich das Volk der Veränderung und empörte sich, so oft es einen Anführer finden konnte. Die zahlreichen Aufstände, welche dem Darius neunzehn Schlachten kosteten, entsprangen beinahe ohne Ausnahme dem Verlangen in verschiedenen Provinzen des Reiches die Religion der Magier wiederherzustellen, und man könnte fast bezweifeln, ob je zu irgend einer Zeit in der Weltgeschichte, in einem so kurzen Zeitraum so viel Blut bei der Vertheidigung religiöser Ueberzeugungen vergossen worden sei.

Darius selbst hatte einen unerschütterlichen Glauben an die Macht des Auramazda, des Allweisen Gottes, und schrieb alles Böse auf der Welt Ahriman, dem Teufel, zu. Gegen allen Götzendienst, Naturdienst und allen Aberglauben hegte er tiefe Verachtung und in seinem täglichen Leben hielt er sich an die einfachen Gebräuche der alten Magdayaschnier. Aber zum Haupt einer religiösen Bewegung war er durchaus nicht geeignet, und obgleich er von der Priesterschaft solche, die ihm würdig erschienen, zusammenberufen, ihnen Tempel gebaut und allerlei Vorrechte verliehen hatte, so war er doch mit ihrer Art des Gottesdienstes durchaus nicht zufrieden. Er konnte zwar keine neue Lehre aufrichten, aber er hatte starke Zweifel, ob die Gebräuche der Priester so einfach und heilig waren, wie er es wünschte. Die langen eintönigen Gesänge mit ihren endlosen Wiederholungen mochten noch hingehen; das beständig brennend erhaltene Feuer war ein angemessenes Sinnbild der allzeit wachen Weisheit und Thätigkeit des Höchsten Wesens im Kampfe des Lichtes gegen die Finsterniß. Aber der maßlose Rausch, in welchen sich die Priester durch übermäßigen Genuß des Haoma versetzten, die wilde zügellose Raserei, wodurch sie unter dem Einflusse des berauschenden Getränkes ihre fromme Begeisterung ausdrückten, waren Zugaben zu der reinen Einfachheit des unblutigen Opfers, welche den König anwiderten, und schon lang dachte er an eine Reform in diesen Dingen. Die ältesten Magdayaschnier erklärten, das Trinken des Haoma wäre eine Gott wohlgefällige Handlung und zu gleicher Zeit nothwendig um den Eifer der Priester beim Absingen der langen und

einförmigen Gesänge anzuspannen, welches sonst zu einer gedankenlosen Erfüllung einer lästigen Aufgabe herabsinken würde. Die vielen Wiederholungen in den Gesängen bewiesen schon an sich, daß sie nicht geeignet wären von Männern vorgetragen zu werden, welche sich nicht in einem besonders erregten Zustande befänden. Nur die wilde Tollheit eines Haomatrinkers könne die endlose Reihe immerfort wiederholter Gebete mit angemessener Andacht und passendem Eifer aushalten.

All dies hörte der König und war nicht damit einverstanden. Er wohnte den Ceremonien mit lobenswerther Regelmäßigkeit bei und saß während der Ausübung der vorgeschriebenen Gebräuche mit musterhafter Geduld da; aber es widerte ihn an, und er wünschte eine Reform. Da erinnerte er sich, daß Zoroaster selbst ein guter Magdayaschnier wäre und sich von Jugend auf mit religiösen Studien beschäftigt hätte, ja daß er den Vorzug gehabt, der beständige Gefährte Daniels zu sein, des hebräischen Propheten, dessen erhabene Glaubenseinfalt in gewissem Grade auf seinen Schüler übergegangen wäre. Die Hebräer, daß wußte Darius, waren ein mäßiges Volk, stark im Glauben, und obschon er gehört hatte, daß Speise genießen einen Theil ihrer religiösen Gebräuche ausmachte, so war doch bei ihrem Gottesdienst von keinem Rausch die Rede. Zoroaster, dachte er, würde ihm in diesen Dingen guten Rath geben können. Wenn er ihn holen ließe, würde er erstens scheinbar den Wunsch der Königin erfüllen, dann aber für sich einen weisen Rathgeber in diesen schwierigen Verhältnissen gewinnen. Mit seiner gewöhnlichen Raschheit führte er sofort seinen Entschluß aus, überzeugt daß Zoroaster unterdessen Nehuschta vergessen haben müßte, und wenn nicht, daß er, der König, wohl im Stande sein würde allem Unheil vorzubeugen.

Aber es vergingen viele Tage und obschon der Erlaß in alle Theile des Reichs versandt worden war, hörte man nichts von Zoroaster. Seine Zufluchtsstätte war sicher und es war keine Möglichkeit ihn zu finden.

Atossa ersehnte Zoroasters Rückkehr, sowohl weil sie durch ihn Nehuschta in Ungelegenheiten zu bringen hoffte, als weil sie noch immer eine Spur von Liebe für ihn empfand; nun aber fing sie an zu fürchten, er möchte todt sein oder das Reich verlassen haben. Nehuschta selbst wußte nicht, ob sie hoffen sollte, daß er wiederkäme oder sich freuen, daß ihr die Qual ihn wiederzusehen erspart bliebe. Sie hätte alles darum gegeben, ihn einen Augenblick zu sehen, um zu wissen, wie ihr dabei zu Muthe sein würde. Die Angst beunruhigte sie und sie sehnte sich danach zu wissen, was ihr bevorstünde.

Stackhar mit seinen wundervollen Gärten und prächtigen Säulen-

hallen, mit der sanften südlichen Luft, die den ganzen Tag durch das Rosenthal hinüberwehte und köstliche Düfte zu den gen Süden gehenden Fenstern emportrug, ward ihr zum Ueberdruß. Sie haßte die träge Ueppigkeit und die überreiche Pracht, in der sie lebte. Etwas in ihrem heißblütigen hebräischen Wesen sehnte sich nach der glühenden Sonne und den Sandstrecken von Syrien, nach dem Hauch der Wüste mit ihrer brennenden Hitze. Das alles hatte sie kaum gekannt, denn sie hatte die einundzwanzig Jahre ihres Lebens in den prächtigsten Palästen des Königreiches inmitten der herrlichsten Gärten, die Menschenhand gepflanzt, zugebracht; aber die Liebe zur Sonne und zum heißen Sande lag ihr im Blute. Die weichen Kissen, die köstliche Seide und die Fülle von Blumen wurden ihr zuwider.

Stackhar*) selbst war eine gewaltige Festung im Thale des Araxes; dunkel und trotzig erhob sie sich an den Ufern des kleinen Flusses, von großen und kleinen Thürmen und mächtigen Zinnen gekrönt, welche die fruchtbaren Gärten überblickten wie ein strenger Schulmeister eine fröhliche Kinderschaar. Für seinen Palast hatte Darius einen Platz in einiger Entfernung von der Feste erkoren, wo der Fluß eine Biegung um einen Vorsprung des Gebirges machte und eine breitere Strecke Landes bewässerte.

Der Ausläufer des Gebirges fiel allmälig in das Thal ab; und weiterhin gingen die Berge in die weite Ebene von Marodascht über, die sich viele Farsangs hin bis zu dem Paß im Süden erstreckte. Auf diesem Vorgebirge hatte der König eine große Fläche ebnen lassen, zu der die größte Treppenflucht der Welt emporführt, und zwar in so sanftem Ansteig, daß ein Reiter sie ohne Gefahr für sein Roß auf- und abreiten konnte. Auf dieser Hochebene erhob sich der Palast, ein gewaltiger Bau, auf ungeheuern Säulen und Hallen von schwarzem Marmor ruhend, welcher gegen die grünen Abhänge der Berge und die hellen Farben der Rosengärten seltsam abstach. Endlose Reihen von Gebäuden erhoben sich hinter dem Palast und erstreckten sich weit bis zum Fluße hinab. Unter den hochgelegenen war das bedeutendste der Tempel des Auramazda, wo die Ceremonien vor sich gingen, die dem Darius so anstößig waren. Der Tempel war ein massives, viereckiges Gebäude, niedriger als der Palast, aus Steinmauern bestehend und von einer breiten Halle polirter Marmorsäulen umgeben. Von der großen Treppe aus war er nicht sichtbar, denn er stand dicht hinter dem Palast und wurde von diesem gedeckt.

*) Istakhar, seit der Eroberung durch Alexander d. Gr. Persepolis genannt.

Die Mauern, die Gesimse und die Säulenkapitäle waren reich mit bildnerischem Schmuck verziert, Opferzüge nebst langen Reihen von Kriegern und Gefangenen darstellend, so wie alle mögliche Arten von Thieren, ferner mit großen Inschriften in Keilschrift bedeckt. Aegyptische Gefangene hatten diese Arbeiten ausgeführt; der harte schwarze Marmor war so sorgsam polirt, daß man sein eigen Antlitz in der blanken Fläche sehen konnte, die das Licht wie ein dunkler Spiegel zurückstrahlte.

Das Thal oberhalb Stachar mit seinem gewaltigen Felsblöcken und schroffen dunkeln Spitzen war großartig, und die hochragende Festung auf dem Felsengrunde tief in der Schlucht sah aus wie ein hervorspringendes Bruchstück der großen Berge, welches durch ein Erdbeben von der Hauptkette losgerissen worden. Vom Palast aus gesehen bot die Aussicht merkwürdige Gegensätze. Auf der einen Seite starrten die schroffen Berge mit jähen Zacken schwarz gegen den nordwestlichen Himmel empor, auf der andern füllten Rosen- und Orangengärten und wohlangebaute Gehege die Ebene aus bis sich in nebelhafter Ferne die sanft geschwungene Linie der blauen südlichen Berge erhob und in dem milden Licht der fernen Gluth verschwamm. Es schien als wäre auf der einen Seite des Palastes Winter, auf der andern Sommer, auf der einen Kälte, auf der andern Wärme, hier rauhe Kraft, dort süße Ruhe.

Aber Nehuschta schaute gen Norden und war der Kälte überdrüssig, sie schaute gen Süden und hatte genug von der Hitze. Nichts, nichts von allem kam einem Augenblick der wonnigen Mondscheinabende in alter Zeit unter den Myrthenbüschen von Ecbatana gleich; und wenn sie daran dachte, so hätte sie all ihre königliche Pracht und allen Glanz gern hingegeben, wenn ihr Zoroaster treu geblieben wäre. Sie glaubte ihn ganz und für immer aus ihrem Herzen verbannt zu haben, nun aber wieder von ihm die Rede war, wußte sie kaum, ob sie ihn nicht doch noch liebte trotz seiner Untreue, oder ob nur das Gedächtniß der vergangenen Liebe sich in ihrer Brust regte, so daß sie manchmal, wenn sie allein war, unwillkürlich seinen Namen aussprach. Sie blickte auf die drei letzten Jahre zurück und konnte sich sagen, daß sie dem König gegenüber ihre Pflicht erfüllt und auch daß sie es gern gethan hatte; ja oft hatte sie sich gesagt, daß sie Darius herzlich liebe. Es war nicht schwer, Gründe dafür zu finden, denn er war tapfer und treu und edel in all seinen Gedanken und Thaten, und that alles, was er nur konnte, um Nehuschta seine Liebe zu beweisen. Was ihr besonders das Leben leicht gemacht hatte, war daß sie tagtäglich fühlte, wie viel mehr er sie liebte als ihre Nebenbuhlerin, und wie Atossa in ihrem Herzen

zürnte, daß Darius ihre Gesellschaft mied, um bei der hebräischen Fürstin zu verweilen. Wäre der König ihrer überdrüssig geworden, so wäre Nehuschta wahrscheinlich aus dem Palaste entflohen und hätte lieber allem Unheil der Welt Trotz geboten, als den Spott des schönen lächelnden Weibes ertragen, das sie so bitter haßte. Oder sie hätte sich bei Nacht an Atossas Lager geschlichen und das scharfe indische Dolchmesser, welches sie bei sich trug, rasch und sicher bis ans Heft der Königin ins Herz gestoßen. Eine Mißachtung ihrer Schönheit und ihrer Rechte hätte sie nicht geduldig ertragen. Allein wie die Dinge einmal lagen, war sie die Erste am Hofe. Der König war gerecht und machte in Bezug auf den Hofstaat und das Gefolge der beiden Königinnen keinen Unterschied; aber Nehuschta wendete er sich zu, wenn er reichlich trank beim Feste und den Liebesbecher darreichte. Zu Nehuschta ging er, wenn ihn die Sorgen der Regierung bedrückten und er des Rathes bedurfte, und auf ihren Schoos legte er sein müdes Haupt, wenn er tagelang weit und schnell geritten war und nach schwer erkämpftem Siege heimkehrte.

Die Königinnen aber haßten einander mit wildem Grimm, und wenn Darius fern war, brach die Zwietracht zwischen ihnen häufig in offnen Streit aus. Ihre Wachen schlugen sich auf dem Hofe, und ihre Sclavinnen rissen sich auf der Treppe gegenseitig die Haare aus. Wenn dann der König heimkam, trat für einige Zeit ein Waffenstillstand ein, den keine von beiden zu brechen wagte. Allein das Gerücht dieser Zwistigkeiten drang an das Ohr des Königs; dann zürnte und fluchte Darius, aber er konnte nichts dabei thun, denn er war nicht klüger als so manche andern großen Männer, die zwischen den Launen zweier Frauen, die einander haßten, zu wählen hatten.

Nun verbreitete sich das Gerücht, daß Zoroaster an den Hof zurückkehren würde, und eine Zeit lang hielten sich die beiden Königinnen von einander fern, denn beide wußten wohl, wenn er zurückkehrte, so würde zwischen ihnen ein Kampf auf Tod und Leben entbrennen, und die eine beobachtete die andre, und beide hüteten sich vor jeder Unvorsichtigkeit.

Tag auf Tag verging, aber Niemand meldete sich auf den Erlaß. Niemand hatte etwas von Zoroaster gesehen noch gehört, seit jenem Abend, da er den Palast von Susa verließ. Er hatte nichts mitgenommen und keine Spur zurückgelassen, welche zu seiner Auffindung führen konnte. Viele meinten, er habe das Königreich verlassen, einige sagten, er wäre in der Wüste gestorben. Nehuschta aber seufzte und fand wenig Ruhe, denn sie mochte wollen oder nicht — sie hatte gehofft, ihn noch ein Mal wiederzusehen.

Fünfzehntes Kapitel.

Unzählige von der Decke herabhängende Lampen erhellten das Innere des Tempels; sie waren von Erz und von einfacher Arbeit wie alles, was zum Dienste des Auramazda gehörte. In der Mitte auf einem kleinen Altar von schwarzem Stein stand ein erzenes becherförmiges Becken, in welchem ein kleines Holzfeuer ruhig brannte, leichte Rauchwölkchen stiegen daraus empor und verbreiteten sich über die flache Decke und schwebten wie ein Nebel um die Lampen; vor dem Altar lag ein Vorrath von Brennholz; dünne, gerade geschnittene Stäbe von weißem Tannenholz zu einem regelrechten Haufen geschichtet. An dem einen Ende der länglichen Halle stand ein ungeheurer Mörser von schwarzem Marmor mit einem schweren hölzernen Stößel auf einem runden Gestell, in welches ringsum eine Rinne eingeschnitten war, vorne mit einer Oeffnung, aus welcher der Hamoasaft reichlich strömte, wenn die frischen Asclepias angefeuchtet und in dem Mörser zerstoßen wurden. Ein viereckiges Marmorgefäß nahm die Flüssigkeit auf, welche stehen blieb, bis sie einige Tage gegohren und die berauschende Kraft erlangt hatte, um deretwillen sie so hoch geschätzt und heilig gehalten wurde. Neben diesem Gefäß lag auf einem niedrigen Marmortisch ein großer hölzerner Schöpflöffel, auch standen zwei niedrige weite Becher von Gold, in der Mitte eng zusammengezogen wie eine Sanduhr, daselbst.

An dem entgegengesetzten Ende des Tempels vor einer Marmorwand, die die Thür verkleidete, stand ein großer geschnitzter Stuhl von Ebenholz mit Gold und Silber verziert einige Stufen höher als der Fußboden.

Es war bereits dunkel, als der König den Tempel betrat: er war mit seinen Staatsgewändern bekleidet, das Schwert hing an seiner Seite, das lange Scepter mit der Kugel darauf trug er in der rechten Hand und die vielspitzige Krone auf dem Haupte. Sein dichter schwarzer Bart war in den drei Jahren länger geworden und wallte über sein Purpurgewand beinahe bis zum Gürtel herab. Sein Antlitz war ernst, und seine kräftigen Züge waren noch gewaltiger geworden. Mit dem Stolze auf die Reihe seiner Siege war auch mehr Ruhe und Machtbewußtsein über ihn gekommen. Sein Schritt war langsamer geworden und seine starke braune Hand faßte das goldne Scepter mit ruhiger unerschütterlicher Gewalt. Aber seine Stirn war gesenkt, und als er seinen Platz vor dem Schirm einnahm, sah er aus wie ein Mann, der geneigt ist, unzufrieden zu sein und der seinen Gefühlen keinen Zwang anzuthun gedenkt.

Hinter ihm kam der Oberpriester ganz weiß gekleidet, eine dicke

weiße Binde als Gürtel um den Leib geschlungen, deren befranste Enden steif an der einen Seite herabhingen. Auf dem Kopfe trug er eine hohe Mitra, ebenfalls von weißer Leinwand, und eine breite befranste Stola von demselben Stoffe fiel ihm in zwei breiten Streifen zu beiden Seiten des Halses bis auf die Füßen herab. Sein glänzend schwarzer Bart war seidenweich und reichte ihm fast bis zum Gürtel. Er stellte sich mit dem Rücken gegen den König und mit dem Gesicht zum Altar gewendet zehn Schritt weit von dem zweiten Feuer auf.

Dann kam zu beiden Seiten der Marmorscheidewand der Zug der Priester hervor, sie gingen zwei und zwei neben einander, alle gleich dem Hohenpriester weiß gekleidet, nur waren ihre Mitren kleiner, auch trugen sie keine Stola. Sie traten hervor und stellten sich ringsum an den Wänden des Tempels auf, neunundsechzig Männer aus dem Priesterstande, wohl geübt im Absingen der alten Mazdayaschnier-Gesänge, Männer in der Blüthe und Vollkraft des Lebens, mit schwarzem Bart und breiten Schultern, deren mächtige Stirn und regelmäßige Züge von edler Kraft des Körpers und Geistes Zeugniß gaben.

Die beiden, welche dem Hohenpriester zunächst standen, traten vor und empfingen aus seinen Händen ein kleines viereckiges leinenes Tuch; damit verbanden sie ihm den Mund und knoteten es ihm hinten im Nacken fest zusammen. Dann gab ihm der eine einen Fächer von Adlerfedern in die linke Hand und der andre reichte ihm eine eiserne Zange. Darauf ließen sie ihn allein auf den Altar zugehen.

Er ging vorwärts, bis er dicht vor dem Erzbecken stand, dann bückte er sich und nahm von dem Stapel Holz einen reinen weißen Stab und legte ihn mit der Zange sorgsam aufs Feuer. Darauf fachte er mit der Linken leise die Flammen an, und da sein Mund mittelst des leinenen Tuches so bedeckt war, daß sein Hauch nicht das heilige Feuer entweihen konnte, stimmte er langsam, mit durch die Binde gedämpfter Stimme den Anfang des Opfergesanges an:

„Reinheit ist der Güter bestes.
Ehre, Ehre ihm dem Besten
Und dem Reinsten voller Reinheit.
Denn er, der in Reinheit herrschet
Bleibet nach des Höchsten Willen.
Gaben giebet der Allweise
Für die Werke, die der Mensch thut
Für den Herrn auf dieser Erde.
Wer ein Schützer ist der Armen
Giebt die Herrschaft dem Ahura*).

*) Wahrscheinlich der älteste Hymnus in der Avosta Sprache.

Darauf wiederholten die Priester die Verse zusammen im Chor, ihre Stimmen ertönten in einer Weise, welche zwar kein rechter Gesang war, aber doch musikalischen Rythmus hatte, da die Töne sich bei den letzten beiden Sylben jedes Verses hoben und dann wieder senkten. Und dann wiederholte der Hohepriester nebst den andern Priestern den Gesang noch vielmals in immer lauterm Chor in immer kräftigern Tönen; bis der Hohepriester vom Feuer zurücktrat, die Zange und den Fächer abgab und sich von seinen beiden Gehilfen die Binde vom Munde lösen ließ.

Langsam schritt er an der linken Seite des Tempels einher; die rechte Hand gegen den Altar ausgestreckt, umwandelte er ihn sieben Mal und stimmte dabei leise einen feierlichen Gesang an. Nach dem siebenten Male ging er an das andre Ende der Halle und stellte sich vor das schwarze Marmorgefäß, in welchem der gegohrene Hamoa fertig war, denn man hatte ihn drei Tage zuvor mit der gebührenden Feierlichkeit bereitet. Mit lauter Stimme sang er dann das Loblied auf Zaothra und Bareshma und hielt das Bündel der heiligen Stauden hoch in der rechten Hand empor, von Zeit zu Zeit benetzte er es ein wenig mit Wasser aus einem bereitstehenden Gefäße und besprengte die vier Ecken des Tempels. Die Priester fielen wieder im Chor ein und wiederholten vielmals den Gesang:

„Zaothra, dich preise ich und ersehne dich mit Lob!
Bareshma, dich preise ich und ersehne dich mit Lob!
Zaothra mit Bareshma vereint, euch preise ich und ersehne euch mit Lob.
Bareshma mit Zaothra vereint, euch preise ich und ersehne euch mit Lob!“

Plötzlich legte der Hohepriester den Bareshma hin, ergriff einen der goldnen Becher, und füllte ihn mit dem hölzernen Schöpflöffel voll Saft aus dem dunkeln Gefäße. Während er ihn eingoß, fiel das gelbliche Licht der Lampe auf die durchsichtige grünliche Flüssigkeit, so daß sie seltsam funkelte. Er setzte den Becher an die Lippen und trank.

Schweigend saß der König auf seinem geschnitzten Thron am andern Ende des Tempels; er neigte das Haupt und runzelte drohend die Stirn, als die ihm verhaßte Ceremonie begann. Er wußte, was das Ende davon sein würde, und wie erhaben auch die Worte sein mochten, welche sie absingen würden, so ekelte es ihn doch an, den Rausch zu sehen, der sich ihrer dabei bemächtigte; und die Raserei, mit der sie die heiligen Gesänge heulten, schien ihm die Würde und Feierlichkeit jenes Hymnus zu zerstören, in welchem sonst alles Hohe und Erhabene vereint erschienen wäre.

Der Oberpriester trank zuerst, dann füllte er beide Becher und gab sie den Priestern zu seiner Rechten und zu seiner Linken; als diese ge-

trunken hatten, gingen sie an einander vorüber und machten den andern Platz, und so ging die ganze Schaar an dem Haoma-Gefäß vorüber und trank daraus, bis sie alle ihre Plätze gewechselt hatten, so daß die vorher auf der rechten Seite waren, jetzt auf der linken standen; und diejenigen, welche zuvor auf der linken, jetzt auf der rechten Seite standen. Und nachdem alle getrunken hatten, stimmte der Hohepriester den großen Lobgesang an und der ganze Chor sang mit ihm, in lauten hellen Tönen:

„Der Allweise Schöpfer, Ahura Mazda, der größte, der beste, der schönste voll Herrlichkeit und Majestät,

Der Mächtigste in seiner Stärke, der Weiseste in seiner Weisheit, der Heiligste in seiner Heiligkeit, dessen Macht die herrlichste ist von allen,

Der da weise ist, der alle Dinge weit umher fröhlich machet,

Der uns erschaffen und gebildet hat, der uns erlöset hat, der Heiligste unter den Himmlischen,

Ihn bete ich an und preise ihn, ihm weihe ich das Opfer und rufe ihn an.

Ich weihe das Opfer dem Beschützer, dem Friedensfürsten, der das Feuer brennen lässet, der den Reichthum der Erde erhält; die ganze Erde und ihre Weisheit, das Moor und die Gewässer, das Land und alles Gewächse fordere ich auf zum Opfer.

Das Vieh und alles was Odem hat, und das Feuer des Ahura, des sichern Helfers, des Herrn der Erzengel.

Die Tage und Nächte rufe ich an, die Klarheit alles erschaffenen Lichtes,

Das höchste Licht, die Sonne in ihrem Glanz, deren Name herrlich ist und aller Ehren werth,

Die den Menschen Nahrung giebt und vermehret das Vieh auf Erden, die die Völker auf Erden zunehmen lässet, sie rufe ich an und lade sie zum Opfer.

Das Wasser und den Urquell alles Wassers, von Gott gegeben und geschaffen, das alle Dinge erquicket und allen Wachsthum giebt, das rufe ich an und lade es zum Opfer.

Die Seelen der Reinen und Gerechten, alle Schaaren von Männern und Weibern, so da leben auf Erden, sie rufe ich an und lade sie zum Opfer.

Ich rufe an Gottes Ruhm und seine gewaltige Stärke,

Ich rufe an die Erzengel, welche die Welt behüten, die Monate und den klaren Neumond, den Herrn der Reinheit im Himmel,

Ich rufe an die Feste des Jahres und die Jahreszeiten, die Jahre, die Monde und die Tage,

Ich rufe an den Stern Ahura*), den einen der da groß ist voll ewiger Klarheit, und alle Sterne, die Werke Gottes,

Den Stern Tistrya**) rufe ich an, den fernleuchtenden, prächtigen, — den schönen Mond, welcher scheinet auf das junge Vieh, die herrliche Sonne, welche rasch daher läuft auf ihrer Bahn, das Auge des Herrn.

Ich rufe an die Geister und Seelen der Gerechten, der Feuererzeugten des Herrn, und alles Feuer,

Berge und Hügel, erleuchtete, des Lichtes voll.

---

*) Ahura — Jupiter.
**) Tistrya — Sirius.

Die Herrlichkeit königlicher Ehren, die Herrlichkeit des Königs, so da nimmer vergehet, noch schwindet,

Alle Weisheit, alle Segnungen und wahre Verheißungen, alle Leute voll Gewalt und Kraft und Macht,

Alle Stätten und alle Lande, und alle Orte unter dem Himmel und ob dem Himmel, wesenhaftes Licht ohne Anfang und ohne Ende,

Alle reinen und guten Geschöpfe, Mann und Weib, so auf Erden wohnen,

Euch alle lade ich und rufe euch an zum Opfer.

Havani, Du reiner, Herr der Reinheit!

Schavanghi, Du reiner, Herr der Reinheit!

Rapithwina, Du reiner, Herr der Reinheit!

Aiwischruthrema, Aibigaya, Du reiner, Herr der Reinheit!

Uschahina, Du reiner, Herr der Reinheit!

Havani, Schavanghi und Vischaya, den reinen, den Herren der Reinheit, den allerherrlichsten, sei Ehre und Anbetung und Erfüllung der Gelübde und Preis.

Den Tagen und Nächten und Stunden, den Monden und Jahren und Jahresfesten, sei Ehre und Anbetung und Erfüllung und Preis vor Auramazda, dem Allweisen, immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit*)!"

Während die weißgekleideten Priester die Verse dieses langen Lobliedes mit lauter Stimme sangen, blitzten ihre Augen und in immer schnellerer Bewegung schwankten ihre Körper im Tacte hin und her. Von Zeit zu Zeit wurden die Becher mit dem süßen Hamoasaft gefüllt und rasch gingen sie in ihren Reihen von Hand zu Hand; und während die Priester immer mehr von dem tückischen gegohrenen Safte tranken, glühten ihre Augen mehr und mehr in übernatürlichem Glanze, und ihre Bewegungen wurden immer wilder, während die ganze Masse der Stimmen von gleichmäßigem und würdigem Gesange zu einem wüsten Mißklang betäubenden Geheules anschwoll.

Immer mehr tranken sie und wiederholten die Strophen des Lobgesanges außer der Reihe, ohne alle Ordnung. Einer wiederholte den einen Vers unaufhörlich mit ohrenzerreißendem Geschrei und wiegte den Leib dabei hin und her, bis er vornüber zu Boden fiel, mit schäumendem Munde, krampfhaft verzerrten Zügen und starren Gliedern wie versteinert. Dann schlugen fünf andre die Arme in einander und wirbelten Rücken an Rücken wie toll umher, die Namen der Erzengel in wahnwitzigem Geheul und in abgerissenen Sylben hervorstoßend. Einer von ihnen hielt nicht so lange aus wie die andren, er ließ den Arm seines Nebenmannes los und fiel kopfüber zu Boden, während die übrigen vom wilden Wirbel des Tanzes fortgerissen wurden und auf andere Priester fielen, welche sich gegen die Wand stützten, während sie Kopf und Arme hin- und herwiegten. Durch den Fall ihrer Genossen er-

*) Dieses ist zum Theil eine Uebersetzung, zum Theil eine genaue, in der Form abgekürzte Nachbildung der ersten Yaschna.

schüttert, stürzten nun diese vornüber auf die andern und in wenigen Augenblicken lag die ganze Schaar der Priester wie zu einem Knäuel geballt über- und durcheinander, mit schäumendem Munde noch immer einzelne Verse des Lobgesanges heulend, — eine rasende, zuckende Menschenmasse, in der einer den andern in trunkener Wuth herumriß, und einer sich über den andern in krampfhaften Zuckungen wälzte wie rasende Tobsüchtige. Die Luft ward dick und trübe von dem Qualm des Feuers und der Lampen, und das unaufhörliche, unbeschreibliche Getöse der heisern heulenden Stimmen schien sogar das Felsdach auf den stützenden Pfeilern zum Wanken zu bringen, als müßten selbst die Steine rasend werden und mitkreischen in dem allgemeinen Wuthgebrüll. Die goldnen Becher rollten auf die Marmorfliesen und der süße grünliche Seim floß in schleimigen Strömen über den Boden. Selbst der Hohepriester war völlig berauscht und brüllte wie ein wildes Thier in Todesangst; er stürzte über das Marmorgefäß unterhalb des Mörsers und seine Hände und Arme schlugen spritzend in den Ueberrest des gegohrenen Haomasaftes.

Noch nie zuvor hatte die trunkene Wuth einen solchen Höhepunkt erreicht. Der König saß regungslos mit drohender Miene auf seinem Sitze, bis er den Hohenpriester kopfüber in das Gefäß des geheiligten Haoma stürzen sah. Dann stützte er stöhnend beide Hände auf die Armlehnen seines geschnitzten Stuhles und erhob sich voll Ekel und Abscheu. Aber als er sich umwandte um fortzugehen, stand er plötzlich still und erbebte vom Haupt bis zu den Füßen, denn neben sich erblickte er eine Gestalt, welche in solch einem Augenblick den Kühnsten erschrecken konnte.

Da stand ein Mann von nicht irdischem Aussehen, seine Gesichtszüge kamen ihm bekannt vor, und doch konnte er ihn nicht erkennen. Sein Gesicht war abgezehrt und sein langes weißes Haar fiel ihm in wirren Massen über die halbnackten Schultern und die entblößte Brust. Sein zerfetzter dunkler Mantel sank zu Boden, als er die trunkene Schaar heulender Priester erblickte und seine hagern Arme und knochigen Finger erhob, als wolle er Widerspruch einlegen gegen dieses abscheuliche Schauspiel. Seine tiefeingesunkenen Augen waren blau und feurig und funkelten in seltsamem Glanz. Er schien den Darius nicht zu sehen, sondern starrte in tiefstem Entsetzen auf die zuckende Masse verthierter Menschenwesen dort unten am Boden.

Plötzlich erbebten seine Arme, und wie er so dastand vor der dunkeln Marmorwand, das verkörperte Bild des Schicksals, sprach er in einem Tone, der ohne jegliche Anstrengung das scheußliche Getöse der

heulenden Stimmen übertönte; — seine Stimme war ruhig und hell wie eine Krystallglocke, aber ihr Klang trug seine Worte sofort an das Ohr auch des elendesten Trunkenboldes, der da unter dem Haufen am Boden lag — seine Stimme erklang, wie wenn eine scharfe Stahlklinge auf Eisen schlägt.

„Ich bin der Prophet des Herrn. Schweiget stille!"

Wie das Heulen eines wilden Thieres plötzlich abnimmt und verstummt, wenn des Jägers Pfeil es dicht am Herzen mit tödtlicher Wunde getroffen hat, also schwand in einem Augenblicke das wüste Getöse, und die darauf folgende Todtenstille wirkte im Gegensatz dazu fürchterlich. Darius stand da, die Hand auf den Stuhl gestützt und begriff nicht die Worte des furchtbaren Fremdlings, noch weniger die Gewalt, welche diese Worte auf die trunkenen Priester ausübten. Aber der Muth, verließ ihn nicht und er scheute sich nicht zu sprechen.

„Wie sagest Du, daß Du ein Prophet seiest? Wer bist Du?" fragte er.

„Du kennst mich und hast nach mir geschickt," antwortete der Mann im greisen Haar mit ruhiger Stimme; aber seine feurigen Augen hefteten sich auf die Augen des Königs, und Darius erbebte fast unter diesem Blick. „Ich bin Zoroaster; ich komme, Dir die Wahrheit zu verkünden, Dir und diesen Elenden, Deinen Priestern."

Die Furcht hatte die Wahnwitzigen zur Besinnung gebracht, Einer nach dem Andern stand auf und schlich sich zu dem Hohenpriester, der sich mühsam aufgerichtet hatte und auf dem Fußgestell des Mörsers, alle andern überragend, dastand.

Da sah ihn Darius an und wußte, daß es Zoroaster wäre, aber er kannte nicht den seltsamen Ausdruck auf seinem Gesichte und das Licht seiner Augen war nicht wie ihr Blick in frühern Tagen. Er wendete sich zu den Priestern.

„Ihr seid unwürdige Priester!" rief er zornig, „denn ihr seid trunken von euerm eignen Opfer und entweihet Gottes Tempel mit ungebührlichem Geschrei. Sehet diesen Mann! Könnt ihr mir sagen, ob er wirklich ein Prophet ist?"

Die Ehrfurcht, welche Darius zuerst beim Anblick Zoroasters empfunden hatte, war schnell dem Zorn gewichen; er that einen Schritt vorwärts, die Hand auf dem Schwertgriff, als wolle er an den Tempelschändern sofort Rache nehmen.

„Er ist sicherlich ein Lügner!" rief der Hohepriester von seinem Platze hinter dem Altar, als wolle er durch die Flammen Zoroaster eine Herausforderung entgegenschleudern.

„Er ist ein Magier, ein Götzendiener, ein Lügner und ein Vater der Lügen! Nieder mit ihm, erschlagt ihn am Altar! Vernichtet den Ungläubigen der den Tempel des Ahura Mazda betritt!"

„Nieder mit dem Magier! Nieder mit dem Götzendiener!" schrieen die Priester und rückten in geschlossenen Reihen gegen den hagern greisen Mann vor, der ruhig und erhaben ihnen gegenüber stand.

Darius zog sein kurzes Schwert und stellte sich rasch vor Zoroaster, um den vordersten der Priester niederzustoßen. Aber Zoroaster fing die scharfe Klinge in der Luft auf, als wäre es ein Rohr, und entwand sie des Königs festem Griff, zerbrach sie wie Glas und warf ihm die Stücke zu Füßen. Staunend taumelte Darius zurück, und die Schar der wüthenden Priester, in deren Augen noch der Haomarausch glühte, drängten sich aneinander wie furchtsame Schafe.

„Ich bedarf keines Schwertes", sagte Zoroaster mit fester, klarer Stimme.

Da schrie der Hohepriester laut auf und lief herzu und riß einen Brand aus dem heiligen Feuer.

„Es ist Angramainyus der Geist des Bösen!" kreischte er wüthend. „Er ist gekommen mit Auramazda in seinem Tempel zu kämpfen! Aber das Feuer des Herrn wird ihn zerstören!"

Als der Priester, den Feuerbrand zum Schlage ausholend, auf ihn losstürzte, trat Zoroaster ihm entgegen und heftete den Blick auf den Wüthenden. Plötzlich stand der Priester still mit erhobener Hand und der dicke Scheit brennenden Holzes fiel auf den Boden und lag glimmend und rauchend da.

„Versuche nicht den Allmächtigen, auf daß Er Dich nicht zerstöre!" sagte Zoroaster feierlich. „Höret, ihr Priester, und gehorchet den Worten vom Himmel! Nehmt das Kohlenbecken vom Altar, und streut die Asche auf den Boden, denn das Feuer ist unrein geworden."

Schweigend und zitternd gehorchten die Priester, denn sie fürchteten sich; aber der Hohepriester stand da und schaute staunend auf Zoroaster.

Als das Kohlenbecken entfernt war und die Asche auf den Boden gestreut, und als die Priester mit ihren Lederschuhen das Feuer ausgetreten hatten, trat Zoroaster vor den Altar von schwarzem Marmor, und gen Osten gewendet sah er nach dem steinernen Mörser am andern Ende. Er legte seine langen magern Hände flach auf die Oberfläche des Altars und zog sie langsam zusammen, und angesichts der Priester flammte ein sanftes Licht zwischen seinen Fingern empor; ganz allmälig stieg es immer höher, bis es in der Mitte wie eine glühende Lanzenspitze emporragte, die ein ruhiges weißes Licht ausstrahlte, welches die

darüberhängenden Lampen verdunkelte und einen überirdischen hellen Schein auf Zoroasters bleiches Gesicht warf.

Er trat vom Altar zurück und ein leises Murmeln der Verwunderung erhob sich unter der Menge der weißgekleideten Männer. Darius stand in stummer Bewunderung da; bald blickte er Zoroasters Gestalt, bald die am Boden zerstreut liegenden Stücke seines guten Schwertes an.

Zoroaster schaute die Gesichter der Priester der Reihe nach mit blitzenden Augen an:

„Wenn ihr rechte Priester des Ahura Mazda seid, so stimmt mit mir den Lobgesang an!“ sagte er. „Lasset ihn zum Himmel erklingen und über den Sphären wiederschallen!“

Dann erhob sich seine Stimme ruhig und klar über alle andern, und Augen und Hände emporhebend stimmte er den feierlichen Lobgesang an:

„Er, der durch Wahrheit, herrschet in Reinheit, bleibt nach dem Willen des Herrn.

Gott der Allweise ist den Menschen Geber der Gaben für die Werke, welche sie thun auf der Welt in der Wahrheit des Herrn.

Wer die Armen beschützet, der dienet Gott.

Das beste aller Erdengüter ist Wahrheit.

Ehre, Ehre sei Gott in der Höhe, dem Besten im Himmel, dem treuesten in der Wahrheit auf Erden.“

Zoroasters herrliche Stimme erschallte laut, und alle Priester sangen melodisch im Chor; und auf die Stätte, welche ein Schauplatz trunkener Wuth und Raserei gewesen, senkte sich ein so heiliger und sanfter Frieden herab, wie die stille Opferflamme, welche ohne Holz auf dem schwarzen Stein in der Mitte brannte. Die Priester traten einer nach dem andern herzu und sanken Zoroaster zu Füßen, zuerst von allen der Hohepriester.

„Du bist der Prophet und Priester des Herrn!“ sagte einer nach dem andern. „Ich erkenne Dich an als den höchsten Priester und schwöre Dir als ein treuer Priester zu dienen.“

Und zuletzt kam der König, welcher ruhig dabei gestanden hatte und wollte vor Zoroaster niederknieen. Aber Zoroaster faßte ihn bei den Händen und sie umarmten einander.

„Vergieb mir das Unrecht, welches ich Dir angethan, Zoroaster“, sagte Darius, „denn Du bist ein Heiliger, und ich will Dich ehren, wie Du noch nie geehrt worden bist.“

„Du hast mir kein Unrecht gethan“, versetzte Zoroaster. „Du hast nach mir gesandt, und ich bin gekommen, um Dir ein treuer Freund zu sein, wie ich es Dir geschworen, vor langer Zeit, im Zelt zu Susa.“

Da nahmen sie Zoroasters zerrissene Kleider, und kleideten ihn in weiße Gewänder und setzten ihm eine makellose Priestermütze aufs Haupt; und zum zweiten Mal nahm der König seine goldne Kette vom Halse und hängte sie Zoroaster um. Und er ward fortgeführt in den Palast.

Sechzehntes Kapitel.

Als es bekannt wurde, daß Zoroaster wiedergekommen, da entstand Aufregung im Palast. Die Kunde, daß er Hoherpriester geworden, erreichte bald Nehuschtas Ohr, und sie wunderte sich und dachte, welche Veränderung wohl in den drei Jahren mit ihm vorgegangen sein müsse, um aus solch einem Mann einen Priester zu machen. Ihr stand er vor jung und wunderschön, in jeder Hinsicht ein Krieger und doch ein vollendeter Höfling. Sie konnte ihn sich nicht im Priestergewande denken, einen Chor von Sängern beim Absingen feierlicher Lieder anführend.

Aber nicht nur als Hohenpriester hatte Darius den Zoroaster in seinem Palast eingesetzt. Der König bedurfte eines Rathgebers und Zoroaster schien ihm für dieses Amt geeignet.

Am folgenden Tage ging Nehuschta nach ihrer Gewohnheit in der Abendkühle im Garten spazieren in Begleitung ihrer Mägde, ihrer Fächermädchen und der Sclavinnen, welche Teppiche und Kissen trugen für den Fall, daß sie sich hinsetzen wollte. Sie ging matten Schrittes einher, als lohne es ihr kaum, die zart beschuhten Füße vom glatten Boden aufzuheben; oft stand sie still, um eine Blume zu pflücken und das ganze Gefolge ihrer Dienerinnen blieb hinter ihr stehen und wagte kaum zu flüstern, denn die junge Königin war nicht bei guter Laune. Ihr Antlitz war blaß und ihr Auge trübe, denn sie wußte, daß der Mann, den sie einst so geliebt hatte, in der Nähe war und obgleich er sie so bitter getäuscht hatte, klang der Ton seiner süßen Gelöbnisse ihr noch im Ohr, und manchmal im Traum war es ihr, als fühlte sie den sanften Hauch seines Mundes auf ihren Lippen und sie erwachte mit einem Wonneschauer, welcher nur der Vorbote neuer Betrübniß war.

Langsam schritt sie durch die Gänge des Rosengartens und dachte an einen andern Ort im fernen Norden, wo auch Rosen und Myrthen geblüht hatten auf einer Terrasse, wo der Mondschein wunderschön gewesen — —

Als sie um eine scharfe Ecke bog, wo das überhängende Gesträuch das abnehmende Tageslicht zu dämmerndem Schatten machte, stand sie

plötzlich dem Mann gegenüber, an den sie dachte. Seine hohe schlanke Gestalt in makellos weißem Gewande erschien wie ein Schatten im Dämmerlicht, und das schneeige Weiß von Haar und Bart bildete einen seltsamen Heiligenschein um sein junges abgezehrtes Gesicht. Er ging langsam mit gefalteten Händen, die Augen auf den Boden geheftet, wenige Schritte hinter ihm kamen zwei junge Priester mit gemessenen Schritten, leise redend, als fürchteten sie, ihren Meister in seinen Betrachtungen zu stören.

Nehuschta fuhr zusammen und wollte vorübergehen, obschon sie das Gesicht des Mannes erkannte, den sie einst so sehr geliebt hatte. Aber Zoroaster schlug die Augen auf und sah sie mit so eigenthümlichem Ausdruck an, daß sie stehen blieb. Der tiefe stille Glanz seiner Augen hielt sie festgebannt und in seiner erhabenen Erscheinung war etwas Ueberirdisches.

„Heil, Nehuschta!" sagte der Hohepriester ruhig.

Doch beim Klang seiner Stimme war der Zauber gebrochen. Das hebräische Weib erhob stolz das Haupt und ihre Augen blitzten.

„Grüße mich nicht," entgegnete sie, „denn der Gruß eines Lügners ist wie der Biß einer Schlange, die unvermuthet im Dunkeln sticht."

Zoroasters Antlitz blieb unverändert, aber seine leuchtenden Augen blickten sie fest an, und wieder blieb sie wie angewurzelt stehen.

„Ich lüge nicht, und bin nie unwahr gegen Dich gewesen", versetzte er ruhig. „Gehe hin, und frage sie, die Du hassest, ob ich Dich getäuscht habe. Lebe wohl!"

Er wandte den Blick von ihr ab und ging langsam weiter, mit niedergeschlagenen Augen, die Hände über der Brust gefaltet. Er ließ sie am Wege stehen, voll Bestürzung über seine ihr unverständlichen Worte.

Hatte sie es nicht mit eigenen Augen gesehen, wie er an jenem verhängnißvollen Morgen in Susa Atossa in den Armen hielt? Hatte er nicht bei seiner Abreise einen Brief an Atossa und kein Wort an sie geschrieben? Konnten diese Dinge, welche sie wußte und gesehen hatte, unwahr sein? Es war ein furchtbarer Gedanke, daß vielleicht ihr ganzes Leben an einem Mißverständniß zu Grunde gegangen sei. Und doch lag hier kein Irrthum vor, sagte sie sich immer wieder. Sie hatte es gesehen, und was man sieht, muß man glauben. Sie hatte Atossas leidenschaftliche Liebesworte gehört und gesehen, wie Zoroasters Arme ihre sinkende Gestalt umfaßten; man muß glauben, was man hört und sieht und weiß!

Aber Wahrheit klang in seiner Stimme, als er jetzt eben sagte:

„Ich lüge nicht; ich bin niemals unwahr gegen Dich gewesen.“ Eine Lüge war es doch — nicht in Worten, aber in der That, und eine thatsächliche Lüge ist ärger als eine gesprochene. Und doch klang seine Stimme jetzt hier in der Dämmerung so überzeugend und es lag etwas wie schmerzliches Bedauern darin. „Frage sie, die Du hassest“, hatte er gesagt. Das war Atossa. Kein anderes Weib haßte sie als diese, — keinen anderen Mann als ihn. Sie hatte sich oft gefragt, ob sie den König liebe oder nicht. Sie empfand für ihn etwas, was sie für Zoroaster nicht gefühlt hatte. Die leidenschaftliche Begeisterung des starken feurigen Kriegers riß sie mitunter hin und trug sie empor; sie liebte seine Männlichkeit, seine Redlichkeit, seine unentwegbare Beständigkeit. Und doch hatte auch Zoroaster all diese Eigenschaften und noch mehr besessen, obwohl sie sich in ihm auf andere Weise kundgaben. Sie dachte zurück und erinnerte sich, wie ruhig, wie überlegen in seiner Weisheit er immer gewesen. Er schien kaum wie ein Sterblicher zu sein, bis er eines Tages so tief gesunken war — in ihren Augen so tief, daß ihr die Erinnerung an jene erheuchelte Ruhe und Weisheit und Reinheit in der Seele zuwider ward.

Denn erheuchelt mußte das alles gewesen sein. Wie hätte er sonst Atossa umarmen und ihr Haupt an seine Brust legen können, während sie Worte der Liebe stammelte?

Aber wenn er Atossa geliebt, so hatte auch sie ihn wieder geliebt. Sie hatte es gesagt, es laut auf der Terrasse gerufen, wo Jeder es hören konnte. Weshalb hatte er denn den Hof verlassen und sich so lange in der Wildniß verborgen? Warum hatte er sich vor seinem Fortgehen verkleidet und sich da hingestellt, wo der Zug vorüberkam, und hatte Nehuschta eine tödtliche Beleidigung zugerufen? Um ihretwillen hatte er vor drei Jahren diesem glänzenden Leben entsagt, um in der Wüste zu wohnen und so hager und elend zu werden, daß er aussah, wie ein alter Mann. Haar und Bart war ihm weiß geworden, — sie hatte gehört, daß man vor Kummer in einer Nacht ergrauen könne. Was für ein Kummer hatte ihn so verändert? Der Kummer, sie vor seinen Augen mit dem König vermählt zu sehen? Seine Stimme klang so wahr! „Frage sie, die Du hassest.“ Ja, sie wollte fragen. Es war alles zu unerklärlich, und der Gedanke, daß sie ihm vielleicht vor drei langen Jahren Unrecht gethan, — die bloße Möglichkeit eines solchen Gedankens, der ihr noch gestern unmöglich erschienen — wühlte in ihrer Brust und schreckte sie. Sie wollte Atossa geradezu ins Gesicht fragen, ob Zoroaster sie geliebt hätte. Sie wollte ihr sagen, daß sie sie zusammen auf der Terrasse gesehen und Atossas

rasche feurige Worte gehört hätte. Sie wollte ihr drohen, daß sie es dem König sagen würde; und wenn die ältere Königin sich weigern sollte, ihr die Wahrheit zu antworten, dann wollte sie es ihm wirklich sagen und bittere Schande über ihre Nebenbuhlerin bringen.

Schneller schritt sie auf dem glatten Pfade dahin; sie rang die Hände und fühlte nach dem Griff des indischen Dolches, den sie bei sich trug. Als sie umkehrte und die breiten Stufen zum Palast emporstieg, ging über den fernen nebligen Hügeln gen Osten der Mond auf, und in der Säulenhalle brannten Lichter. Sie stand still und schaute zurück auf das friedliche Thal, unten in der Ferne schlug eine einsame Nachtigall in schwermüthigen Tönen und brach dann in herrlichen Gesang aus.

Nehuschta wandte sich nochmals um und ging hinaus. Thränen standen in ihren dunkeln Augen, die lange thränenlos gewesen. Aber sie preßte die Hände zusammen und ging durch die kauernden Sclaven hindurch, geradezu nach Atossas Gemächern. Es war nicht üblich, daß Jemand Zutritt zu den inneren Gemächern der älteren Königin erhielt, ohne zuvor Atossas Erlaubniß einzuholen, und Nehuschta war noch niemals dort gewesen. Die beiden kamen selten öffentlich zusammen und sprachen wenig mit einander, obwohl sie den Anschein der Höflichkeit aufrecht erhielten; aber Atossas Lächeln war immer das süßere. Im Privatleben sahen sie sich nie, und vielleicht hätten die Sclavinnen der Königin es versucht, Nehuschta den Eintritt zu verwehren, aber ihr schwarzes Auge blickte sie so zornig an, daß sie sich verkrochen und sie ungehindert durchließen.

Atossa saß wie stets um diese Zeit in ihrem Ankleidezimmer, umgeben von ihren Dienerinnen. Das Gemach war größer als das in Susa, denn sie hatte es nach ihrem eigenen Plan erbauen lassen, aber der Tisch war noch immer derselbe und darauf stand der große silberne Spiegel, den sie auf Reisen immer mitnahm.

Ihre wunderbare Schönheit hatte sich in den drei Jahren nicht verändert. Eine Kraft wie die ihre konnte durch die kleinen Reibungen des Palastlebens nicht gebrochen, noch aufgerieben werden. Sie konnte ihren beständigen kleinen Krieg gegen den König fortführen, ohne auch nur einen Augenblick blaß oder verstimmt auszusehen, obschon der König selbst oft düster und müde aussah, und seine Augen trübe wurden, weil ihre Ränke ihm schlaflose Nächte machten. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, sie zu verstoßen, selbst nicht, als er anfing, die Schlechtigkeit ihres Charakters zu verstehen. Sie übte auf ihn einen gewissen Zauber aus, etwa wie wenn ein Mann ein schönes

wildes Thier lieb gewinnt, das er halb gezähmt hat, wenn es ihm auch manchmal die Zähne zeigt und eigentlich eher eine Plage als ein Zeitvertreib für ihn ist.

Sie war so schön und so arglistig, daß er ihr nichts zu Leide thun konnte; es wäre ihm wie ein Verbrechen erschienen, etwas so Wunderschönes zu vernichten. Ueberdies verstand sie es, ihn zu unterhalten und ihm die Zeit aufs angenehmste zu vertreiben, wenn sie dazu aufgelegt war.

Schon war sie vollständig geschmückt zu dem Feste, das spät am Abend stattfinden sollte, aber ihre Dienerinnen standen noch um sie her, während sie sich prüfend im Spiegel betrachtete und befahl, ihr das Diadem etwas anders zu befestigen, so daß ihr schönes Haar nach vorn herüberfiel, statt rückwärts über die Schulter. Dann sah sie, welche Wirkung diese Veränderung auf ihr Gesicht machte und schaute beim hellen Lampenlichte wiederum in den Spiegel; plötzlich begegnete ihr darin der Abglanz von zwei zornig blickenden dunkeln Augen, und so wußte sie, daß Nehuschta hinter ihr stand.

Schnell erhob sie sich und wandte sich um; ihr langes Gewand warf dabei den leichten geschnitzten Sessel zu Boden. Sie trat Nehuschta mit einem kalten Lächeln entgegen, welches eher Ueberraschung über diese plötzliche Unterbrechung beim Ankleiden als Furcht vor der Unterredung verrieth. Ihre zarten Brauen zogen sich mit spöttischem Ausdruck in die Höhe, aber ihre Stimme klang so sanft und süß wie immer.

„Freilich geruhet die Königin Nehuschta selten, ihre Dienerin zu besuchen,“ sagte sie. „Hätte sie mir ihr Kommen anmelden lassen, so wäre sie würdiger empfangen worden.“

Nehuschta stand stille vor ihr. Sie haßte diese kalte leise Stimme, welche ihr die Kehle zusammenschnürte wie eine fest angezogene Bogensehne.

„Wir bedürfen keiner höfischen Förmlichkeiten“, antwortete die Hebräerin kurz. „Ich wünsche mit Dir allein über eine wichtige Sache zu sprechen.“

„Ich bin allein“, versetzte Atossa, indem sie sich auf den geschnitzten Sessel niederließ, den eine Sclavin sofort aufgehoben hatte, und Nehuschta einlud, sich ebenfalls zu setzen. Aber Nehuschta warf einen Blick auf die Dienerinnen und blieb stehen.

„Du bist nicht allein“, sagte sie kurz.

„Das sind keine Frauen — es sind nur Sclavinnen“, erwiderte Atossa lächelnd.

„Willst Du sie nicht fortschicken?"

„Warum denn?"

„Du brauchst es nicht, ich werde es thun!" entgegnete Nehuschta.

„Schnell! fort mit euch!" setzte sie hinzu, indem sie sich zu der Gruppe von Weibern und Mägden wendete, welche voll Verwunderung dabei standen. Auf Nehuschtas herrischen Befehl eilten sie aus der Thür, und der Vorhang schlug hinter ihnen zu. Sie kannten Nehuschtas Ansehen im Palaste zu gut, um ihr nicht selbst in Gegenwart der eigenen Herrin, ohne Säumen zu gehorchen.

„Seltsame Sitten hast Du!" rief Atossa mit leiser Stimme. Sie war wüthend, doch ihr Antlitz blieb unverändert. Sie spielte mit einem Kettchen und stampfte den Boden mit dem Fuße, während sie so dasaß. Das war alles.

„Ich bin nicht hergekommen, um mich mit Dir wegen Deiner Sclavinnen zu streiten. Sie gehorchen mir auch ohne das. Vor einer Stunde traf ich Zoroaster im Garten."

„Natürlich auf vorhergegangene Verabredung?" sagte Atossa höhnisch. Aber ihre klaren blauen Augen hefteten sich mit eigenthümlichem giftigem Blick auf Nehuschta.

„Schweig und höre mich an"; sagte Nehuschta leise mit bebender Stimme und ihre schlanke Hand faßte den Griff des Dolches an ihrer Seite.

Atossa war ein beherztes Weib, wie falsch sie auch sein mochte, allein sie sah, daß die hebräische Fürstin sie in ihrer Macht hatte, sie sah den Dolch und den unheimlichen Glanz in den dunkeln Augen, die auf ihr Gesicht geheftet waren; sie wurde ernst und schwieg.

„Sage mir die Wahrheit", fuhr Nehuschta in fliegender Eile fort, „hat Zoroaster Dich vor drei Jahren geliebt, als ich Dich in seinen Armen sah? — Dort auf der Terrasse war es, an jenem Morgen, als er aus Ecbatana zurückgekommen."

Wie wenig kannte sie das Weib, mit dem sie es zu thun hatte! In diesem kurzem Augenblick hatte Atossa Zeit gehabt, die Aussicht auf ihre Sicherheit zu erwägen. Ein schwächeres Weib hätte Zuflucht zur Lüge genommen; aber die schöne Königin sah ein, daß der Augenblick gekommen wäre, wo sie in vollstem Maße an ihrer Nebenbuhlerin Rache nehmen konnte; im übrigen verließ sie sich auf ihre Stärke und Kaltblütigkeit, falls Nehuschta wirklich den Dolch ziehen sollte.

„Ich liebte ihn", sagte sie langsam. „Ich liebe ihn noch, und ich hasse Dich noch mehr, als ich ihn liebe. Verstehst Du das?"

„Weiter, weiter — sprich!" schrie Nehuschta, halb athemlos vor Zorn.

„Ich liebte ihn und haßte Dich. Ich hasse Dich noch", wiederholte die Königin langsam und ernst. „Der Brief von ihm, den ich in Händen hatte, war an Dich geschrieben — er wurde mir gebracht. Nun — sei doch nicht so böse, es ist ja lange her. Du kannst mich freilich ermorden, wenn Du Lust hast — ich bin in Deiner Macht, Du bist aber nur eine feige Jüdin, wie zwanzig von meinen Sclavinnen. Ich fürchte Dich nicht. Vielleicht möchtest Du gern das Ende von der Geschichte hören?"

Nehuschta war näher getreten, mit gekreuzten Armen stand sie da und sah herab auf das schöne Weib. Atossa rührte sich nicht, als Nehuschta sich ihr näherte, hielt aber den Blick fest auf sie gerichtet. Nehuschta hatte die Arme über einander gelegt und der Dolch hing lose in der Scheide steckend von ihrem Gürtel herab.

Plötzlich streckte Atossa ihren weißen Arm aus und packte den Griff; der scharfe blaue Stahl fuhr rasch aus der Scheide wie ein leuchtender Blitz aus dunkeln Wolken.

Nehuschta fuhr zurück, als sie die Waffe in der Hand ihrer Feindin sah. Aber Atossa lachte leise, triumphirend.

„Jetzt sollst Du das Ende hören"; sagte sie, den Dolch fest in der Hand haltend. „Das Ende soll Dir nicht entgehen, und Du sollst mich nicht mit Deinem indischen Gifte umbringen." Sie lachte wieder, indem sie die arge Schneide des Dolches betrachtete.

„Ich sprach mit Zoroaster", fuhr sie fort, „als ich Dich auf der Treppe erblickte, und da — o es war so süß! Da rief ich laut, daß er mich nie wieder verlassen sollte, und schlang die Arme um seinen Hals, — ich umarmte den Herrlichen, den Du so liebtest! — und ich fiel, damit er mich halten sollte! Und das sahest Du! O es war so süß! Es war der schönste Augenblick meines Lebens, als ich Dich aufstöhnen und forteilen hörte! Um Dich zu kränken, that ich es — darum beugte ich meinen königlichen Stolz vor ihm! aber bei alledem liebte ich ihn doch — und er, Dein Geliebter, den Du alsdann verachtetest und um unsers schwarzen Königs willen verstießest, — er stieß mich fort und verschmähte mich und trieb mich weinend zurück in meine Gemächer; und er sagte, er liebte mich nicht und begehrte nicht meine Liebe. Ach, es war bitter — denn ich schämte mich, ich, die noch nie weder Mann noch Weib beschämt hatte! Aber es war für mich mehr Süßigkeit in Deiner Qual, als Bitterkeit in meiner Schmach. Er wußte nicht, daß Du uns gesehen hattest. Aus der Menge, die Deinen Brautzug umdrängte, rief er Dir als Abschiedswort den Fluch über Deine Untreue zu und ging davon, — die beiden starken Speer-

träger, welche ihn festhalten wollten, hätte er beinahe umgebracht. Wie stark war er damals, wie tapfer! Welch ein herrlicher Mann für ein edles Weib! So groß, so schön und so zart bei all' seiner Stärke! Er hat nie erfahren, weshalb Du ihn verwarfest, — er glaubte, Du thätest es, um den königlichen Purpur zu tragen und einen Goldreifen in Dein Haar zu flechten. Er muß viel gelitten haben — auch Du hast gelittten — o so köstliche Qualen, der Gedanke daran hat mich oft in den Schlaf gewiegt. Es ist eine Wonne für mich, Dich da liegen zu sehen, mit der Wunde im Herzen. Sie wird noch lange brennen, Du kannst sie nicht loswerden — Du bist jetzt des Königs Weib, und um Deiner Liebe willen ist Zoroaster Priester geworden. Mich dünket, selbst der König würde Dich kaum noch lieben, wenn er Dich jetzt sehen könnte — Du siehst so bleich aus. Ich will die chaldäischen Aerzte holen lassen — Du könntest sterben. Es sollte mir leid thun, wenn Du stürbest, — dann könntest Du nicht mehr leiden. Ich möchte nicht das Vergnügen aufgeben, Dich zu quälen. Du ahnst nicht, wie wonnig es ist. O, wie ich Dich hasse!"

Atossa sprang plötzlich auf mit blitzenden Augen. Aus reinem Entsetzen über so furchtbare Grausamkeit war Nehuschta an den Thürpfosten zurückgesunken und hielt sich mit der einen Hand an dem Vorhang fest, während sie die andere aufs Herz preßte, als wollte sie die Todesqual der Verzweiflung beschwichtigen. Ihr Antlitz war bleicher als der Tod, und ihr langes schwarzes Haar fiel über ihre geisterblassen Wangen.

„Soll ich Dir noch mehr erzählen?" hub Atossa wieder an. „Möchtest Du noch etwas mehr von der Wahrheit hören? Ich könnte Dir erzählen, wie der König — —"

Aber während sie so sprach, hob Nehuschta die Hände in die Höhe und drückte sie an ihre pochenden Schläfe, und mit leisem Wehruf wandte sie sich um und enteilte durch die Thür, die schweren Vorhänge theilend, welche hinter ihr zusammenschlugen.

„Sie wird es dem König erzählen", sagte Atossa laut, als sie fort war. „Thut nichts — aber den Dolch behalte ich", setzte sie hinzu und legte die scharfe Klinge auf den Tisch zu ihren zierlichen Schmuckgegenständen.

Nehuschta aber floh eilends durch die Gänge und Hallen, bis sie zu ihren Sclavinnen kam, die am Eingang zu den Gemächern der Königin ihrer harrten. Dann schien sie erst zur Besinnung zu kommen; sie mäßigte ihren Schritt und ging in ihre eigne Wohnung. Aber die Weiber sahen ihr bleiches Gesicht und flüsterten unter einander, indem sie ihr behutsam folgten.

Sie war unaussprechlich elend. In einem Augenblick waren all ihre Zweifel, all ihre Befürchtungen Wahrheit geworden, und der Makel der Treulosigkeit war abgewaschen von dem Gedächtniß ihres Geliebten. Allein es war zu spät, ihre Uebereilung zu bereuen. Seit drei Jahren war sie das Weib des Darius, und Zoroaster war ein so ganz andrer geworden, daß sie ihn an jenem Abend kaum erkannt haben würde, hätte sie nicht gewußt, daß er im Palast wäre. Er sah eher aus wie der alte Daniel, den er zu Ecbatana begraben hatte, denn wie der herrliche Krieger aus frühern Tagen, — vor drei Jahren! Als sie an den Klang seiner Stimme im Garten dachte, wunderte sie sich, wie sie jemals habe an ihm zweifeln können, und die Erinnerung an seine klaren Augen war ihr bitter und süß zugleich.

Sie lag auf ihren seidenen Polstern und weinte heiße Thränen um ihn, den sie dereinst geliebt hatte, um ihn und um sich, — am meisten aber über den Schmerz, welchen sie ihm zugefügt hatte, über die bittre Qual, welche seine schönen Jugendlocken greise gemacht; jetzt weinte sie um ihn Thränen, wie er sie wohl in diesen langen Jahren um sie geweint haben mochte. Sie vergrub ihr Gesicht und schluchzte laut, so daß selbst das schwarze Fächermädchen, welches beim Dämmerlicht im Schlafgemach einen langen Palmenwedel über ihr schwang, — selbst das arme schwarze Geschöpf aus der fernen Wüste, welches die Gebieterin kaum für ein menschliches Wesen hielt, Mitleid empfand als sie den Kummer der Königin mit ansah und eine Hand vom Fächer nahm, um sich die Thränen aus den kleinen rothen Augen zu wischen.

Nehuschta war das Herz gebrochen, und von dem Tage an sah Niemand mehr sie lächeln. In einer Stunde war das größte alles nur denkbaren Elends über sie gekommen und hatte sie zu Boden geworfen und das Licht und Leben ihres Wesens zermalmt. Wie sie so dalag, sehnte sie sich zu sterben, wie sie sich nie in ihrem Leben nach etwas gesehnt hatte, und sie würde kaum gesäumt haben, das Herz zu tödten, welches mit so quälendem Schmerz in ihrer Brust klopfte, — hätte nicht ein Gedanke sie davon zurückgehalten. Sie trachtete nicht mehr nach Rache. Was war das Leben jenes kalten grausamen Geschöpfes, der Königin, werth, um ihr Trost zu geben, wenn sie es ihr nähme? Aber sie fühlte, daß sie Zoroaster noch ein Mal sehen müsse, ehe sie stürbe, und ihm sagen, daß sie jetzt die ganze Wahrheit wisse, — daß sie wisse, er hätte sie nicht betrogen, und daß sie ihn anflehe, ihr das Unrecht zu vergeben, welches sie ihm angethan. Er würde ihr Haupt an seiner Brust ruhen und ihr kummervolles Herz sich ausweinen lassen, noch ein einziges Mal ehe sie stürbe! Und dann — das stille Wasser

des Araxes floß sanft, kalt und klar durch die Rosengärten unten am Palast. Der milde Strom würde sie an's Herz nehmen in mondheller Sommernacht und ihre geliebten Nachtigallen würden ihr süß Gute Nacht zusingen — Gute Nacht auf ewig — während die kühle Welle über ihre müde Brust und ihr schmerzendes Haupt fluthete.

Siebzehntes Kapitel.

Am nächsten Tage wandelte Nehuschta wieder in der Kühle des Abends durch den Garten. Aber Zoroaster war nicht dort. Und an mehreren Tagen kam Nehuschta zu dieser und zu andern Stunden in den Garten, allein sie fand ihn nicht. Sie sah ihn zwar von Zeit zu Zeit in andrer Gegenwart, doch hatte sie keine Gelegenheit mit ihm zu sprechen, wie sie wünsche. Endlich entschloß sie sich, ihn rufen zu lassen und zu sehen, ob er kommen würde oder nicht.

Sie ging aus, nur von zwei Sclavinnen begleitet, die eine trug den Fächer, die andre einen kleinen Teppich und ein Kissen, schwarze Weiber waren es aus dem südlichen Syrien, nach Aegypten zu, welche nicht das Hochpersisch verstehen konnten, was sie wahrscheinlich mit Zoroaster sprechen würde, obwohl ihre eigne hebräische Sprache ihnen verständlich war. Als sie den stillen Ort erreichte, wo einer der Gänge auf einen kreisrunden von Rosenbüschen umgebenen Platz mündete, weit entfernt vom Palast, ließ sie den Teppich ausbreiten und ihr Polster darauf legen; müde setzte sie sich hin. Das Fächermädchen fing an den Palmenwedel zu schwingen, sowohl um die heiße Sommerluft abzukühlen, als um die Schwärme winziger Mücken zu vertreiben, welche im Garten zu tausenden herumschwirrten. Nehuschta stützte sich auf den einen Ellbogen und zog ihre Füße auf dem dunkelfarbigen Teppich zusammen; dann versank sie eine Weile in Gedanken. Endlich schien sie entschlossen und wendete sich zu der Sclavin, welche das Polster getragen hatte und die jetzt in einiger Entfernung regungslos dastand, die gefalteten Hände unter der dicken breiten Schärpe versteckt, welche ihre Tunica umgürtete.

„Gehe hin", sagte die Königin, „suche den Hohenpriester Zoroaster auf und bringe ihn schnell hierher."

Das schwarze Weib wandte sich um und lief wie ein Reh den schmalen Pfad hinab; in einem Augenblick war sie im Gebüsch verschwunden.

Das Schwingen des Fächers wehte sanfte Luft über Nehuschtas blasses Antlitz und bewegte die schweren Haarlocken, welche unter der

Stirnbinde hervorquollen und auf ihre Schultern fielen. Ihre Augen waren halb geschlossen, während sie sich zurücklehnte, und ihre Lippen öffneten sich mit einem müden Ausdruck von Schwäche, die sie sonst nicht gekannt hatte. Fast eine Stunde verging und die Sonne stand schon tief, aber Nehuschta hatte sich kaum gerührt.

Es dünkte sie lange, ehe sie endlich Schritte auf dem Pfade hörte, — den leisen raschen Schritt der Sclavin, die barfuß und behende vorauslief, und dann den schweren Tritt eines Mannes in Lederschuhen. Die Sclavin blieb am Eingang zu dem kleinen Kreis von Rosen stehen, und gleich darauf trat Zoroaster herzu; er stand still und machte einige Schritte von Nehuschta entfernt eine tiefe Verbeugung.

„Verzeihe, daß ich nach Dir geschickt habe, Zoroaster“, sagte die Königin in ruhigem Ton. Aber während sie sprach, überflog eine leichte Röthe ihr todtenblasses Gesicht. „Vergieb mir, — ich habe etwas zu sagen, was Du anhören mußt.“

Zoroaster blieb vor ihr stehen, während sie sprach; seine leuchtenden Augen sahen sie ruhig an.

„Ich habe Dir vor drei Jahren Unrecht gethan, Zoroaster,“ sagte die Königin mit leiser Stimme und schaute zu ihm empor. „Ich bitte Dich, vergieb mir! Ich wußte nicht, was ich that.“

„Ich habe Dir längst vergeben“, antwortete der Hohepriester.

„Ich that Dir bitteres Unrecht, aber noch größer war das Unrecht, welches ich mir selbst anthat. Ich wußte es nicht, bis ich neulich hinging und — sie befragte!“ Bei dem Gedanken an Atossa sprühten die Augen der Hebräerin Feuer, und sie ballte ihre kleinen Hände. Gleich darauf aber sah sie wieder tief traurig aus.

„Das ist alles — wenn Du mir nur verzeihest!“ sagte sie und wandte ihr Antlitz ab. Es schien ihr, als wäre nichts mehr zu sagen. Er liebte sie nicht — er war über Liebe weit erhaben.

„Nun, beim Ahura Mazda, wahrlich, ich habe Dir vergeben. Der Segen des Allweisen sei mit Dir!“ Wiederum verneigte sich Zoroaster wie zum Abschiede und wollte von ihr fortgehen.

Aber als sie seine ersten Schritte hörte, richtete Nehuschta sich auf und wendete sich ihm rasch zu. Es war ihr, als entschwände ihrem Leben das einzige Licht, das sie noch kannte.

„Du liebtest mich einst“, sagte sie und hielt inne mit flehendem Ausdruck auf ihrem bleichen Gesicht. Es war sehr schwach von ihr; aber ach! sie war so erschöpft von Schmerz und Kummer. Zoroaster stand still und sah sich ruhig mit sanftem Blick nach ihr um.

„Ja, — ich liebte Dich einst — aber jetzt nicht. Für mich giebt

es keine Liebe mehr auf Erden. Aber ich segne Dich um der Liebe willen, die Du mir einst schenktest."

„Ich liebte Dich so innig", sagte Nehuschta. „Ich liebe Dich noch", setzte sie hinzu, sich plötzlich aufrichtend und ihn mit verstörtem Blick anschauend. „O! ich liebe Dich noch!" rief sie leidenschaftlich. „Ich dachte, ich hätte Dich verstoßen, — vergessen, — die Erinnerung an Dich ausgetilgt, denn ich haßte Dich so, daß ich es nicht ertragen konnte, Deinen Namen zu hören! Ach, warum that ich es, ich elendes Weib! Ich liebe Dich noch jetzt, — ich liebe Dich, liebe Dich von ganzem Herzen und es ist zu spät!" Sie sank auf ihr Kissen zurück und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, ihre Brust wogte von leidenschaftlichem, thränenlosen Schluchzen.

Zoroaster blieb stehen, und eine tiefe Schwermuth legte sich auf sein schönes durchgeistigtes Antlitz. Keine Sehnsucht regte sich in seiner Brust, keine Spur von der einstigen Liebe erweckte sein Herz, welches für immer im Frieden des höhern Lebens ruhte. Er hätte sein jetziges Selbst nicht umwandeln mögen zu dem Liebenden, wie er vor drei Jahren war, auch nicht wenn er es gekonnt hätte. Ruhig und traurig stand er da, wie ein Engel, der vom Himmel auf den Schmerz der Erde hinabschaut, — seine Gedanken voll von Theilnahme an dem Leiden der Menschen, während seine Seele den schmerzlosen Frieden des äußern Sternenkreises athmet, von dannen er gekommen und wohin er zurückkehren wird.

„Nehuschta", sagte er endlich, als er sah, daß ihr Schluchzen kein Ende nahm, „es ziemt nicht, daß Du so um Vergangnes weinst. Sei getrost, wenig sind der Jahre unsres Lebens, und Du bist eine der Großen dieser Erde. Alle müssen leiden. Vergiß nicht, ob Dir auch das Herz schwer sein mag, vergiß nicht, daß Du Königin bist und Dich verhalten mußt wie eine Königin. Erfasse Dein Leben mit starker Hand und lebe es! Das Ende ist nicht fern, und Friede ist Dir nahe."

Nehuschta sah plötzlich empor und wurde sehr ernst, während er also sprach. Ihre matten Augen ruhten auf den seinen und sie seufzte — aber ihr Seufzen wurde noch durch das Beben ihres unterdrückten Schluchzens unterbrochen.

„Du, der Du Priester und Prophet bist", sagte sie. Du, vor dem der Himmel aufgeschlagen ist wie ein Buch, sage mir Zoroaster — ist es nicht mehr fern? Werden wir uns über den Sternen wiederfinden, wie Du es mir zu sagen pflegtest — vor langer, langer Zeit?"

„Es ist nicht fern", entgegnete er, und ein mildes Lächeln verklärte

sein blasses Gesicht. „Fasse Muth — denn wahrlich, die Zeit ist nicht fern."

Er schaute ihr einen Augenblick in die Augen, und es war als ob etwas von ihrem ruhigen Glanze in Nehuschtas Seele überginge, denn als er sich abwendete und durch die Rosenbüsche seines Weges ging, da kam ein friedlicher Ausdruck über ihre matten Züge; sie sank auf's Polster zurück und schloß die Augen, und ließ das Wehen des Palmenfächers auf ihren bleichen Wangen und in ihrem vollen Haar spielen.

Zoroaster aber kehrte gedankenvoll in den Palast zurück. Er hatte außer dem allabendlichen Opfer im Tempel noch viele andre Pflichten zu erfüllen, denn Darius zog ihn häufig in Staatsangelegenheiten zu Rathe; und bei jeder Gelegenheit kam Zoroasters Scharfsinn und Menschenkenntniß zur Geltung, bei der Ausarbeitung der Gesetze und Verordnungen, welche Darius für sein gesammtes Königreich erließ. Vor allen Dingen erschien ihm die religiöse Frage von höchster Wichtigkeit; und hierbei entfaltete Zoroaster sowohl sein bedeutendes organisatorisches Talent als auch seine richtigen und treffenden Ansichten über diesen Gegenstand. Er selbst war Asketiker und Mystiker, doch erkannte er die Gefahren, welche für andre im Betreiben mystischer Studien oder der Gründung eines darauf hinzielenden Systems lagen. Endzweck der Menschheit muß das Wohl der Menschen sein, und eine Priesterschaft, welche sich von ihren Mitmenschen abschließt, um retorische Studien zu treiben und eine Erkenntniß zu erlangen, welche über das Bereich gewöhnlicher Sterblicher hinausgeht, muß über ihren Anstrengungen, sich allem Menschlichen zu entziehen, natürlich die Menschen selbst vergessen. Der einzig mögliche Plan, auf welchen eine für die Welt passende Religion gegründet werden konnte, — besonders für eine solche wie das Reich des Darius, — mußte derart sein, daß der allgemeine Grundsatz eines rechtschaffenen Lebens vorangestellt werde, und bei dem das Wohl der Gesammtheit auf dem Heil der Seele jedes Einzelnen beruhen sollte.

Das große Ansehen von Zoroasters Namen wuchs von Tag zu Tage, als er aus dem Palast von Stakhar die von seinen Ideen erfüllten Priester in die verschiedenen Provinzen aussandte, welche eine einfache Anordnung des Gottesdienstes und strenge Lebensregeln einführten, deren Beobachtung das eiserne Gesetz des Darius sofort buchstäblich erzwang. Die große Menge der geistlichen Gesänge, von denen viele keineswegs entschieden Mazdayaschnischen Ursprungs waren, wurde auf eine bestimmte Anzahl der besten und reinsten beschränkt; und die verworrene Masse von widersprechenden Kastengebräuchen, die zum Theil aus Indien eingeführt, zum Theil von den Persern aus ihrer arischen

Heimath in Sogdiana überkommen waren, wurde vereinfacht und zu einfachen Satzungen umgestaltet. Die endlosen Reinigungsvorschriften wurden auf einfache Gesundheitsmaßregeln beschränkt; die verschiedenen Gebräuche bei Bestattung der Todten wurden alle durch die königliche Verordnung abgeschafft, welche die Erbauung von Dakhmas oder Todtenthürmen im ganzen Reiche anbefahl, in welche die Todten von besonders zu diesem Behufe angestellten Personen gelegt und welche zu bestimmten Zeiten von denselben gereinigt wurden. Strenge Maßregeln wurden getroffen, um das Ausrotten des Viehs zu verhindern, denn es war eine merkliche Abnahme des Viehstandes wahrnehmbar in Folge der vielen Kriege, welche in jüngster Zeit im Innern des Landes gewüthet hatten. Besondere Gesetze wurden zum Schutze der Hunde erlassen, welche in jenen Zeiten aus guten Gründen als die nützlichsten Genossen des Menschen angesehen wurden, sowohl als Hüter der Heerden in der Wildniß, wie als Schinder und Straßenreiniger in den großen Städten. Das menschliche Leben wurde durch die strengsten Gesetze geschützt, und die größte Aufmerksamkeit wurde darauf verwendet, den Frauen aller Klassen eine würdige Behandlung angedeihen zu lassen. Man hätte keine Gesetzgebung ersinnen können, welche besser geeignet gewesen wäre, die Hülfsquellen eines zum großen Theil auf Viehzucht angewiesenen Landes zu erschließen, den Frieden zu erhalten und für die gesteigerten Bedürfnisse und das Wohl einer zunehmenden Bevölkerung zu sorgen.

Was nun die religiösen Gebräuche anbetraf, so nahmen sie eine Form und einen Charakter an, durch welche sie im Vergleich zu den frühern als die Einfachheit selbst erschienen; und welche, trotz der Zusätze und Veränderungen eines spätern, und abergläubischern Geschlechts, doch die edeln und erhabenen Züge bewahrt haben, welche der große Reformator und Stifter der Mazdayaschnischen Religion ihnen aufgeprägt hatte.

Schnell flogen die Tage dahin, und Zoroasters Macht wuchs rasch. Es war als hätten der ganze Hof, ja das ganze Reich nur auf sein Kommen gewartet, auf daß er an der Seite des siegreichen Königs, der in so kurzer Zeit so viele Aufstände unterdrückt und so viele Schlachten zur Befestigung und Einigung seines Reiches gekämpft hatte, der Vertreter von Weisheit und Gerechtigkeit werde. Zoroaster behandelte alle vorhandenen Schwierigkeiten mit Meisterhand. Die Jahre seiner Einsamkeit schienen ihm die Gesammtstärke von vielen verliehen zu haben, und die Wirkung seiner weisen Maßregeln machte sich schnell in allen Theilen der verschiedenen Provinzen fühlbar; während seine Worte wie Feuer ausgingen von dem Munde der von Stakhar ausgesendeten

Priester. Er hatte die eigenthümliche und seltene Gabe, andern unbedingtes Vertrauen und den größten Eifer bei der Ausführung seines Willens einzuflößen. Er würde eine Welt über den Haufen geworfen haben, wenn er auf Widerstand und Unterdrückung gestoßen wäre, aber all seine Verordnungen und Gesetze wurden durch die bewaffnete Macht des Königs unterstützt und durch Befehle durchgesetzt, gegen welche kein Auflehnen möglich war. In wenigen Monaten erscholl sein Name überall, wo das persische Gesetz galt, und überall wurde er mit größter Ehrfurcht ausgesprochen, in welcher nichts von der scheuen Furcht lag, welche das Volk empfand, wenn es den Großen König nannte und rasch hinzusetzte: „Er lebe ewig!"

In wenigen Monaten war die Reform durchgeführt, und der spärlich bekleidete Asketiker war durch seine eigene Weisheit und die Macht der Verhältnisse zur höchsten Stellung in Persien emporgestiegen. Er wurde mit Ehren überhäuft und in allen Dingen als dem Großen König zunächst stehend behandelt, über seinen weißen Priestergewändern trug er die königliche Amtskette und saß beim Mahl zur Rechten des Darius, und dennoch erregte Zoroaster nicht den Neid der Höflinge und machte nicht den geringsten Uebergriff in ihre Vorrechte. Die wenigen Männer, welchen Darius traute, waren freilich selten in Stakhar, — die Fürsten, welche sich gegen Smerdis verschworen hatten, und Hydarnes, und einige andere der bedeutenderen Feldherren, sie alle waren meistens in verschiedenen Provinzen als Befehlshaber der Truppen und Festungen thätig, und beauftragt, die Gesetze durchzuführen, welche der König in Gemeinschaft mit Zoroaster entwarf und welche so große Veränderungen in den Geschicken des Reiches hervorbringen sollten. Wenn aber einer der Fürsten oder Feldherren an den Hof berufen wurde und einsah, was für ein Mann dieser Zoroaster war, so fing auch er bald an, ihn zu ehren und zu lieben, wie es alle thaten, die ihm nahe waren, und sagte beim Weggehen, daß der König noch nie einen so weisen und großen Rathgeber gehabt hätte, wie diesen, noch einen, der in großen wie in kleinen Dingen so würdig des Vertrauens wäre.

Die beiden Königinnen aber beobachteten ihn und sahen seine wachsende Macht mit sehr verschiedenen Gefühlen an. Nehuschta sprach fast nie mit ihm, aber sie sah ihn mit ihren traurigen Augen an, wenn Niemand es bemerkte, und dachte über seine Prophezeihung nach, daß das Ende so nahe bevorstände. Sie war stolz darauf, ihren einstigen Geliebten als den mächtigsten im Lande zu sehen, der die Geschicke des Reiches in der Wage hielt und es war ihr im Geheimen

ein Trost zu wissen, daß er ihr doch treu geblieben, daß er sich um ihretwillen in die Wüste zurückgezogen und jenen Betrachtungen hingegeben hatte, aus deren Kreise er nur herausgetreten war, um zur höchsten Machtstellung zu gelangen. Und wenn sie ihn ansah, bemerkte sie, wie sehr er sich verändert hatte, und dem Aeußern nach schien es ihr kaum, als wäre dies derselbe Mann, den sie so geliebt hatte. Nur wenn er sprach, wenn sie die ruhigen klaren Töne seiner Herrscherstimme hörte, dann fühlte sie bisweilen, wie ihr das Blut in die Wangen stieg vor Sehnsucht, noch ein Mal ein zärtliches Liebeswort von ihm zu hören, wie er einstmals zu ihr gesprochen hatte. Aber obwohl er sie öfters ansah und immer freundlich grüßte, blieben seine ruhigen leuchtenden Augen sich immer gleich, wenn er sie anschaute, und es trat kein wärmerer Farbenton in sein wachsbleiches Antlitz. Seine Jugend war dahin, so wie der goldene Glanz seines Haares verschwunden war. Er sah nicht aus wie ein alter Mann, er war überhaupt kaum wie ein Mensch, sondern eher wie ein schöner Engel aus einer anderen Welt, der unter den Menschen wandelt und mit ihnen spricht, aber nicht zu ihnen gehört. Es war ihr, als schaute sie eine Erinnerung an, als liebte sie einen Schatten, den ein entschwundenes Wesen noch auf diese Erde würfe. Aber diese Erinnerung und diesen Schatten liebte sie innig, und beim Anschauen wurde sie von Monat zu Monat bleicher und matter.

Es hätte Darius nicht ähnlich gesehen, einen Kummer zu bemerken, der ihm nicht so zu sagen greifbar vor Augen trat und seine Aufmerksamkeit erregte. Nehuschta sprach fast nie von Zoroaster, und wenn der König ihn gegen sie erwähnte, so geschah es immer in Verbindung mit Staatsgeschäften. Sie schien kalt und gleichgültig, und der heißblütige kriegerische Monarch sah Zoroaster nicht mehr als einen Nebenbuhler an. Er hatte greises Haar, war folglich ein alter Mann, für den von Liebe nicht mehr die Rede sein konnte. Aber Darius freute sich, daß die hebräische Fürstin niemals auf frühere Zeiten anspielte und an ihren einstigen Geliebten nie mit Wehmuth zurückzudenken schien. Hätte er etwas von jener Zusammenkunft in Atossas Ankleidezimmer und etwas von dem, was Atossa dabei sagte, gewußt, so würde sein Zorn vermutlich keine Grenzen gekannt haben. Aber er erfuhr nichts davon. Nehuschta war von jenem Schlage das Herz gebrochen; sie fühlte sich zu elend, um auf Rache zu sinnen, und obwohl sie allen Umgang mit dem Weibe mied, das sie also elend gemacht hatte, mochte sie doch dem Könige nichts von dem ihr zugefügten Unrecht sagen. Es war zu spät. Hätte sie eine Stunde vor ihrer Ver-

mählung etwas von der grausamen Täuschung erfahren, so läge Atossa seit drei Jahren im Grabe, und Nehuschta wäre nicht Königin. Aber der König wußte nichts von alledem und freute sich täglich über die Weisheit seines obersten Rathgebers und über die Gnade, welche ihm Auramazda erwiesen, indem er ihm einen solchen Beistand in der Noth gesandt hatte.

Unterdessen wuchs Atossas Haß. Sie sah zu ihrem Aerger, daß die Macht Nehuschta zu quälen, von ihr gewichen war, daß die Seele, welche sie so gern gemartert hätte, in ihrem Elend unempfindlich geworden, daß der Mann, der einst ihre Liebe verschmäht hatte, mächtiger geworden war, als sie selbst. Gegen seine Weisheit und des Königs Thätigkeit konnte sie wenig thun, und sie schien ihre Kraft nutzlos zu vergeuden. Darius lachte unbarmherzig über ihre schlauen Einwendungen gegen Zoroasters Reformen, und Zoroaster selbst sah sie kalten Blickes an und ging schweigend an ihr vorüber, wenn er sie traf.

Sie sann auf einen Plan, Zoroaster plötzlich jäh zu stürzen, und eine Zeit lang heuchelte sie mehr als gewöhnliche Heiterkeit und ihr Lächeln war süßer denn je. Wenn es möglich wäre, dachte sie, den König nebst seinen Streitkräften an irgend einem entlegenen Ort zu beschäftigen, so dürfte es nicht schwer sein, einen plötzlichen Aufruhr in Stakhar zu erregen, da die Stadt an der äußersten Grenze des Königreiches, nur wenige Stunden Wegs über die Berge von dem wilden, wüsten Lande gelegen war, wo zu jener Zeit feindliche aufrüherische Stämme hausten. Sie hatte noch immer eine Anzahl getreuer Anhänger in ihrem Solde, welche sie nach beiden Richtungen hin als Sendboten gebrauchen konnte, und trotz des Auftritts, der in Susa stattgefunden hatte, als der König ihr Phraortes vorführte, wußte sie, daß sie noch immer auf seine Dienste bei einem Aufstande rechnen konnte. Er war im Herzen ein Magier und verabscheute die bestehende Regierung. Er war reich, mächtig und grenzenlos eitel, — er würde leicht dazu zu bewegen sein, die Herrschaft von Medien als den Preis für seine Hülfe beim Sturze des Perserreiches anzunehmen, ja die Angelegenheit war in der That vor langer Zeit von der Königin mit ihm besprochen worden.

Atossa überlegte zwei Monate lang in der Stille diesen Plan mit äußerster Umsicht und beschloß endlich zu handeln. Indem sie sich der Wachsamkeit des Königs entzog und im Geheimen über die Thorheit des Darius und des Zoroaster, ihr so viel Freiheit zu lassen, lachte, gelang es ihr ohne besondere Mühe, einen Brief an Phraortes abzu-

senden, in dem sie ihn fragte, ob ihre Geschäfte jetzt so günstig ständen, daß man daran denken könnte sie auszudehnen. Andrerseits schickte sie einen ihrer schwarzen Sclaven mit Geschenken in das Land der Barbarenstämme jenseit der Berge, um zu erforschen, ob sie leicht zu bestechen wären. Diesen Menschen selbst bestach sie zur Uebernahme des gefährlichen Auftrags durch das Versprechen, ihm die Freiheit und reiche Güter zu schenken. Sie kannte ihn als treu und befähigt seine Rolle gut durchzuführen.

In weniger als zwei Monaten schickte Phraortes eine Antwort, welche besagte, die Geschäfte der Königin ständen so günstig, daß sie mit Sicherheit ihrem Wunsche gemäß weiter ausgedehnt werden könnten, er wäre bereit, jegliche Verbesserung zu unternehmen, wenn sie ihm die nöthigen Aufträge und Anweisungen dazu ertheilen wolle.

Der Sclave kam aus dem Lande der Zeltbewohner mit der Nachricht zurück, daß sie zahllos wären wie der Sand am Meer, die Wüste durchstürmend wie der Wirbelwind, beutelustig wie Adler, gefräßig wie Heuschrecken auf einem Kornfelde und gierig wie Schakale auf der Spur einer verwundeten Antilope. Nichts als die Furcht vor dem Namen des Großen Königs hielte sie in ihren Grenzen zurück, welche sie jeden Augenblick zu verlassen bereit wären, um sich mit einer Macht zu verbünden, die sie gut bezahlen wollte. Sie wohnten zum größten Theil nach Osten zu in dem niedrigen Hügellande; den Bart rasirten sie sich ab und schliefen in ihren Zelten zusammen mit ihren Pferden. Sie wären gräßlicher anzuschauen als die Bergteufel und wilder als die Wölfe auf dem Gebirgspfade.

Selbst wenn Atossa der bilderreichen Sprache ihres Sclaven Rechnung trug, so begriff sie doch, daß das also geschilderte Volk leicht zu einem Einfall in den südlichen Theil des Reiches bewogen werden konnte, namentlich in den unbeschützten Landstrich um Stakhar herum, wo die Festung wohl einer Handvoll Truppen und Flüchtlingen Schutz bieten, aber keineswegs die ganze fruchtbare Gegend gegen einen Ueberfall des Feindes schützen konnte.

Atossa brachte viel Zeit damit hin, die Entfernung zwischen dem Palast und der Festung zu berechnen; sie kam zu dem Schlusse, daß ein Zug von Leuten mit Gepäck die Feste in einem halben Tage erreichen könne. Ihr Plan war einfach und leicht ausführbar; obschon die schlimmen Folgen, welche das Gelingen desselben für das Reich haben dürfte, sich noch gar nicht übersehen ließen.

Ihre Absicht war, daß in Medien ein Aufstand ausbrechen sollte, doch nicht unter der Anführung des Phraortes, damit sie nicht selbst

in Folge dessen umkäme, weil sie sich ja schon ein Mal als seine Mitschuldige verdächtig gemacht hatte. Es würde sich aber wohl ein Mann finden lassen — irgend ein Werkzeug ihres mächtigen Verwalters, der leicht dazu bewogen werden konnte, mit Ansprüchen auf die Herrschaft der Provinz aufzutreten, und der könnte dann später leicht von Phraortes unterdrückt werden; dieser sollte natürlich Geld und Mittel zum Aufstande liefern.

Sobald die Nachricht davon nach Stakhar gelangte, würde Darius wahrscheinlich in Hast nach Medien aufbrechen, um eilends auf den Schauplatz des Aufstandes zu gelangen. Vermuthlich würde er Zoroaster als Verwalter der Staatsgeschäfte zurücklassen, deren Mittelpunkt Stakhar während des letzten Jahres allmälig geworden war. Sollte er ihn indessen mitnehmen und das Hoflager bis Susa nachkommen lassen, so könnte Atossa leicht einen Ueberfall der Barbarenstämme aus der Wildniß zu Wege bringen. Die Völker im Süden würden sich dann vom König verlassen sehen und sich gegen ihn empören, und Atossa könnte sich leicht der Herrschaft bemächtigen. Wenn Zoroaster zurückbliebe, würde es das Beste sein, den Barbaren freien Lauf zu lassen. Ohne eine bewaffnete Macht, welche genügte einem plötzlichen Ueberfall Einhalt zu thun, würde er sicherlich im Kampfe fallen oder sich durch schimpfliche Flucht zu retten suchen. Mit der ihr angeborenen Kühnheit verließ sich Atossa darauf, für sich unter allen Umständen einen leichten Ausweg zum Entkommen zu finden; und im äußersten Falle vertraute sie, wie immer, auf ihre wunderbare Schönheit als letztes Rettungsmittel. Einzig und allein ihrer Schönheit verdankte sie es, daß sie zur Zeit des Kambyses seinen wiederholten Anfällen von rasender Mordlust entgegen war; ihrer Schönheit hatte sie ihre Rettung zu verdanken, als Darius sie in Susa als Weib und Mitschuldige des falschen Smerdis antraf. Sie konnte sich wieder durch dieses Mittel retten, wenn ihr kein andres bliebe, falls sie durch irgend ein Mißgeschick den Barbaren in die Hände fiele. Entschlossen aber war sie, Zoroaster zu stürzen, selbst wenn sie das Reich ihres Gatten um diesen Preis zerstören mußte. Der Plan war kühn und einfach; am Erfolge zweifelte sie nicht.

Während der Monate, da sie diese Ränke spann, war sie ruhig und friedsam; ihre Augen begegneten den Blicken Zoroasters mit offnem und freundlichem Ausdruck, der jeden, welcher nicht so vollständig von ihrer Schlechtigkeit überzeugt war, entwaffnet haben müßte; und nie fehlte ihr gewinnendes Lächeln, wenn der König sie anschaute. Sie ertrug seine Scherze mit Sanftmuth und unerschütterlichen Gleichmuth, denn sie fühlte, daß sie sie nicht mehr lange zu ertragen haben würde.

Selbst Nehuschta warf sie gelegentlich einen Blick gekränkter Freundschaft zu — als ob sie den andern zeigen wollte, wie sehr sie die trübe Stimmung und üble Laune der hebräischen Königin bedauere, die von der ihren so verschieden wäre, wie sie sie aber bei alledem nur als Anzeichen einer Krankheit ansähe, um deretwillen sie eher zu bemitleiden als zu tadeln sei.

Aber als die Zeit enteilte, wurde ihr Herz immer fröhlicher, denn das Ende nahete heran, und es war ein Geruch des Todes in dem holden Rosenthal.

(Schluß folgt.)

Die Gedichte Michelangelos*).

Von

Wilhelm Lang.

1.

Als ein großes Räthsel sind die Gedichte Michelangelos auf die Nachwelt gekommen. Es zu lösen, reizt schon der Umstand, daß es Michelangelos Gedichte sind: wir erwarten in ihnen intime Bekenntnisse des großen Künstlers zu finden, Offenbarungen seiner innern Welt, durch deren Kenntnis erst das Bild der Persönlichkeit sich vollendet. Von den unzähligen Sonetten, die sein Zeitalter hervorgebracht hat, sind sie es allein, die uns noch einen tieferen Antheil abgewinnen.

Merkwürdig sind schon die äußeren Schicksale dieser Gedichte. Zu Michelangelos Lebzeiten ist keine Sammlung derselben veranstaltet worden. Er selbst hielt sich nicht für einen Dichter von Beruf; wie er aber gerne Dichter las, so hat er sich auch selbst in dieser Kunst viel geübt, in frühen und in späten Jahren, und das Dichten ist ihm keine gleichgültige Sache gewesen. In vertrautem Kreise trug er wohl selbst seine Verse vor und überließ sie dann den Freunden, die sich Sammlungen davon anlegten. Von Hand zu Hand getragen, wurden manche in Musik gesetzt und erhielten dadurch weitere Verbreitung. Gleichsam in die Oeffentlichkeit eingeführt wurde aber der Dichter durch eine Vorlesung, die der Geschichtsschreiber und Akademiker Benedetto Varchi in der Akademie zu Florenz über eines seiner Sonette hielt, wobei zugleich eine Anzahl weiterer Gedichte von ihm theils mitgetheilt, theils erwähnt und zur Erläuterung herbeigezogen wurden. Dies war im Jahre 1546, als Michelangelo 71 Jahre alt war.

Mit dieser Vorlesung wurde dem Dichter eine Ehre erwiesen, durch die er den großen lyrischen Vorbildern an die Seite gesetzt, ihm in der

*) Vergl. den Aufsatz des Verfassers über denselben Gegenstand Preuß. Jahrb. Bd. 22, 1. Heft.

Reihe ihrer Nachfolger seine Stelle angewiesen wurde. In den Vorträgen der von Herzog Cosimo im Jahre 1540 gegründeten Akademie war es Brauch, Gedichte der vaterländischen Klassiker zu besprechen, sie Wort für Wort, Strophe um Strophe zu erklären, wobei es vornehmlich auf die Herbeiziehung von Parallelstellen abgesehen war; für die dichterischen Ausdrücke und Redensarten suchte man nach Anklängen bei Dante und Petrarca; für die Gedanken aber, für das Moralische, wurde bei Platon und Aristoteles, ja bei Galenus, Averroes und Avicenna nach übereinstimmenden Sätzen gesucht. Denn es kam nicht blos auf die hohen und zarten Empfindungen an, die die Gedichte aussprachen, sondern auch auf die dottrina die sich in ihnen zeigte, auf den lehrhaften Gehalt, der ihnen zu entnehmen war. Die Liebespoesie des sechzehnten Jahrhunderts hat wie ihre gegebenen Formen so auch ihren gegebenen Inhalt. Das Sonett und neben ihm das Madrigal, die Canzone, die Terzine sind die feststehenden Formen und den Inhalt bildet die „platonische" Liebe, die sich tugendstolz von der natürlichen oder der sinnlichen Liebe unterscheidet; die Seelenliebe, die von den körperlichen Reizen des geliebten Gegenstandes den Flug in höhere Regionen nimmt, zum göttlich Schönen, zur himmlischen Seligkeit sich erhebt und in diesem Streben die äußersten Wonnen und die äußersten Schmerzen erfährt; immer wiederkehrende Motive, in deren geistreicher oder anmuthiger Variation die Kunst des Dichters besteht. Diesen literaturgeschichtlichen Zusammenhang verläugnet auch die Dichtung Michelangelos nicht. Auch bei ihm die stehenden Formen der damaligen Lyrik; auch bei ihm die Erhebung der Geliebten in eine überirdische, jenseitige Ferne, auch bei ihm die spitzfindigen Variationen jener Gegensätze von kalt und warm, von Thränenwasser und Liebesfeuer, von Leben und Tod. Fragt man aber, wer wohl die Donna sei, die auf den Dichter solche Wirkungen übt, so erhält man keine Antwort. Varchi wirft in seiner Abhandlung die Frage garnicht auf, und auch von seinen Zuhörern wird sie Niemand aufgeworfen haben. Es war selbstverständlich, daß diese Gedichte an eine Donna gerichtet waren. Wer diese war, darauf kam wenig an. Denn nicht die wirklichen Erlebnisse durch ein Herzensverhältnis schildert diese Lyrik, ihr Zweck ist vielmehr wie der bezeichnende Ausdruck lautet: ragionare dell' amore, Arbeit oder Spiel des Gedankens. Wer über die zwiespältigen Wirkungen der Liebe Neues ersinnen, jene Gegensätze in neue Formeln bringen konnte, galt als berechtigter Nachfolger Dantes und Petrarcas. Als Varchi in der Erklärung jenes Sonetts zu dem Verse kommt, wo die Geliebte angeredet wird als anmuthige Frau voll göttlicher Hoheit, donna leggiadra,

altera e diva, bemerkt der Kommentator trocken: „man darf sich nicht verwundern noch den Dichter tadeln, daß er die Geliebte so genannt hat, da ja alle Liebende, auch die edelsten, die geliebten Dinge, und wären sie unedelster Art, für göttliche Wesen halten und verehren".

Diese Vorlesung Varchis, so unerquicklich und unergiebig der Kommentar ist, verdient deßhalb Beachtung, weil sie zu Lebzeiten Michelangelos veröffentlicht wurde, vom Meister selbst das höchste Lob erhielt, und weil sie jedenfalls zeigt, wie Freunde und gelehrte Zeitgenossen über den Dichter urtheilten. Wäre damit das Urtheil über ihn erschöpft, stände er als Nachahmer der großen Klassiker blos in einer Reihe mit den zahlreichen Lyrikern seiner Zeit, so wäre freilich kaum ein Anlaß, sie noch heute zum Gegenstand der Forschung zu machen, wie sie denn auch, obgleich nach der ersten Sammlung und Herausgabe durch den Großneffen Michelangelos im Jahre 1623 unter die testi di lingua eingereiht, dennoch lange Zeit unter der lyrischen Masse des Jahrhunderts gleichsam erdrückt und nahezu vergessen waren. Aufgeweckt zu neuem Leben sind sie eigentlich erst durch die vor 28 Jahren veranstaltete kritische Ausgabe Cesare Guastis, der alle noch vorhandenen Gedichte sammelte und ans Licht stellte, und zwar nach den Lesarten der Handschriften, und befreit von den Zuthaten und fälschenden Umformungen, die sie, wie nun an den Tag kam, durch den Großneffen erlitten hatten. Michelangelo der jüngere, ein Mitbegründer der Akademie der Crusca, hatte an Form und Inhalt der ursprünglichen Dichtungen Anstoß genommen. Viele hatte er ganz zurückgehalten. Jetzt erst lernte man aus bitteren Versen den freimüthigen Patrioten kennen und jetzt erst erschienen die Gedichte, soweit sie nicht schon zu des Künstlers Lebzeiten bekannt geworden waren, in ihrer ursprünglichen Dunkelheit, Tiefe und ungelenken Kraft. Und da nicht wenige derselben in mehrfacher, drei-, vier- und fünf- ja acht- und neunfacher Fassung vorlagen, viele auch unvollendet waren, erhielt man zugleich einen Einblick in die Werkstätte des Dichters, der mit dem Ausdruck seiner Gedanken rang, sich nie genug that, immer von neuem ansetzte und unablässig an den Dichtungen feilte. Wenn es gelang, sie richtig zu deuten und richtig zu ordnen, so besaß man an ihnen die zusammenhängenden Urkunden seines inneren Lebens, Zeugnisse seiner Stimmungen, Kämpfe und Ideale.

Und daß in diesen Gedichten etwas besonderes sei, was sie aus der Masse heraushebe, ahnten doch auch schon die Zeitgenossen. „Er weiß etwas zu sagen, ihr macht bloße Worte", Ei dice cose e voi parole, so sagte Francesco Berni, den tieferen Gehalt dieser Gedichte der

bloßen Sprachvirtuosität der Petrarkisten bestimmt entgegensetzend. Und wenn alle Dichter der Zeit Platoniker waren, so fällt es doch auf, wie Michelangelos Freunde die Uebereinstimmung mit Platon als besonderes Merkmal seiner Dichtungen hervorheben. Dies thut schon Varchi, wenn er ihnen nachrühmt, daß sie voll von sokratischer Liebe und platonischen Gedanken seien, wenn er bereits auf das Symposion als Quelle der letzteren wies, wenn er Michelangelo geradezu als großen Liebeskünstler pries. Und so sagt auch Berni in jenen Terzinen, er sei kein Kenner, aber er meine, die Gedichte alle schon im Platon gelesen zu haben. Dazu das Zeugniß des Schülers und Biographen Condivi: oft habe ich Michelangelo hören von Liebe reden und nachher von den Anderen vernommen, daß, was er darüber sagte, ganz ebenso laute, wie man im Platon darüber geschrieben findet.

2.

In der That ist es zweifellos, daß eine große Zahl der Gedichte Michelangelos voll platonischer Gedanken sind. Und zwar ist es nicht jener anempfundene rhetorische Platonismus, der seit Petrarca die italienische Lyrik beherrscht und der, ohne daß man daraus auf die wirklichen Liebessitten der Zeit schließen dürfte, — in der tugendhaften Unterscheidung sinnlicher und geistiger Liebe besteht*), sondern bei ihm treffen wir den ächten Platon. Der Inhalt vieler Sonette läßt sich geradezu aus Phädros und Symposion ableiten. Wie auch Michelangelos Kenntniß des griechischen Philosophen vermittelt war, der einstige Zögling des medicäischen Hauses, der mit den Männern der platonischen Akademie verkehren durfte und die Unterweisung Polizians genoß, war mit der Schönheitslehre Platons, so wie sie im Zusammenhang mit der Seelenlehre in jenen beiden Gesprächen entwickelt ist, so wohl vertraut, daß seine Gedichte oft eine unmittelbare Uebertragung platonischer Sätze scheinen. Daß die Seele, bevor sie mit dem Leibe vereinigt wurde, an einem göttlichen Ort war, wo sie, selbst rein, die ewigen Ideen schaute, daß sie für diesen Ort Erinnerung bewahrt und durch die wahre Liebe des Schönen wieder dahin zu gelangen vermag, daß das sinnlich Schöne durch das Auge in die Seele eindringt, hier aber die Erinnerung an das göttlich Schöne belebt, weil eben das irdisch Schöne nur der Abglanz des ewig Schönen ist, daß die ächte Liebe ein Stufengang ist

*) Wenn G. Voigt (die Wiederbelebung des klass. Alterthums, 2. Auflage, II, S. 373) bemerkt, daß in der Renaissance die Sittlichkeit dem einfachen Gewissen völlig entrückt und in eine Welt des Scheines versetzt war, so gilt dies ganz besonders von der nachfolgenden Lyrik.

vom Einzelschönen zu dem was an zweien, an vielen, an allen schön ist, zum ganzen Meer des Schönen, endlich zu der sich selbstgleichen, ewig an sich seienden Urgestalt, und daß die wahre Liebe, wie sie sich am Schönen entzündet, so das Schöne erzeugt, die Grundkraft des künstlerischen Schaffens ist, — diese und verwandte, zum Theil in mythologischen Gleichnissen ausgeführte Sätze sind dem Dichter vollkommen geläufig und nun sehen wir, wie er sich abmüht, den dichterischen Ausdruck für sie zu finden, sie in das knappe Kleid der stehenden Kunstformen einzuspannen. Diese Gedichte sind glühendes Feuer und subtile, schwerfällige Gedankenarbeit. Denn die Sprache ist ein dem Künstler fremdes und sprödes Material. Es kostet ihn Mühe, es zu bewältigen. Der Gedanke bleibt oft im Rohen stecken, gleich einer unfertigen Gestalt, die sich noch nicht aus dem Marmorblock losgerungen hat. Zuletzt das Geständniß, daß das Wort zu arm ist auszudrücken, was ungestüme Leidenschaft von ihm begehrt. Wir hören in diesen Gedichten zugleich den denkenden Künstler und den ergriffenen Liebhaber.

Denn alle diese gedankentiefen Dichtungen sind Liebeslieder. Gott Amor hat es dem Dichter angethan. Von irdischer Schönheit ergriffen wird er nach oben getragen. Die Augen der Geliebten sind ihm die Sprossen auf der Leiter zum Schöpfer alles Schönen. In ihren sterblichen Reizen schaut er den Abglanz der göttlichen Schönheit. Doch in andern Liedern klagt er, daß die Geliebte wie Eis ist, aus ihrem kalten Antlitz strömt ihm verzehrende Gluth in die Seele, und Bäche von Thränen vergießt er über ihre Härte. Gleich wie im rohen Marmor die Gestalt verborgen ruht, die der Künstler ihm durch seine Arbeit abgewinnt, so ruht im Herzen der Geliebten beides beschlossen, sein Glück und sein Wehe, und nur seine Schuld ist es, wenn er mit seiner Gluth nicht Liebe, sondern nur Verschmähung aus ihr hervorzulocken versteht.

Wer ist nun die Frau, die solche Gluth im Dichter entzündet, der er sich beugt, die ihm hohe Wonne und bittere Schmerzen bereitet? Wir sind neugieriger als der Akademiker Varchi, der nicht nach dem Namen der Geliebten fragte. Wir wünschen zu wissen, welche irdische Schönheit die Gewalt hatte, den Dichter in jene platonische Höhen und Tiefen zu führen. Doch unsre Neugierde bleibt ohne Antwort. Und hier steckt das Räthsel, scheinbar unauflöslich.

Zu tausendmalen, so sagt Michelangelo selbst, ist er von Amor getroffen worden, ja niemals ist er ohne Liebe gewesen. Allein vergebens befragt man die Biographen, sie wissen nichts von Beziehungen Michelangelos zur Frauenwelt zu erzählen. Die Liebe spielt in seinem Leben keine Rolle. Einsam ist er durchs Leben gegangen, und als er einmal

gefragt wurde, warum er kein Weib genommen habe, gab er zur Antwort: Nur zu sehr habe ich ein Weib, das mir immer zu schaffen macht, nämlich diese Kunst, und meine Kinder sind die Werke, die ich einst zurücklasse. Nur ein Name wird von den Biographen genannt: Vittoria Colonna, die schöne und fromme, mit allen Tugenden geschmückte Wittwe des Marchese von Pescara. Doch gerade an sie können wir bei den Gedichten, die die Wirkungen leidenschaftlicher Liebe schildern, schlechterdings nicht denken. Früher hat man wohl diese edle Freundin zur Muse Michelangelos gemacht, man ist aber von diesem Irrtum längst zurückgekommen. Der Künstler lernte die vielgepriesene Frau, die von 1537 oder 1538 an ihren Aufenthalt in Rom nahm, schwerlich vor diesem Zeitpunkt kennen. Er war damals 63, sie 48 Jahre alt. Daß eine gegenseitige Verehrung und zunehmende Neigung die beiden verband, und daß bis zum Tode der Colonna im Jahre 1547 ein freundschaftlicher Verkehr bestand, persönlich wie durch Briefe, durch Sendung von Gedichten und Zeichnungen, ist vollkommen bezeugt, und es ist unverkennbar, daß auch in die Werbung um die Gunst der seltenen Frau etwas von der ungestümen Leidenschaft sich mischt, die von Michelangelos Wesen unzertrennlich ist. Doch ist im Ganzen der Ton in den wenigen Gedichten, welche die Handschriften ausdrücklich als an diese Freundin gerichtet bezeichnen, ein gedämpfter; ihre Huld erkennt der Dichter als unverdiente Gnade, ihrem beglückten Geiste ordnet er sich völlig unter, von ihr hofft er Läuterung seiner ungezähmten Natur, Glättung seiner Unform, Vollendung seines inneren Menschen, kurz aus allen Aeußerungen tritt die ethische Atmosphäre und Wirkung dieser Freundschaft hervor. Nach Condivi hätte Michelangelo sehr viele Sonette an Vittoria Colonna gerichtet, und dieses Zeugnis berechtigt uns immerhin noch ein und das andere Gedicht, das verwandte Gedanken ausspricht, auf dieselbe Quelle zurückzuführen. Welche und wie viele, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Zur Erklärung von Michelangelos eigenthümlicher Liebespoesie hilft uns dieses Verhältniß nichts. Wir sind zu ihrer Erklärung auf andre Zustände, andere Beziehungen angewiesen.

3.

Ist wirklich Vittoria Colonna die einzige Persönlichkeit, die als Gegenstand von Michelangelos Gedichten genannt wird? Noch ein Name ist überliefert, aber es ist der Name eines geliebten Freundes, eines schwärmerisch verehrten Jünglings. Schon Varchi in jener akademischen Vorlesung erwähnt zweier Gedichte als an Herrn Tommaso Cavalieri

gerichtet, einen römischen Edelmann, der selbst Künstler war, bei Michelangelo lernte und bis zu dessen Tod in seiner Gesellschaft als einer der intimsten Freunde erscheint. Varchi kennt diesen giovane romano nobilissimo selbst und rühmt ihm eine unvergleichliche Schönheit des Leibes, eine solche Anmuth der Sitten und solche Vorzüge des Geistes, solche Liebenswürdigkeit nach, „daß er es wohl verdiente und noch verdient, daß wer ihn recht kannte ihn um so mehr liebte". Eine für unser Gefühl befremdliche Gluth der Empfindung begegnet uns in diesen beiden Sonetten, die also bei Lebzeiten Michelangelos, als an den schönen Jüngling gerichtet, öffentlich und unbefangen besprochen wurden. Die Schmerzen dieser Liebe sind dem Dichter theurer als jedes andere Gut, die Augen des Geliebten machen ihm das Alter weniger beschwerlich, in diese Fesseln geschlagen empfindet er das höchste Glück, zum Himmel trägt ihn, Flügeln gleich, des Freundes Geist empor.

Nel voler vostro è sol la voglia mia,
I mie' pensier nel vostro cor si fanno,
Nel vostro fiato son le mia parole.

Dein Wollen ist allein in meinem Willen,
Aus deinem Busen quoll was ich empfand,
Dein Odem spricht in Worten aus dem meinen.
(Uebers. von K. Witte.)

Diese Aeußerungen eines schwärmerischen Freundschaftskultus sind nicht vereinzelt. Wenden sich viele der leidenschaftlichen Liebesergüsse an eine Donna, so sind andere an einen Signor gerichtet. Unverkennbar ist ein Theil der Liebessonette durch männliche Ideale veranlaßt. Damit stimmen auch biographische Nachrichten überein. Man hat Aufzeichnungen, die den alternden Künstler während seines letzten römischen Aufenthaltes, vom Jahre 1534 an, im Verkehr mit jungen Freunden, meist florentinischen Ausgewanderten, schildern: er erscheint hier ganz wie Sokrates unter seinen Lieblingen. Von einem dieser Ausgewanderten, dem letzten Staatssekretär der Florentinischen Republik, Donato Gianotti, besitzen wir einen Dialog, worin Michelangelo eine höchst bezeichnende Aeußerung in den Mund gelegt ist. Die Freunde laden den Meister, um ihm die Melancholie zu vertreiben, zu einem gemeinschaftlichen Mahle ein. Michelangelo widerstrebt, weil ihm das nicht Freude, nur Schmerzen verursachen würde. „Wisset, daß ich von Natur mehr zur Liebe geschaffen bin, als vielleicht irgend einer, der je geboren ist. So oft ich einen sehe, der von edler Bildung ist, der irgend eine Fertigkeit des Geistes zeigt, der geschickter als andere etwas zu thun oder zu reden versteht, bin ich genöthigt mich in ihn zu verlieben, und so

willenlos bin ich ihm hingegeben, daß ich nicht mehr ich selbst, sondern gänzlich sein bin. Wenn ich nun mit euch zu speisen ginge, so würden, da ihr alle von edler Art seid, alle, die beim Mahle wären, ein Stück von mir nehmen, der eine mit seinem Gesang, der andere mit seinem Tanz. Und so hätte jeder sein Theil von mir. Ich aber, anstatt mich bei euch zu erholen, zu sammeln, zu erheitern, wie ihr gesagt habt, würde mich völlig verlieren und vernichten, so daß ich viele Tage nicht wüßte, in welcher Welt ich mich befände."

Und wenn noch ein Zweifel wäre, ob jenen starken Ausdrücken in den Gedichten an den jungen Cavalieri wirkliche Empfindung zu Grunde liege, so würde dieser Zweifel beseitigt durch die Briefe Michelangelos an eben diesen Freund aus den Jahren 1532 und 1533, Briefe voll sehnsüchtiger, überschwenglicher Verehrung. Grandissimo, anzi smisurato amore nennt er die Leidenschaft, die ihn für den Jüngling beseelt, den er im August 1532 bei einem Besuch in Rom kennen gelernt hatte. „Die einzige Leuchte der Welt in unserer Zeit, die ihresgleichen nicht hat", so redet er ihn in dem ersten dieser Briefe an, und in einem späteren müht er sich ab (der Brief liegt nämlich in vierfacher Fassung vor), das Bild klar herauszustellen: er könne den Geliebten noch viel weniger vergessen, als ein Hungriger die Speise, denn diese nähre blos den Leib, die Liebe aber nähre Leib und Seele. Und in einem Brief an Sebastian del Piombo, worin er Cavalieri grüßen läßt, fügt er hinzu: „ich würde gleich todt hinstürzen, wenn er mir je aus dem Sinn käme."

Das sind Thatsachen: diese persönlichen Beziehungen sowohl als der platonische Geistesflug der Gedichte. Und aus diesen Thatsachen macht nun ein neuerer Erklärer den Schlüssel zur Lösung des ganzen Räthsels*). Die Ausführungen Schefflers gipfeln in dem Nachweis: Michelangelo, der Mann der Renaissance, des wiedergeborenen Heidenthums, hat auch die Liebe wie ein Grieche empfunden. Der sokratische Eros, in der Geisteshöhe und sittlichen Reinheit, wie ihn die platonischen Gespräche lehren, ist Mittelpunkt und Inhalt seiner Liebespoesie. Liebe zur Frau ist ihr gänzlich fremd. Dem Verhältniß zu Vittoria Colonna bleibt seine Stelle außerhalb der Liebesleidenschaft; während man früher unbesehen alle Liebesgedichte auf diese Frau bezog, dreht Scheffler die Sache gerade um: auch die an eine Donna gerichteten Verse sind eigentlich und ursprünglich Signoregedichte.

*) Michelangelo. Eine Renaissancestudie von Ludwig von Scheffler. Altenburg, St. Geibel u. C. 1892.

Diese Hypothese ist mit großem Scharfsinn begründet und die Untersuchung stimmt in allen Theilen so wohl zusammen, daß der Verfasser in den Gedichten, wie er sie deutet und ordnet, eine zusammenhängende Reihe von Urkunden für die Biographie gewinnt. Ueberzeugend bringt er die Belegstellen für Michelangelos dichterischen Platonismus aus Phädros und Symposion bei; eingehender als bisher geschehen stellt er aus den Quellen die Beziehungen des Künstlers zu seinen jungen Freunden, insbesondere zu Tommaso Cavalieri zusammen; die Ausflüchte der italienischen Ausleger, die den sokratischen Eros hinwegzudeuten versuchen, sind siegreich zurückgewiesen. Ueberraschend ist der Nachweis, wie der wahre Sachverhalt mit Absicht und Kunst verdunkelt worden ist, und wie der Grund zu diesem Verdunklungssysteme schon sehr frühe, schon zu Lebzeiten Michelangelos, gelegt wurde. Der Großneffe, wenn er in seiner Bearbeitung der Gedichte jede Andeutung des sokratischen Eros zu tilgen bemüht war, hat nur vollendet, was schon die Freunde Michelangelos, aus Vorsicht und aus Sorge um seinen guten Ruf, begonnen hatten. Wirklich ist Michelangelos Verkehr mit jungen Freunden von der Verleumdung nicht verschont geblieben. Seine Umgebung freilich wußte, daß er — nach Vasaris Ausdruck — „von der edelsten Beschaffenheit des Herzens war und zeitlebens in den ehrbarsten und keuschesten Flammen brannte", und Condivi hörte aus seinem Munde „nichts als die ehrbarsten Reden hervorgehen, die wohl die Kraft hatten, in der Jugend jede wüste und zügellose Begierde auszulöschen". Das schützte aber in jenem Zeitalter nicht vor Mißdeutung und übler Nachrede. In manchem Gedichte des Meisters selbst klingt es wie Selbstvertheidigung, wenn er den Schein, als ob seine Liebe des Schönen sinnlicher Art wäre, nachdrücklich abwehrt und die Liebe die ihren Sitz in der Seele hat und zum Himmel zieht von der anderen, die in den Sinnen wohnt und auf niedrige und gemeine Dinge gerichtet ist, streng unterscheidet. Und aus anderen Gedichten hört man ergreifende Klage heraus, die sich nur so deuten läßt, daß der Gegenstand seiner Flammen der hohen und reinen Liebe, die ihm entgegengebracht werde, nicht fähig und nicht würdig sei. Scheffler macht es wahrscheinlich, daß Condivi, der unter den Augen des Meisters schrieb, wohl im Einverständniß des Letzteren, durch leichte biographische Striche bemüht war, übler Nachrede den Boden zu entziehen, die Beziehungen zu schönen Jünglingen zurücktreten zu lassen und dagegen der Freundschaft zu Vittoria Colonna lebendigere Farben zu geben, womit er dann die ganze Auffassung dieser Seite in Michelangelos Leben bis auf die Gegenwart beeinflußt hat.

Es ist die Art Michelangelos, von seinen Empfindungen in Superlativen zu reden. Er weiß es selbst und verwahrt sich einmal dagegen, nach dem Maße Anderer gemessen zu werden. Er hat sein eigenes Maß der Empfindung, des Glückes und des Schmerzes. Ziehen wir aber auch ab, was immerhin auf Rechnung einer überschwenglichen hyperbolischen Ausdrucksweise kommen mag, so viel bleibt bestehen: echte Leidenschaft, durch den sokratischen Eros erregt, spiegelt sich in Michelangelos Gedichten wieder. Wenn nach dem Phädros die Wenigen, die wahrer Liebe fähig sind, in gewaltige Aufregung gerathen, sobald sie ein Abbild der jenseitigen Schönheit erblicken, und sie vom Anblick getroffen dieses Abbild gleich einem Gotte verehren, so ist dies eben der Zustand, den zahlreiche Gedichte Michelangelos sowie jene Briefe an Tommaso Cavalieri bezeugen. Unsere Empfindungsweise freilich muthet das leidenschaftliche Werben um die Gunst des schönen Freundes fremdartig an. Es begreiflich zu finden, müssen wir uns in die Anschauungen jenes Zeitalters versetzen. Von Machiavelli haben wir eine Canzone an einen Giovinetto Giulio, der dem Gott Amor selbst verglichen wird, bei dessen Anblick, wie der Dichter sagt, Zeus zu spät erkennen wird, daß er mit dem Raub des Ganymed einen Fehlgriff gethan hat. Mit dem wiederentdeckten Alterthum ist auch die griechische Liebe in allen Schattirungen, von der sinnlichsten bis zur geistigsten, in den Sitten und in der Gefühlsweise wieder aufgelebt. Scheffler erinnert an Winkelmann und an die schöne, zutreffende Würdigung, die dessen antiker Liebessinn durch Goethe erfahren. Näher noch liegt der Hinweis auf den größten Dichter der Renaissancezeit. Die Leser der Preuß. Jahrbücher erinnern sich der geistreichen Deutung, die Hermann Isaac (Conrad) an Shakespeares Liebeslyrik versucht hat*). Auch Shakespeare mit der schwärmerischen Anbetung seines Freundes ist uns unverständlich ohne die platonische Geistesströmung, die das ganze Zeitalter beherrscht. Sonst ist freilich die Dichtung sowohl als das Erlebniß bei beiden so verschieden wie möglich. In ungehemmtem Flusse strömt die lyrische Fülle aus des britischen Dichters Brust, indessen der ernste Florentiner mit Mühe seine schweren Gedanken ordnet und zurecht hämmert. Ein verschwenderischer Reichthum von Bildern aus allen Reichen der Natur und des Geistes kommt ungesucht jenem entgegen, dieser ist verhältnißmäßig arm an poetischen Mitteln und eigenthümliche Bilder findet er nur dann, wenn er sie den Künsten entlehnt, in denen er Meister ist, die sein Lebenswerk sind. Dem wahren Sinn seiner Liebeslyrik kommen

*) Bd. 54, 3. und 4. Heft.

wir vollends auf die Spur, wenn wir uns erinnern, daß es der Künstler ist, der in ihr sein Inneres offenbart. Von Shakespeare kennen wir nur eine einzige Freundesliebe, ein Erlebniß ganz persönlicher Art; Michelangelo erglüht für ideale Jünglingsschönheit, wo sie ihm begegnet, er liebt leidenschaftlich das Schöne, wo er es findet.

4.

Ohne Zweifel ist für einen wesentlichen Theil der Lyrik Michelangelos im sokratischen Eros der Schlüssel gefunden. Welche Ausdehnung man dieser Erklärung geben darf, wie viele von den Gedichten so zu deuten sind, das wird bei dem Mangel an erkennbaren persönlichen Beziehungen nicht mit Sicherheit sich bestimmen lassen. Scheffler geht im Verfolg seiner Hypothese meines Erachtens zu weit, wenn er jedes andere Motiv ausschließt. Die wichtigsten Beweise sind die an Cavalieri gerichteten Briefe und Gedichte; damit ist aber noch keine Nöthigung gegeben, die übrigen Liebesgedichte ohne Unterschied auf die gleiche oder ähnliche Quellen zurückzuführen. Die zwei Gedichte, in denen Michelangelo die göttliche Schönheit der Mancina, einer mehr um ihrer äußeren Reize als um ihrer Tugend willen gefeierten Dame jener Zeit preist und in den Himmel hebt, läßt immerhin erkennen, daß weibliche und männliche Schönheit ihm die gleichen Ausdrücke der Verherrlichung entlockt. Ja er sagt es (Son. 57, a und b) ausdrücklich, daß das Schöne d'ogni sorte e fortuna, d'ogni età e d'ogni sesso, das Schöne jeglicher Art, jedes Alters und jedes Geschlechts ihm in hundert und tausend Gestalten durch das Auge in die Seele dringe. An sich wäre nicht einmal die Anrede Signore, die sich in einer Anzahl von Sonetten befindet, von strenger Beweiskraft. Gebraucht doch Michelangelo einmal von Vittoria Colonna den Ausdruck Freund, uno grande amico nennt er sie (das Gegenstück von master — mistress, wie Shakespeare einmal seinen Freund anredet). Unter den an eine Donna gerichteten Gedichten sind doch manche, bei denen man schwer zu überreden ist, daß sie eigentlich einem männlichen Ideale gelten, und bei einigen hat Scheffler selbst sichtlich Mühe, die nachträgliche Unterschiebung der weiblichen Adresse glauben zu machen. Mich führt der Wechsel der Anrede Signore und Donna für Gedichte höchst verwandten Inhalts zu einem anderen Schluß, nämlich zu dem, daß den persönlichen Anlässen, die diesen dichterischen Ergüssen zu Grunde liegen, überhaupt kein übermäßiges Gewicht beigelegt werden darf. Das stimmt ebenso mit ausdrücklichen Aeußerungen des Dichters als mit der wahren Natur des platonischen Eros.

Der Eros, wie ihn Phädros und Symposion lehren, ist zweifellos durch das Wohlgefallen an der schönen Gestalt erregt, aber er wendet sich sofort von dem einzelnen schönen Gegenstand hinweg zu dem, was allem Schönen gemeinsam ist und über das persönliche hinausliegt; er nimmt eine spekulative und zugleich eine ethische Wendung: die Liebe zur schönen Gestalt wird Liebe zur Seele, wird der Trieb Weisheit zu pflanzen, wird zur sittlich schönen That, und wenn bei Sokrates-Platon das Gebiet dieser Bethätigung die philosophische Erkenntniß ist, so ist es bei Michelangelo die schöpferische Kunst. Seine ganze Liebespoesie ist zuletzt nichts als ein großartiges Gleichniß für die Leidenschaft, die in ihm für das Schöne glüht und ihn zu seinen künstlerischen Thaten befeuert. Seine Gedichte zeigen ihn wirklich ergriffen von der Gewalt des Schönen, aber jedes Schöne ergreift ihn und die Flamme, die in ihm ausbricht, ist zugleich die Leuchte seiner Kunst, die er in Wahrheit als idolo und monarca seiner Seele feiert. Wie er in jenem Gespräch des Gianotti von sich sagt, daß er gezwungen sei, sich in Jeden, der von edler Bildung sei und irgend eine Fertigkeit zeige, zu verlieben und ganz willenlos ihm hingegeben sei, so schreibt auch Condivi von ihm: „Alles was in seiner Art ausgezeichnet und schön ist, bewundert er mit begeisterter Liebe und wie die Bienen Honig aus den Blumen saugen, sucht er im weiten Gebiet der Natur das Schöne, um es in seinen Werken wiederzugeben." Scheffler selbst giebt zu, daß wenn Michelangelo in ganz überschwenglichen Worten zu seinem Freunde Cavalieri redet, dies weniger der Eindruck der wirklichen Persönlichkeit war, „als der Reflex des selbstgeschaffenen Ideals, zu dem er sich den uomo divino vergöttert". In einem der Briefe schreibt Michelangelo demselben Freunde geradezu: „Ihr waret mir keineswegs eine neue Bekanntschaft, vielmehr seid Ihr schon tausendmal in der Welt gewesen" — so deutlich sagt er, daß er im Freund nichts anderes finde und liebe, als die ewige Schönheit, die sich immer wieder neu in tausend Gestalten verkörpert. Eines der Signore-Sonette, das besonders persönlich und leidenschaftlich gefärbt ist, schließt mit dem Gedanken: was ich in deinem schönen Antlitz ersehne und fassen will, wird von den anderen Geistern schlecht verstanden; wer es schauen will, muß zuvor sterben — mit anderen Worten, es ist hienieden nicht zu schauen, weil es der jenseitigen Welt angehört. Ein anderes dieser Sonette, das achtundzwanzigste, lautet:

Im Herzen nicht ist meiner Liebe Leben;
Das Herz, das irdisch, sterblich ist, enthält
Die ewge Liebe nicht, und nicht gesellt
Sie sich dem sündgen Wahn, von Schuld umgeben.

Das klare Aug' hat Amor mir gegeben,
Die Schönheit dir beim Eintritt in die Welt,
So daß ich selbst in dem, was einst zerfällt,
In deinem Reiz erkenn' der Gottheit Weben!

Vom ewig Schönen trennt in mir sich nimmer
Die Liebe, wie die Wärme nie vom Feuer;
Was ihm entstammt und gleicht, das möcht' ich schauen!

Du trägst in deiner Augen selgem Schimmer
Das Paradies, wo du zuerst mir theuer,
Und seine Pforten sind mir deine Brauen!

(Nach der Uebersetzung von S. Hasenclever.)

Aehnliche Gedanken kehren öfter wieder. Die unsterbliche Schönheit die in die Kerkergestalt der (oder des) Geliebten herabgestiegen ist, entzündet des Dichters Liebe, nicht die äußeren Reize, denn nicht auf das was mit den Jahren schwindet, kann wahre Liebe ihre Hoffnung bauen. Im Schönen liebt er die Offenbarung der Urgestalt, des Ideals; die Welt hat vom Himmel nicht andere Proben als die schönen irdischen Gestalten u. s. w. So persönlich die Liebesgluth in ihm vermittelt ist, so unpersönlich ist die Wendung, die er seinen Liebesgedanken giebt. Ja er greift zu denselben höchsten Ausdrücken, auch wo eigne Leidenschaft gar nicht im Spiele ist. Er ist im Stande, einem Bekannten zu Liebe, dem ein junger schöner Freund gestorben ist, eine große Zahl Grabschriften zu dichten, in denen in immer neuen Variationen die unvergleichliche Schönheit dieses Jünglings gefeiert wird; als ob es der eigene geliebte Freund gewesen wäre, preist ihn der Dichter als Gipfel, als Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheit; als Idee und Norm des Schönen werde der Todte in immer neuen Individuen sich verwirklichen. Es werden zuletzt nicht weniger als achtundvierzig solcher Grabschriften; theils tiefe Gedanken, heidnisch und christlich gefärbt, theils gesuchte Spiele des Witzes. Es ist Leidenschaft in Michelangelos Gedichten, aber auch viel spitzfindige Grübelei. Er hat mehr ächte Empfindung als alle Dichter seiner Zeit, aber auch bei ihm ist das Dichten ein ragionare dell' amore.

Sinnend und grübelnd über Wesen und Ursprung des Schönen — so werden wir uns Michelangelo vorstellen dürfen, wenn er in jenem ergriffenen Zustand sich befindet, da er nach seinem eigenen Ausdruck sich durch die Wirkung des Schönen „gänzlich verloren und verwirrt hat und auf viele Tage nicht weiß, wo ihm der Kopf steht". Auch dabei fällt uns Sokrates ein, der wenn ihn sein Dämon ergriff, wie

festgewurzelt auf der Straße stehen oder ein anderesmal mitten im Feldlager vierundzwanzig Stunden lang auf einem Fleck ausharren konnte, ohne zu beachten was um ihn vorging. Und wir denken zugleich an jene Kunstwerke in die Michelangelo seine innerste Seele goß, jene einzelnen Menschengestalten, aus denen wir die Ergriffenheit vom Geiste, oder dessen tiefste Versenkung in sich selbst und gänzliche Weltentrücktheit herauslesen.

5.

Dem leidenschaftlichen Cultus des Schönen sind die eigenthümlichsten und stolzesten Lieder Michelangelos gewidmet. Diese Art von Liebe bleibt ihm bis ins hohe Alter treu, sie will nicht weichen, auch als der Gedanke an den nahen Tod dazwischentritt. Amor jagt diese Gedanken weg, um neue Blüthen dem absterbenden Stamme zu entlocken. Wenn schon sein junges Herz rasch den Pfeilen Amors erlag, wie vermag der entkräftete Greis den Flammen Widerstand zu leisten? Und es kann ja nicht Sünde sein, wenn auch den Greis noch göttlich Schönes entzündet. Doch in solchen Gedanken, die eine Rechtfertigung vor der Welt und vor sich enthalten, kündigt sich bereits die Wandlung an, welche die letzten Jahre des Dichters bezeichnet. Daß auf diese Wandlung der freundschaftliche Verkehr mit der religiös gestimmten Marchesa von Pescara von Einfluß gewesen ist, wird ebenso durch die Biographen, als durch die noch vorhandenen Briefe und durch die an sie gerichteten Gedichte bezeugt. Es sind sechs Briefe der Colonna an ihren Freund erhalten und sie rechtfertigen es, wenn Scheffler sagt: „es ist eine Art Mission, welche die fromme Katholikin an dem heidnischen Platoniker übernahm". Gleich im ersten Briefe aus dem Katharinenkloster in Viterbo geschrieben, wohin sie im Jahre 1541 geflüchtet war, schreibt sie von seiner mit christlichen Knoten fest an sie geknüpften Anhänglichkeit. Sie betet zum Herrn, daß sie bei ihrer Rückkehr nach Rom den Freund mit einem erneuten und gläubigen Herzen wiederfinden möge. Sie erinnert ihn an die Vergänglichkeit des Künstlerruhms, und als er ihr auf ihre Bitte eine Zeichnung des Gekreuzigten widmet, bewundert sie besonders den schönen Engel zur Rechten: „Dieser Michael wird Euch Michelangelo am jüngsten Tage zur Rechten Gottes stellen, wenigstens kann ich heute nichts anderes schreiben, als daß ich den gütigen Christus, den ihr so schön und vollendet dargestellt habt, darum anflehe." Die Gedichte, die er an sie richtet, lassen erkennen, wie er diesem Zuge willig folgt. Zum erstenmal trifft ihn, den schon

bejahrten, die Schönheit einer Frauenseele im Innersten, im Mittelpunkt seines Wesens, und als ob er schon lange dieses Glück ersehnt hätte, bietet er der Freundin sein der Läuterung bedürftiges Innere dar, damit sein fiero ardor, seine wilde Gluth durch sie gezügelt und gesänftigt werde. Er vergleicht sich dem weißen Blatt, das die Geliebte mit ihren heilgen Worten beschreiben möge, damit er von den Täuschungen der Liebe befreit werde und Frömmigkeit ihn zur Wahrheit leite. Er vergleicht sich ein andresmal dem rohen Modell, das, wie das Thonbild erst im harten Stein durch des Künstlers Hammerschläge Leben gewinne, durch sie erst zum wahren Leben geweckt und durch die Hammerschläge ihres Geistes vollkommen gemacht werde. Durch sie verwandelt, wünscht er, daß er nie mehr zu sich selbst zurückkehre.

Der Widerstreit zwischen dem ästhetischen und dem moralischen Ideal ist schwerlich erst durch die Reden dieser Frau in die Brust des Künstlers geworfen worden, aber durch sie erhielt er seine bestimmte Farbe. In den Gedichten auf ihren Tod kündigt sich noch deutlicher die religiöse Wendung an. Halberloschene Jugendeindrücke waren in dem einstigen Verehrer Savonarolas wieder aufgeweckt worden. Doch kostet es noch einen schweren Kampf bis der heidnische Platoniker den christlichen Bußgedanken sich überwunden giebt. Zahlreiche Gedichte schildern den Kampf zwischen der alten Leidenschaft und dem herannahenden Tode. Er verwünscht die Liebe, die noch den letzten Tag zum Tag der Schande machen will. Er fühlt, daß sein guter Wille noch nicht anhaltend ist, und bittet, der Herr möge ihn abrufen zu einer Stunde, da heiliger Eifer ihn erfaßt hat. Hassen will er die Welt mit ihren Reizen, die ihn so lange bethört. Reue ergreift ihn, daß er Herz und Geist dem Dienste des Schönen hingegeben, und zu spät erkennt er nun mit bittrem Leid, daß das Schlimmste ist die Zeit vergeuden. Reue, Gebet, Sehnsucht nach Frieden ist der Inhalt der letzten Gedichte, die überzeugender, wärmer, freier von gesuchter Kunst sind als alle anderen. Müde der stürmischen Fahrt, lenkt er seine Barke zu Gott. Der am Kreuz ist die einzige Rettung gegen die alte sündige Gewohnheit. Denn Sünde erscheint ihm jetzt sein Leben, nichtig seine Liebe und selbst sein künstlerisches Schaffen. Nicht Malen und Meißeln kann der Seele Ruhe geben, flehend wendet sie sich — bis zum letzten Athem liebebedürftig — dem „göttlichen Amor“ zu, der am Kreuz die Arme den Reuigen entgegenbreitet. Der amatore divinissimo endet als ottimo cristiano. Sein künstlerisches Schaffen selbst gehorcht demselben Zuge. Dem Platoniker war es eine Lust ge-

sich ihren Zwecken dienstbar macht. Diese Theorie beherrscht das Mittelalter, sie ist durch zahlreiche Bullen und Aussprüche der Päpste documentirt und durch ihr Gebahren hinlänglich illustrirt. (cfr. Gregor VII. an Hermann von Metz: Quis nesciat reges et duces ab iis habuisse principium, qui Deum ignorantes ..... universis paene sceleribus mundi principe, diabolo vindelicet, agitante, super pares scil. homines dominari caeca cupiditate et intolerabili praesumtione affectaverunt. Ferner aus einem Briefe Innocenz' III.: Quanto dignior est anima corpore, tanto dignius est etiam sacerdotium quam sit regnum. Eine reiche Sammlung von Belegstellen bietet Richter-Dove's Kirchenrecht, 6. Auflage, pag. 144 bis 146). Die Fehler dieser Theorie sind folgende: Indem die Kirche sich mit dem Reiche Gottes verwechselt, verkennt sie, daß auch der Staat mitberufen ist, dasselbe zu verwirklichen auf seine Art, und indem sie ihren alten Staatsbegriff auch auf neue Völker überträgt, übersieht sie die Macht und den ethischen Werth der selbständigen Nationalität, an deren Erwachen, zunächst im französischen Volke, das Werk Gregor's unter Bonifaz VIII. kläglichen Schiffbruch litt. —

Das Staatskirchenthum ist dagegen auf byzantinischem Boden groß geworden und dann in den Ländern deutscher Reformation zu neuem Leben in mildern, kirchenwürdigern Formen unter der Noth der geschichtlichen Verhältnisse und bei dem Mangel an prinzipmäßiger Gestaltung der Kirchenverfassung seitens Luther's erwacht. Denn daß Luther, wenn auch erst später, ein prinzipieller Gegner der Staatskirche gewesen sei, wie z. B. Theod. Harnack (die freie lutherische Volkskirche, Erlangen 1870) annimmt, halte ich für widerlegt (Köstlin, Luther's Theologie II, 542, Stählin, das landesherrliche Kirchenregiment, p. 11 sequ.); ebensowenig ist die Staatskirche aber aus den Prinzipien der Reformation geboren, sondern sie ist das Product der geschichtlichen Verhältnisse. Nur insoweit ist sie Tochter der Reformation selbst, als diese dem Staate seine Ehre wiedergab und ausdrücklich erklärte, daß die Menschen als Sünder, wenn auch nicht zur justitia spiritualis, so doch zur justitia civilis fähig seien und im Stande, das Recht im Gebiete des Staates zu befolgen. Die Scheu aber vor rechtlicher Ausgestaltung der kirchlichen Verhältnisse hat das Lutherthum durch die Geschichte begleitet; gern hat es dem Staate diese schwere Sorge überlassen und heute, wo man mit Vorliebe die Schattenseiten des Staatskirchenthums hervorhebt, ist es sicherlich für den unbefangenen Beurtheiler angezeigt, dankbar anzuerkennen, daß des Staates Sorge in schwerer Zeit die Existenz der evangelischen Kirche gesichert und ihr während vieler Jahrhunderte

durch sein Fürsorgen Raum zu innerer ungehemmter Entwicklung verschafft hat.

Das aber müssen wir anerkennen: Auch das Staatskirchenthum giebt kein richtiges Verhältniß von Kirche und Staat, weil es die Kirche im Staate aufgehen läßt und die erstere als Institution des letztern betrachtet. Die Praxis ist allerdings hier weit gegen die Theorie zurückgeblieben.

Theoretisch ist das Staatskirchenthum in neuerer Zeit namentlich von Hegel begründet, der unter dem Staate diejenige Ordnung versteht, in welchem die dialektischen Gegensätze des objektiven Rechtes und der subjektiven Moralität synthetisch zusammengefaßt und zur Identität erhoben werden. In diesem Sinne soll der Staat das nothwendige Resultat der Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts sein. Diesen Begriff hat Rothe in seine Ethik übertragen (Rothe's Ethik II, 411 bis 412), und aus demselben gefolgert, daß in dem vollendeten Staat die Kirche untergegangen sein müsse; auch sucht er nachzuweisen, daß seit der Reformation die Geschichte der Kirche immer deutlicher diese Selbstauflösung der Kirche in den Staat darstelle. Aehnlich bezeichnet Trendelenburg (Naturrecht auf dem Grunde der Ethik p. 328) den Staat als die Verwirklichung des universellen Menschen in der individuellen Form des Volkes.

Umgekehrt wie bei der Theorie Augustin's wird hier der Begriff des Staates überspannt, ja dieser gradezu mit dem Reiche Gottes verwechselt, und die besondere Aufgabe der Kirche verkannt. Ebenso kommt der Begriff des Volkes nicht zu seinem Rechte; denn nicht der Staat (wenigstens nicht seinem Wesen nach), sondern das Volk produzirt diejenigen Güter, welche in den genannten Theorien gemeint sind. —

Nachdem nun die evangelische Staatskirche zerfallen ist — und sie konnte nicht bestehen, seit ihr ein dreifacher Todesstoß vom Staate versetzt worden ist durch Verleihung des gleichen Rechtes an die Katholiken, durch Aufnahme der Secten und vor Allem durch Emancipation der Juden — fragt es sich, welche Form soll sich jetzt die Kirche suchen?

Es fragt sich erstens:

Soll sie überhaupt noch Interesse nehmen an dem Volksganzen, auf dessen Gebiete sie sich erbauen will, oder sich begnügen mit den Individuen, die sich zufällig zu ihr bekennen? Will sie noch Erziehungsanstalt oder nur Gemeinde der Gläubigen sein? Will sie sich darstellen als eine Summe von Einzelnen oder als ein Ganzes über und vor den Einzelnen?

Hier bieten sich die beiden Formen der Freikirche und der Volkskirche.

Die beiden aber sind Gegensätze. Entweder sammelt sich eine Gemeinde aus Individuen, welche ihren Grundsätzen spontan zustimmen, oder eine Kirche sieht sämmtliche Glieder des Volkes, soweit sie sich nicht ausdrücklich anders bestimmt haben, auch die unmündigen, als die ihrigen an, die einen als Subjecte, die andern als Objecte der Erziehung.

Selbst wenn sämmtliche einzelne Glieder eines Volkes einer bestimmten Kirche beitreten würden, so würde sie dadurch noch nicht den Charakter der Volkskirche gewinnen, sondern eine Nationalkirche werden, unter der ich die Kirchengemeinschaft verstehe, welche mit dem Umfange der Nation zusammenfällt, gleichviel wie dies erreicht wird, ob freiwillig oder auf dem Wege der Erziehung, während ich die Volkskirche so verstehe, daß das Volk als Ganzes Subject und Object der Kirche ist.

Zwischen Freikirche und Nationalkirche besteht also ein quantitativer, zwischen Freikirche und Volkskirche ein qualitativer Unterschied*).

Würde die Frage, ob wir Volkskirche sein wollen, bejaht, so wäre zweitens festzustellen, wollen wir mit dem Volke als Staat in Wechselwirkung bleiben oder nur mit dem Volke als dieser natürlich-ethischen Einheit. Im letztern Falle ergiebt sich die freie Volkskirche, im erstern die Landeskirche.

Ich erlaube mir hier zu bemerken, daß in der mir zu Gebote stehenden Literatur, noch mehr aber in der Betrachtungsweise der Tagespresse nicht unerhebliche Verwirrung dadurch angerichtet worden ist, daß man nicht gehörig unterschieden hat zwischen „Freikirche“ und „freier Kirche“.

Unter ersterer ist nämlich eine Kirche gemeint, die aus freiwillig sich zu ihr bekennenden Subjecten besteht, und unter letzterer eine solche, welche frei ist von den Beeinflussungen und der Aufsicht des Staates.

Die erstere will volks-(massen-)frei, die andere staatsfrei sein. Nun ist es aber selbstredend, daß volksfreie Kirchen (Personalkirchen) nicht Landeskirchen sein können; andererseits ist es möglich und auch wirklich vorgekommen, daß Volkskirchen, die ursprünglich nur staatsfrei sein wollten, in die Lage der eigentlichen Freikirche gedrängt wurden.

Ebenso möglich ist es natürlich, daß sich eine wirkliche Volkskirche bildet, die vom Staate unabhängig ist und sich um seine Interessen

*) Selbstverständlich könnte auf die Dauer eine Nationalkirche nur dann bestehen, wenn sie Volkskirche ist.

nicht kümmert; sie bildet den directen Gegensatz gegen die frühere Staatskirche und gegen die jetzige Landeskirche und ist gemeint in der Mehrzahl der Versuche, die auf deutschem Gebiete geplant werden.

Sie hat Th. Harnack im Sinne (die freie lutherische Volkskirche 1870), wenn auch seine Vorschläge ein klares Bild nicht geben (cfr. Stählin, Das landesherrliche Kirchenregiment 1871 und Lütkens, Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche 1871 Heft IV).

Dieselbe meint Max Frommel, wenn er in seinem „Kampfe der deutschen Freikirche" fälschlich als einzige Alternative stellt: Unirte Staatskirche oder confessionelle Freikirche. Auch der Protestantenverein, der es nach meinem Dafürhalten im glücklichsten Falle zu einer Freikirche bringen könnte, hat Absichten auf dieselbe (Decke, die freie deutsche Volkskirche 1876).

Vorläufig ergiebt sich also, daß die Freikirche eine Personalkirche, die freie Kirche eine vom Staate losgelöste Volkskirche und die Landeskirche eine mit dem Staate verbundene Volkskirche ist.

Ehe ich jedoch zu einem klaren Abschluß gelangen kann, glaube ich einige Vordefinitionen nachholen zu müssen, die mir namentlich in Bezug auf den Staat nicht scharf genug aufgestellt oder doch nicht genügend beachtet zu sein scheinen.

Es handelt sich um die Frage, was ist Kirche und was ist Staat?

A. Die Kirche ist nicht das Reich Gottes, wie Augustin und Jacobson meinen (Kirchenrechtlicher Versuch, erster Beitrag 1831).

Reich Gottes ist vielmehr im ethischen Sinne: die sittliche Organisation der erlösten Menschheit, bei der alle Unterschiede von Nation, Stand, Alter, Geschlecht durch die von Christus ausgehende einigende Kraft der Liebe gegen den Nächsten überwunden werden.

Kirche dagegen im religiösen Sinne ist die von Gott hervorgebrachte Gemeinde der Heiligen, die durch Wort und Sacramentsverwaltung sich darstellt und ausbreitet zu dem Zwecke, das Reich Gottes unter den Menschen zu fördern.

Aus Obigem geht hervor:

a. die beiden Größen sind identisch hinsichtlich der Personen.

Denn auch wir halten für die evangelische Kirche an dem Satze fest: extra ecclesiam nulla caritas. Niemand kann außer durch die Kirche, in der allein der Heilige Geist wirkt, die Liebe gewinnen, aus welcher das Reich Gottes produzirt wird,

b. sie sind nicht identisch hinsichtlich des Umfangs ihres Handelns. Das Reich Gottes ist vielmehr das Umfassende; es ragt in Kreise und Berufsarten hinein, die an sich mit der Kirche nichts zu

thun haben, und es ist ein verhängnißvoller Irrthum, zu meinen, nur gewisse kirchliche Thätigkeiten, wie etwa Gottesdienst, Innere und Aeußere Mission gehörten zum Reiche Gottes, während dieses überall da zu finden ist und gefördert wird, wo irgend ein Thun im Geiste der durch Christus geoffenbarten Gottes- und Menschenliebe geschieht.

Mit Recht betont nun Sohm (Verhältniß von Staat und Kirche 1873), daß man, um sich mit dem Staate auseinander zu setzen, aus dem Begriffe der Kirche, den sie im Lehrsinne hat, einen Rechtsbegriff gewinnen müsse, zu dessen Construction bis dahin nur schwache Ansätze gemacht worden seien (p. 20 a. a. O.). Er definirt die Kirche im Rechtsinne dahin: Sie ist die äußere Gemeinschaft, deren Zweck die Erziehung der Gemeinde der Heiligen durch Verwaltung der Heilsmittel ist; kürzer: Eine Korporation zur Verwaltung der Heilsmittel.

Wenn auch der Zweck der Kirche hierin einseitig ausgedrückt ist, so hat mir doch eingeleuchtet, daß der rechtlich fixirte Begriff der Korporation auf dieselbe, soweit sie in einem bestimmten Staate eine bestimmte äußere Erscheinung hat, angewendet werden muß, und ich werde denselben später wieder aufnehmen.

B. Ritschl definirt den Staat folgendermaßen:

Der Staat ist das Volk, insofern als der Austausch der geistigen und natürlichen Güter und der allgemeine Schutz dieses Verkehrs durch das Recht geordnet wird.

Diese Definition halte ich in Bezug auf den modernen Staat nicht mehr für ausreichend. Allerdings ist auch der heutige Staat Rechtsstaat; aber er ist jetzt zugleich Kulturstaat. Eine Menge von Zwecken, die ursprünglich Sache einzelner oder freier Vereinigungen waren, z. B. Unterricht, Verkehrswesen, hat er an sich genommen; er stellt sich nicht nur das Ziel, die produzirten Güter durch das Recht zu ordnen, sondern selbst Güter zu produziren. Wir können über das Verhältniß der Kirche zum Staat nicht ins Reine kommen, wenn wir nicht festhalten: der moderne Staat ist 1. Rechtsstaat, 2. Kulturstaat.

Ebenso wichtig ist mir aber zu behaupten:

Der Staat ist Rechtsstaat seinem Wesen nach, Kulturstaat aber per accidens. In der Verkennung dieses Umstandes sehe ich den Grund aller Abgötterei, die mit dem omnipotenten Staate getrieben worden ist, und wenn Sohm (a. a. O. p. 16 sequ.) die Wirklichkeit, daß der Staat jetzt Kulturstaat ist, ebenfalls aus seinem Wesen herausleiten und ihm die Lösung aller ethischen Aufgaben zugestehen will, so begeht er denselben Fehler, dessen sich Hegel und Rothe schuldig machen.

Der Staat ist nicht das Reich Gottes. Er kann nicht alle Auf-

gaben lösen, welche den Menschen seinem ewigen Ziele entgegenführen und will es auch nicht versuchen. Hat er doch große weltliche Verwaltungsgebiete dem Volke zurückgegeben und die größte Kulturmacht, die Kirche, neuerdings aus seinem Dezernate entlassen.

Wenn er eine Menge anderer behält oder neu an sich nimmt, so ist das gewiß segensreich; denn der Staat kann mehr leisten, als der Einzelne oder kleinere Gemeinschaften; er thut es aber nicht prinzipiell, weil er Staat ist, sondern weil er nun einmal beisammen ist. Ich meine also, daß es sich so verhalte: der Rechtsstaat hat Alles, was in seinen Grenzen lebt, rechtlich zu überwachen; der Kulturstaat hat nur dann die Pflicht, in Kulturaufgaben, welche irgend eine vom Rechtsstaate anerkannte Korporation oder Person verfolgt, einzugreifen, sobald er durch dieselben geschädigt wird.

Mit dem Rechtsstaate nun haben sich sämmtliche Kirchen abzufinden; auch die Privatkorporation hat es sich gefallen zu lassen, daß der Staat es überwacht, daß durch ihr Lehren oder Leben kein Rechtsnachtheil einem Unterthanen oder ihm selbst erwachse; mit dem Kulturstaate braucht sich nur die Kirche auseinanderzusetzen, welche öffentliche Korporation und in Verbindung mit den Aufgaben des Staats bleiben will. Jetzt können wir folgendermaßen das Wesen der freien Kirchen und der Landeskirche definiren:

1. Die **Freikirche** ist eine vom Rechtsstaate anerkannte **Privatkorporation** mit dem Zwecke, eine Gemeinde der Gläubigen darzustellen.

2. Die **freie Volkskirche** ist eine vom Rechtsstaate anerkannte, vom Kulturstaate losgelöste **Privatkorporation** mit dem Zwecke, eine Gemeinde der Gläubigen darzustellen und das Volksganze für das Reich Gottes zu erziehen.

3. Die **Landeskirche** ist eine vom Rechtsstaat anerkannte, mit dem Kulturstaate in Verbindung stehende **öffentliche Korporation** mit dem Zwecke, eine Gemeinde der Gläubigen darzustellen, das Volksganze für das Reich Gottes zu erziehen und die Institutionen des Kulturstaates mit christlichem Geiste zu durchdringen.

Während die Ziele dieser Gemeinschaften bereits in der obigen Definition aufgenommen sind, bedürfen die Voraussetzungen noch einer besonderen Erwägung.

Es sind nämlich zu unterscheiden:

a. die Voraussetzungen, unter denen eine solche Kirchenbildung wirklich oder wünschenswerth geworden ist — die treibenden Gründe,

b. die Voraussetzungen, unter denen sie sich segensreich entwickeln können — die nothwendigen Lebensbedingungen.

Die ersteren ergeben sich nach der obigen Anordnung leicht. Die Freikirche entsteht, wenn ihr das Volk hinderlich wird, und die Volkskirche entsteht, wenn ihr der Staat lästig wird.

Die andern Voraussetzungen ergeben sich ebenso einfach aus der Klimax der angeführten Ziele. Je mehr einer sich vornimmt, umsomehr wachsen die Bedingungen seines erfolgreichen Wirkens.

Demnach bedarf die Freikirche, welche rein auf den Individualismus gestellt ist, nur tüchtiger Individuen,

die Volkskirche, welche zweierlei will neben tüchtigen Individuen auch eines tüchtigen Volkes,

die Landeskirche mit ihrem dreifachen Ziele auch noch eines tüchtigen Staates.

I. Die Freikirche.

Ihr Ziel ist Darstellung einer Gemeinde der Gläubigen; ihre Voraussetzung, daß sie durch Aufnahme der Massen sich verunreinige, entweder so, daß sie durch Duldung der Sünder aufhöre, eine reine Gemeinde von Bekehrten zu sein, oder durch Zulassung Ungläubiger eine reine Gemeinde von Bekennenden. Beide Formen sind geschichtlich. Sie unterscheiden sich dahin, daß die ersteren aus Prinzip, die anderen in Folge geschichtlicher Verhältnisse Freikirche sind. Jene sind wirklich aus dem Gegensatz zur Volkskirche, diese aus dem zur Landeskirche hervorgegangen. Namentlich den Separirten des Lutherthums ist die Absicht auf das Volksganze so angeboren, daß sie nicht nur hoffen, dereinst wieder Volkskirche zu werden, sondern auch jetzt es höchlichst verübeln, wenn sie nur als Denomination gelten. Soweit die letztern nun diese geschichtliche Voraussetzung haben, werden sie später im Gegensatz zur Landeskirche beurtheilt werden; da sie aber jetzt faktisch Personalkirchen sind, gehören sie zunächst mit der prinzipiellen Freikirche zusammen.

Für diese erheben sich nun soviel Stimmen, besonders mit Hinblick auf die kirchlichen Verhältnisse in Amerika, daß man wohl a priori meinen könnte, sie sei die rechte Form, um kirchliches Leben auch bei uns zur Entfaltung zu bringen.

Und in der That: Es hat etwas Verlockendes, reinliche Verhältnisse zu haben und gegenüber dem sich höhnisch breitmachenden Un-

glauben oder der frechen Sittenlosigkeit, die große Kreise der Volkskirchen beherrschen, einer Gemeinschaft anzugehören, in der Reinheit des Bekenntnisses oder Reinheit des Lebens sorglich gewahrt wird. Wer will sich wundern, wenn die alten Montanisten und Donatisten wieder aufleben, um schon auf Erden ein Weizenfeld ohne Unkraut zu bilden!

Hat aber die Freikirche genügende Voraussetzungen für ihr Bestehen? Sie braucht nur qualificirte Individuen; das erscheint so wenig den Lebensbedingungen der Volkskirchen gegenüber und ist doch so unendlich viel, lauter wahrhaftige Menschen, wenn die reine Gemeinde nicht eine Schule der Heuchelei werden soll, und lauter weitblickende, liebevolle Menschen, wenn sie nicht in Engherzigkeit verkümmern soll. Giebt es dafür ein Kriterium?

Die auf Reinheit des Lebens gegründete Freikirche hat keins. Denn das Reich Gottes, welches sie als Maßstab nimmt, kann wohl Gegenstand des Glaubens, aber nicht der rechtlichen Beurtheilung sein. Jeder Versuch nach dieser Richtung wird zur Secte, zur Läugnung der Kirche überhaupt führen und sich damit jedes Bodens gesunder Entwicklung selbst berauben.

Die auf Reinheit der Lehre gegründete Freikirche hat einen faßbaren Maßstab am Bekenntnisse. An sich ist es sehr wohl denkbar, auf diesem Grunde auch in Preußen eine Freikirche zu bauen.

So lange man aber Religion und Theologie nach Art des Sozinianismus verwechselt und die Mitgliedschaft von der Anerkennung der wissenschaftlich zu erörternden Vermittelungen der einzelnen Lehrstücke, anstatt von der anbetenden Lobpreisung der großen Gottesthaten, wie sie in den alten Bekenntnissen ausgesprochen sind, abhängig macht, wird man es zu einer Schule, aber nicht zu einer Kirche bringen und die abschreckenden Beispiele weiter erleben, wie sie in dem gegenseitigen Verketzern der Breslauer-, Immanuel- und Missouri-Synode und wie die weiteren Sub- und Subsubseparationen heißen, vorliegen.

Ist es jedoch noch möglich, unter weiser Führung gewaltiger Persönlichkeiten auf Grund unserer alten Bekenntnisse eine freie Kirchengemeinschaft zu sammeln, so halte ich es für undenkbar auf Grund eines Bekenntnisses neuerer Construction, mag es den verschiedenen Partheien noch so mundgerecht gemacht werden.

Die auf Bekenntnißminimum und Verfassungsmaximum gerichteten Versuche des Protestanten-Vereins werden es zu einer Freikirche von Bestand nicht bringen und demselben Schicksale verfallen, wie die oben gekennzeichneten Secten. Ich fürchte sogar, wir würden im erhöhten Grade die Verhältnisse bekommen, welche in dem vielgepriesenen Ame-

rika herrschen. Ich verkenne nicht, daß dort kirchliche Regsamkeit in anerkennenswerthem Maße vorhanden ist; wenn man aber Aeußerungen liest, wie die Schaff's (Amerika, Berlin 1854, p. 60): „Näher betrachtet hat auch das Sectenwesen seine großen Schwächen und Schattenseiten, setzt allerlei unlautere Triebfedern in Bewegung, befördert den Partheigeist und die Partheileidenschaft, Selbstsucht und Bigotterie und verwandelt den Friedensacker des Reiches Gottes in ein Schlachtfeld, wo Bruder gegen Bruder, zwar allerdings nicht mit Schwert und Bajonett, aber doch mit liebloser Härte und allerlei Verleumdung kämpft und die Interessen der allgemeinen Kirche gar häufig seinen Interessen unterordnet;"

oder was Mann in Philadelphia (Herzog's Realencyclopädie Band 10. p. 14. 15) bezeugt, daß viele aus Europa Eingewanderte völlig confus in diesem Sectengewirre werden und zwischen den verschiedenen Kirchengemeinschaften umherschwimmen, bis sie sich endlich, oft aus ganz äußern Gründen, in einer niederlassen,

so kann uns dies zur Nachahmung nicht grade einladen. Ebensowenig, was von Lutheranern selbst über die Separation mitgetheilt wird. (cf. Ebert, die lutherische Seperation 1875; Lohmann, die lutherische Separation in Deutschland 1878).

Endlich aber: das Ziel der Freikirche, so sehr es dem nächsten Bedürfniß der einzelnen gläubigen Seele in idealem Lichte erscheinen mag, bleibt hinter dem Willen des Herrn zurück, der seiner Kirche eine zweite Aufgabe gegeben hat, die Völker zum Gottesreiche zu erziehen, und ist darum für die Kirche zu niedrig gesteckt.

Ein großes Opfer wird allerdings von dem verlangt, der sich für die Volkskirche entscheidet, die Ertragung der Unbekehrten und Ungläubigen; aber gesetzt auch, daß ihm in der Freikirche nicht ein ebenso großes zugemuthet würde durch anspruchsvolle Aufdringlichkeit und Rechthaberei engherzigen und unduldsamen Wesens, durch die Nöthigung, mit sonst ganz unsympathischen Menschen gegen sonst innig sympathische um einer kleinen Lehrabweichung willen eng zusammen zu stehen, so würde er an der Beachtung der langmüthigen Art, wie der Herr mit dem Unkraut unter dem Weizen umgeht, und an der gewissensmäßigen Aneignung des Wortes: „Wir sind allzumal Sünder" das nöthige Gegengewicht gegen seine Neigung finden können. —

II. Die staatsfreie Volkskirche

will nicht nur eine Gemeinde der Gläubigen darstellen, sondern auch Erziehungsanstalt für das Volksganze sein, jede Verbindung aber

mit dem Staate, soweit sie nicht nach der Ordnung des Rechtsstaates, die für alle Unterthanen gilt, unabwendbar ist, ablehnen. Sie **beruht** auf der Voraussetzung, daß nur unter der Bedingung der Trennung vom Staate ein kirchenwürdiges und kirchlich reges Leben sich entwickeln könne,

und sie kann **gedeihen** unter der Voraussetzung, daß sie qualifizirte Individuen und ein qualifizirtes Volk findet.

Die erstere Voraussetzung will sie begründen

1. mit dem Wesen des Staates,
2. mit Zeugnissen der Geschichte,
3. mit dem Wesen und der Würde der Kirche,

1. Die Behauptungen wider **das Wesen des Staates** richten sich
   a) gegen den Staat überhaupt,
   b) gegen den modernen Staat,
   c) gegen den Staat der Union insbesondere.

a) Der gewaltigste Kämpfer wider den **Staat überhaupt** ist Vinet. Unter dem Drucke einer rationalistischen Staatskirche hat er die rücksichtsloseste Theorie der Freikirche entwickelt. Wie zwei Maschinen, parallel auf derselben Fläche sollen Staat und Kirche sich bewegen, ohne je sich zu berühren, der eine die Körperwelt, die andere die Geisterwelt beherrschend. (Ueber Freiheit des religiösen Cultus, übersetzt von Volkmann. S. 143.) „Die Regierung beruht nicht auf moralischen Ideen; sie ist nur Agent des Wechselgeschäfts, daß man zur Erhaltung und gegenseitigen Vertheidigung errichtet hat“ (p. 138). „Der Staat kann der Kirche nur Gutes nehmen, nur Giftiges geben.“ Ueber die Darlegung der religiösen Ueberzeugungen und über die Trennung der Kirche vom Staate p. 137 ff.)

Die flammensprühenden Donnerkeile, welche er unermüdlich von immer neuen Positionen aus gegen den Staat schleudert, erinnern lebhaft an die Sprache der großen Päpste, mit denen er (les extrêmes se touchent) den bereits aufgewiesenen Fehler theilt, den Staatsbegriff zu verkümmern und den Kirchenbegriff zu überspannen.

Auf seine Gedankenentwicklung im Einzelnen einzugehen, ist natürlich hier nicht möglich, der persönlichen Vermuthung aber erlaube ich mir Ausdruck zu geben, daß dem, der wie ich unmittelbar nach Vinet Stahl liest, gewiß die Ansicht sich stärkt, daß eine Verfassung, sei sie, wie sie wolle, niemals den Lebensnerv einer Kirche bilden wird; und er wird des tiefsinnigen Wortes Richtigkeit auch hier bewährt finden, daß alle irdische Erkenntniß, selbst die der bevorzugten Geister, Stückwerk ist.

b) Man sagt, es sei unwürdig, mit dem modernen Staate in innigem Verhältnisse zu stehen, weil er nicht nur confessionslos, sondern sogar religionslos sei und in seine Körperschaften Andersgläubige nehme, die sich anmaßen, in Sachen christlicher Religion mitzureden.

In der That ist dieser Umstand für christliches Empfinden so verletzend, daß man hieraus allein das Drängen so vieler ernster Christen zur freien Kirche verstehen kann.

Jedenfalls ist dieses Hervorbrechen heidnisch-jüdischen Wesens für den Staat selbst eine Veranlassung mit gewesen, die eigentliche Staatskirche aufzulösen und der Kirche ihr eigenes Gebiet zurückzugeben. Sollte aber darum jedes Verhältniß zwischen beiden gelöst werden müssen?

Hier muß eben genau geschieden werden.

Religionslos ist der Staat nur als Rechtsstaat. Was die Landeskirche von diesem zu erfahren hat, muß auch die staatsfreie Kirche über sich ergehen lassen. Als Kulturstaat ist meines Erachtens bis jetzt der Staat noch christlich. Er mag in der Gefahr schweben, auch als solcher religionslos zu werden. Noch ist er es nicht.

Er handelt nicht nur nach Prinzipien, welche, wie die Humanität nur auf christlichem Boden gewachsen sind, sondern er hat ein Interesse an christlicher Kirche und Schule. Noch steht er unter der Tradition eines christlichen Fürstenhauses und einer Geschichte, welche auf Pflege des evangelischen Christenthums gerichtet ist.

So lange der Staat als Culturstaat nicht widerchristlich ist, halte ich es nicht für kirchenunwürdig, mit ihm in Verhältniß zu stehen, sondern im Gegentheil für eine dritte hohe Aufgabe der Kirche, die Gefahr zu bekämpfen, daß seine Institutionen nicht entchristlicht werden.

Nach meiner Ueberzeugung ist das, was uns so oft mit banger Furcht vor der Zukunft unserer Kirche und unseres Volkes erfüllt hat, nicht vom Staate ausgegangen, sondern aus der Mitte des Volkes gekommen. —

Sollte nun aber, was Gott verhüte, der Staat sich widerchristliche Ziele stecken, dann ist allerdings für eine Landeskirche kein Raum mehr, dann ist aber auch höchst wahrscheinlich, daß auch die Masse des Volks vom Glauben abgefallen ist; dann würde ebenso wenig Raum für die freie Volkskirche bleiben und nur die Freikirche ein letztes Asyl bieten.

c) Eine Reihe dritter Angriffe richtet sich insonderheit gegen den Staat der Union. Er ist das eigentliche „alte Babel“, verantwort-

lich für alle Zersetzungen kirchlichen und religiösen Lebens in alle Zukunft hinein.

Aus der Menge der neuesten Unionsbekämpfer greife ich nur einen heraus, den nun auch schon heimgegangenen, geistvollen, gewiß leicht bestechenden Max Frommel. Wenn er uns indessen damit bange zu machen gedenkt, daß die Geburtsstunde der Union zugleich die Geburtsstunde der lutherischen Freikirche in Deutschland gewesen (Kampf der deutschen Freikirche p. 3), so beruhigt uns seine Versicherung (p. 7), daß die meistens staatskirchlichen Lutheraner sich viel verwandter mit der unirten Staatskirche, als mit der lutherischen Freikirche fühlen, eine Geschmacksrichtung, welche gewiß alle Anerkennung verdient.

Wenn er dann in der Union das Resultat staatskirchlicher, centralisirender, indifferentistischer Prinzipien erkennt, in ihrem Gefolge die Vergewaltigung der Einzelgemeinde sieht und sich gegen eine Nationalkirche ereifert, welche vorchristlicher und darum widerchristlicher Begriff sei, und anstatt eines Domes ein Pantheon werden würde mit dem schließlichen Resultate, daß sie selbst in der Staatsorgel die vox humana oder tremolo werde, so läßt sich dagegen sagen:

Das Prinzip der Union, wie es viele der Besten mit ihrem Könige verstanden haben, ist allerdings centralisirend, aber nicht nach Berlin, sondern nach Christus hin, ist indifferentistisch, nämlich gegen die Nebensachen, welche sich auf Kosten der Hauptsachen breit machen wollen, und staatskirchlich, insofern als eine Einheit der Landeskirchen im Namen der christlichen Liebe angestrebt wird. Sind offenbare Fehler bei der Einführung der Union vorgekommen, so ist ihr Wesen nicht Schuld. Der Einzelgemeinde wird grade in der Landeskirche ein weiterer Spielraum gegeben als in der Separation unter unfehlbaren Pastoren; eine Nationalkirche, wie sie heute entstehen könnte, nach Maßgabe der alten zu beurtheilen, ist darum falsch, weil die Alten den Begriff unserer Nationen nicht hatten; ein Pantheon endlich ist unsere Landeskirche nicht, so lange wir den Einen Herrn bekennen; ich meine, sie machte selbst auf die streng Lutherischen eher den Eindruck eines Domes als der schulmäßige Aufbau der Separation, und während auch wir in unserem Gotteshause unsere Register ganz für uns haben, sind wir allerdings auch bereit, in das Werk des Staates mit der vox humana, besser mit der vox divina einzutreten.

2. Jene Voraussetzung der staatsfreien Kirche stützt sich ferner auf geschichtliche Zeugnisse, welche bekunden, daß

a) Staatskirchen durch Einflüsse des Staates gelähmt worden seien,

b) staatsfreie Kirchen ein reges Leben entfaltet hätten.

a) Es ist richtig, daß der Staat verschiedentlich lähmend auf die Entwicklung der Kirche hingewirkt hat, sowohl durch Verfolgung als durch Protection.

Er hat aber auch gefördert durch Beides, und wenn man schon dem beistimmen muß, daß jede Staatsverfolgung in das Gegentheil ihrer Absicht umgeschlagen ist, so darf man nicht mit Vinet dasselbe von der Protection sagen. Die Vorwürfe wenigstens, welche in Bezug auf die Protection der Staaten deutscher Reformation erhoben werden, halte ich für ungerechtfertigt oder doch übertrieben.

Wesentlich sind es deren zwei:

α) Der Staat habe die Kirche um ihre Einheit gebracht durch Bildung von Territorialkirchen (Harnack a. a. O. p. 51). Hiergegen bemerke ich, daß die ideale Einheit der Kirche durch die Besonderheiten der verschiedenen Territorien ebenso wenig aufgehoben wird, wie durch die Besonderheiten der Einzelgemeinden, daß es aber eine äußere Einheit der lutherischen Kirche in Deutschland von Anfang an nicht geben konnte, weil die centrale kaiserliche Gewalt sich feindlich zu ihr verhielt und der territoriale Bestand die einzige Form war, in der die Kirche, wenn sie nicht Secte sein wollte, sich ausgestalten konnte. Luther selbst ist wenigstens kein Freund für Einheitsbestrebungen auf dem Gebiete der Verfassung gewesen; hat er sie doch selbst auf dem Boden der Liturgie abgelehnt (Stählin, p. 40). Weiterhin haben die Fürsten genug zu thun gehabt, die Uneinigkeit streitsüchtiger Theologen zu schlichten. Einheitsbestrebungen zu Gunsten der evangelischen Kirche sind grade vom Staate ausgegangen, und es ist nicht seine, sondern des Lutherthums Schuld, wenn es den Gedanken der Union ohne Weiteres abgelehnt hat.

β) Der Staat habe zur Verflachung der Religion beigetragen und die evangelische Kirche demoralisirt (Decke, freie deutsche Volkskirche, p. 7). Namentlich beruft man sich auf Schleiermacher, der unter Andern in seinen Reden über die Religion behaupte, daß der Staat die in der Kirche aufgekommenen geistlosen Zustände durch seine Privilegirung aufrecht erhalten habe. Dieser Gedanke findet sich heut zu Tage in den verschiedensten Variationen bei denen wieder, welche sonst mit Schleiermacher nicht gerne etwas zu thun haben. Hinsichtlich der Lehrbildung hat Ritschl diesen Vorwurf hinreichend entkräftet (Schleiermacher's Reden p. 97);

in Bezug auf das religiös-sittliche Leben kann man schwanken, ob man dem Urtheile Frommel's (die Kunst im täglichen Leben p. 75),

daß Religiosität und Sittlichkeit sich gegen vergangene Jahrhunderte im Großen und Ganzen gehoben hätten, und dem Stählin's, daß es weit besser, namentlich in unsern Landgemeinden aussehe, wie zur Zeit der „sächsischen Generalartikel", oder der von Vielen geäußerten Klage zustimmen soll, „daß unser Volk sich in seinen Wurzeln abgelöst habe von der christlich-sittlichen Wahrheit" —,

wie man aber, wenn man das letztere annimmt, dafür den Umstand, daß die Kirche Staatskirche war, verantwortlich machen will, sehe ich nicht.

Die Kräfte des Reiches Gottes, welche gegen Unglauben und Sittenverderbniß der Kirche zu Gebote standen, hat sie stets in ungehinderte Wirksamkeit setzen können. Nur das könnte man sagen: In Folge der Vormundschaft des Staates in äußern Dingen ist den einzelnen Gemeindegliedern die Aufgabe, selbstthätig an der Verfassung zu arbeiten, nicht nahe getreten; dadurch ist das Interesse an der Kirche überhaupt vermindert und es hat sich eine geistliche Trägheit erzeugt, welche auch bei eigentlich religiösen und sittlichen Fragen nicht genügend reagirt.

Dem gegenüber steht aber das andere:

Indem der Staat der Kirche die äußern Sorgen abnahm, gab er ihr umsomehr Raum, sich des innern Lebens zu bemächtigen und auf ihrem eigentlichsten Gebiete zu erstarken. Wer will es unternehmen, hier zu entscheiden? — Keinenfalls ist zu vergessen, daß bei den Verhältnissen, wie Gottes Vorsehung sie gestaltet hat, nur unter dem Schutze des Staates, die evangelische Kirche Volkskirche und ihre Gebräuche Volkssitte werden konnten. —

b) Man ruft nun weiter das Zeugniß der Geschichte insofern an, als grade staatsfreie Kirchen uns ein Beispiel reger Kirchlichkeit bieten.

Ich lege auf das Wort Kirchlichkeit den Ton, weil ich überzeugt bin, daß sittliche Schäden und Vorzüge dort nicht größer sind, als in der Landeskirche und oft nur in andern Formen auftreten. Wenn man nun aber von der kirchlichen Regsamkeit, wie sie in Nordamerika vorliegt, auf uns Schlüsse macht, so begeht man denselben Fehler, mit dem man etwa politische Verhältnisse Englands ohne Weiteres adoptiren will.

Es ist nicht nur der große Factor der Geschichte ganz außer Berechnung gelassen, sondern auch der der nationalöconomischen Verhältnisse. Es ist ja nicht zu läugnen, daß sich namentlich eine reiche Opferwilligkeit auch in deutschen staatsfreien Gemeinden findet, welche gegen-

über dem, was wir in unserer Landeskirche im Kollectenwesen erleben, gradezu in Erstaunen versetzt. Nach dieser Seite sind sie, so lange sie sich nicht subsepariren, ein Herz und eine Seele.

Ob diese Opferbereitschaft nicht aber die Lichtseite einer kleinen, auf sich gestellten Gemeinschaft ist?

Ob sie bei einer großen Volkskirche gleichen Schritt mit dem wachsenden Bedürfniß halten und namentlich die Probe bestehen würde, daß die Gemeinden nicht mehr so im Einzelsten sich für einander interessiren, gleichsam nicht mehr in einem persönlichen Verhältnisse stehen?

Ich meine, diese Lichtseite hängt damit zusammen, daß jene Kirchen volksfreie, nicht damit, daß sie staatsfreie Gemeinschaften sind und kann da nicht ins Gewicht fallen, wo es sich um die Alternative handelt: staatsfreie oder Landeskirche.

3. Jene Voraussetzung gründet sich endlich auf das Wesen und die Würde der Kirche.

Bei der Ueberfülle der hierüber vorgetragenen Ansichten, die sich oft diametral entgegenstehen, oft durchkreuzen, beschränke ich mich auf Folgendes:

Aus dem Wesen der Kirche läßt sich weder ableiten, daß sie freie Kirche noch daß sie Landeskirche sein soll. Zur Zeit ihrer Stiftung lag keine Veranlassung zur Regulirung dieser Frage vor, weil kein christlicher Staat vorhanden war. Und wäre dies der Fall gewesen, so würde des Herrn Weisheit sicherlich nur große ethische Grundsätze, aber keine Verfassungsweisungen gegeben haben. Dies vielcitirte Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", welches übrigens bald für, bald gegen die Verbindung mit dem Staate geltend gemacht worden ist, ist mit großer Vorsicht anzuwenden, da sich weder die Kirche mit dem Reiche Gottes, noch der Staat mit der Welt deckt.

Aus dem Wesen der Kirche kann ich nur folgern, daß sie nur mit einem solchen Staate in Wechselwirkung treten darf, der sich nicht widerchristliche Kulturaufgaben stellt und dann nur unter solchen Garantien, daß sie nicht in der Verwirklichung ihrer Aufgaben gehindert wird.

Wie diese Kautelen zu gewinnen, die Grenzlinien im Einzelnen zu ziehen sind, liegt außerhalb meiner Aufgabe.

Ist es aber möglich und ich persönlich bezweifle es nicht, so ist es der Kirche möglich, eine weitere hohe Aufgabe zu erfüllen, daß sie nicht nur das Volk, sondern auch die Institutionen des Kulturstaates mit ihrem Geiste erfüllt. Giebt der Staat seiner Bundesgenossin — und

es liegt ja zu sehr in seinem Interesse, als daß er es nicht thun sollte — Gelegenheit, auf seinem Gebiete zu wirken, sei es in der Schule, sei es durch Berufung ausgesprochen kirchlich interessirter Männer in solche Verwaltungen, welche mit dem Volke in unmittelbare und eingreifende Berührung kommen, so wird die Kirche ihre eigensten Aufgaben um so segensreicher lösen können.

Und was der Würde der Kirche entspreche?

Es ist das ein Geschmacksurtheil, welches nie entscheidend sein kann.

Es hat etwas Verlockendes, sie sich ganz auf sich selbst gestellt zu denken, kämpfend ohne weltliche Stütze, siegend ohne weltlichen Arm, aber auch frei von jedem irdischen Regimente, außer dem, das sie sich selbst gewählt hat,

und wiederum hat es nichts Entwürdigendes für mein Gefühl und wie ich sehe, auch selbst für das Gefühl Vieler, die sonst auf freie Kirche ausgehen, sie unter des Landesherrn Regimente geborgen zu wissen, und diesem die Rechte des summus episcopus einzuräumen, so lange als sich das Wort Reinkingk's bewahrheitet: die Kirche ist an das Herz der Fürsten gelegt, um dort genährt, nicht um dort zerdrückt zu werden.

Ich glaube auch kaum, daß man an dem landeskirchlichen Regiment in den eigentlich kirchlich angeregten Kreisen, wenn nicht particularistisch-politische Interessen in's Spiel kommen, Anstoß nimmt, sondern daran, daß eine politische Korporation, welche Bekenner anderer Religionen in ihrer Mitte hat, in christliche Angelegenheiten bevormundend einreden will. Inwieweit hieraus der Kirche bisher Unsegen und Segen erwachsen ist, wage ich nicht zu beurtheilen. Aendern lassen wird es sich kaum. Es wird aber immer von Vielen als eine Fessel und ein Anstoß empfunden werden.

Eine staatsfreie Kirche hat dieses Aergerniß nun keineswegs zu befahren. Will sie aber Volkskirche sein, so ist die zweite Voraussetzung, die ihres Gedeihens noch zu prüfen. Eine staatsfreie Volkskirche bedarf tüchtiger Individuen und eines tüchtigen Volkes.

Eine Erschwerung ihrer Lebensbedingungen im Verhältniß zur Freikirche ist damit nicht angezeigt. Denn die weitere Aufgabe kann zu einem gewaltigen Mittel in ihrer Hand werden, ihr höheres Ziel zugleich ihre Kraft sein. Sie hat das Unschätzbare, was der Freikirche abgeht, die Erziehung. Hat sie ein tüchtiges Volk, so wird es an tüchtigen Individuen nicht fehlen. An sich scheint sie günstigere Voraussetzungen zu haben als die Landeskirche, welche noch eines Dritten, eines christlichen Staates bedarf.

Es fragt sich aber, würde sie ein geeignetes Volk finden, wenn jetzt die Landeskirche zerfiele?

Ich behaupte: Nein.

Nicht darum, weil es in vielen Gliedern unchristlich ist, nicht darum, weil es in sehr vielen Gliedern unkirchlich ist, sondern weil es da, wo es christlich und kirchlich ist, uneins ist.

Wird die landeskirchliche Einheit, welche auf Grund einer langen Geschichte die verschiedensten Richtungen in Kampf und Förderung zum gegenseitigen Aergerniß und zu noch größerm gegenseitigen Segen zusammengehalten hat, zerrissen, so wird es nicht zu einer oder einigen Volkskirchen kommen, sondern zu jenem Sectengewimmel, welches gelegentlich der Besprechung der Freikirche gezeichnet worden ist.

Wenn Frommel sagt, der gottgeweihte Bund zwischen Staat und Kirche, wie ihn die beiden größten Männer der deutschen Geschichte, Karl der Große und Luther aufgefaßt haben, sei das Ideal kirchlicher Entwicklung, die Trennung aber undeutsch, so schließt das nicht nur einen Vorwurf ein, gegen den sich die Tendenz zur staatsfreien Kirche zu rechtfertigen hat, sondern auch eine ernste Warnung. Was dem Geiste tausendjähriger Geschichte eines Volkes widerspricht, hat wenig Aussicht, das Volksganze für sich zu gewinnen.

Das bleibt aber anzuerkennen: Wie dem Gläubigen in der Volkskirche das Opfer zugemuthet wird, Andersgesinnte zu ertragen um des Wohles des Ganzen willen, dem der Einzelne sein Wohlbehagen unterordnen soll, so hat auch der ein Opfer zu bringen, der aus einer freien Volkskirche in die Landeskirche kommt. Er muß sich die Einmischung des Staates fallen lassen. Aber er wird es unter der Anerkennung des Gedankens thun, daß die allgemeinen Aufgaben immer nur gelöst werden können auf einem besondern, geschichtlich bestimmten Boden und daß, wenn man dies Besondere nicht beachten will, das Einzelne wie das Allgemeine zu schwerem Schaden kommen wird.

Indem ich die Landeskirche unter den obwaltenden Verhältnissen als die richtigste Form unserer religiösen Gemeinschaft anerkenne, erübrigt, sie nach den gewonnenen Resultaten noch einmal kurz zu umschreiben.

Sie ist Volkskirche im Gegensatze zur Freikirche, weil sie erziehen will;

sie unterscheidet sich von der (volks-)freien Kirche, weil sie in Wechselwirkung mit dem Kulturstaate bleiben will,

sie unterscheidet sich von der alten Staatskirche, weil sie nicht

Staatsinstitution, sondern selbstständige Korporation sein will unter Oberaufsicht des Landesherrn.

Ihre äußere Auszeichnung ist Privilegirung und damit Verleihung des Charakters als öffentlicher Korporation,

ihre innere Auszeichnung: das weitere Ziel und die damit verbundene entsagungsvolle Arbeit,

ihre Voraussetzung, daß der Kulturstaat noch christlich sei, und ihr Gebet, daß er es in vollem Maße werde zu seinem, des Volkes und der Kirche Segen und zu Gottes Ehre.

Die Zukunft der Höflichkeit.

Von

Karl Erdmann.

Die Gedankenreihe, die im Nachfolgenden entwickelt werden soll, erstreckt sich auf eine sehr alltägliche Erscheinung unseres gesellschaftlichen Lebens. „Sei höflich“, diese Mahnung, die zur Zeit unsrer Kindheit gar oft an unsere Ohren tönte, ist uns heute in Fleisch und Blut übergegangen, wir befolgen sie, aber wir diskutiren sie nicht mehr. Denn daß der Gebildete die Regeln der Höflichkeit erfüllt, das gilt für ebenso selbstverständlich, wie daß er einen sauberen Rock trägt und als Gast in fremder Gesellschaft keine silbernen Löffel stiehlt. Und wie es nun ein wenig sinnreiches Unterfangen wäre, die Frage nach einer Zukunft der Ehrlichkeit oder einer Zukunft der Sauberkeit aufzuwerfen, so könnte es auch scheinen, als ob die Frage nach der Zukunft der Höflichkeit ein durchaus müßiges Problem darstelle, das höchstens auf die sehr nichtssagende Bemerkung hinausliefe: Höflichkeit habe zu allen Zeiten und bei allen Culturvölkern bestanden und werde demgemäß wohl auch in aller Zukunft bestehen bleiben und der Schätzung sich erfreuen.

Demgegenüber ist zu bemerken, daß Höflichkeit mit den beiden genannten löblichen Eigenschaften nicht ohne Weiteres auf eine Linie sich stellen läßt. Ehrlichkeit und Sauberkeit haben z. B. nur Unterschiede des Grades, ihr Anwendungsgebiet kann sich ausbreiten oder verringern, aber in ihren Erscheinungsformen bleiben sie immer dieselben: die Ehrlichkeit in Spanien ist nicht etwas Anderes als die Ehrlichkeit in Deutschland, und die Sauberkeit vor 300 Jahren nicht etwas Anders als die Sauberkeit von heute. Aber die Höflichkeit gleicht dem ewig wechselnden Proteus. In Spanien gebietet es z. B. die Höflichkeit, dem Gaste Alles, was er lobt, zum Geschenke anzubieten. In China fordert es die Höflichkeit, von sich und den Seinen nur im Tone wegwerfender

Geringschätzung zu reden. Bei gewissen Negervölkern ist es feiner Ton, den Gast bei der Begrüßung ins Antlitz zu spucken, und es würde als ein grober Verstoß gegen die Höflichkeit gelten, wollte man diesen Gruß nicht auf dieselbe anmuthige Weise erwidern. Wer sich aber der Wandlungen der Höflichkeit innerhalb eines einzigen Volkes bewußt werden will, der braucht nur die Sitten des geselligen Verkehrs, wie sie noch im vorigen Jahrhundert in Deutschland gebräuchlich waren, mit den heute bei uns üblichen Umgangsformen zu vergleichen.

Können wir aber eine ununterbrochene Wandlung in Art und Form der Höflichkeit feststellen, so ist die Annahme berechtigt, daß es sich hierbei nicht um einen regellosen, grund- und ziellosen Wechsel, sondern um eine gesetzmäßige Entwickelung handelt. Die Voraussetzung einer gesetzmäßigen Entwickelung aber berechtigt uns, von einer Zukunft der Höflichkeit zu reden. Denn es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein Prophezeiungen anzustellen und rein persönliche Phantasiegemälde über die zukünftige Gestaltnng der Höflichkeit zu entrollen. Wie der Astronom aus den bisher durchlaufenen Bahnen der Himmelskörper Gesetze erschließt und mit deren Hülfe alle Himmelserscheinungen für die fernste Zukunft vorhersagt, so lassen sich auch die aus der Vergangenheit abgeleiteten sociologischen Gesetze auf die Zukunft übertragen und hieraus Schlüsse für die zukünftige Gestaltung unserer Verkehrsformen ziehen. Von einer exakten Berechnung, wie in der Astronomie, kann freilich nicht die Rede sein. Wir müssen uns mit der Erkenntniß begnügen, in welcher Richtung etwa der Weg verläuft, den die Höflichkeit betritt, und welchem Ziele sie schließlich zustrebt.

In welcher Richtung, so fragen wir also, wird sich in Zukunft die Höflichkeit bewegen?

Es wird gar Viele geben, die auf diese Frage eine Antwort bereit haben. Sie werden in Erwägung ziehen, daß nach allgemeiner Auffassungsweise die Höflichkeit in gebildeten Kreisen größer ist als in ungebildeten, daß sie in den oberen socialen Schichten eine sehr große Pflege genießt und an den Höfen zu einer verwickelten Etikette sich ausgebildet hat. Sie werden demgemäß geneigt sein zu glauben, daß mit fortschreitender Gesittung die Höflichkeit immer weiter sich ausbreite und entwickele, daß sie immer reichere und feinere Formen annehme, kurz, daß mit wachsender Kultur auch die Höflichkeit wachse.

Dieser Meinung in mehrfacher Hinsicht entgegenzutreten ist der Zweck der folgenden Zeilen. Es soll dargelegt werden, daß die Formen der Höflichkeit nicht reicher, sondern daß sie einfacher und dürftiger werden; mit einem Wort, daß mit fortschreitender Kultur die Höflich-

keit abnimmt — immer freilich nur in einem ganz bestimmten Sinne und innerhalb gewisser, noch anzugebender Grenzen.

Und zwar soll dieser Nachweis geführt werden, nicht etwa in dem betrübten Tone eines Lobredners auf die gute alte Zeit, der über die zunehmende Verderbtheit der Menschen sein Klagelied anstimmt; vielmehr möchten wir die Abnahme der Höflichkeit als einen natürlichen, sociologischen Proceß aufgefaßt wissen, der nicht zu beklagen, sondern als eine unabänderliche Thatsache hinzunehmen ist. Hier gilt das oft mißverstandene Wort Hegels: „Alles was ist, ist vernünftig." Und wir werden uns bemühn, das Gute, das in jener Entwickelung liegt, hervorzusuchen und zu begreifen, sowie darzulegen, daß das Unbehagliche, das die Vorstellung eines unhöflichen oder weniger höflichen Zeitalters mit sich bringt, nur auf einer mißverständlichen Auffassung des Höflichkeitsbegriffes beruht.

Umgekehrt aber kann es uns natürlich nicht beifallen, den Werth und die Bedeutung, den die Höflichkeit für unser Kulturleben gehabt hat und noch hat, irgendwie verkennen zu wollen. Ausdrücklich müssen wir die Gemeinschaft mit allen denen ablehnen, welche die Höflichkeit mit Feindseligkeit oder Mißtrauen betrachten. Es ist ja nicht zu leugnen, daß neben ihrer öffentlichen und allgemeinen Werthschätzung auch noch eine unverkennbare Gegenströmung vorhanden ist. Es giebt Leute, die es mit einer gewissen Genugthuung anführen, daß Lessing ein Feind aller Formen war. Zumal als im vorigen Jahrhundert allenthalben der Ruf: „Zurück zur Natur" ertönte, war man vielfach geneigt, in den freilich unbequemen und einengenden Höflichkeitsbräuchen dieser Zeit eines jener Uebel zu erblicken, durch welche die Kultur den reinen Zustand der Natur verdorben habe. Seume dichtete damals seine Verse vom „Canadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte", und auch heute noch wird mancher Leser dieses Gedichtes die mangelnde Bekanntschaft mit der Höflichkeit dem braven Wilden als ein Lob anrechnen. Giebt es doch nicht wenige Menschen, die für Grobheit eine unausrottbare Neigung im Busen tragen, die geneigt sind in jedem Grobian den achtungswerthen und aufrichtigen Charakter zu ehren, oder ihm doch als einem Originale den Vorzug vor conventionellen Geistern und höflichen Alltagsmenschen einzuräumen. Wer kennt nicht die Theaterfigur des alten polternden Onkels, der so prächtig grob und unwirsch redet, dessen Gemüth aber von Edelmuth und Biedersinn strotzt? Wer kennt nicht das Gegenstück dazu, den aalglatten Hofmann mit den einnehmenden Manieren und den von Höflichkeit triefenden Reden, der sich aber regelmäßig hinterher als ein ausgefeimter Schurke entpuppt? Nun,

die Grobheit in Ehren! Zur rechten Zeit und am rechten Orte verwendet, kann sie wie eine Erlösung wirken:

Blüthe edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht. Doch zu Zeiten
Sind erquickend, wie Gewitter —
Goldene Rücksichtslosigkeiten.

Aber es bedarf wohl keiner ernsthaften Erklärung, daß eine solche bedingte und ausnahmsweise eintretende Werthschätzung der Grobheit nicht das Geringste zu thun hat mit jener stetigen Abnahme der regelmäßig verwendeten Höflichkeitsformen, die wir hier für die Zukunft in Anspruch nehmen.

Ebenso wenig kann es uns natürlich beifallen, vom sittlichen Standpunkte aus die Höflichkeit als Unredlichkeit oder Unaufrichtigkeit zu bemängeln. Wer den Höflichen der Lüge zeiht, handelt nicht viel sinnvoller als wer den Taschenspieler des Betruges angeklagt. Wie Jedermann weiß, daß die Reden und Handlungen des Taschenspielers nur ein Spiel sind, uns zu erheitern, so weiß auch Jedermann, daß die Ausdrücke der Höflichkeit nicht den Anspruch erheben für baare Münze genommen zu werden. Die Absicht zu täuschen ist nicht vorhanden und demgemäß auch die Bezeichnung als Lüge nicht zulässig.

Endlich aber ist noch gegen ein drittes Mißverständniß Verwahrung einzulegen. Der Höflichkeitsbegriff wird oft in einem sehr weiten, allgemeinen und übertragenen Sinne — zumal im gewöhnlichen Sprachgebrauch — verwendet. Wir betonen daher, daß Höflichkeit für uns *nicht* gleichbedeutend ist mit der feinen Sitte des geselligen Verkehrs überhaupt. Wer beim Essen große Gier bekundet und sich der Gabel nicht angemessen zu bedienen weiß, wer geräuschvoll sich räuspert oder überlaut und unausgesetzt redet, wer anstößige Worte verwendet oder in Damengesellschaft unpassende Anekdoten zum Besten giebt, der vergeht sich gewiß gegen den guten Ton, aber *unhöflich* kann er nicht genannt werden: er ist *unanständig*. Wer aber im Verkehr mit Franzosen den wüthenden Chauvinisten spielt; wer als Gast im fremden Hause etwa in den kräftigen Worten Luthers gegen den Papst als Antichristen zu Felde zieht, ohne zu bedenken, daß die Frau des Hauses gläubige Katholikin ist; oder wer Leidtragende von dem neuesten Theaterstück oder der neuesten Mode unterhält oder sie, wenn auch in bester Absicht zu zerstreuen sucht: der ist nicht sowohl *unhöflich* als *taktlos* zu benennen. Rudolph von Ihering hat im zweiten Bande seines „Zwecks im Recht" alle Umgangsformen auf die drei Begriffe des Anstands, der Höflichkeit und des Takts zurückgeführt. Man wird dieser Einthei-

lung zustimmen können, wenn natürlich auch der Sprachgebrauch schwankend bleibt. Ich wenigstens habe keine Sitte des geselligen Verkehrs gefunden, die nicht ohne allen Zwang einer dieser drei Kategorien sich unterordnen ließe.

Es liegt nun gar kein Anlaß vor anzunehmen, daß das, was hier von der Höflichkeit behauptet wurde, nun auch ohne Weiteres für die Umgangssitten im Allgemeinen gelte. Im Gegentheil erscheint es zweifellos, daß mit fortschreitender Gesittung auch Takt und Anstand sich reicher entfalten und immer feinere Formen annehmen werden. Hier haben wir es aber ausschließlich mit Höflichkeit zu thun.

Worin aber besteht diese Höflichkeit im engeren Sinne? Wodurch unterscheidet sie sich von den übrigen Formen des feinen Umgangs?

Nach einer französischen Begriffserklärung ist Höflichkeit eine Nachahmung der Werthschätzung: une imitation de l'éstime. Lassen wir für einen Augenblick die Nachahmung bei Seite und reden wir von der Werthschätzung. Eine solche persönliche Hochschätzung kann in doppelter Weise bestehn: einmal kann sie mehr Zuneigung und Wohlwollen, das andere Mal mehr Achtung und Ehrerbietung sein. Und grade diese beiden Gefühlsarten sind es in der That, die die Höflichkeitsformen zum Ausdruck bringen. Wenn ich einen Condolenzbesuch mache und meine Theilnahme versichere, wenn ich bei freudigen Ereignissen Glückwünsche sende, wenn ich mich nach Jemandes Befinden erkundige oder ihm „glückliche Reise" wünsche: so besagen alle diese Formalitäten, daß mir das Wohlergehen des Anderen am Herzen liegt, daß ich seine Freuden als meine Freuden, seine Schmerzen als meine Schmerzen empfinde, kurz, daß ich Zuneigung zu ihm hege. In den meisten Fällen äußert jedoch Höflichkeit nicht Zuneigung sondern Achtung, ja Ehrerbietung. So, wenn man sich vor Anderen verneigt, wenn man bei ihrem Erscheinen sich erhebt, wenn man seine Briefe mit dem Ausdruck „vorzüglichster Hochachtung und Ergebenheit" schließt; oder wenn man gefallene Gegenstände aufhebt und andere kleine Dienstleistungen verrichtet, gleichsam als wolle man sagen: Siehe, ich bin dein Diener.

Theilen wir der besseren Uebersicht wegen die Höflichkeitsformen in verschiedene Klassen ein, so können wir nach dem Vorgange Iherings unterscheiden:

1) Die Höflichkeit durch Symbole. Hierher gehören in erster Linie alle Formen des Grußes, Verbeugungen, das Geben und Küssen der Hände, das Einräumen des ersten Platzes oder des Platzes zur Rechten; im schriftlichen Verkehr das Reverenzspatium oder der Devotionsstrich u. s. f.

2) Die Höflichkeit der Sprache. Hierher gehören alle jene stehenden Wendungen, die wir als Höflichkeitsphrasen bezeichnen und die wir mit großer Hartnäckigkeit und Gedankenlosigkeit nachsprechen: „Man hat die Ehre“, „man hat das Vergnügen“, man bittet um „gütige Erlaubniß“, man ist „ungemein erfreut“ oder „bedauert unendlich“. Man ersucht und dankt auch da, wo man das Recht hätte zu fordern. Man gebraucht schmückende Beiworte wie „gnädig“ oder „hochgeehrt“, man verwendet Titel und Ehrenprädikate; statt des einfachen Namens sagt man „Herr“ und statt des gemeinen und vertrauten „Du“ verwendet man aller Grammatik und Logik zum Hohne das feinere „Sie“. — Alles dies sind sprachliche Höflichkeitsformen. Als letzte Klasse unterscheiden wir:

3) Die Höflichkeit der That. Zu ihr gehören alle jene kleinen Dienstleistungen, von denen ich sprach: Man reicht ein Streichholz, man hilft beim Ankleiden des Ueberziehers, man trägt einen Schirm, man räumt seinen Platz in der Pferdebahn.

Ueberblicken wir die Tausend und aber Tausend Formen der Höflichkeit, so finden wir überall bestätigt, daß sie eine individuelle Werthschätzung — hie und da Zuneigung, Theilnahme, Wohlwollen, meist aber Achtung und Ehrerbietung zum Ausdruck bringen.

Aber es bedarf nur einer geringen Ueberlegung um zu finden, daß diese Werthschätzung nicht wirklich gefühlt, daß sie nur erdichtet, daß sie nur scheinbar ist, und das angeführte französische Sprichwort hat Recht, wenn es von einer „Nachahmung der Werthschätzung“ redet.

Man könnte uns hier entgegenhalten, daß wir nicht genügend zwischen innerer und äußerer Höflichkeit, zwischen innerem Fühlen und äußerem Benehmen — etwa wie zwischen Sittlichkeit und Gesetzlichkeit — unterscheiden. Wie es eine äußere Ehrlichkeit giebt, die sich darin erschöpft, daß man nicht stiehlt, und eine innere Ehrlichkeit, ein sittliches Gefühl, das in instinktiver Achtung vor fremdem Eigenthum und Abscheu vor Diebstahl besteht, — so solle es auch eine äußere Höflichkeit des Betragens und eine innere Höflichkeit des Herzens geben. Und diese innere Höflichkeit bestände dann grade, wenn auch nicht aus individuellem Wohlwollen und individueller Ehrerbietung, die sich gegen eine ganz bestimmte Persönlichkeit richtet, sondern aus jener allgemeinen und socialen Werthschätzung, die entweder dem Menschen als Menschen oder dem Vertreter eines bestimmten Standes gezollt wird. Und wie nun die „wahre“ Ehrlichkeit darin besteht, daß das äußere ehrliche Verhalten nur die selbstverständliche Consequenz der innerlichen Ehrlichkeit darstellt, so soll auch die „wahre“ Höflichkeit darin bestehen, daß die äußeren Formen der Höflichkeit nur die wirklich vor-

handenen Gefühle der Werthschätzung, der Achtung und Zuneigung zum entsprechenden und natürlichen Ausdruck bringen.

Es ist indessen nicht schwer, diese Auffassung als falsch nachzuweisen. Es ist nicht wahr, daß sich wirklich vorhandene Werthschätzung, daß sich Achtung und Ehrerbietung als natürliche und selbstverständliche Consequenz in Höflichkeit umsetzt. Jene Gefühle sind, wenn sie aufrichtig und lebendig in uns sprudeln, sittliche Gefühle. Sittliche Gefühle aber finden ihre natürliche äußere Bethätigung gegebenen Falls in Thaten — die Höflichkeit aber zahlt nur mit schönen Worten, nichtssagenden Symbolen oder, wenn es Thaten sind, mit Thaten von lächerlicher Geringfügigkeit. Höflichkeit ist nicht ein Gebot höherer Sittlichkeit sondern nur eine Forderung der Sitte. Sittlichkeit aber heischt Opfer, die Sitte verursacht höchstens Unbequemlichkeit. Helfe ich einem Anderen aus warmer innerer Theilnahme, so sagt Niemand ich sei „höflich“ gewesen; versichere ich ihn aber in wohlgesetzten Worten meiner Theilnahme, so ist das höflich; und zwar sind Worte Alles, was auch die strengste Höflichkeit von mir fordern kann, auch dann, wenn ich sehr wohl mit Thaten zu helfen in der Lage wäre.

Natürlich schließt das Eine das Andere nicht aus. Aber es ist für die Bezeichnung als Höflichkeit ganz gleichgültig, ob die zum Ausdruck gebrachte Hochschätzung wirklich gefühlt ist, oder nicht, ob dem „Schein“ auch ein „Sein“ entspricht. Daher kann die Sitte nicht nur für gänzlich Unbekannte Höflichkeit fordern, sondern auch für Personen, die wir nichts weniger als achten und lieben. Als dem Fürsten Bismarck einst im Reichstage, in jener erregten Debatte, die sich an das Kullmann'sche Attentat knüpfte, aus den Reihen des Centrums ein lautes „Pfui!“ zugerufen wurde, da antwortete er: „Pfui ist ein Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Glauben sie nicht, meine Herren Abgeordneten, daß mir diese Gefühle fern liegen; ich bin nur zu höflich, sie auszusprechen.“ Mit diesen Worten ist aber ausgedrückt, daß es unter Umständen grade die Aufgabe der Höflichkeit sein kann, thatsächlich vorhandene Mißachtung unter dem Scheine von Achtung zu verbergen. Es muß schon ein sehr beträchtlicher Grad von Haß oder Verachtung sein, der uns veranlassen sollte, gewisse Formalitäten fallen zu lassen, und auch dazu werden wir nicht immer in der Lage sein, wenn uns die in Frage kommende Person in Gesellschaft begegnet.

Wie sehr übrigens dieses Scheinwesen der Höflichkeit anerkannt ist, das ergiebt sich schon aus der einfachen Thatsache, daß Jeder sich grenzenlos lächerlich machen würde, der aus der ihm bezeugten Höflichkeit auf das Vorhandensein von Gefühlen der Hochschätzung schließen

wollte, der sich allen Ernstes für hochgeehrt halten würde, weil die an ihn gerichteten Briefe mit „hochzuverehrender Herr" beginnen.

Definiren wir also die Höflichkeit als die durch die Sitte geregelte, und für gewisse Fälle geforderte Versicherung der Hochschätzung, so erscheint der von uns verfochtene Satz von der Abnahme der Höflichkeit in der richtigen Beleuchtung und verliert eigentlich alle Paradoxie. Er besagt nicht, daß eine innere Eigenschaft des Menschen mit der Zeit verkümmere, er besagt nicht, daß Hochachtung, Ehrerbietung, Wohlwollen, Zuneigung, Gefälligkeit, zarte Rücksicht, Herzlichkeit abnehmen und schwinden, sondern er besagt nur, daß die von der Sitte gebotenen Versicherungen dieser Eigenschaften — mögen sie nun durch Symbole oder Worte ausgedrückt werden — immer einfacher, dürftiger, kürzer, weniger häufig und weniger reich an Abstufungen sich gestalten.

Nun ist freilich ohne Weiteres klar, daß diese Abnahme nicht von Ewigkeit her stattfinden kann. Es muß auch Zeiten gegeben haben, in denen erst ein umständliches und formenreiches Höflichkeitsceremoniell entstehen und sich entwickeln konnte. Aber grade das ist kennzeichnend, daß diese Zeiten durchgängig zurückliegen. Wollen wir daher die stärksten, die reichsten und verwickelsten Formen der Achtungsbezeugung finden, ihre zahlreichsten Abschattirungen, ihre strengste Innehaltung und häufigste Verwendung: so sehen wir uns genöthigt, bei unseren europäischen Kulturvölkern auf frühere, längst vergangene Zeiten zurückzugreifen, oder aber andere Völkerschaften aufzusuchen, die auf einer weit tieferen Culturstufe stehen, als wir selbst. So finden wir in sämmtlichen Despotien Asiens ein reichentwickeltes Ceremoniell. Es ist bekannt, welch ungeheuerliche Formen die Höflichkeit in China und Japan noch heute besitzt. Aber wir können zu weit tiefer stehenden Völkerschaften herabsteigen. Es giebt Stämme, bei denen sich kaum Anfänge einer Kultur finden und die doch eine umständliche Etikette aufweisen, deren Berücksichtigung sie von jedem Fremden verlangen und durch deren Verletzung sie sich aufs Aeußerste beleidigt fühlen. Wenn Araukanier einander begegnen, — so berichtet uns Smith in einem Werke „The Araucanians" — so sind die Nachfragen Beglückwunschungen und Beileidsbezeugungen, welche die Sitte erfordert, so mannigfaltig, daß die ganze Formalität zehn bis fünfzehn Minuten in Anspruch nimmt. Wenn heute bei uns ein Redner im Parlamente auftritt, so hat er den Pflichten der Höflichkeit genügt, wenn er die einfache Anrede: „Meine Herren" oder „Meine Herren Abgeordneten" gebraucht. Anders z. B. in Samoa. Dort muß der Redner nicht nur mit großer Genauigkeit die Namen und Titel sämmtlicher Anwesenden herzählen, er muß auch noch eine Menge von

Hindeutungen auf ihre Vorfahren beifügen, auf die sie sehr stolz sind. So gebietet es die — größere — Höflichkeit der Samoaner.

Tausende Beispiele der Art ließen sich anführen. Dazu kommt noch, daß bei den in Rede stehenden Völkern und Zeiten die Ehrfurchtsbezeugungen und sonstigen Höflichkeitsakte mit großer Peinlichkeit ausgeführt, oft mit grausamer Strenge aufrechterhalten werden. „Wenn in Fitschi ein Häuptling bemerkt, daß irgend einer seiner Unterthanen in seiner Gegenwart nicht oft genug sich niederbeugt, so läßt er ihn einfach köpfen. Kleinere Unehrerbietigkeiten oder ungeschicktes Betragen werden dagegen nur durch Abschlagen eines oder mehrerer Finger geahndet.

Herbert Spencer hat den vierten Band seines berühmten Werkes über „Sociologie" „die Herrschaft des Ceremoniells" betitelt. Er hat darin nachzuweisen versucht, daß der Zwang und die Einschränkung, denen die Menschen durch das Ceremoniell in ihren Handlungen unterliegen, allen andern Formen der Einschränkungen, also auch den Einschränkungen durch Moral, Religion und Recht vorangeht. Lange bevor Sittengesetze wirksam waren, lange bevor Rechtsnormen anerkannt wurden, hat es durch die Sitte festgeregelte Formen der Unterordnung und Unterthänigkeit gegeben. Es ist dies a priori begreiflich. Die feinsten Blüthen der Kultur können sich nur da entfalten, wo Menschen in größerer Gemeinschaft leben, wo sich Anfänge einer Gesellschafts- und Staatenbildung zeigen. Wie aber sollen rohe Horden, die noch keiner vernünftigen Ueberlegung fähig sind, bei denen von sittlichen Antrieben noch nicht die Rede sein kann, zu einem gemeinsamen Wirken und zu einem augenblicklichen Aufgeben des nackten Egoismus zu größeren Zwecken bewogen werden? Es ist nicht zu bestreiten, brutalste Gewalt auf der einen und Furcht auf der andern Seite haben gar oft diesen Erfolg gehabt, wo zu einem freiwilligen Zusammenwirken noch alle intellectuellen und moralischen Voraussetzungen fehlten. Das Mittel aber, durch das die rohen Massen disciplinirt und organisirt wurden, ist eben, was wir im allgemeinsten Sinne „Ceremoniell" nennen. Aus den einfachsten, von selbst sich ergebenden Ausdrücken der Furcht, der Unterwerfung, der Unterthänigkeit geht es hervor, es entwickelt sich zur „Sitte" und wuchert bald zu einem starken, vielfach verzweigten Gewächs empor. Aus beschreibenden und auszeichnenden Namen bilden sich allmählich zahlreiche und wohl abgestufte Titulaturen. An Stelle einfacher Begrüßungen treten umständliche Anredeformen, die von überschwenglichem Lobe triefen; und schmeichlerische Ehrenerweisungen und kriechende Beweise von Unterthänigkeit kommen in Gebrauch. Aber ich

wiederhole: dieses uns maßlos scheinende Ceremoniell ist nicht ohne Werth. Indem es die rohen Massen organisirt, die auseinanderstrebenden Elemente zusammenschweißt und zu gemeinsamem Handeln erzieht, kann es nicht nur das Surrogat einer höheren Sittlichkeit bilden, es bereitet gradezu den Boden, auf dem sich die Blüthe einer verfeinerten Sittlichkeit überhaupt erst entfalten kann. Jedenfalls aber erscheint es begreiflich, warum wir die stärksten, umfangreichsten und strengsten Höflichkeitsformen bei Völkern finden, die auf einer tieferen Stufe der Kultur stehen als wir selbst.

Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß auch bei Völkern, welche bereits ein längeres Kulturleben hinter sich haben, wieder Perioden auftreten können, in denen ein großes, üppig wucherndes Höflchkeitsceremoniell in Blüthe steht. Wir erinnern nur an den Hof zu Byzanz oder an den Ludwig des Vierzehnten. Forscht man aber nach den Ursachen einer solchen Entwicklung, so findet man wohl immer solche, die mit fortschreitender Gesittung und mit einer Verfeinerung unseres moralischen Empfindens verschwinden. Hier mögen nur zwei jener Faktoren angeführt sein, unter deren Einwirkung sich solche Blütheperioden der Höflichkeiten entwickeln. Ich meine: 1) ein stark kriegerisches Wesen und 2) ein mächtiges despotisches Herrscherthum. — Es ist natürlich, daß dort, wo in den Händen einzelner Personen eine grenzenlose Macht sich vereinigt, bald eine unendliche Kluft zwischen Mensch und Mensch sich aufthut, daß Standesabzeichen und Klassenprivilegien sich bilden, die Ehrfurchtsbezeigungen eine oft ungeheuere Ausdehnung annehmen und eine überaus wichtige, vielleicht die wichtigste Rolle im öffentlichen Leben spielen. Geht aber der rein kriegerische Gesellschaftstypus mehr und mehr in den industriellen über, macht starrer Despotismus freieren Staatsformen Platz, wächst der Werth und die Würde des einzelnen Individuums, dann welken alle jene starken und überschwänglichen Unterthänigkeits- und Ehrfurchtsbezeigungen dahin, alle Formen werden maßvoller, einfacher, weniger abstufungsreich und seltener im Gebrauch: die Höflichkeit wandelt und formt sich um in absteigender Richtung. Und daß dieser Proceß auch heute noch nicht beendet ist, daß er noch weiter andauern werde, das ist es grade, was wir für die Zukunft der Höflichkeit behaupten.

In welcher Weise aber, nach welchen Gesetzen geht dieser Entwicklungsproceß von Statten?

Um dies zu veranschaulichen, empfiehlt es sich, einen konkreten Fall herauszugreifen und die Lebensgeschichte einer einzelnen Höflichkeitsform zu verfolgen. Wir wählen ein Beispiel aus der Höflichkeit

der Symbole. Die Symbole der Höflichkeit sind natürlich nicht immer Symbole gewesen. Wer da meinen wollte, die Formen des Grußes, etwa die Verbeugung oder das Abnehmen des Hutes sei auf eine allgemeine Verabredung oder auf den Befehl einer maßgebenden Persönlichkeit zurückzuführen, der würde denselben Fehler begehen, als wollte er annehmen, alle Hunde seien übereingekommen, oder hätten den Befehl erhalten, ihre Freude durch Wedeln mit dem Schweif oder durch ein Belecken der Finger ihres Herrn auszudrücken. Wollen wir die ursprüngliche Bedeutung jener Symbole verstehen, so sehen wir uns genöthigt, meist recht weit in der Zeit zurückzugreifen. Denn es kann nach dem soeben Gesagten nicht verwunderlich sein, daß gar viele unserer heute üblichen Höflichkeitsbräuche aus vorgeschichtlichen Zeiten stammen und Ueberreste barbarischer Bräuche primitiver Naturvölker sind, die als solche unmittelbar verständlich erscheinen.

Bei diesen Völkern ist z. B. durchgängig das Niederwerfen platt auf den Boden der Ausdruck freiwilliger Unterwerfung und der Bitte um Gnade. Denn das Liegen am Boden ahmt ja nicht blos die Lage einer wirklich stattgefundenen Besiegung nach, es drückt auch unmittelbar verständlich den Verzicht auf Widerstand und das Aufgeben jeden Fluchtversuches aus. Es ist wie Spencer sich ausdrückt „ein Streben, durch freiwillige Unterwerfung zu versöhnen". Denn Widerstand und Flucht erregen den Zorn des Siegers, während freiwillige Unterwerfung ihn beschwichtigt. Schon bei Thieren kann man ein analoges Verhalten finden. Man hat beobachtet, wie ein kleiner Wachtelhund der von einem großen Newfundländer sich verfolgt sah, sich plötzlich auf den Rücken legte, seine Beine von sich streckte und regungslos in dieser Stellung verharrte. Dieser Ausdruck der Unterwerfung, der also ursprünglich nur im Kampf Sinn und Bedeutung besaß, wird mit der Zeit zu einem Zeichen, einem Symbol der Unterwürfigkeit, der Demuth und Ehrerbietung schlechthin, welches mächtigen Herrschern oder den Göttern gegenüber zur Anwendung gelangte; also auch da, wo von Kampf oder Sieg nicht mehr Rede sein konnte. Diese Uebertragung eines ganz instinktiven Ausdruckes der Unterwerfung zu einer symbolischen Achtungsbezeugung ist so natürlich, daß wir sie wohl bei allen Völkern der Erde nachweisen können. Mephiboseth fiel vor David auf sein Angesicht nieder. Der König von Bithynien warf sich vor dem römischen Senat zu Boden. Und auch heute giebt es, (vielleicht mit Ausnahme von Europa) keinen Erdtheil, in dem nicht ein völliges Zubodenwerfen auf den Rücken oder auf Brust und Gesicht eine symbolische Achtungsbezeugung wäre.

Livingstone beschreibt uns seine Begrüßung in Batoka mit den Worten: „Sie werfen sich auf den Rücken zu Boden, und indem sie von einer Seite zur anderen rollen, klatschen sie auf die Außenseite ihrer Schenkel. Wenn ein Borghu-Manu den König anredet, so streckt er sich glatt wie eine Flunder auf den Boden und verbleibt den Staub küssend in dieser Lage, bis sein Geschäft mit seinem Herrscher beendet ist." (Sander, Records of Capt. Clappertons last Expedition etc.) Oder, um ein Beispiel aus Asien anzuführen: „Wenn ein Khond oder Panoo eine Bitte vorzubringen hat, so wirft er sich auf sein Angesicht nieder, die Hände gefaltet und ein Büschel Gras oder Stroh im Munde." (Campbell, Wild Tribes of Khondistan.) Oder wenn wir uns nach Polynesien begeben: „In Tonga Tabu bezeigen die gemeinen Leute ihrem Häuptling die denkbar größte Ehrfurcht, indem sie sich vor ihm niederwerfen und seinen Fuß auf ihren Nacken setzen." (Forster, Observations during a voyage round the world.) Und dieselbe Sitte kehrt in Afrika wieder: Laird schreibt: „die Boten des Königs von Fundah beugten sich alle nieder, setzten meinen Fuß auf ihren Kopf und bestreuten sich mit Staub" *). Und so ließen sich noch Tausende von Beispielen anführen.

Beiläufig ist zu beachten, daß auch die angeführten Neben-Ceremonien, wie z. B. das Bestreuen mit Staub, äußerst kennzeichnend sind. Hier wiederholt sich, was vom Niederwerfen im Allgemeinen gilt: der Effekt einer wirklich stattgefundenen Besiegung wird zu einem Symbol der Ehrfurcht. Weil derjenige, der zu Boden gestreckt wurde, sich beschmutzte, deshalb wurde später freiwilliges Beschmutzen, insbesondere das Bestreuen des Hauptes mit Staub, ein Zeichen für Unterwerfung und dann ein Symbol von Demuth und Unterthänigkeit schlechthin.

Das Niederwerfen selbst aber wurde von der Sitte gar bald in bestimmte regelmäßige genau abgemessene Formen gebracht. Es ward Vorschrift mit dem Kopfe die Erde zu berühren, mit der Stirn den Boden zu schlagen oder in abgemessenem Tempo mehrere Male — 3, 7, 9 Mal hinzufallen und die genannten Proceduren auszuführen. Bald traten indessen Abkürzungen ein. Aus der platten Lage auf Bauch und Brust wurde ein Kauern auf den Knieen und Händen und hieraus ein einfaches Knieen. Man kann das Knieen als ein unvollständiges nicht zu Ende geführtes Zubodenwerfen auffassen, denn um die Lage am Boden anzunehmen hat man ja der Reihe nach eine Anzahl Stellungen zu durchlaufen: erst ein sich Bücken dann ein Niederlassen auf die Kniee,

*) Vgl. Herbert Spencer, Sociologie. Ueberſetzung von Vetter. Bd. III.

ein Ergreifen des Bodens mit den Händen u. s. f. Alle diese Lagen haben denn auch als Ehrfurchtsbezeugungen ihre Anwendung gefunden. Und in Fortsetzung jenes Abkürzungsverfahrens wurden aus dem Knieen die heute bei uns üblichen Höflichkeitsformen, 1) der Knix, 2) der fast verschwundene Kratzfuß und 3) die Verbeugung. Aber auch die Verbeugung hat sich gewandelt. Während noch vor hundert Jahren bei den tiefsten Verbeugungen der Winkel, den der Rumpf mit der Körper-Axe bildete, einen vollen Rechten betrug, hat sich dieser Winkel stetig verkleinert und ist heute selbst gekrönten Häuptern gegenüber auf dreißig bis vierzig Grad herabgesunken.

Gleichzeitig nahm aber der Kreis der Personen, denen diese Ehrenbezeigungen zu Theil wurden, ununterbrochen zu. Was früher nur Herrschern, Häuptlingen oder den Göttern gewährt wurde, das fand später jedem Höhergestellten gegenüber Verwendung, wurde allmählich auch unter Gleichgestellten üblich und kam schließlich, in abgekürzter Form, auch Untergebenen und social tiefer Stehenden gegenüber in Gebrauch. Heute verneigen wir uns erforderlichen Falles vor Jedem, dem wir vorgestellt werden, oder mit dem wir in geschäftliche oder gesellschaftliche Berührung treten.

Dies ist in kurzen Zügen die Geschichte der Verbeugung. Wir können an ihr eine dreifache Wandlung wahrnehmen:

1) die Vereinfachung: Aus dem Zubodenwerfen und der Lage auf Brust und Gesicht, wurde ein leichtes Neigen des Rumpfes.

2) die Entwerthung in der Bedeutung: Aus dem natürlichen Ausdruck der Unterwerfung und der Bitte um Gnade, wurde eine einfache Grußform.

3) die Demokratisirung: Aus einer Achtungsbezeugung für Wenige, Hervorragende, wurde eine für Alle.

Sind aber diese drei geschilderten Processe der Vereinfachung, der Entwerthung, der Demokratisirung wirksam gewesen, warum sollten sie denn gerade heute schon ihren Abschluß erreicht haben? Es liegt gar kein Grund vor anzunehmen, daß sie nicht auch in Zukunft wirksam sein sollten.

Schreitet aber 1) die Entwerthung fort, so wird die Verbeugung einen immer geringeren Grad an Ehrerbietung ausdrücken und endlich ebenso nichtssagend werden wie etwa die Anrede mit „Herr“ oder mit „Sie“.

Schreitet 2) die Demokratisirung fort, so wird die Verbeugung mit der Zeit auch denen gegenüber als Grußform zur Anwendung gelangen, denen wir sie heute noch versagen: etwa dienenden Personen oder jenen socialen Schichten, die wir für die tiefsten halten.

Schreitet endlich 3) die Vereinfachung und Verkürzung vorwärts, so wird die Beugung des Rumpfes immer unbedeutender werden, um endlich in eine leichte Neigung des Hauptes überzugehen, wie sie im vertrauten Verkehr unter Freunden bereits üblich ist.

Dies ist aber aller Wahrscheinlichkeit nach die Zukunft der Verbeugung.

Sollte nun aber das, was hier an einem einzelnen Beispiel erläutert wurde, von der Höflichkeit im Allgemeinen gelten, sollten alle Höflichkeitsformen den geschilderten Wandlungen unterliegen: so würde in der That — wie behauptet — die Höflichkeit sich verringern. Freilich nur in einem ganz bestimmten Sinne. In anderer Hinsicht, im Sinne der Demokratisirung, könnten wir sogar eine Zunahme der Höflichkeit feststellen. Ist es gestattet ein Paar alte Fachausdrücke der Logik auf unser Gebiet zu übertragen, so ließe sich sagen: Der Quantität nach nimmt die Höflichkeit zu, der Qualität und Intensität nach nimmt sie ab. Größer wird der Kreis der Personen denen gegenüber sie zur Anwendung kommt, kleiner an Zahl und einfacher werden ihre Formen, kleiner auch das Maß an Hochschätzung, das durch sie zum Ausdruck gelangt.

Nun ist aber in der That nachzuweisen, daß die genannten Umformungen der Entwerthung, Vereinfachung und Demokratisirung — im Allgemeinen und dem Wesen nach — bei den meisten Höflichkeitsformen ebenso in Wirksamkeit sind, wie bei der Verbeugung. Ja mehr noch — man könnte sagen, daß das Scheinwesen der Höflichkeit gar nicht verstanden werden kann, wenn man nicht jene Umformungen in Rücksicht zieht. Denn eine Achtungsbezeigung wird ja grade dadurch erst zu einem Höflichkeitsakt, wenn ihre ursprüngliche Bedeutung nicht mehr voll empfunden wird, wenn also eine Entwerthung schon eingetreten ist. Gewisse Handlungen der Höflichkeit haben überhaupt keinen Werth mehr, sie drücken gar keine positive Achtung mehr aus, und nur noch ihre Unterlassung hat etwas zu bedeuten. Dies gilt z. B. von gewissen Grußworten und Grußgeberden deren Unterlassung allein schon eine gewisse Geringschätzung oder feindselige Gesinnung bekundet.

Auch sonst will kein Mensch mit einem Höflichkeitsakt im Ernste das äußern, was dieser ursprünglich besagt. Dadurch wird es z. B. möglich, sich der Höflichkeit zu bedienen um den lieben Nächsten fern zu halten. Es ist dies die Methode der eisigen Höflichkeit. Eine seltsame Wandlung! Formen die eigentlich eine Hochschätzung ausdrücken, werden benutzt um anderen zu verstehen zu geben, daß man nicht mit ihnen verkehren mag. Die Entwerthung und Demokratisirung bewirkt es auch, daß

überall da, wo wir größere Ehrerbietung zum Ausdruck bringen wollen, wir nach anderen, neuen Mitteln greifen müssen, als nach den abgeblaßten Formen der Höflichkeit; und daß umgekehrt Personen, die ein Anrecht auf Auszeichnung zu haben glauben, sich höchlichst verletzt fühlen, wenn sie „nur" mit Höflichkeit behandelt werden.

Nur durch den Proceß der Entwerthung im Vereine mit dem der Demokratisirung ist es ferner zu verstehen, daß auch sehr beträchtliche Ehrenerweisungen als Höflichkeitsformen unter social Gleichgestellten üblich werden, ja ausschließlich für solche im Gebrauch kommen. Es ist im Grunde genommen seltsam, daß Jeder Seines-Gleichen als den Höhergestellten behandelt und sich unter Umständen für seinen Sklaven erklärt. Unter den französischen Höflingen war im sechzehnten Jahrhundert die Redensart sehr gewöhnlich: „Ich bin Ihr Knecht und der beständige Sklave Ihres Hauses." Was also bei der Verbeugung in Geberden, wird hier in Worten ausgedrückt. In Deutschland tritt an Stelle des Sklaven der Diener. Es ist unglaublich wie sehr die Bedientenhaftigkeit in der Höflichkeitssprache zum Ausdruck gelangt ist. Man denke an die Redensarten: „In tiefster Unterthänigkeit"; „Ihr gehorsamer Diener" „Votre serviteur" „Stets zu Ihrer Verfügung" „Was befehlen?" „Zu Befehl". Sehr bezeichnend ist es, daß „seinen Diener machen" so viel bedeutet wie Jemanden begrüßen, und daß die Wendung „zu dienen" so viel bedeutet wie eine einfache Bejahung. Statt Personen sagt man die „Herrschaften" und statt einen Besuch abstatten „seine Aufwartung machen". Ich erinnere mich deutlich, daß in meiner Kindheit in allen kaufmännischen Geschäften ein „Gehorsamer Diener" oder „Ihr Diener" fast die ständige Begrüßung bildete. Heute ist dies fast gänzlich außer Gebrauch. Aber der Geschäftstreibende sagt noch „Was steht zu Diensten?" „Womit kann ich dienen?"

Eine direkte Sklavenredensart ist hingegen: „Meine Gnädigste, ich lege mich Ihnen zu Füßen."

Es giebt keine noch so ergebene Ehrfurchtsbezeugung, kein Zeichen allertiefster Demuth und Unterwürfigkeit, das nicht zu einem ganz nichtssagenden Brauche alltäglicher Höflichkeit werden könnte. Ich erinnere hier an die ganze oder theilweise Körperentblößung. Auch diese war, wie das Zubodenwerfen ursprünglich ein Akt der Versöhnung. Er bedeutete ein völliges Preisgeben und Wehrlosmachen des Körpers, ursprünglich wohl auch ein Geschenk der gesammten Habe. Dieser Akt tiefster Unterwürfigkeit ist aber — wie wir noch heute bei einigen Völkern in mehr oder minder abgekürzter Form sehen können, zu einer gewöhnlichen Ehrenerweisung geworden. Tylor erwähnt, daß nach den

Berichten aus dem 14. Jahrhundert im Sudan Frauen nur in unbekleidetem Zustande vor das Angesicht des Sultans erscheinen durften. Und bei Speke lesen wir, daß noch heutigen Tages in Uganda die Dienerinnen völlig nackt ihre Dienste verrichten müssen. „Andere Theile von Afrika — so erzählt Herbert Spencer in seiner Sociologie — zeigen uns unvollständige, wenngleich noch immer sehr erhebliche Entkleidung als Ehrenerweisung. In Abessinien müssen die Untergebenen in Gegenwart ihrer Oberen den Körper bis auf den Gürtel herab entblößen; solchen von gleichem Rang wird jedoch blos der Zipfel des Kleides für einige Zeit gelüftet. Dasselbe kehrt in Polynesien wieder. Die Tahitier entkleiden den Körper bis zu den Lenden in Gegenwart des Königs, und auf den Gesellschaftsinseln legen die niederen Volksklassen in Gegenwart ihrer höchsten Häuptlinge aus lauter Ehrfurcht das Oberkleid ab. Wie diese Ehrenbezeugung einer ferneren Abkürzung unterliegt und sich zugleich von den Herrschern auf andere Personen ausdehnt, ersehen wir deutlich bei den Eingeborenen der Goldküste. Sie begrüßen auch die Europäer und gelegentlich ebenso einander, indem sie mit der rechten Hand ihr Kleid ein wenig von der linken Schulter herabziehen und sich zu gleicher Zeit zierlich verbeugen. Wenn sie sich sehr ehrfurchtsvoll zu bezeigen wünschen, so entblößen sie die Schulter völlig und halten das Gewand erst unterhalb der Arme, so daß der Körper von der Brust an aufwärts unbekleidet bleibt. Und von denselben Völkern bemerkt Burton, daß in ganz Joruba-Land und an der Goldküste das Entblößen der Schultern so viel bedeutet, wie bei uns das Hutabnehmen. Daß endlich dieser Gruß durch Entblößen des Hauptes nur der letzte Rest einer früher stärkeren Körperentblößung sein kann, dafür finden wir einen Beweis, daß bei manchen Völkerschaften in Afrika sowohl wie in Polynesien noch beide Arten mit einander verbunden sind. So sagt Burton in der Schilderung seines Empfanges in Dahome: Die Männer entblößten ihre Schultern und nahmen gleichzeitig ihre großen Schirmhüte ab."

Nun ist freilich hiermit noch nicht erwiesen, daß auch bei uns in Europa das Hutabnehmen als letzter Rest aus einer ursprünglich vollständigen Entblößung durch stetige Abkürzung entstanden ist. Es ist leicht möglich, daß bei uns europäischen Völkern schon die ursprünglichste Form der Sitte ihre Quelle in einem Entblößen und Wehrlosmachen ausschließlich des Hauptes hatte. Doch ist dies für uns nebensächlich. Wichtig ist nur, daß ein instinktiver Ausdruck der Unterwerfung sich bald in ein Symbol erst tiefster Unterwürfigkeit und Demuth wandelte, um dann zu einer nichtssagenden Höflichkeitsform

zu werden. Im Mittelalter wurde nur bei feierlichen und religiösen Handlungen das Haupt entblößt. Heute ist das Hutabnehmen ein alltäglicher Gruß, der willig auch dem Niedrigsten gewährt wird. Uebrigens ist auch dieser Gruß noch einer Abkürzung dahin fähig, daß man statt die Kopfbedeckung abzunehmen, sie nur leicht mit der Hand berührt, wie dies beim Militär üblich ist; oder daß man nur eine Handbewegung nach dem Kopfe ausführt, wie dies vertraute Freunde unter einander thun.

Das eben besprochene Beispiel behandelte die Umformungen, insbesondere die Entwerthung einer Achtungsbezeigung. Entsprechendes gilt auch von den Versicherungen des Wohlwollens und der Zuneigung. Die ursprünglichen Akte der Versöhnung bekundeten nicht nur Unterwürfigkeit, sondern fingirten auch Liebe; nicht nur „ich bin dein Sklave", sondern auch „ich liebe dich" sollte zum Ausdruck gelangen. Aber genau wie jene so können auch diese Versöhnungshandlungen zu alltäglichen und bedeutungslosen Höflichkeitsformen herabsinken. So z. B. der Kuß. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein die Entstehungsweise dieses nicht nur praktisch sondern auch theoretisch so anziehenden Phänomens, wie sie z. B. Darwin dargelegt hat hier zu wiederholen. Heute ist ja der Kuß ein unmittelbar verständliches Zeichen hochgradiger Zuneigung und Liebe. Und dennoch giebt es kaum ein Volk, wo er nicht auch ein Zeichen kühlster Höflichkeit wäre oder doch gewesen wäre. Wie sehr im mittelalterlichen Deutschland beim Empfang der Gäste und ihrer feierlichen Einholung der Kuß — genau so wie Fassen an der Hand, Umarmung und Willkommentrunk — ein wichtiger Bestandtheil genau vorgeschriebener und ceremonieller Höflichkeit war, ist aus dem Nibelungenliede deutlich zu ersehen. Heute ist das Küssen auf Mund und Wange als Höflichkeitsbrauch bei uns ziemlich geschwunden. Nur wenn bei Kaiserbegegnungen vor versammeltem Volke auf Bahnhöfen die Monarchen sich lebhaft und wiederholt küssen, sind wir geneigt, darin weniger den Ausdruck überströmender Zärtlichkeit als den Akt einfacher politischer Höflichkeit zu erblicken. Auch das Küssen der Füße ist bei uns nicht mehr üblich, und findet nur noch im Pantoffelkuß des Papstes einen letzten Rest. Dahingegen ist der Handkuß noch sehr weit verbreitet, zumal bei slavischen und romanischen Völkerschaften. Auch diese Sitte hat übrigens dem Gesetz der Abkürzung und Vereinfachung unterlegen, so wenig sie auch hierzu geeignet erscheint. Man hat den Handkuß nicht mehr wirklich ausgeführt, sondern sich begnügt ihn durch Worte anzudeuten. Und so ist z. B. in gewissen Theilen Oesterreichs das „küss' die Händ, gnädige

Frau" zu einer völlig nichtssagenden und alltäglichen Höflichkeitsfloskel herabgesunken. —

Nirgends können wir ferner den Proceß der Entwerthung der ursprünglichen Bedeutung und eine gleichzeitige Demokratisirung besser verfolgen, wie bei der Grammatik der Höflichkeitssprache. Es ist seltsam wie bei den verschiedensten Völkern, ganz unabhängig von einander, die Fürwörter allen ursprünglichen Werth und Sinn verloren haben. Römische Kaiser waren es wohl in Europa, die sich zuerst in anderer Weise als gewöhnliche Sterbliche anreden ließen. Entweder sie wurden pluralisirt und mit „Ihr" angeredet, während sie selber mit „Wir" von sich sprachen, oder aber jede direkte Beziehung zur erhabenen Persönlichkeit wurde vermieden, indem man in unpersönlichen Wendungen, wie zu einem Unnahbaren, Unfaßbaren redete. Man sagte also statt Du, tua clementia, oder tua majestas oder gebrauchte ähnliche Wendungen. Nun, was seiner Zeit als Ausdruck höchster Ehrerbietung galt, was nur dem Kaiser gegenüber zur Anwendung gelangte, drückt heute gemäß der Entwerthung der Bedeutung das allergeringste Maß von Achtung aus, das wir dem Menschen schulden und wird gemäß der Demokratisirung auch dem Niedrigsten nicht vorenthalten. England hat das Pluralisiren am Weitesten ausgebildet. Zuchthäusler, ja Thiere werden mit „you", angeredet. In Italien hat sich die unpersönliche Anrede mit der dritten Person stark entwickelt. Man kann einen sehr bescheidenen Rang einnehmen und doch als Signoria oder Eccellenza, jedenfalls aber mit der dritten Person Singularis und weiblichen Geschlechts angesprochen zu werden. Wir Deutsche haben glücklich Plural und dritte Person erhalten. Nicht „habt Ihr, gnädige Frau", noch „hat die gnädige Frau" sondern „Haben die gnädige Frau . . ." schreibt die Syntax der Höflichkeitssprache vor. Und wenn man auch gewöhnlich Namen oder Titel durch ein Fürwort ersetzt und „Sie haben" sagt, statt „der Herr haben", Plural und dritte Person sind geblieben. Aber nicht nur daß diese Anredeweise, die also ursprünglich dem Kaiser galt, heute mit geringen Ausnahmen gegen Alle zur Anwendung gelangt, wir sind selbst Zeugen, wie der Kreis dieser Ausnahmen weiter zusammenschrumpft. Wir haben es erlebt, daß das „Du" beim Militär abgeschafft wurde, wir bemerken, wie es bei Dienstboten täglich mehr außer Gebrauch kommt.

Ganz entsprechend verhält es sich mit gewissen Anredeworten. Wer denkt wohl daran, wenn er einen Untergebenen oder social tiefer Stehenden mit „Herr" anspricht, daß „Herr" so viel bedeutet wie „Herrscher". Was würden die würdigen Frauen, welche auf dem

Markte Käse und Eier feilhalten, wohl dazu sagen, wollte man sie plötzlich „gnädige Frau“ tituliren. Und doch würde diese Anredeweise dann immer noch keinen so großen Weg zurückzulegen brauchen, wie ihn die Anredeformen „Frau“ und „Fräulein“ thatsächlich schon zurückgelegt haben. Noch im dreizehnten Jahrhundert kam das Prädikat „Fräulein“ nur Töchtern fürstlicher Häuser zu. Vor nicht allzulanger Zeit hießen die Schauspielerinnen auf den Theaterzetteln nur „Demoiselle“. Heute hingegen wird jedes Dienstmädchen, zumal in Briefaufschriften, als Fräulein angeredet. Die Entwerthung der Bedeutung und die Demokratisirung schreiten unaufhaltsam vorwärts.

Wir haben bisher fast ausschließlich von diesen beiden Umwandlungsprocessen geredet; nur bei der Sitte des Entblößens bezw. des Hutabnehmens und beim Handkuß kam auch die Verkürzung zur Sprache. Was nun diesen dritten Proceß anlangt, die eigentliche Abnahme und Vereinfachung der Höflichkeit, so kann man bei den sprachlichen Höflichkeitswendungen nicht wie bei den symbolischen von einer Verkürzung der einzelnen Formen reden, obgleich auch dafür Beispiele sich anführen lassen. Hier besteht die Vereinfachung in einer stetigen Ermäßigung der Achtungs- und Zuneigungsbeweise. Der Abstand, der zwischen den verkehrenden Personen erheuchelt wird, wird immer geringer. Auf der einen Seite kommen alle starken und übertriebenen Ausdrücke, Titel, Ehrenprädikate, schmeichlerische Redewendungen außer Gebrauch und werden stetig durch schwächere und bedeutungsärmere ersetzt; auf der andern Seite wird die Selbsterniedrigung, die Herabsetzung von sich und den Seinen immer seltener geübt.

Es ist wohl keine Frage, daß es eine Folge eines feiner gewordenen Empfindens und eines stärker sich entwickelnden Gefühls für persönliche Selbstachtung ist, wenn wir mehr und mehr jede Selbsterniedrigung vermeiden. Nicht nur der Gebende empfindet sie als würdelos, auch den Empfangenden berührt sie peinlich. Wie entwürdigend kommt es uns vor, wenn der Chinese aus Höflichkeit sich als schlecht, gering, und dumm bezeichnet, wenn er seinen Namen gering, seine Heimath armselig, seine Stellung bescheiden, seine Lebensjahre unverdient verlebt, seine Angehörigen schlecht, seine Bewirthung des Gastes unwürdig nennt. Oder wenn der Japaner höflicherweise stets lächeln muß, wenn er von sich oder den Seinen redet: das Lächeln der Scham, das er genöthigt ist, über so unbedeutende Wesen Worte zu machen.

Es ist nicht schwer zu beobachten, wie selbst bei uns in Deutschland, wo man doch gerne in Unterthänigkeit schwelgt, die Selbsterniedrigung sich verringert. Wendungen wie: „meine Wenigkeit“, „mit

meinen schwachen Kräften", „nach meiner ganz unmaßgeblichen Meinung", „nach meiner schwachen Einsicht", „nach meinem dummen Verstande", klingen dem jüngeren Geschlecht bereits recht altväterisch in den Ohren. Was die Herabsetzung des Eigenen anlangt, so ist es zwar immer noch recht üblich zu „einem Löffel Suppe" oder zu einfachem „Thee und Abendbrot" einzuladen, wo es eigentlich zum Souper oder Ball lauten sollte, aber die Selbstanklagen guter Hausfrauen in Rücksicht auf die Güte der Speisen, die Bitte „fürlieb zu nehmen", wo sie thatsächlich ihr Bestes geleistet haben, und auf der andern Seite das Bedauern des Gastes, daß der Wirth um seinetwillen sich in Unkosten gestürzt habe, ferner die Entschuldigung wegen zu geringer Wohnung oder wegen mangelhafter Beschaffenheit der Gardinen — das alles sind Gewohnheiten, die aus der guten Gesellschaft völlig verschwunden sind und die nur in sehr kleinbürgerlichen und kleinstädtischen Kreisen noch ein kümmerliches Dasein fristen.

Hand in Hand mit der Selbsterniedrigung vermindert sich auch die Erhöhung der angeredeten Person. Schmückende Beiworte und überschwängliche Lobeserhebungen, die früher gäng und gäbe waren, würde heute auch der Empfangende als gar zu plumpe Schmeicheleien peinlich empfinden und als solche ablehnen. Selbst gekrönte Häupter, die doch an Prädikate wie: allerdurchlauchtigst, allergroßmächtigst und allergnädigst gewöhnt sind, würden es kaum ertragen können, als „Mittelpunkt des Weltalls", als „Schatten Gottes", „Glorie des Universums", als „Herr von zehntausend Jahren", als „Beherrscher der Erde" oder als „Herr des Lebens" angeredet zu werden. Der lateinische Curialstyl der Universitäten, der nur Superlative kennt, bei dem jeder praenobilissimus, illustrissimus und doctissimus genannt wird, erscheint uns ganz unwillkürlich ein wenig komisch. Heute sind als Anreden der „hochberühmte und hochansehnliche" oder der „wohledelgestrenge" und „großgünstige" Herr außer Gebrauch, der „gnädige" und „gnädigste" Herr siecht in der Verkehrssprache dahin, nun ich meine in Zukunft wird auch der heute allgemein gebräuchliche „hochzuverehrende" oder „hochgeehrte" Herr verschwunden sein. Ja, es wird wohl auch eine Zeit kommen, in der es als eine Art plumper Zudringlichkeit erscheint, wenn man einen fremden Menschen auch nur als „geehrter" Herr anredet. Und wie wir heute über das „Ersterben in tiefster Devotion" und über den „unterthänigsten Knecht" spotten, so wird man dann über unser „hochachtungsvollst" und „ergebenst" sich lustig machen. Das Maß der Ehrerbietung, das in der Höflichkeit zum Ausdruck kommt, sinkt langsam aber unaufhaltsam herab.

Und welches, so wird man fragen, wird das Ende sein?

Wenn die geschilderten Processe, — wie wir annehmen — in Wirksamkeit bleiben, so kann natürlich doch niemals ein Zustand eintreten, in dem die positive Höflichkeit in negative umschlägt, in dem Grobheit und flegelhaftes Betragen die Regel des Verkehrs bilden. Auch das lassen jene Processe nicht vermuthen, daß einst jede Höflichkeit vom Erdboden verschwinden werde. Sie besagen nur, daß die Höflichkeit der Zukunft einem gewissen Minimum in den Formen, einem gewissen letzten Reste zustrebt, ohne ihn vielleicht je zu erreichen. Und dieser letzte Rest erscheint von unserem heutigen Standpunkte aus geringfügig. Er kennt keine Formen mehr, welche irgend eine Auszeichnung, eine individuelle Hochachtung oder individuelle Zuneigung besagen; er kennt vielleicht nur Formen, welche das abstrakte Wohlwollen zum Ausdruck bringen, daß jeder Mensch gleichmäßig jedem Menschen schuldet. Eine wörtliche oder symbolische Versicherung der Ehrerbietung ist dann wirklich eine Auszeichnung, ein freies und freiwillig gewährtes Geschenk von Werth und Bedeutung, nicht wie heute, eine mehr oder minder erzwungene Formalität, die die Sitte auch für den Unbekannten heischt. Mit anderen Worten: das Wesen der Höflichkeit, das bei ihren heutigen Ausdrucksweisen nur Schein ist und Schein sein kann, wird dann in den neuen Formen zur Wahrheit geworden sein.

Es kann nun freilich nicht geleugnet werden, daß der hier angenommene Zustand einer zukünftigen Höflichkeit auf den ersten Blick etwas Unbehagliches und Unerfreuliches hat. Ist die Höflichkeit ein Schein, so ist sie doch ein gefälliger und angenehmer Schein. Aber erstens ist in Rücksicht zu ziehen, daß die geschilderte Umformung nur überaus langsam, Schritt vor Schritt, also für den Einzelnen kaum merkbar, sich vollzieht. Zweitens aber ist zu bedenken, daß es unzulässig ist, die Empfindungen, mit denen wir heute auf gewisse Erscheinungen reagiren, auch ohne Weiteres bei künftigen Geschlechtern vorauszusetzen. Auch diese Empfindungen wandeln sich, und was auf uns einen ganz gefälligen und annehmbaren Eindruck macht, das kann unseren Nachkommen schon überaus plump erscheinen. Jeder pflegt eben das, woran er sich gewöhnt hat, für natürlich zu halten. Die Höflichkeit des vorigen Jahrhunderts ist für uns übertrieben, maßlos, die uns heute vertraute erscheint als die allein „richtige". Auch die kommenden Geschlechter werden jedesmal ihre Höflichkeit für die einzig „richtige" und demgemäß die unsrige für maßlos und übertrieben erachten.

Aber es giebt noch einen höheren Standpunkt für unsere Betrachtung. Eine Erscheinung, die sich so allgemein bei allen Völkern der Erde vorfindet, wie die Höflichkeit, ist sicher nicht das Produkt eines krausen Zufalls, sondern hat offenbar für die Erhaltung und Wohlfahrt der Menschen-Gattung ihre hohe Bedeutung. Die Höflichkeit hat so zu sagen eine Kulturmission zu erfüllen. Jedes Zeitalter und jede Kulturstufe hat grade die Höflichkeit, deren sie bedarf. Ich habe bei Beginn meiner Darlegungen mich zu zeigen bemüht, daß z. B. grade für wenig oder halb civilisirte Völker ein starres, sehr ausgedehntes und despotisch gehandhabtes Ceremoniell einen hohen Werth besitzt, daß dieses aber unter der Einwirkung einer fortschreitenden Gesittung mehr und mehr entbehrlich wird. In gleicher Weise ist vielleicht auch der jetzige Grad der Höflichkeit für die heutige Gesellschaft und für das gegenwärtig vorhandene Durchschnittsmaß von Egoismus und Wohlwollen durchaus nothwendig.

Goethe sagt:

Die Menschen kennen sich einander nicht.
Nur die Galeerensklaven kennen sich,
Die eng an einer Bank geschmiedet keuchen,
Wo Keiner was zu fordern hat, und Keiner
Was zu verlieren hat, die kennen sich,
Wo jeder sich für einen Schelmen giebt
Und seines Gleichen auch für Schelmen nimmt.
Doch wir verkennen nur die Andren höflich,
Damit sie wieder uns verkennen sollen.

Das klingt sehr pessimistisch. Ist Rohheit und Selbstsucht wirklich unter der Maske der Höflichkeit die Regel, dann können wir die Höflichkeit nicht hoch genug als eine Wohlthat preisen. Sie gleicht dann, wie Gildemeister einmal*) sagt, der Binde, die das häßliche Geschwür verbirgt, ob wir schon wissen, daß das Geschwür hinter ihr eitert. „Und die Binde dient nicht nur zum Verhüllen, sie befördert auch die Heilung. In der höflichen Uebung steckt eine civilisirende Kraft. Die Sitte drillt den natürlichen Menschen, seinen Körper, seine Zunge, seine Leidenschaften zu beherrschen; sie nöthigt ihn fortwährend zu bedenken, daß Andere auch da sind.“

Das ist gewiß richtig. Eindringlicher, weil unablässiger als gute Lehren und Moralpredigten mahnt die Höflichkeit zur Rücksichtnahme auf Andere. Aber, — um einmal bei dem von Gildemeister gebrauchten Bilde zu bleiben — wenn das Geschwür heilt, wird die Binde

---

*) in einem Aufsatze der „Deutschen Rundschau“.

nicht nur werthlos, sondern überflüssig, ja lästig. Sollten, wenn auch unendlich langsam, die Menschen dazu gelangen, ihre angeborene Rohheit und Selbstsucht mehr und mehr abzustreifen, sollte ein größeres Maß von Rücksicht und Wohlwollen mehr und mehr selbstverständlich werden und die unerläßliche Voraussetzung für den Namen eines anständigen Menschen — nun dann wird grade die ständige Versicherung dieses Wohlwollens und dieser Rücksicht in schönen Worten oder Symbolen immer weniger Sinn und Zweck besitzen; eben weil man Selbstverständliches nicht ununterbrochen betont. Und somit würde auch die Höflichkeit, welche nur in besagter Versicherung besteht, überflüssig geworden sein. Eine solche Betrachtungsweise läßt aber die hier verfochtene Abnahme der Höflichkeit wohl in einem günstigen Lichte erscheinen.

Aber auch eine weitere Folgerung oder Begleiterscheinung der geschilderten zukünftigen Höflichkeit wird möglicherweise nicht allseitiger Billigung sich erfreuen und bedarf vielleicht einer Fürsprache. Ich meine das Verschwinden aller Abstufungen und Rangunterschiede in den Formen des Verkehrs. Dieses Schwinden steht in engem Zusammenhange mit der steten Ermäßigung im Ausdruck der Werthschätzung, sie folgt nicht nur aus dem Proceß der Demokratisirung, sondern auch aus dem der Entwerthung der Höflichkeitsformen. Denn wenn auch naturgemäß an Stelle entwertheter Formen neue treten, wenn z. B. statt der nichtssagend gewordenen Anrede „Fräulein" bald das „gnädige Fräulein" erscheint, was wiederum durch „gnädigstes" oder „allergnädigstes Fräulein" ersetzt werden könnte, so kann doch erstens der Zuwachs den Ausfall nicht ersetzen und zweitens verhindert auch der gleichzeitig wirksame Proceß der Vereinfachung reiche Neubildungen solcher Art. Die Zahl der Abschattirungen in den Höflichkeitsäußerungen sinkt unaufhaltsam herab und nähert sich stetig der Einheit. Insofern ist aber die zukünftige Gleichheit, wie ich sie voraussetze — die Folge oder eigentlich der natürliche Ausdruck einer fortgeschrittenen äußeren socialen Gleichheit.

Gleichheit! Man muß dieses Wort mit einer gewissen Vorsicht handhaben. Als Schlagwort hat es sich mit allerhand Vorurtheilen und Gefühlen verquickt und wirkt auf Manche wie ein Alarmschuß. Man denkt an ein Herabziehen alles Hervorragenden, an ein Nivelliren und Verflachen; man wittert Pöbelmanieren und Klein-Leute-Geruch. Und das ist ja Vielen unsagbar widerwärtig.

Nun ist aber der Gleichheitsbegriff als solcher völlig relativ und demgemäß nichtssagend, sobald er nicht näher bestimmt wird. Gleichheit

an sich ist weder gemein noch vornehm, weder durchführbar noch undurchführbar, weder gut noch schlimm. So gewiß jede vernünftige Erziehung individualisirt, also Ungleichheit bewirkt, ebenso gewiß läuft — in anderer Hinsicht — alle Pädagogik und praktische Ethik auf Gleichmacherei hinaus — wenn sie sich z. B. bemüht, die Menschen gleich ehrlich oder sauber zu machen. Und dieselben Herren, die ganz im Allgemeinen über „öde" Gleichmacherei, über „demokratisches" Nivelliren und Verflachen sich ereifern, würden wohl kaum etwas dagegen haben, wenn es gelänge alle Staatsbürger gleich conservativ und königstreu zu gestalten. Und doch wäre auch dies „Gleichmacherei". Nicht das Streben nach Gleichheit als solches, sondern nur das, worin Gleichheit erstrebt wird, kann einer beifälligen oder mißfälligen Beurtheilung unterzogen werden.

Die sociale Gleichheit, die bei der zukünftigen Gestaltung der Höflichkeit in Frage kommt, ist eine Gleichheit der äußeren Form. Eine solche formale Gleichheit ist aber mit sachlicher Ungleichheit sehr wohl vereinbar.

So sind z. B. in einer parlamentarischen Körperschaft formal alle Mitglieder einander gleich: jeder hat eine Stimme, jeder hat das gleiche Recht, das Wort zu ergreifen, jeder hat den gleichen Anspruch auf Beachtung. Und doch! welch eine Ungleichheit, welch ein Unterschied zwischen dem Führer einer großen Partei und dem nur abstimmenden Mitgliede; zwischen dem Manne, dessen Worte in allgemeiner Unruhe und Unaufmerksamkeit verhallen und dem Manne, der mit seiner Rede die Herzen aller Hörer zwingt; zwischen dem, der nur als zählendes Glied ins Schlepptau genommen wird und dem, der sich — trotz der Gleichheit aller Rechte — kraft seiner eigenen Persönlichkeit einen maßgebenden Einfluß zu verschaffen weiß. Ganz ähnlich steht es aber mit der Gleichheit in den Formen der Höflichkeit. Diese Gleichheit hat mit der wirklichen Geltung der Person, mit ihrer Bedeutung im Staats- und Gesellschaftsleben und mit der inneren Achtung, die ihr gezollt wird, nicht das Geringste zu schaffen.

Ich gestehe ehrlich, daß mir eine allzugroße Furcht vor der zunehmenden Gleichheit in äußeren Dingen und dem Schwinden socialer Gegensätze meist nur als ein Beweis der Schwäche und der unzulänglichen individuellen Bedeutung erscheint.

Um übrigens die schon heute bestehende relative Gleichheit in der höflichen Redeweise sich zu veranschaulichen, bedarf es nur der Erinnerung an die zahllosen schmückenden Beiworte: edel, ehren- und tugend-

reich, ehrenfest, ehrwürdig, edelgestreng, hochberühmt, hochgelahrt, hochansehnlich, großgünstig u. s. f., deren sich einst alle Stände, selbst die Scharfrichter, erfreuten und die sich noch bis ins vorige Jahrhundert hinein erhalten haben. Es ist noch nicht allzulange her, da unterschied man bei Anreden und Briefaufschriften genau zwischen Ew. Edlen, Wohledlen, Hochwohledlen, Hochedlen, Wohledelgeboren, Hochwohledelgeboren, Hochedelgeboren; dann erst folgte das Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Hochgeboren. Heute begnügen wir uns für briefliche Aufschriften mit dreien dieser Formen — aber auch diese fristen nur noch ein kümmerliches Dasein. Was den Gebrauch von Titeln und Berufsbezeichnungen anlangt, so ist dieser in Deutschland freilich noch sehr im Schwange. Aber in Frankreich ist man bereits auf einer weiteren Stufe der hier in Rede stehenden Entwickelung angelangt, als bei uns. Dort ist die Anrede schon heute fast ganz gleichartig, das Marktweib wird ebenso „Madame" angeredet wie die Marquise, der Stiefelputzer ebenso „Monsieur", wie der Minister. Und, gestehe ich's ehrlich, mir ist diese Art Gleichheit immer unendlich viel weltmännischer und innerlich vornehmer erschienen als unser etwas ängstliches und kleinstädtisches Individualisiren in der Anrede, wobei alle drei Sätze ein „Herr Regierungsrath" oder ein „Frau Oberamtsrichter" in die Rede eingeflochten wird.

Aber auch hier können wir einen ethischen Gesichtspunkt aufstellen. Wollte man Andere ununterbrochen an ihre Mängel, an ihre Häßlichkeit oder körperlichen Gebrechen erinnern, so würde das gewiß für höchst unschicklich und roh gelten. Aber auch ein häufiges Schmeicheln und Erinnern an persönliche Vorzüge erscheint uns überaus plump. Ebenso empfinden wir es als eine grobe Taktlosigkeit, wenn ein Reicher uns durch protzenhaftes Benehmen immer wieder zu verstehen giebt: „Ich bin reich und Du bist arm". Ist es also ein Zeichen wahrhaft vornehmer Gesinnung im Verkehr von gewissen Unterschieden abzusehen, also in gewissem Sinne Gleichmacherei zu betreiben, so ist es nur eine folgerechte Entwickelung, wenn man es in Zukunft auch vermeidet, die höhere oder niedere Lebensstellung seiner Mitmenschen durch Ehrfurchtsbezeugung und Anredeweise unablässig vor Augen zu rücken — zumal wenn diese Unterschiede in der staatlichen Stellung für den persönlichen Umgang ohne allen Belang sind. So kann aber die zunehmende Gleichheit in den Verkehrsformen als der Ausdruck einer mit fortschreitender Gesittung im Einklang stehenden Verfeinerung unserer Empfindungsweise betrachtet werden.

Solche Erwägungen dienen vielleicht denen als eine Art Beschönigung, denen im Uebrigen die Vorstellung eines Zeitalters ohne oder mit geringerer Höflichkeit nicht gefallen sollte.

Aber freilich, die Entwickelung der Höflichkeit richtet sich nicht nach unserem Gefallen oder Mißfallen. Sie ist von unseren Wünschen ebenso unabhängig, wie von den Erwägungen, die wir über ihren Verlauf und ihre Zukunft anstellen. Auch von der Höflichkeit gilt, was der Dichter vom Schicksal des Einzelnen verkündet: Auch die Höflichkeit muß „nach ewig ehernen, großen G e s e t z e n ihres Daseins Kreise vollenden“.

Isokrates als Politiker.

Ein Vortrag*)

von

Friedrich Koepp.

Gemeinsam ist allen Menschen die Liebe zur Heimath. Sie kann schon deshalb, weil sie allen gemeinsam ist, keine Tugend sein. Sie ist ein Instinkt. — Ein Höheres, ein Schwereres ist die Liebe, die nicht den sichtbaren heimischen Bergen und Fluren gilt, sondern dem unsichtbaren heimischen Staatswesen, und die ist erst die wahre Vaterlandsliebe, der Patriotismus. Der ist eine Tugend und kostet Arbeit, wie alle Tugend. Eingeboren zwar ist uns das Bedürfniß der Dankbarkeit — so glaube ich wenigstens —; aber der Dank, aus dem die Liebe erwachsen könnte, will verdient sein, und für den Mann, dessen Leben in harter Arbeit besteht, dem Polizeidiener und Steuerbote die Staatsgewalt verkörpern, ist es zuweilen nicht leicht, einzusehen, wofür er dem Staat Dank schuldet.

In primitiven Verhältnissen kann der Patriotismus in der Heimathliebe seine Wurzeln schlagen, und in Zeiten dringender Gefahr wächst er auch da, wo die angeborene Liebe zur Heimath hat überwunden werden müssen, zusammen mit der Liebe zu Näherliegendem, Sichtbarem: zu Haus und Herd, zu Weib und Kind. Aber in Zeiten des Friedens, die doch heute zumal nicht leichtere Aufgaben mit sich bringen als Kampf und Krieg, in Zeiten des Friedens tritt es hervor, wie verschieden der einzelnen Menschen Verhältniß zu der Tugend des Patriotismus ist, wie verschieden ihr Verständniß dafür.

---

*) Der Vortrag ist hier gedruckt, wie er anfangs März 1892 gehalten wurde. Erst später wurde mir der auf der Münchener Philologenversammlung gehaltene Vortrag R. von Scalas über Isokrates und die Geschichtsschreibung zugänglich; er berührt sich im Gegenstand vielfach mit dem vorliegenden; in der Auffassung nirgends. Aber er hat mir keine günstigere Meinung von Isokrates' politischer Einsicht beigebracht.

Es ist nicht die letzte Aufgabe der Regierenden in einem großen Staate, Verständniß für das, was nach der Einsicht der Besten das Wohl des Vaterlands ist, möglichst vielen aufzuschließen, möglichst vielen das Gefühl der Mitwirkung an diesem Wohl zu gewähren, nach ihrer Fähigkeit ihnen Antheil an der Regierung zu geben, weil nur der zu gehorchen geneigt ist, der in irgend einem sei es noch so kleinen Kreise wieder befehlen darf. Auf dieser Bahn ist man vorangegangen seit der Städteordnung des Freiherrn vom Stein bis in unsere Tage, und wir dürfen das Zutrauen haben, daß auf diesem Weg das Verständniß für den im Fortschreiten der Cultur sich vielleicht auch in Zukunft noch umgestaltenden Begriff des Patriotismus und dieser Patriotismus selbst uns niemals wieder verloren gehen wird.

Hier sind wir denen, die in so vielem unsere Lehrmeister sind, den alten Hellenen überlegen.

Die Thaten der Perserkriege haben bisher in den jugendlichen Seelen das erste Feuer patriotischer Begeisterung entfacht, und sie werden es hoffentlich trotz allem auch ferner thun. Der Thebaner und der anderen Mederfreunde Verworfenheit läßt den Patriotismus der Athener und Spartaner nur um so glänzender erscheinen. Aber die wahre Kehrseite der patriotischen Bewegung, zu der die gemeinsame Gefahr so viele hellenische Staaten zusammenzwang, lernt man erst später kennen: davon daß im Herzen Athens die Verräther saßen, braucht die Jugend nicht mehr zu erfahren als Herodot sie wissen läßt, und keiner der jungen Herodot-Leser braucht zu wissen, daß es in dem gepriesenen Athen nicht nur in den Tagen der Schlacht bei Marathon sondern zu jeder Zeit, im fünften Jahrhundert wenigstens, eine Partei gegeben hat die bereit war, die Stadt an den Landesfeind, wer er auch sein mochte, zu verrathen.

Der erbitterte Kampf zwischen Adel und Volk um die Herrschaft in den griechischen Stadtgemeinden füllt das fünfte Jahrhundert aus: kaum daß die Perserkämpfe ihn auf kurze Frist unterbrochen hätten. In mehr als einer Stadt verzehrt er die beste Kraft und führt zu Umwälzungen, die mehr Blut kosten als der Perserkrieg. Es ist ein düsteres Kapitel in der Geschichte der hellenischen Blüthezeit. Athen kam dabei bis gegen das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts noch glimpflich davon. Aber die Schrift eines athenischen Aristokraten aus dem ersten Jahrzehnt des peloponnesischen Krieges läßt uns in die Zerissenheit des Staats, in die Verbitterung des Kampfs einen grausigen Einblick thun. „Die Athener“, so sagt der Mann mit bitterer Ironie, „thun wohl daran, daß sie nicht nur die Verständigsten und Besten,

sondern auch die „Schlechten“ — nicht anders heißen bei ihm die Demokraten — zu Wort kommen lassen; denn was ein χρηστός, ein wackerer Mann d. h. ein Aristokrat reden und rathen würde, das wäre doch nur zum Vortheil seiner Standesgenossen, wie umgekehrt ein πονηρός nur zu seinem und Seinesgleichen Vortheil spricht: es kommt nicht darauf an, wie sich der Staat steht, sondern nur darauf, daß die Demokratie besteht.“ — Und eines Macchiavelli würdig ist das Wort: „Es ist eine Naturnothwendigkeit, daß der Herrschende von dem Beherrschten gehaßt wird.“

Wie konnte in einem solchen Staat der wahre Patriotismus gedeihen, der Patriotismus, der sich nicht erst an der Fackel des Krieges entfacht? Er blieb gewiß auf wenige Männer beschränkt. Er ist uns verkörpert in Perikles. Das ist der athenische Patriotismus.

Die panhellenische Begeisterung war schon verraucht bevor noch der Perser das Land verlassen hatte. Spartaner gab es wieder und Athener, Korinther, Aigineten — Hellenen nicht. Was war es auch, was sie hätte zusammenhalten können, nachdem die gemeinsame Gefahr beschworen war? Die Sprache nicht. Der deutsche Dichter zwar antwortete auf die Frage nach des Deutschen Vaterland: „So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt.“ Aber die Ereignisse, die uns ein deutsches Vaterland gegeben haben, straften die Antwort lügen und bei ihrer Antwort wird es wohl bleiben.

Die Sprache ist einer der Factoren, die bei der Bildung der Nationen zusammenwirken, aber nur einer. Ein anderer ist die Religion; aber auch beide zusammen sind zu schwach. Gemeinschaft des Wohnsitzes und des Landes ist eine dritte Bedingung. Aber diese Gemeinschaft wurde in dem durch Gebirge und Meeresbuchten vielfach zerschnittenen Land der Hellenen wenig empfunden. Der „Kantönligeist“ ist in den Bergen der Schweiz zu Haus, und es war kein Zufall, daß der politischen Einigung Deutschlands durch „Blut und Eisen“ die friedliche wirthschaftliche Einigung durch Zollverein und Eisenbahnen vorausging. Als viertes Motiv bei der Bildung der Nation bezeichnet Bluntschli „Gemeinschaft der Lebensart, der Lebensaufgaben und Sitten“; und die wurde im alten Hellas, so weit sie überhaupt vorhanden war bei der Verschiedenheit der Stämme, aufgezehrt durch den Gegensatz des aristokratischen und demokratischen Regiments, zu dessen Vertretern das Verhängniß gerade die beiden führenden Staaten von Hellas machte.

„Gemeinschaft der staatlichen Verbindung“ ist das letzte, aber zugleich das entscheidende Motiv bei der Bildung der Nation. Ist sie

vorhanden in der That, so ist das Werk der Einigung vollbracht und bedarf der übrigen Motive nur zu seiner Sicherung. Aber sie muß in der Idee vorhanden, sie muß gedacht sein, wenn überhaupt die anderen treibenden Kräfte wirksam sein sollen. Die deutsche Einheit ohne Oesterreich unter Preußens Führung ist schon in den Tagen des Wiener Congresses nicht nur von Karl Augusts jugendlichem Adjutanten gedacht worden, während die Diplomaten das unglückliche Gebilde des deutschen Bundes schufen; dieselbe Einheit dachten sich die Kleindeutschen des Frankfurter Parlaments als sie Friedrich Wilhelm dem Vierten die Kaiserkrone anboten.

Ein griechischer Einheitsstaat ist nie gedacht worden, weil er bei der Beschränkung des Staatsbegriffs, über den selbst Aristoteles nicht hinausgekommen ist, nicht gedacht werden konnte.

Kimon nannte Athen und Sparta das Zweigespann vor dem Wagen von Hellas und bewies damit, daß er dies Zweigespann zu erhalten wünschte und an ein einiges Hellas unter der Doppelführung glaubte — daß er kein Politiker war. Die klarer sahen als er hätten Sparta am liebsten in den Abgrund gestoßen, als dazu die Gelegenheit geboten schien, die Erben der Politik des Themistokles. Aber mit Spartas Untergang wäre das aristokratische Princip nicht ausgerottet gewesen, und wäre das verschwunden aus Hellas, so würde damit Athen die kräftigste Stütze seiner Hegemonie verloren haben; denn sie beruhte auf dem Anschluß der demokratischen Staaten an die mächtigste Demokratie. Darüber mochten Kimons Gegner sich täuschen; aber was sie erstrebten war nicht ein einiges Hellas, sondern ein mächtiges Athen.

Nicht zum zweiten Mal ward, wie zur Zeit des messenischen Kriegs, Spartas Geschick in die Hand der Athener gelegt.

Sparta erhob sich wieder und konnte den Blick wieder über die Grenzen des Peloponneses hinausschweifen lassen. Das längst mürbe Band der alten Waffenbrüderschaft war zerrissen. Klarsehende Staatsmänner sahen einen Kampf zwischen Sparta und Athen auf Leben und Tod als etwas Unvermeidliches voraus. Perikles that der Zersplitterung der athenischen Kraft Einhalt, gab die Kämpfe im Osten auf, suchte dafür im Westen Fuß zu fassen, damit der Entscheidungskampf die Athener dort nicht ohne Bundesgenossen fände, wenn die Dorerstädte Italiens sich Sparta anschließen sollten. Dann kam der Krieg. — Nach fast dreißigjährigem wechselvollem Kampf schien Athen vernichtet, für immer. Aber die Rückkehr des Demos unter Thrasybul gab der Stadt bald neue Lebenskraft, dank der weisen Mäßigung, mit der man bei der Her-

stellung der demokratischen Verfassung verfuhr. Nach wenigen Jahren war Athen wieder bündnißfähig und verband sich zunächst mit Theben, alsbald noch mit anderen Staaten zum Kampf gegen die spartanische Hegemonie, die durch die schmähliche Harmostenwirthschaft sich in wenigen Jahren verhaßter gemacht hatte als Athens Herrschaft über seine Bundesgenossen jemals gewesen war. Der Sieg Konons bei Knidos vernichtete die spartanische Seeherrschaft. Mit persischem Gold wurden Athens Mauern wieder aufgebaut. Athenische Trieren erschienen wieder an den Küsten Thrakiens und des Hellesponts: Athen durfte an die Erneuerung seines Seebunds denken. Aber der Gedanke kostete ihm die Freundschaft des Perserkönigs, und Spartas Gesandte, in Susa wieder in Gnaden aufgenommen, brachten den Hellenen die Schmach des Königsfriedens zurück, der den Athenern nur Lemnos, Imbros und Skyros ließ, während er Spartas Vorherrschaft im Peloponnes bestehen ließ und den Spartanern die Möglichkeit bot, unter dem Vorwand des Schutzes der vom König befohlenen „Autonomie" sich als Vollstrecker des Friedens in alle hellenischen Angelegenheiten zu mischen. Und die Gelegenheit haben sie reichlich ausgenützt. Knirschend hatten die Athener sich dem Frieden gefügt, angesichts der drohenden Gefahr einer Coalition von Sparta, Persien und Syrakus. Mit steigender Erbitterung mußten sie sehen, wie Sparta sich den Frieden zu Nutz machte: Wer damals in Athen den Gedanken einer Verständigung mit Sparta hegte und verfocht, der mußte als ein Schwärmer oder ein Schwätzer erscheinen.

Lautet so hart das Urtheil über Isokrates, der fünf Jahre etwa nach dem Frieden des Antalkidas, in der zweiten Hälfte des Jahres 381 seinen Panegyrikos herausgab, der Athener und Spartaner zu einer Vereinbarung über die Hegemonie und alle Hellenen zu gemeinsamem Krieg gegen Persien aufruft?

Man liebt es, den Isokrates einen Publicisten zu nennen; Theodor Bergk hat ihn zuerst so genannt. Wäre er wirklich das gewesen, was wir mit diesem Namen begreifen, so müßte er in der That ganz lächerlich erscheinen mit seinem unzeitgemäßem Vorschlag. Aber die Bezeichnung ist schief, wie jeder moderne Name für antike Dinge. Das beweist schon die Zeit, die Isokrates auf die Arbeit an seiner Rede verwandte: ein Schriftsteller, der zehn Jahre an einem Aufsatz feilt, der schreibt nicht für den Tag und kann kaum die Absicht haben, auf die Ereignisse des Tages Einfluß zu gewinnen.

Und zehn — nach anderen gar fünfzehn — Jahre soll Isokrates an seinem Panegyrikos gearbeitet haben. Niebuhr hat gesagt: „Der

Panegyrikos ist eine Huldigung für Athen, die ihren ganzen Werth verliert, wenn man sich erinnert, daß Isokrates zehn Jahre daran gearbeitet hat." Aber die Rede ist nicht in erster Linie eine „Huldigung für Athen" sondern das Meisterstück eines Redekünstler: das war es, was Zeit kostete. Es galt vor allem — das sagt der Redner oft genug — alle Vorgänger, die je über denselben Gegenstand sich hatten vernehmen lassen, zu übertreffen; und durch welche Finessen sie übertroffen wurden, das kann selbst der Philologe häufig nur ahnen, das konnten nur die redefrohen Athener würdigen. Immerhin muß man sich wundern über die Länge der Zeit, obgleich unser Zeitungsdeutsch uns zuweilen daran erinnert, daß anständige Prosa doch auch etwas Zeit verlangt, und obgleich Balzac gemeint hat, man solle doch nicht erstaunt sein, daß Isokrates zehn Jahre damit zugebracht habe, die eine Rede zu Stande zu bringen, da doch die meisten Menschen sechzig Jahre damit zubrächten, nichts zu Stande zu bringen.

Was Isokrates war und wollte verstehen wir aber eher weil uns diese Angabe über die Zeit der Arbeit am Panegyrikos erhalten ist.

Die mäßigere Angabe wird der Wahrheit entsprechen. Denn es ist kein Zweifel, daß Isokrates unter den Vorgängern, die er zu übertreffen strebt, vor allen den Gorgias im Auge hat, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er die Anregung zu seiner Rede unmittelbar durch die Olympische Rede des Leontiners empfing, die dasselbe Thema behandelte. Die Olympische Rede aber hielt Gorgias im Jahr 392. Wenn Isokrates im folgenden Jahr den Plan seiner Rede faßte, so könnte man zu seinen Gunsten anführen, daß gerade damals der Gedanke einer Verbindung von Athen und Sparta zu einem Krieg gegen Persien nicht so ganz außerhalb des Bereiches des Möglichen zu liegen scheinen konnte. Denn bereits hatte sich das Bündniß Athens mit dem Perserkönig gelöst, Konon war zu Euagoras von Salamis entflohen und hetzte diesen zum Krieg gegen Persien auf, während die Spartaner unter Thibron den Kampf in Kleinasien bereits wieder aufgenommen hatten. So könnte Isokrates als ein Mann erscheinen, der seine Zeit verstand — wenn er seine Rede zehn Jahre früher herausgegeben hätte. Da er aber zehn Jahre lang — während Thrasybul einen neuen attischen Seebund gründete, Athen und Sparta um Aigina Krieg führten, dann Sparta die Anerkennung des Antalkidasfriedens erzwang und in Hellas anmaßlicher denn je schaltete, da Isokrates während aller dieser Wechselfälle unentwegt seine Perioden drechselte und den Hiatus vermied — so ist es klar, daß seine Rede unabhängig war von den Ereignissen des Tages.

Zwar hat man bemerkt, daß die Schrift, die doch die Versöhnung mit Sparta sich als Ziel steckt, über die Frevel der letzten Zeit, die Besetzung der Kadmeia, die Belagerung von Olynth und Phlius bittere Worte enthält, die manche Gelehrte — sicherlich mit Unrecht! — für eine spätere Interpolation der bereits drei Jahre zuvor vollendeten und herausgegebenen Rede gehalten haben. Aber so sehr man sich freuen mag, hinter dem gleichmäßigen Wellenschlag der Perioden einmal ein Herz schlagen zu hören, so ist es doch nicht die Entrüstung des athenischen Patrioten, die dem Isokrates die Worte eingegeben hat, sondern die Entrüstung des Gerechtigkeitsfreundes, der etwas von der Sokratischen Tugendlehre in sich aufgenommen hat — und nebenbei das Bedürfniß des Rhetors schwarz zu malen, um dagegen die Vorwürfe gegen die athenische Hegemonie gegenstandslos erscheinen zu lassen.

Isokrates bildet sich viel darauf ein, daß er zu der Ermahnung zur Eintracht und zum gemeinsamen Feldzug gegen die Barbaren, auf die seine Vorgänger sich beschränkt hätten, die Erörterung über die Hegemonie hinzugefügt hat, da ohne eine Verständigung über diese die Eintracht nicht zu erreichen sei. Aber er müßte ein Schwachkopf gewesen sein, wenn er im Ernst sich geschmeichelt hätte, mit seinen schönen Reden über die Verdienste der Athener in mythischer und historischer Zeit, die Spartaner zum Verzicht auf die Seeherrschaft zu bewegen und der Politik neue Bahnen zu weisen, und wenn wir in der Rede die zuversichtlichen Worte finden: „wenn diese Rede gelingt — ἢν κατορθωθῇ —, so wird sie uns von dem inneren Krieg und der herrschenden Verwirrung und den größten Uebeln befreien", so ist das eine rhetorische Figur, die in einer Musterrede nicht fehlen durfte.

Es ist Zeit sich ins Gedächtniß zu rufen, wer Isokrates war und womit er sich bis zur Abfassung seiner berühmtesten Rede beschäftigt hatte.

Isokrates war geboren im Jahr 436 v. Chr. Als Sohn wohlhabender Eltern ward ihm zu Theil, was seine Zeit an Bildung bot. Prodikos von Keos, später Tisias und Gorgias, angeblich auch Theramenes, waren seine Lehrer. Dem Kreis des Sokrates stand er nicht fern und verläugnet nicht den Einfluß sokratischer Lehre. Bekannt ist die günstige Prophezeiung des Sokrates im Platonischen Phaidros, die Stelle, die in der noch nicht einhellig entschiedenen Frage nach der Abfassungszeit des Dialogs eine hervorragende Rolle spielt. „Jung ist noch Isokrates", heißt es da, „doch was ich von ihm prophezeie will ich Dir nicht vorenthalten. Mir scheint seine Naturanlage stelle ihn

über die Schriftstellerei des Lysias und sein Charakter habe eine edlere Mischung. Drum sollte michs nicht wundern, wenn er in vorrückendem Alter in eben den Reden, die ihn jetzt beschäftigen, alle die je sich an Reden gewagt, weiter als Knaben hinter sich lassen, oder auch wenn ihm diese Beschäftigung nicht genügen, und zu Größerem ihn ein göttlicher Drang hinleiten sollte. Denn von Natur liegt etwas von Philosophie im Geist des Mannes."

So günstig lautete freilich Platons Meinung nicht, oder doch später nicht.

Von der Betheiligung am Staatsleben hielt sich Isokrates fern, wie er selbst sagt, weil ihm die Kraft der Stimme und die muthige Sicherheit des Auftretens — er spricht etwas euphemistisch von τόλμα — fehlten, die der nicht entbehren konnte, der die athenische Volksversammlung beherrschen wollte. Er besaß die Schüchternheit, die sich mit Eitelkeit und Anmaßung verbindet und nicht, wie die des Demosthenes, sich überwinden läßt, weil sie eben auf den Mangel des moralischen Muthes beruht, der zu aller Arbeit an sich selbst nothwendig ist.

Als der Verlust des väterlichen Vermögens im Laufe des dekeleischen Kriegs ihn nöthigte, an Gelderwerb zu denken, schrieb er Gerichtsreden, von denen uns einige erhalten sind, viele nach Aristoteles bei den Buchhändlern feilstanden. Ungern sprach er später von dieser Episode seines Lebens.

Lysias war von der Lehrthätigkeit und der damit verbundenen epideiktischen Rede, als deren Vertreter er in Platons Phaidros erscheint, zur Gerichtsrede übergegangen. Isokrates wandte sich umgekehrt von dem Beruf des Redenschreibers, des Advokaten wenn man will, zu dem in seinen Augen höheren und seiner Natur gemäßeren des Lehrers der Beredsamkeit und Redekünstlers. Der Unterricht des Gorgias, den er, vermuthlich schon vor der ungünstigen Gestaltung seiner Vermögensverhältnisse, genossen, hatte ihn dazu vorbereitet.

Gorgias war sein Vorbild. Ihn suchte er in seiner „Helena" zu übertreffen, wie in der Lobrede auf Busiris einen anderen Redner, freilich geringeren Schlags. Von Gorgias übernahm er auch den Gedanken seiner panhellenischen Rede. Die ist meines Erachtens nicht wesentlich anders aufzufassen als die beiden anderen Schaustücke. Der Unterschied liegt nur in der Wahl des Gegenstands, auf die sich Isokrates, so wenig sie auch sein geistiges Eigenthum ist, nicht wenig zu gut thut — wir dürfen zugeben mit Recht, im Vergleich mit jenen albernen Aufgaben, bei denen der Ernst der Behandlung oft erheiternd wirkt. Aber über die Wahl entscheidet doch im Grunde, wie Isokrates

in der Antidosis-Rede selbst sagt nur die Rücksicht auf den Beifall der Zuhörer; denn wer nicht große und schöne, menschenfreundliche und auf das Gemeinwohl bezügliche Aufgaben sich stellt — οὐδὲν διαπράξεται τῶν δεόντων. Und in der letzten seiner Reden heißt es zu Anfang: „Als ich jünger war, schrieb ich Reden nicht über mythische Gegenstände voll Abenteuerlichkeit und Unwahrheit, an denen die meisten mehr Gefallen finden als an denen über ihr eigenes Wohl — er verläugnet hier Helena und Busiris — noch über die Thaten der Vorzeit und die hellenischen Kriege, obgleich ich wußte, daß sie mit Recht gepriesen werden, noch endlich schrieb ich Reden, einfach und schmucklos, wie die Prozeßkundigen sie ihren Schülern anempfehlen, wenn sie den Gegner schlagen wollen — sondern ich beschäftigte mich mit solchen Reden, die über das Wohl unseres Staates und der übrigen Hellenen Rath ertheilen und strotzen von Enthymemen, Antithesen, Parisosen und von den anderen Figuren, die die Glanzpunkte der Prunkreden sind und die Zuhörer veranlassen, ihren Beifall zu äußern und zu klatschen."

Darauf also kam es an. Und viel mehr als den Beifall der Leser scheint er auch im Panegyrikos sich selbst nicht zu versprechen, wenn er den Erfolg der leitenden Staatsmänner, wenn diese, wie sie sollten, für den Perserkrieg ihre Stimme erhoben hätten, für zweifelhaft hält und sich als einen den Staatsgeschäften Fernstehenden jenen gegenüberstellt. Daß er aber des Beifalls Vieler gewiß war und seiner in reichem Maße theilhaftig wurde, verdankte er nicht nur der uns fast unbegreiflichen Geltung in der zu Athen die Kunst schöner Rede stand, sondern mehr noch der Unzufriedenheit mit den heimischen Verhältnissen, dem Mißbehagen, das Unzählige, und nicht die Schlechtesten unter den Hellenen, erfaßt hatte, die sich gern über das Elend der Gegenwart für kurze Zeit hinwegtäuschen ließen durch die Erinnerung an die Thaten der Vergangenheit und durch Träume der Zukunft, die um so willkommener schienen, je weiter sie der Wirklichkeit entrückt waren. Aus derselben Stimmung wurden, freilich eine andere Frucht, Platons Staatsphantasien geschaffen, die auf ihren Patriotismus nicht geprüft zu werden brauchen, weil sie einer anderen Sphäre angehören, und ihr Schöpfer ihnen nur Unrecht gethan hat, als er wiederholt versuchte, sie in Wirklichkeit umzusetzen.

Der reichliche Beifall, den der Panegyrikos fand, mochte den eitlen Mann über die Bedeutung seiner Worte täuschen. Er mochte vergessen, daß die die an seiner Rede am meisten Gefallen fanden, gerade nicht die waren, die Worte in Thaten hätten umsetzen können. Die Enttäuschung kam. Aber es blieb die Vorstellung bei Isokrates, daß der Zauber

seiner Rede nur statt der vielen Unmächtigen einen mächtigen Mann ergreifen müßte, damit sein verschwommenes Bild eines einigen glücklichen siegreichen Hellas Wirklichkeit, und er selber, über die Staatsmänner des Marktes hoch hinausgehoben, der Erste unter den Hellenen würde. Diese Vorstellung wurde der Wahn seines Lebens.

Fünfundfünfzig Jahre zählte er schon als er den Panegyrikos herausgab; aber es waren ihm noch mehr als vierzig Jahre beschieden, und in diesen vierzig Jahren setzte er bald auf Dionysios von Syrakus, bald auf den spartanischen König Archidamos, schließlich auf Philipp von Makedonien seine Hoffnungen.

Isokrates hat während seines langen Lebens wohl kaum einen selbständigen Gedanken von Bedeutung gehabt. Als er die Hellenen zum gemeinsamen Perserkrieg aufrief, that er nur was Gorgias vor ihm gethan hatte, und was dieser mit lebendiger Stimme, von den Stufen des Zeustempels herab, vor der aus allen griechischen Gauen zusammengeströmten begeisterungsfähigen Festversammlung der Olympien gethan, das that Isokrates, wie man schon im Alterthum spottend sagte, durch die Stimme eines vorlesenden Sklaven. Dem fahrenden Redekünstler aus Sicilien kam es nur darauf an, durch solche Prunkreden für seine Rednerschule Reklame zu machen. Wäre es bei Isokrates anders gewesen, so müßte sich im Panegyrikos eine Spur davon finden, daß er über das Ziel des Perserkriegs oder über den glücklichen Zustand von Hellas, der durch die gemeinsame That erreicht werden sollte, oder überhaupt über irgend etwas, was damit zusammenhing, ernstlicher nachgedacht hätte. Er hat es sicherlich nicht gethan; auch nicht später als er — so viel an ihm lag — das Schicksal Athens und aller Hellenen in die Hand des sicilischen Tyrannen legte.

Auch Platon hat die Verwirklichung seiner Ideen in Syrakus gesucht. Gewiß hat Platon auf den Namen eines Patrioten im gewöhnlichen Sinn keinen Anspruch, und er braucht ihn nicht, so wenig wie Goethe. Aber es war doch ein Anderes, die Ausführung einer Staatsverfassung von dem Tyrannen zu fordern, ein Anderes Dionysios zum Führer der Hellenen zu erklären: Platons Ansinnen war nicht unpatriotisch, weil es zu seiner Vaterstadt in keiner anderen Beziehung stand, als daß das in Syrakus geschaffene Staatsbild vielleicht der Heimath hätte zum Vorbild dienen können. Isokrates' Wunsch war unpatriotisch und gedankenlos dazu. Als Xerxes gegen Hellas heranzog, hatten, nach Herodots Erzählung, Spartaner und Athener des syrakusischen Tyrannen Gelon Anspruch auf die Hegemonie, die der Preis

seiner Hilfe sein sollte, mit Entrüstung abgewiesen. Etwa hundert Jahre später forderte Lysias die zu Olympia versammelten Hellenen auf, in gemeinsamem Heereszug Sicilien von der Tyrannis des Dionysios zu befreien, und das reiche Festgezelt des syrakusischen Gesandten mußte unter dem Eindruck seiner Rede leiden. Zwei Jahrzehnte später sah Isokrates in demselben Dionysios den Vorkämpfer der Hellenen.

Die Rede an Dionysios ist nicht erhalten: nur ihr Vorwort wird uns unter dem Namen eines Briefs überliefert. Es ist geschrieben nach der Schlacht bei Leuktra, also in den letzten Lebensjahren des Dionysios, der im Jahr 367/66 starb.

Es ist merkwürdig daß drei der sogenannten Briefe, der an Dionysios, der an Archidamos und der an die Söhne Jasons von Pherai vielmehr Prooemien größerer Reden sind. Es fällt schwer, für die gleichmäßige Verstümmelung aller drei Schriften den Zufall verantwortlich zu machen. Ich würde glauben, daß wir in allen drei Schriftstücken Expositionen besitzen, die Isokrates in seiner Schule — gewissermaßen als Aufsatzthema — seinen Schülern zur Ausarbeitung vorlegte, wenn mir nicht die Art, wie der Redner in der Rede an Philipp den sogenannten Brief an Dionysios anführt, zu beweisen schiene, daß er sich wirklich mit dem Tyrannen in Verbindung gesetzt hat, wie seine Verbindung mit dem Makedonenkönig sicherlich nicht eine Voraussetzung der rhetorischen Schulübungen, sondern eine Thatsache gewesen ist. Die Rede an Dionysios und die an Archidamos konnte verloren gehen, weil sie der an Philipp und zum Theil dem Panegyrikos, wie wir nach Isokrates' Art nicht bezweifeln können, da er sich überall mit Vorliebe und Bewußtsein selbst abgeschrieben hat, sehr ähnlich gesehen haben wird und deshalb den Abschreibern, an deren Geduld die Breite des Redners ohnehin übermäßige Ansprüche stellte, der Ueberlieferung nicht werth scheinen konnte. Für den Verlust der Rede an die Söhne Jasons, die eine Begründung der Empfehlung des Privatlebens im Gegensatz zur Tyrannis enthalten haben muß, weiß ich einen ähnlichen Grund nicht anzuführen.

Dionysios starb ehe er den Perserzug hätte unternehmen können, zu dem Isokrates ihn ohne Zweifel im weiteren Verlauf der Rede aufgefordert hat, obgleich das Prooemium die Perser noch nicht erwähnt. Anderes hatte ja Isokrates nicht vorzuschlagen. Hoffentlich hatte der Tyrann doch noch Zeit, dem Redner für den Namen des „Ersten unter den Hellenen" — τὸν πρωτεύοντα τοῦ γένους καὶ μεγίστην ἔχοντα δύναμιν nennt er ihn — seine Erkenntlichkeit zu beweisen, für die Isokrates so empfänglich war, daß man sich des Verdachts kaum entschlagen kann, daß die Rücksicht auf den Geldbeutel auf die Wahl seiner Adressen und

vielleicht auch auf seine Friedensliebe und sein Interesse für die Griechenstädte Kleinasiens, aus denen sich seine Schüler vornehmlich rekrutirten, nicht ganz ohne Einfluß gewesen sein möchte.

Zehn Jahre nach Dionysios' Tod wandte sich Isokrates an Archidamos, mit der Rede, deren Prooemium als neunter Brief erhalten ist.

Archidamos war der Sohn des Agesilaos und konnte als solcher als der berufene Vertreter einer panhellenischen, antipersischen Politik erscheinen, da sein Vater sich ja, obgleich er im Grunde nicht mehr und nicht weniger war, als ein Spartanerkönig, zuweilen in der Rolle eines Heerführers von Gesammthellas, eines anderen Agamemnon, gefallen hatte, wozu dann die Thatsache, daß er sich sein feierliches Opfer in Aulis von den unhöflichen Boeotern stören lassen mußte, und sein brigantaggiomäßiger Krieg in Kleinasien einigermaßen im Gegensatz standen.

Agesilaos allein hat sich des Jammers der kleinasiatischen Städte den Isokrates in dem erhaltenen Bruchstück anschaulich und beweglich schildert, angenommen. Aber ihm war im Weg, daß er zu gleicher Zeit in das Parteileben der Städte des Mutterlands eingriff. Mit dieser weisen Beobachtung imponirte sich Isokrates so sehr, daß er sie in der Rede an Philipp wiederholte. In beiden Fällen wird daraus die Lehre gezogen, daß man erst die Griechen unter einander versöhnen müsse bevor man zum Krieg gegen die Barbaren ausziehe. Das war leicht gesagt. Dem Gorgias soll Einer, der seine schöne Rede über die Eintracht aller Hellenen angehört hatte, eingeworfen haben, er wisse ja nicht einmal im eigenen Haus unter sich, seiner Frau und seiner Magd Frieden zu halten. Die Geschichte ist leider erfunden, da Gorgias keine Frau hatte; aber sie bezeichnet wenigstens treffend, daß die Eintracht in Worten leichter hergestellt ist, als in der That. Man könnte sie auf Isokrates übertragen. Aber der mit seinem ewigen Friedensbedürfniß wird wohl wirklich ein zahmer Ehemann gewesen sein.

Mit seinem Friedensbedürfniß! Doch davon ist erst noch zu reden. Gegen die Perser rasselt er ja so zu sagen immer mit dem Säbel. Aber nur deshalb, weil der Perserzug nach seinen eigenen Worten mehr eine Wallfahrt als eine Heerfahrt werden soll. An Blutvergießen hat er dabei vermuthlich nicht viel gedacht, und selbst Alexanders beispiellose wunderbare drei Siege würden ihm wahrscheinlich noch zu viel Blut gekostet haben. Der Krieg war ihm ein Gräuel.

Deshalb waren die Spartaner auch nicht nach seinem Herzen, und er mußte ihm wohl einen Stoß geben als er ihre Könige pries.

Doch auch Archidamos kam nicht zu dem ersehnten Perserzug, noch weniger zu seiner Vorbedingung, der Aussöhnung der Hellenenstaaten. Isokrates mußte sich nach einem andern Helden umsehen und fand ihn in dem Makedonenkönig Philipp, dessen Absichten den Wünschen des Redners mehr entgegenkamen als das bei Dionysios oder Archidamos der Fall gewesen war.

Als Isokrates dem spartanischen König seine Rathschläge ertheilte, hatte Philipp bereits den makedonischen Thron bestiegen. Schon war um Amphipolis der Krieg entbrannt. Um dieselbe Zeit brach der Bundesgenossenkrieg aus. Nicht erfolglos, aber etwas wunderlich führte der athenische Condottiere den Krieg in Kleinasien: statt gegen die abgefallenen Bundesgenossen Athens, im Sold eines aufständischen Satrapen. Aber die Drohungen des Großkönigs bewogen die Athener, den Chares abzuberufen und den abtrünnigen Bundesgenossen Frieden und vollständige Selbständigkeit zu gewähren. Eubulos stellte den Antrag, der den vor dreiundzwanzig Jahren mit vorsichtiger Umgehung des Königsfriedens gegründeten zweiten attischen Seebund zerriß. Damals verfaßte Isokrates seine Rede vom Frieden, die aber den Entschluß des Eubulos schwerlich beeinflußt hat.

Das was die Athener zum Frieden zwang, das energische Auftreten des Königs Ochos, erwähnt Isokrates gar nicht: er vertritt den Frieden um jeden Preis.

Ehrlich ist Isokrates' Entrüstung über jegliche Ungerechtigkeit, ehrlich sein Zorn über die Söldnerwirthschaft und über Chares. Deshalb enthält die Friedensrede manche Stelle von einer Kraft, die man bei dem Redner nicht gewohnt ist. Aber mag sie seiner Menschlichkeit und Gerechtigkeit auch alle Ehre machen, seinem athenischen Patriotismus macht sie keine Ehre. Wer das Krämervolk der Megarer um seine stattlichen Häuser beneidete, der war nicht werth ein Athener zu heißen, selbst in diesen Tagen des Niedergangs. Isokrates erinnert durchaus an die, die in unserem Jahrhundert ihre Aufgabe darin sahen, Preußen, wie sie sagten, „den Großmachtkitzel auszutreiben". Athen muß auf die Seeherrschaft endgiltig verzichten, die an allem Unheil schuld ist. Nur auf dem Boden des Antalkidasfriedens ist das Glück. Und dieser Kleinmuth trübt auch das Bild der Vergangenheit. In anderen Reden scheint Isokrates ein Verständniß zu haben für die große Zeit Athens; mit Stolz setzt er die Zeit der athenischen Hegemonie der der spartanischen gegenüber, die zu dem Königsfrieden geführt hat.

Jetzt gilt dieser verhaßte Vertrag als das Palladion des Glücks. Athen soll ein Staat sein wie alle anderen. Die Großmachtpolitik hat

in Aegypten und auf Kypros, im Pontos, im Hellespont und auf Sicilien Bürgerblut genug gekostet. Das war freilich wahr. Aber es war doch nicht umsonst geflossen, wenn auch der Sturm des peloponnesischen Kriegs die Herrlichkeit des attischen Reichs hinwegfegen sollte.

In der Friedensrede steckt mehr von dem wirklichen, lebendigen Isokrates als im Panegyrikos. Die Sehnsucht nach dem Wohlstand eines gesicherten Friedens, sei es auf noch so bescheidener Grundlage, kam ihm mehr von Herzen als das Wortgeklingel von dem Perserfeldzug. Gewiß hatte er viele Genossen in dieser Gesinnung. Mehr noch wenn er die alten Zeiten der gemäßigten Demokratie feierte, wie er im Areopagitikos thut, der kurze Zeit nach der Friedensrede verfaßt ist. Rückkehr zur Verfassung des Kleisthenes und Solon, Herstellung des Areopags sollten den Staat retten. Das war sein wohlgemeinter Rath, von dessen Unausführbarkeit freilich jeder Denkende überzeugt sein mußte.

Aber trotz des Kleinmuths, der aus den beiden Reden spricht, gab Isokrates seinen Lieblingsgedanken des Perserkriegs nicht auf.

Der Friede mit den abtrünnigen Bundesgenossen war dem Wunsch des Isokrates entsprechend geschlossen worden. Aber der Krieg mit Philipp dauerte fort. Da entschloß sich der Redner, auch hier zum Frieden zu rathen. An Philipp sollte sich seine Rede wenden. Aber der Friede des Philokrates kam zu Stande, bevor Isokrates seine Rede vollendet hatte. Ueber Amphipolis brauchte er nun nicht mehr zu sprechen. Aber wenn er beabsichtigt hatte, den König von Amphipolis hinweg und auf die würdigere und größere Aufgabe des asiatischen Feldzugs hinzuweisen, so behielt der positive Theil seiner Rede ja seinen Werth, und die Aufgabe, den König zu überreden, mußte leichter erscheinen, da er nun nicht mehr der Feind Athens war.

Männer wie Demosthenes sahen längst in dem Makedonenkönig den gefährlichsten Feind Athens. Isokrates hat von ihren Besorgnissen wohl gehört. Aber sie erscheinen ihm thöricht: dem Perserkönig könnte man solche Heimtücke zutrauen, aber wie sollte der Nachkomme des Herakles gegen dieselben Hellenen Böses im Schilde führen, für die sein Ahnherr die größten Gefahren auf sich nahm? Philipp soll die Argeier und Lakedaimonier, Thebaner und Athener unter einander aussöhnen. Die kleinen Staaten werden sich ihm dann von selbst anschließen. Ganz leicht ist die Aufgabe nicht, aber schon Schwereres ist zu Stande gekommen. Philipps Verpflichtung den vier Staaten gegenüber wird auf die harmloseste Weise aus den Beziehungen seiner mythischen Vorfahren abgeleitet; die Möglichkeit der Aufgabe schon etwas verständiger

aus den Interessen von Sparta, Argos und Theben, während Athen ja bereits Frieden geschlossen hat. Philipp soll rechtzeitig ausführen, was Agesilaos zu seinem Unheil versäumte. An der Spitze der Hellenen wird er dann gegen Persien ziehen. Wie leicht diese Aufgabe ist, beweist der Zug des Kyros und Klearchos.

Isokrates verläugnet auch in dieser Rede den Lehrer der Beredsamkeit nicht. Aber wenn der Panegyrikos ausschließlich das rhetorische Meisterstück war, von dem er nicht nur jetzt einsieht, daß es eine praktische Wirkung nicht hatte haben können, sondern eine solche wohl niemals erwartet hatte, so steht ihm jetzt die Verwirklichung des damals ausgesprochenen, nun wiederholten Wunsches in erster Linie. Er will seinen Schülern zeigen, daß man sich nicht an Volksversammlungen zu wenden hat, wenn man seinen Zweck erreichen will, sondern an den rechten Mann. Zu allen sprechen, ist soviel als zu Niemand sprechen; solche Reden sind so nutzlos wie die Staatsverfassungen, die die Philosophen aussinnen. Jetzt glaubt er dem Ziel seiner Wünsche nah zu sein.

Und er war es in der That, wenn auch nicht so nah wie er meinen mochte und nicht der Erfüllung von der er träumte. Philipp bedurfte nicht einmal der Mahnungen des Isokrates; aber sie konnten ihm nicht unwillkommen sein, und er nahm sie gewiß freundlich auf. Im Namen von Hellas gegen Persien zu Feld zu ziehen, war Philipps Absicht: so wollte der König eines halbbarbarischen Stammes sich als Hellene legitimiren und die Hegemonie sich durch die That verdienen. Aber bevor er daran ging, die Griechen auf seine Weise zu gewinnen, mußte er sein makedonisches Reich gegen manche Feinde sichern. In solchen Kämpfen schien er dem Isokrates der höheren Aufgabe nicht immer eingedenk zu sein; in einem erhaltenen Brief ermahnt der Redner den König, seine Person mehr zu schonen.

Dann nahte die Entscheidung in Hellas. „Ueberreden" sollte Philipp die Hellenen nach der Meinung des Isokrates. Der König sprach eine kräftige Sprache der Ueberredung.

Isokrates erlebte noch, fast hundertjährig, den Tag von Chaironeia. Danach soll er sich selbst den Tod gegeben haben. Man ist der Meinung gewesen, daß diese Erzählung mit der genugsam bezeugten Gesinnung des Redners, der ja von Philipp das Heil erwartete, im Widerspruch stehe, und ein Brief an Philipp, der nach der Schlacht bei Chaironeia geschrieben schien, konnte für eine Widerlegung jener Erzählung gehalten werden. Aber der Brief kann ebensogut und meiner Ansicht nach besser nach der Beendigung des phokischen Kriegs ge-

schrieben sein, also bald nach der Rede, auf die er sich bezieht; und die geläufige Erzählung über Isokrates' Tod scheint mir nichts Auffälliges zu haben. Schwache Seelen wie Isokrates scheuen die Berührung mit der derben Wirklichkeit. Es ist bezeichnend, daß er nicht länger leben wollte, als die Brutalität der Thatsachen der dämmerigen Stille seiner Studierstube nahe rückte um ihn mit der Erfüllung seiner Wünsche zu strafen.

Hermann Sauppe hat vor einem halben Jahrhundert eine kurze aber treffliche Charakteristik des Isokrates mit den Worten geschlossen: „Eines aber ist an Isokrates echt und groß, seine Vaterlandsliebe."

Ich habe geglaubt ihm die rechte Vaterlandsliebe absprechen zu müssen.

Isokrates' verschwommene politische Vorstellungen lassen sich, wenn wir die außerordentliche Erweiterung unseres Staatsbegriffs in Rechnung ziehen, sehr wohl vergleichen mit den Vorstellungen derer, die über die Grenzen der Nationalitäten hinausschweifen und von einer allgemeinen Völkerverbrüderung träumen. Ein Traum, sagt Moltke, und nicht einmal ein schöner. Aber ob schön oder nicht: Träume können wahr werden. Manches was noch zur Zeit, da in unserem Jahrhundert das Völkerrecht von neuem wissenschaftlich begründet ward, als Schwärmerei galt, ist heute verwirklicht. Mehr als eine Frage ist durch ein Schiedsgericht beseitigt worden, die zum casus belli geworden wäre in einer Zeit, in der das Schwert lockerer in der Scheide saß. Und wir schreiten fort auf dieser Bahn. Eröffnet doch die Thatsache, daß vor kurzem zu dem Schutzbündniß der mitteleuropäischen Staaten die Anbahnung ihres wirthschaftlichen Zusammenschlusses hinzugefügt worden ist, weite Aussichten!

Trotzdem bleibt es heute noch wahr: Die ihrer Nationalität vergessen und mit theurem Blut erworbenen Besitz hingeben möchten um den erträumten Völkerfrieden, mögen mehr oder weniger harmlose Schwärmer sein — Patrioten sind sie nicht.

Politische Correspondenz.

Das Königsreferendum in Belgien.

Am 1. Oktober d. J. tritt in Brüssel der Kammerausschuß zusammen, welchem die Vorberathung der im Prinzip beschlossenen Verfassungsänderungen obliegt, und einen Monat später versammelt sich dann zu längerer Tagung die „Constituante": man hat der gegenwärtigen belgischen Volksvertretung diesen Namen gegeben, weil sie ausdrücklich zum Zwecke der Verfassungsrevision gewählt ist. Dreizehn Artikel der Verfassung vom 7. Februar 1831 sollen nach dem Willen der Regierung und dem Beschlusse der im Mai d. J. aufgelösten beiden Häuser der Volksvertretung einer Umgestaltung unterzogen werden und unter den in Frage kommenden Neuerungen nehmen zwei den ersten Rang ein: Die Erweiterung des Wahlrechts und die Einführung des Königsreferendums. Diese beiden Forderungen stehen in unmittelbarem Zusammenhange untereinander. Weil die Erweiterung des Wahlrechts nicht mehr abzuweisen ist, verlangt die Krone ein neues Recht für sich und zwar die directe Berufung an das „Volk": d. h. in diesem Falle an die wahlberechtigten Staatsbürger.

Seit 61 Jahren gilt in Belgien das Censuswahlsystem; es sind nur solche Bürger wahlberechtigt, die mindestens 20 Florins = 42,32 Francs jährlich an directen Steuern bezahlen. Das waren bei 6 Millionen Einwohner 134—135 000. Nach dem Regierungsvorschlage soll nun das Wahlrecht eine derartige Ausdehnung erfahren, daß die Zahl der Wähler auf etwa 6 bis 700 000 steigt.

Es ist das englische „Occupationssystem" in Aussicht genommen, wonach das Wahlrecht an den Besitz eines Wohnhauses von bestimmten Katasterwerth oder an die Entrichtung eines bestimmten Miethzinses geknüpft ist. Gelingt es dies System durchzusetzen, so ist das eine kluge Etappe auf dem Wege zu dem, auf die Dauer wahrscheinlich doch unvermeidlichen, allgemeinen Wahlrecht, das in Belgien etwa 1 200 000 Wähler ergeben würde. Begreiflicherweise verlangen die Radikalen und die Arbeiter die Einführung des letzteren ohne Aufschub. Wie immer nun der Ausgang in dieser Frage sein mag: der Regierungsvorschlag stellt jedenfalls das geringste zu erwartende Maß der Erweiterung dar;

aber auch schon eine auf seiner Grundlage gewählte Kammer würde ein ganz anderes Gesicht zeigen, als die gegenwärtige. Angesichts der überstarken Arbeiterbevölkerung Belgiens wäre eine ganz erhebliche Verstärkung des demokratischen, wenn nicht socialdemokratischen Elements wahrscheinlich; weiterhin dürfte es kaum ausbleiben, daß eine solche Kammer versuchen würde, sich zum Hauptfaktor der Regierung zu machen — wie das in England, Italien und Frankreich längst geschehen ist — so daß das Gleichgewicht zwischen Krone, Senat (soll auch für die Folge durch die Provinzialstände gewählt werden) und Kammer, welches gegenwärtig in dem „parlamentarischen Musterstaate" Belgien wirklich so einigermaßen besteht, gestört würde. Als Ausgleich gegen die etwaigen Uebergriffe einer zukünftigen Kammer soll die Berufung der Krone an das Volk dienen.

Das Königsreferendum ist eine ganz neue Erscheinung auf dem Gebiete des Verfassungslebens, wenn es auch augenscheinlich dem schweizerischen Volksreferendum nachgebildet ist. Angeblich soll die erste Anregung dazu von dem Chefredakteur der „Réforme", Georges Lorand, der in der Schweiz studirt hat, ausgegangen sein. Jedenfalls müssen wir, um das Königsreferendum zu verstehen, einen Blick auf das Referendum der Schweiz werfen.

Die Schweiz ist, von ähnlichen Einrichtungen in einzelnen Theilen der Vereinigten Staaten abgesehen das einzige Land, welches sich des Referendums d. i. der directen Berufung an das Volk in Sachen der Gesetzgebung, wie in Verfassungsfragen erfreut. Auch noch nicht sehr lange. Freilich ist es ein Irrthum, wenn die Kölnische Zeitung unlängst (14. Juli 1892) meinte, den ersten Anstoß zur Einführung des Referendums in der Schweiz habe der ehemalige deutsche Reichstagsabgeordnete Moritz Rittinghausen — als politischer Flüchtling dort lebend — gegeben, u. zw. durch seinen zuerst 1850/51 veröffentlichten Aufsatz: La législation directe par le peuple et ses adversaires. Schon 1830 agitirte die demokratische Partei verschiedener Kantone für das Referendum*) und schon vor 1848 hatte es in den Verfassungen mehrerer Kantone Eingang gefunden; der Bund nahm es 1848 für Verfassungsfragen, 1874 für die ganze gesetzgeberische Thätigkeit, sowie für wichtige Bundesbeschlüsse an, aber nur facultativ, d. h. wenn mindestens 30 000 stimmfähige Schweizerbürger es verlangten. Auch blieben dringliche Gesetze und Erlasse vom Referendum ausgeschlossen (§ 89 der Verfassung vom 29. Mai 1874). Einzelne Cantone gingen weiter und so besteht das obligatorische Referendum — entweder für alle Gesetze oder für einzelne Theile der Gesetzgebung — in Zürich, Bern, Schwyz, Solothurn, Graubünden, Aargau, Thurgau, Wallis und Baselland.

*) Das Wort Referendum ist nicht so ohne Weiteres verständlich. Als in alter Zeit die Kantone noch förmliche Gesandte zur Tagsatzung schickten, nahmen diese die wichtigeren Bundesbeschlüsse schriftlich mit heim ad referendum, d. h. zur Berichterstattung an den Bund, sobald die stimmfähige Bürgerschaft des Kantons befragt war.

Bei Einführung des eidgenössischen Referendums prophezeihte in der Schweiz eine starke Minorität den schlimmsten Ausgang: wüste Demagogie, unvernünftige Opposition gegen vernünftige Gesetze, Vereitelung jeder systematischen Gesetzgebung u. s. w. Diese sehr naheliegenden Befürchtungen haben sich im Laufe der letzten 18 Jahre nicht verwirklicht, woraus aber nicht ohne Weiteres ein Schluß zu Gunsten des Referendums als einer empfehlenswerthen Staatseinrichtung gezogen werden kann. Das Hauptverdienst haben hierbei der gesunde Sinn und — sagen wir es nur offen heraus — eine gewisse Gleichgültigkeit der breiteren Schichten des Schweizervolks in politischen Dingen. Freilich fehlt es auch nicht an bedenklichen Erfolgen des Referendums: 1891 z. B. brachte es das wohlthätige und dringend nothwendige Pensionsgesetz mit großer Mehrheit zu Fall und verwarf den Ankauf der Centralbahn, d. h. den Anfang zur Verstaatlichung der Eisenbahnen; aber im Ganzen wurde von den 155 Bundesgesetzen und -Beschlüssen, die seit 1874 dem Referendum unterlagen, nur 14 abgelehnt. Dabei hatte es wiederholt den unzweifelhaften Vortheil im Gefolge, daß sich bei der Stichprobe die Opposition als sehr viel geringer an Zahl herausstellte, als man nach dem vorgängigen Lärm in der Presse hätte annehmen sollen. Professor Hilty schreibt in seinem „Politischen Jahrbuch der Schweiz" für 1891: „Die Praxis ist eben im Staatsrecht immer um einige Grade vernünftiger als die theoretisch denkbaren Möglichkeiten."

Freilich hat man in der Schweiz — abgesehen von der Dringlichkeitserklärung — längst einen Ausweg gefunden, um einem unbequemen Referendum aus dem Wege zu gehen. Der in der Volksabstimmung gelegentlich eines Sondergesetzes abgelehnte Gesandte in Washington wurde einfach in das Budget des nächsten Jahres aufgenommen und mit diesem genehmigt: das Budget mit seinen tausend Einzelheiten kann natürlich dem Referendum nicht unterzogen werden. Das gilt als ganz selbstverständlich.

Die eifrigen Wortführer des Referendums nennen es ein „populäres Sicherheitsventil" und behaupten, daß es vor einer büreaukratischen Regierung ohne Fühlung mit dem Volke schütze. Diese Ansicht mag in gewissem Umfange zutreffen; in der Hauptsache ist das Referendum eine Censur der Volksvertretung, die derselben unter allen Umständen wenig angenehm ist. Es drückt die Bedeutung der Parlamente herunter und erinnert den Abgeordneten daran, daß er jederzeit nur ein Mandatar seiner Wähler ist*) — im Gegensatz zu den Gepflogenheiten in Ländern mit Repräsentativ-Verfassung, wo der Gewählte sich (abgesehen vom Fractionszwang!) als freier Herr über seine Entschließungen betrachtet, sobald er das Mandat einmal in der Tasche hat.

*) In einen Aufsatz der Revue des deux mondes (v. 1. Mai 1892) über das Königsreferendum heißt es: En Suisse les autorités ne se demettent jamais, ils se soumettent toujours. So ganz stimmt das nicht; wir erinnern nur an den Bundesrath Welti, der seine Demission gab, weil der Ankauf der Centralbahn am 6. Dezember 1891 durch die Volksabstimmung verworfen wurde.

Er will der Vertreter des ganzen Volkes, nicht eine Puppe in den Händen der Wähler seines Wahlkreises sein. Daraus ergiebt sich ganz von selbst, daß der berufsmäßige moderne Parlamentarier stets ein Gegner des Referendums sein muß.

Eine weitere Folge ist, daß dort, wo das Damoklesschwert des Referendums über den Verhandlungen der Volksvertretung schwebt — also in der Schweiz — die parlamentarischen Tagungen sehr kurz und sachlich verlaufen.

Selbstverständlich lassen sich die in der Schweiz gemachten Erfahrungen nicht so ohne Weiteres auf jedes andere Land übertragen. Außer einer gewissen politischen Reife des Volks, wovon oben schon die Rede war, hat das Referendum, soll es nicht gemißbraucht werden, noch zwei Voraussetzungen: ein kleines Staatswesen und eine durch und durch demokratische Regierung. Die erste Bedingung wird in Belgien erfüllt. Trotzdem es doppelt so viel Einwohner zählt, wie die Schweiz, bleibt es mit ein Viertel hinter der Gebietsausdehnung derselben zurück. Der demokratische Zug der Regierung fehlt aber gänzlich und ist auch mit dieser Monarchie kaum vereinbar. Daher dürfte Professor Hilty (a. a. O.) nicht Unrecht haben, wenn er das Volksreferendum nur in „dauerhaften" Republiken eingeführt sehen will:

> „Der Gedanke es auf andere Staaten, vollends monarchische, zu verpflanzen und dann etwa dem Könige dieses Recht zu ertheilen, hat jedenfalls keinen schweizerischen Ursprung(?), sondern gehört zu den Ideen der „Schnellbildung", an denen unser Jahrhundert reich ist. Dermalen giebt es in Europa noch keinen Staat außer der Schweiz, der das Referendum ertragen könnte."

Und an einer anderen Stelle: „Die Monarchie wird das Referendum niemals vertragen. Es ist das eine Staatsform, die andere Voraussetzungen hat."

Damit wäre das Urtheil über das Referendum kurzer Hand gesprochen. Indessen lassen sich gegen diese Auffassung, die sich z. Th. aus dem Standpunkte des selbstbewußten Schweizers erklärt, allerlei Einwendungen machen. Das Königsreferendum ist schließlich doch etwas anderes, wie das Volksreferendum der Schweiz. Es ist ein Sprößling, hervorgegangen aus der Ehe zwischen dem cäsarischen Plebiscit und dem Volksreferendum.

Den „plebiscitären" Charakter des Königsreferendums heben besonders seine Gegner hervor. Sie behaupten, daß es zu einem persönlichen Regiment führe, gemildert durch Plebiscite. Das persönliche Regiment stehe aber im Widerspruch zu der constitutionellen Monarchie; die Nichtigkeit der Plebiscite sei durch die Erfahrungen Frankreichs unter dem ersten Consul, wie auch namentlich unter dem dritten Napoleon, zur Genüge dargethan. Dann stärke das Königsreferendum die Demokratie, die sich so wie so schon reißend schnell verbreite. Der Uebergang zum rein demokratischen und republikanischen Volksreferendum sei nur eine Frage der Zeit: dieses aber bedeute den Untergang der Monarchie. Wie lange werde es dauern, bis das Volk unter den Fenstern des

Königlichen Schlosses auf seine Art Referendum brülle, auch wenn der König es nicht wolle! Belgien, als neutralisirter Staat, müsse sich vor inneren Unruhen ganz besonders hüten, da sie das Einschreiten der Nachbarmächte herbeiführen könnten. Das Volk sei sehr wenig zum Gesetzgeber geeignet und am wenigsten in finanziellen und wirthschaftlichen Fragen, die immer mehr in den Vordergrund der Regierungskunst träten.

Manche dieser Einwände sind nicht ganz von der Hand zu weisen; am meisten Beachtung verdient aber das Bedenken betr. die Verbreitung des demokratischen Geistes. Doch mag daran erinnert werden, daß, als 1831 in Belgien das Censuswahlsystem eingeführt wurde, dieser Act als eine unerhört demokratische That bezeichnet wurde. Die Ansicht darüber, was als „demokratisch" im bösen Sinne des Wortes anzusehen ist, bleibt einem beständigen Wechsel unterworfen.

Was das persönliche Regiment des Königs betrifft, so darf nicht vergessen werden, daß in Belgien verfassungsmäßig bereits Einrichtungen bestehen, die mit dem Königsreferendum mehr oder weniger verwandt sind: das Veto-Recht des Königs gegenüber Gesetzen, welche die Billigung der Volksvertretung erhalten haben, und das Recht zur Auflösung der Kammern. Freilich ist das Veto-Recht im Laufe der Zeit mißbräuchlich zu einem Scheinrecht herabgesunken. Im Widerspruch zu dem Buchstaben der Verfassung hält die allgemeine Meinung es dort längst für eine constitutionelle Pflicht des Königs, Gesetze, welche Kammer und Senat passirt haben, auch zu bestätigen. Ein weiteres Mittel, da einzuschreiten, wo die Ueberzeugung des Königs sich nicht mit den Beschlüssen der Volksvertretung in Einklang bringen läßt, ist die Kammerauflösung. Auch sie ist eine Berufung an das Volk, aber — in Folge der durchgreifenderen Wirkung und der Aufwühlung politischer Leidenschaften — eine viel einschneidendere und daher gefährlichere als das Referendum. Es kann sehr wohl möglich sein, mit einer Kammer gedeihlich weiter zu regieren, auch wenn sich in dem — durch das Referendum zu beseitigenden — Einzelfalle kein Ausgleich erzielen läßt. Nannten wir oben das Referendum eine Waffe des Volks gegen das Parlament, so ist das Königsreferendum eine Waffe der Krone gegen eine unvernünftige und ungeberdige Kammer. Freilich nicht allein der Krone: zugleich auch des Volks, denn letzteres hat schließlich die entscheidende Stimme. Daher erscheint es auch mit der constitutionellen Regierungsform wohl verträglich.

Daß der König das neue Recht mißbrauchen werde, erscheint ausgeschlossen; dazu ist die Berufung an das Volk eine zu zweischneidige Waffe für die Krone. Was für eine Rolle wird der Monarch spielen, wenn nach einer durch ihn erfolgten Berufung das Volk sich auf die Seite des Parlaments stellt?

Allerdings ist die Gefahr eines solchen Ausgangs nicht allzu groß. Gegner des Referendums haben betont, daß der König, weil an der Spitze der Executive stehend, sehr wohl in der Lage sei (man vergleiche die Plebiscite des zweiten Kaiserreichs) die ganze Abstimmung zu „machen". Auch sei er — das

ist dann eigentlich kein Vorwurf, und noch weniger ein Lob für den Parlamentarismus — besser in der Lage, sich vorher über die Stimmung des Volks zu unterrichten, als die parlamentarischen Parteien.

Die Krone wird sicherlich keinen Mißbrauch mit dem Referendum treiben. Eher könnte man sich fragen, ob das belgische Volk dafür reif sei, zumal das bisherige Census-Wahlsystem ihm nur geringe Theilnahme an den Regierungsgeschäften gestattete. Das Referendum nach schweizerischem Muster würde in Belgien fraglos nur Unheil herauf beschwören; das Königsreferendum mag eher durchgehen, weil die Initiative bei der Krone liegt.

Es fragt sich nun noch, was für Aussichten das Königsreferendum in Belgien hat. Mit Sicherheit ist das nicht voraus zu sagen. Die Constituante hat die Pflicht, sich mit den dreizehn Artikeln der Verfassung, welche von der Regierung und der im Mai aufgelösten Kammer als abänderungsbedürftig bezeichnet wurden, auch wirklich zu befassen. Das Wie? der Abänderung ist lediglich ihre Sache: daher haben die Erörterungen der aufgelösten Kammer über das Königsreferendum nur einen rein akademischen Werth. Immerhin aber geben sie einigen Anhalt für die Beurtheilung der Zukunft.

Das Verlangen des Königsreferendum geht unmittelbar vom Könige aus und er hat es so offen zur Bedingung für seine Einwilligung zur Erweiterung des Wahlrechtes gemacht, daß auf eine Willensänderung seinerseits nicht zu rechnen ist. Ein ernsthaftes Blatt wußte bereits von Abdankungsabsichten des Königs zu berichten, für den Fall, daß die Constituante seinem Wunsche nicht entspreche. Daher ist es sehr wahrscheinlich, daß die Parteien sich schließlich diesem bestimmt ausgesprochenen Königlichen Willen fügen werden — wie es das ultramontane Cabinet bereits gethan hat — zumal Leopold II. bislang stets mit seiner Person in einer fast über Gebühr maßvollen Weise zurückgehalten hat. Gern heran ging keine der beiden großen Parteien des Landes. Die Ultramontanen fügten sich dem Wunsche der Regierung erst, nachdem diese das Zugeständniß gemacht hatte, daß das Recht der Berufung an das Volk dem Könige nicht unumschränkt, sondern nur für bestimmte Fälle eingeräumt werden solle, und zwar

1. bei einem Conflict zwischen dem Ministerium und der Mehrheit der Volksvertretung;

2. bei nicht beizulegenden Meinungsverschiedenheiten zwischen Kammer und Senat;

3. wenn ein Gesetz in der Kammer mit sehr geringer Mehrheit zu Stande gekommen sei. Dagegen hielt die Regierung daran fest, daß die Berufung an das Volk zu jeder Zeit u. zw. auch über Prinzipienfragen geschehen könne, während die Kammer verlangte: erst nach der Berathung in den beiden Häusern.

Am 13. Mai wurde dann in der Kammer mit 78 gegen 48 Stimmen die Einführung des Königsreferendums in den Art. 26 der Verfassung grundsätzlich gutgeheißen. Die Mehrheit gehörte der ultramontanen Partei an, in der sich

übrigens trotz dieses Votums starke Strömungen gegen das Königsreferendum geltend machten. Die liberalen Parteien — denn es kann von einer geeinigten liberalen Partei nicht die Rede sein, da lediglich auf dem Boden des allgemeinen Stimmrechts ein nothdürftiger Zusammenhalt zu Stande kam — blieben in der Minderheit. Anfänglich waren die Radikalen für das Referendum eingetreten, freilich in der unverhohlenen Voraussetzung, daß aus dem Königsreferendum sehr bald das Volksreferendum werden würde. Ihr Ideal ist das Zwangsreferendum für alle Vorlagen.

Am 20. Mai erfolgte die Auflösung beider Häuser der Volksvertretung. Die Verfassung verlangte diese Auflösung, um durch völlige Neuwahl — für gewöhnlich wird alle 2 Jahre die Hälfte der Kammer und des Senats ersetzt — die „Constituante" zu bilden: zum ersten Male seit der Unabhängigkeitserklärung, wenn auch bereits 1870, 1883 und 1887 Anläufe zur Verfassungsrevision gemacht wurden. Die Neuwahlen ergaben eine Verstärkung der liberalen Parteien, die zwar nur gering war, aber doch den Ultramontanen dadurch sehr unbequem geworden ist, daß sie nicht mehr die ²/₃ Mehrheit besitzen, welche zu Verfassungsänderungen gefordert wird. Es sitzen jetzt im Senat 46 Ultramontane, 30 Liberale, in der Kammer 92 Ultramontane, 60 Liberale. So sind, wenn das Verfassungswerk überhaupt zu Stande kommen soll, Compromisse unter den Parteien unvermeidlich. Die kurze Tagung der Constituante vom 12. Juli bis Anfang August d. J. erlaubt noch keinen Rückschluß auf ihr Verhalten in der Zukunft. Sie zeigt nur, wie unklar die Lage ist und daß die Constituante geneigt erscheint, sich mit der Verfassungsrevision nicht zu beeilen. Die ultramontane Partei erwies sich als nicht ganz zuverlässig hinsichtlich der Wünsche der Regierung; die liberale war zerfahren; auf allen Seiten herrschte Erregung und Erbitterung. Es erschien fast als ein heroischer Entschluß, daß die Kammer am 26. Juli d. J. die Bildung eines Ausschusses von 20 Mitgliedern beschloß, der die „Geschäftsordnung" für die Revision der Verfassung berathen soll.

Wir glauben aber, daß trotz alledem — sofern die Verfassungsrevision nicht in infinitum verschleppt wird — der feste Wille des Königs doch siegen und das Königsreferendum Eingang finden wird. Wie es dann seine Probe besteht — das muß die Zukunft ausweisen.

C. v. Br.

Die Armee-Reform. Die Steuer-Reform.

Die Grundzüge der bevorstehenden Armee-Reorganisation sind allmählich so weit bekannt geworden, daß man sich ein ungefähres Bild von der zukünftigen Gestaltung machen kann. Die jährlichen Mehrkosten werden 65 Millionen betragen; dazu kommt eine große einmalige Aufwendung, deren jährliche Zinsen sich auf 12 bis 15 Millionen belaufen, so daß das Gesammt-Erforderniß

nahezu 80 Millionen beträgt. Das Ordinarium des jetzigen Etats ist 427 Millionen bei einer Armee von 511 000 Mann; eine Vermehrung der jährlichen Kosten um 65 Millionen läßt also schließen auf eine Heeresverstärkung von $\frac{65 \text{ Millionen} \times 511\,000}{427 \text{ Millionen}} = 78\,000$ Mann, wobei wir annehmen, daß die allgemeinen Unkosten und die Kosten des intensiveren Dienstbetriebes sich ungefähr compensiren.

Durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit bei der Infanterie würde die Armee um einige 50 000 Mann, die der dritte Jahrgang heute noch stark ist, geschwächt. Um gleichzeitig diese Schwächung einzuholen und die Verstärkung von 78 000 Mann zu erlangen, müßten jährlich etwa 65 000 Rekruten mehr eingestellt werden. Hiervon gehen ab 16—17000 Ersatzreservisten, die jetzt eine cursorische später eine vollständige Ausbildung erhalten würden. Es handelt sich also um eine Mehreinstellung von 50 000 Mann, das ist auf 24 Jahrgänge, Abgang abgezogen, eine Gesammt-Heeresverstärkung von über 900 000 Mann.

Dieser Gewinn ist aber nicht der einzige. Selbstverständlich werden auch eine Menge neuer Cadres gebildet. Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob eine Compagnie erst beim Beginn des Krieges zusammengestellt wird, oder ob sie schon existirt. Ist der Hauptmann mit seinem Feldwebel, seinen Unterofficieren und einiger Mannschaft bereits eingearbeitet, so nimmt dieser Rahmen mit Leichtigkeit das Dreifache an Reservemannschaften auf und die Compagnie bleibt, was sie war. Werden aber Officiere, Feldwebel, Unterofficiere und Mannschaften, wenngleich sämmtlich ausgebildete Soldaten frisch zu einem taktischen Körper zusammengestellt, so vergeht längere Zeit, bis dieser Körper die volle Festigkeit erlangt, zu der seine Elemente ihn an sich befähigen. Darum ist es immer sehr vortheilhaft, die Reservemannschaften möglichst in schon bestehende Cadres einzuschieben, statt ganz neue zu bilden. Eine Vermehrung der Friedens-Armee um Cadres ist daher ein Gewinn noch über die Zahl der mehr ausgebildeten Mannschaften hinaus.

Diese gewaltige Verstärkung soll nun erkauft werden nicht bloß um eine hohe Belastung der Nation, sondern auch um den Preis der Entlassung des halben dritten Jahrgangs, den wir heute noch bei der Fahne behalten. Die Qualität der Truppe wird dadurch gemindert. Es handelt sich nicht so sehr um die Ausbildung des einzelnen Mannes. Diese kann in zwei Jahren erreicht werden, aber der taktische Körper, die Compagnie verändert sich. Wenn im Frühjahr ein Krieg ausbricht, so wird in Zukunft die Compagnie bestehen zu $^5/_7$ aus Reserven, die schon mehr oder weniger des Dienstes entwöhnt sind, zu $^1/_7$ aus Rekruten, die erst ein halbes Jahr dienen und noch nicht völlig eingeübt sind und zu $^1/_7$ aus Leuten, die $1^1/_2$ Jahr dienen und auch ihre Ausbildung noch nicht ganz vollendet haben. Jedem Unbefangenen leuchtet ein, welchen Unterschied es machen muß, daß das halbe Siebentel (oder richtiger, das halbe Achtel, da zur Zeit leider immer noch ein Jahrgang Landwehr zur Linie einge-

zogen werden muß) völlig firmer, ausgebildeter, im Zuge befindlicher Soldaten wegfallen soll, welches jetzt der halbe dritte Jahrgang ergiebt. Man wird auf verschiedene Weise suchen, diesen Ausfall zu ersetzen. Man wird die Ausbildung intensiver machen, als bisher. Die jetzt nur cursorisch ausgebildeten Ersatzreserven werden voll ausgebildet. Im Winter sind jetzt oft Tage mit schlechtem Wetter nur schlecht auszunutzen; man wird deshalb Exercirhäuser bauen. Man wird die Schießplätze verbessern. Man wird den Arbeitsdienst verringern. Man wird die Unterofficiere und Capitulanten vermehren.

Conservative Blätter haben den Vorschlag gemacht, die in Aussicht genommenen Kosten lieber so zu verwenden, daß die Armee einfach in den jetzigen Formen entsprechend verstärkt wird. Die Ersatzreserven würden also bei der cursorischen Ausbildung bleiben und statt der 50 000 Mann jährlich ganz neuen Zuwachses würde die Armee nur etwa die Hälfte erhalten. Das macht auf die ganze Dienstzeit einen Unterschied von fast einer halben Million Soldaten. Diese Fehlsumme erscheint so groß, daß der Vorschlag nur annehmbar sein würde, wenn die überzähligen Rekruten wenigstens als Ersatzreserven ausgebildet würden. Damit würden entweder die Kosten noch weiter gesteigert, oder aber die Armee-Vermehrung noch geringer gehalten werden müssen, die Zahl der Ersatz-Reservisten noch weiter gesteigert. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß da die volle und gleichmäßige Durchführung der zweijährigen Dienstzeit den Vorzug verdient. Wenn noch irgend welcher Zweifel wäre, so ist in einer solchen Frage entscheidend der Ausspruch des Kaisers, als des von seinen Generalen berathenen Kriegsherren. Es ist eine innere Frage der Armee, eine Frage der Technik. Die politische Welt hat sich zu begnügen mit der Frage, ob die financiellen und persönlichen Opfer und Leistungen aufgebracht werden können und sollen.

Man wende nicht ein, daß dem Urtheil des heutigen Kriegsherrn das des vorigen, Kaiser Wilhelms des Alten, mit seinen in Krieg und Frieden bewährten Generalen entgegenstehe. Konservative berufen sich auf diese Thatsache um die jetzt vorgeschlagene Reform zurückzuweisen, Radicale, um daraus zu schließen, daß in der Conflictszeit die Opposition im Recht gewesen, und daß nur ein persönliches Vorurtheil König Wilhelms damals an der dreijährigen Dienstzeit festgehalten und so Preußen in die Wirren des Verfassungsstreites gestürzt habe. Dieser wie jener Schluß ist unzulässig. Auch heute wird kein Militär behaupten, daß die zweijährige Dienstzeit an sich besser oder ebenso gut sei wie die dreijährige, sondern nur daß der qualitative Verlust, den die Armee durch die Entlassung des dritten Jahrganges erleidet, aufgehoben werde durch die sehr große numerische Verstärkung, die sie gewinnt. Hätte König Wilhelm im Jahre 1861 die zweijährige Dienstzeit zugestanden unter der doppelten Bedingung, unter der sie heute an uns herantritt, des intensiveren und kostspieligeren Dienstbetriebes und der Errichtung noch weiterer neuer Truppentheile, so hätte das das Abgeordnetenhaus ganz ebenso wenig bewilligt wie die dreijährige Dienstzeit. Nicht die Verstärkung in dieser oder in jener Form, sondern die neun Millionen Thaler Mehrkosten waren es, die das Abgeord-

netenhaus verwarf. Nach der Tradition und Geschichte der preußischen Armee, nach den damaligen Anschauungen, nach den Erfahrungen, die man im letzten Jahrzehnt gemacht hatte, konnte König Wilhelm auf keinen anderen Gedanken kommen, als auf die Durchführung der Reorganisation auf Grundlage der dreijährigen Dienstzeit. Selbst wenn ihm die Frage gestellt worden wäre: dreijährige Dienstzeit oder zweijährige und noch vierzig tausend Mann mehr, so würde der König sich sicherlich für den ersten Satz entschieden haben. Die Frage ist aber überhaupt nicht so gestellt worden, der ganze Gedanke gar nicht aufgetaucht: der beste Beweis, daß damals nur die Wahl stand zwischen einer ungenügenden Armee und der dreijährigen Dienstzeit. Heute haben sich die Verhältnisse geändert. Das Volk ist politisch reifer geworden und zeigt größere Bereitwilligkeit, die nothwendigen Opfer für die Armee zu bringen; die Kunst der Ausbildung in der Armee selbst hat sich vervollkommnet; das Officierkorps, das man vor 1866 in weiten Kreisen mit Mißtrauen betrachtete, wird heute umgekehrt von einem unbedingten moralischen Vertrauen getragen. Endlich kommt wohl auch in Betracht, daß Preußen vor 1866 kein Nationalstaat war und weite Kreise der Bevölkerung in einem Zwiespalt zwischen ihrer nationalen Empfindung und ihrer Staatsangehörigkeit lebten; heute im Deutschen Reich ist dieser Zwiespalt geschwunden, und der Staat kann, trotz der Socialdemokraten, mit viel größerer Sicherheit auf den besten Willen und Entgegenkommen in den breiten Schichten der Bevölkerung rechnen. Alle diese Umstände üben auch Rückwirkungen auf die Heeresverfassung aus.

Wenn also nach alledem der Kaiser sich für die zweijährige Dienstzeit unter den angegebenen Compensationen entscheidet, so dürfen wir mit vollem Vertrauen diese Entscheidung als richtig hinnehmen und haben nunmehr die Frage nur noch unter den politischen Gesichtspunkten zu prüfen.

Deutschland lebt seit mehr als zehn Jahren unter der Gefahr des Doppelkrieges. Mehrmals ist die Eruption schon sehr nahe gewesen und doch noch wieder vorübergegangen: Es ist eine bekannte Erfahrung, daß solch dauerndes Leben unter Gefahr die Sinne dagegen abstumpft. Man tanzt zuletzt auf dem Vulkan, wie ein geistreicher Franzose gesagt hat. Die Alpenbewohner freuen sich trotz der Lawinen ihres Lebens. Das ist berechtigt und nothwendig, aber die beruhigte Stimmung darf nicht dazu führen, die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln zu vergessen. Es ist recht eigenlich die Aufgabe der führenden Geister im Volke, ohne eine unausgesetzte störende Unruhe zu nähren, doch dafür zu sorgen, daß die Hülfsmittel des Schutzes und der Rettung stets in Stand gehalten werden. Daß nun die Gefahr des Doppelkrieges besteht, leugnet wohl eigentlich Niemand und es erscheint unnöthig darüber viel Worte zu machen. Es dient aber zur Vertiefung des Verständnisses, wenn man sich den Grund der Spannung so zu sagen vom russischen Gesichtspunkt, denn allein hier liegt die Entscheidung, klar macht. Das wollen wir versuchen.

Die deutschen und russichen Interessen haben, wie das oft ausgesprochen worden ist, einen directen Reibungspunkt nicht, aber eine Großmacht, die an

die Zukunft denkt, hat auch indirecte Reibungspunkte. Rußland will nicht lassen von seinem traditionellen, fast religiösem Glauben, daß die gesammte griechisch-katholische Welt auf der Balkanhalbinsel sich einmal dem heiligen Moskowiterreiche angliedern müsse. Das kann Oesterreich nicht dulden und wir können nicht dulden, daß Rußland Oesterreich niederschlage und auflöse. Es ist das keine Gefühlspolitik, sondern wie Fürst Bismarck in der Reichstagsrede vom 6. Febr. 1888 so schlagend dargelegt hat, ganz reale deutsche Interessen-Politik. Oesterreichs Untergang wäre auch Deutschlands Untergang. Hier ist ein dauernder natürlicher Gegensatz zwischen Deutschland und Rußland, den die Diplomatie nicht künstlich geschaffen hat. Die Russen sagen sich: Oesterreich hat aus der türkischen Erbschaft Bosnien an sich genommen, Frankreich Tunis, England Egypten und Cypern — nur wir, die wir hundertausend Männer und Hunderte von Millionen in einem furchtbaren Kriege aufgeopfert haben, wir sind mit dürftigen Grenz-Berichtigungen abgefunden worden. Bulgarien, das unsere Kolonie auf der Balkan-Halbinsel sein sollte, hat sich uns entzogen und wir werden verhindert, es wieder zu unterwerfen. Der nächste Schuldige daran ist Oesterreich, hinter Oesterreich aber steht Deutschland.

Dadurch, daß Deutschland nur indirect an den Balkanfragen betheiligt ist, steht es ihnen immerhin unbefangener gegenüber und würde gewiß gern die Hand zur Vermittelung eines Vergleiches bieten. Aber die Russen haben sich gegen solche Ideen bisher völlig ablehnend verhalten, und indem ihre Diplomatie auf Deutschland als auf die eigentliche Barriere hinwies, vor der die russische Politik sich staut, hat dieser Wink aus der Tiefe des russischen Volkslebens Empfindungen eines lange zurückgehaltenen Rassenhasses entbunden, die nunmehr den Krieg nicht mehr als ein Mittel der Politik, sondern als eine innere Nothwendigkeit und Befriedigung eines natürlichen Heißhungers fordern. Das Slaventhum, das so lange unter der Führung der deutschen Cultur gestanden hat, will diese Ueberlegenheit nicht mehr anerkennen, sich von ihr emancipiren, sich rächen für diese langertragene Herrschaft. In's unermeßliche schweift der Blick der leidenschaftlich aufgeregten slavischen Phantasie. Wer wird Rußland noch widerstehen können, wenn es Deuschland besiegt hat? Der alte Traum einer russischen Weltherrschaft, des Volkes, das alle Tugenden des Gehorsams, der Religiosität, der Opferwilligkeit, der unverdorbenen Natur in den unteren, der Cultur in den oberen Schichten in sich vereinigt, dieser Traum geht mit einem deutschen Kriege seiner Erfüllung entgegen. Wann wird man sich zu diesem Kriege entschließen? Um allen Verdacht zu vermeiden, als ob die Antwort der Tendenz zu Liebe gemacht sein könnte, will ich sie einem Franzosen überlassen. Leroy-Beaulieu in seinem werthvollen Buche „das Reich des Zaren und die Russen“, das auf Studien beruht, die in den siebziger Jahren gemacht sind, sagt (Uebers. v. Pezold I, 140):

„Individuum, Gesellschaft, Regierung [in Rußland] scheinen gleich geneigt sprung- und ruckweise zu denken, zu wollen und zu handeln, wie wohl Perioden [illegible]rgie und Zuversichtlichkeit, wo Alles möglich scheint, in kurzen

Intervallen Perioden der Ruhelosigkeit, Trägheit, Entkräftung folgen, wo man an Allem zu verzweifeln oder an Allem das Interesse verloren zu haben scheint. So erklären sich viele von den Widersprüchen und Wechselformen des russischen Lebens. Bei denselben Personen und in derselben Umgebung kreuzen und durchschneiden sich Zweifel und Ueberzeugung, Gleichgültigkeit und Begeisterung in der seltsamsten Weise, und man sieht oft die Initiative in den Ideen mit dem Schlendrian in der Wirklichkeit Hand in Hand gehen.

„Der Russe läßt sich bisweilen erhitzen und hinreißen, um bald selbst darüber in Erstaunen zu gerathen. Der orientalische Krieg von 1877 und 78 giebt hiervon ein treffendes Beispiel. Dank dem Mangel an Freiheit und dem Mangel an Interessantheit des inneren politischen Lebens, dank den Aufhetzungen einer Presse, die sich glücklich pries, für irgend eine Sache sich enthusiasmiren zu können, dank endlich dem unbestimmten Bedürfniß eines Publikums nach Aufregungen, das der Leere seines täglichen Daseins müde und durch ein System von schmaler Kost und Fasten hungrig gemacht war, — dank diesen Umständen erhitzte sich eine skeptische und zu Spott aufgelegte Gesellschaft, die gestern noch fast indifferent gegen die Leiden der Balkanstaaten war, in wenigen Monaten zu einer glühenden und unwiderstehlichen Begeisterung für die Serben und Bulgaren. Ungeachtet des Widerspruchs des Herrschers und der Minister, ungeachtet des spöttischen Unglaubens der Petersburger begann Rußland, von Kopf bis zu Fuße ergriffen, allmählich den Kreuzzug zu einem großen nationalen Kriege, an dem zwei oder drei Jahre vorher Niemand hätte glauben können, zu einem Kriege, der im Gegensatz zu den Verdächtigungen des Westens weit weniger durch politische Berechnungen, als durch ein Bedürfniß nach Aeußerung der Sympathie, durch eine plötzliche Explosion lange unterdrückter Gefühle entflammt wurde, die sich Luft machen mußten."

Diese vortreffliche Charakteristik gilt unzweifelhaft noch heute. Sie zeigt mit einleuchtender Kraft, wie wir, obgleich sich möglicherweise die Krisis noch sehr lange verzögert, doch auch wieder tagtäglich darauf gefaßt sein müssen. Tagtäglich — der unerbittliche Ernst dieser Lage muß völlig erfaßt werden, ehe man an die Entscheidung von Armee-Fragen in Deutschland geht.

Man pflegt die Betrachtungen dadurch ins konkrete überzuführen, daß man Berechnungen über die Heeresstärken anstellt, die Deutschland und der Dreibund überhaupt auf der einen, Frankreich und Rußland auf der anderen Seite aufzustellen vermögen. Diese Berechnungen sind natürlich sehr wichtig, aber sie sind keineswegs das Entscheidende. Um zu siegen, muß man nicht blos ebenso stark, sondern stärker sein als der Gegner. 1866 haben wir in Böhmen gesiegt, bei etwa gleicher numerischer Stärke durch eine wesentliche qualitative Ueberlegenheit; das Zündnadelgewehr hat dabei, wie der verstorbene Kriegsminister v. Bronsart einmal schlagend ausgeführt hat, nur eine unbedeutende Rolle gespielt. 1870 haben wir gesiegt in der ersten Hälfte des Krieges durch eine erdrückende numerische Ueberlegenheit; es war nicht viel weniger als das doppelte der fran-

zösischen Streitmacht, was Deutschland an der elsaß-lothringischen Grenze aufmarschiren ließ. Bei Wörth hatten wir eine mehr als doppelte Ueberlegenheit. In der zweiten Hälfte des Feldzuges, wo die Deutschen häufig gegen doppelte, ja drei- und vierfache Ueberlegenheit gefochten haben, hatten sie gegen die neugebildeten, patriotischen Schaaren der Franzosen die bessere militärische Qualität. Machen wir uns nun klar, daß Rußland fast so viel Einwohner hat wie Deutschland, Oesterreich und Italien zusammengenommen, und eine stehende Armee grade so stark wie die deutsche und österreichische zusammen, und daß wieder die französische Armee allein etwa ebenso stark wie die deutsche ist, so verschwinden gegen diese Felsblöcke von Urthatsachen alle die kleinen, noch so sorgfältig zusammengesuchten Kiesel von Stärkeberechnungen. Hier kann es schlechterdings nur einen einzigen Grundsatz geben, der alles vor sich niederdrückt, was ihm entgegengeworfen wird und lautet: wir sind verpflichtet und gebunden in unserm Gewissen, unsere Streitkraft auf den höchsten Punkt zu spannen, der überhaupt wirthschaftlich und politisch zu erreichen ist.

Wie aber, wenn nun jede Macht dahin strebt, den Rivalen nicht nur gleichzukommen, sondern sie zu übertreffen? So müßte ja ein Wettlauf entstehen, bei dem endlich nothwendig alle erschöpft zusammenbrechen würden? Nein, wir sind glücklicherweise schon in der Lage in einiger Entfernung eine Art von Ziel schimmern zu sehen. Die Franzosen sind bereits ans Ende ihrer personellen Kräfte angelangt und die Russen ans Ende ihrer wirthschaftlichen. Frankreich hat noch nicht vierzig, Deutschland fünfzig Millionen Einwohner. Bei gleicher Anspannung würde die französische Armee also 4/5 der deutschen stark sein. Thatsächlich hat Frankreich mehr Männer, als sich aus der Verhältnißzahl der Einwohner ergeben würde, weil seine Einwohnerzahl nur noch durch Einwanderung wächst. Das ist für den Augenblick ein Vortheil, da es weniger erwerbsunfähige Kinder zu ernähren, mehr erwerbs- und kriegstüchtige Männer zu verwenden hat. Auf die Dauer muß aber ein Volk, welches nicht mehr zunimmt, zurückgehen. Zur Zeit hat sich herausgestellt, daß es mehr als etwa 217 000 Rekruten jährlich nicht aufzubringen vermag. Nur ungefähr dieselbe Zahl (mit Einschluß der Ersatzreservisten) hat auch Deutschland in den letzten Jahren eingestellt. Wird nun die Aushebung, wie wir angenommen haben, um etwa 50 000 verstärkt, so werden auch wir an der äußersten Grenze angelangt sein. Bei Rußland ist eine solche Verstärkung für absehbare Zeit außer Frage, da die finanziellen Kräfte fehlen. Es handelt sich also darum, daß wir wie die Franzosen die allgemeine Wehrpflicht zur Wahrheit machen und damit kraft unseres stärkeren Volksthums über diesen Gegner die Ueberlegenheit gewinnen.

Das Ausland hat sich bisher in der Meinung gewiegt, daß Deutschland bereits so ziemlich an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt und deshalb die jetzt vorgeschlagene Verstärkung unmöglich sei. Wir sind heute in der glücklichen Lage, diese Ansicht nicht blos auf Grund allgemeiner Erwägungen, sondern zahlenmäßig widerlegen zu können. Der augenblickliche Rückgang der

Eisenbahn-Einnahmen bleibt dabei mit Fug außer Betracht; er entspringt den Schwankungen, die allem wirthschaftlichen Leben eigenthümlich sind. In Preußen vollzieht sich aber in diesen Jahren ein Vorgang, der in der Finanzgeschichte der Staaten einzig dastehen dürfte. Mehr als vierzig Millionen Mark Steuern werden jährlich erhoben und weder zu Ausgaben noch zur Schuldentilgung verwandt, sondern einfach aufgespeichert. Um diese vierzig Millionen sollen die Steuern in den nächsten Jahren herabgesetzt werden. Es fragt sich nur noch, welche Steuern, an welcher Stelle, in welcher Form sie erlassen werden sollen, aber daß die Steuerherabsetzung stattfindet, das steht bereits fest. Ja, die Steuerlast wird sogar für die meisten Staatsbürger noch erheblich mehr verringert werden, denn die Reform soll dazu dienen, eine Reihe von Steuerobjekten, die sich bisher ungerechter Weise entzogen haben, zu fassen. Man lasse sich nicht dadurch irre machen, daß ja gerade eine neue Vermögenssteuer eingeführt werden soll. Diese neue Steuer soll dem Staate keine neuen Mittel zuführen, sondern ihm nur erlauben, an anderer Stelle Steuern zu erlassen. Auch wenn also die Gesammtsumme der Steuern dieselbe bliebe wie jetzt, so fände dennoch eine wesentliche Erleichterung statt. Sie bleibt aber nicht einmal dieselbe, sondern im Vergleich zu dem laufenden Jahr sollen thatsächlich mehr als vierzig Millionen weniger erhoben werden. Vierzig Millionen für Preußen, giebt einige sechzig für das ganze Reich und fünfundsechzig Millionen beträgt an dauernden Ausgaben das militärische Mehrbedürfniß. Wir brauchten also, wenigstens was Preußen betrifft, überhaupt garkeine neue Steuer, sondern brauchten nur die Durchführung der Reform zu unterlassen, um die Mittel für die Armeevermehrung bereits baar in der Hand zu haben.

Das soll nun natürlich nicht heißen, daß wir die Mittel hier nehmen und am wenigsten, daß wir die weitere Steuerreform unterlassen sollen, denn gerade diese Steuerreform soll uns ja durch eine gerechtere Vertheilung der Last noch finanzkräftiger machen. Die ganze Berechnung ist nur aufgestellt, um den Beweis zu führen, daß von einer Unmöglichkeit, die Mittel aufzubringen, garnicht die Rede sein kann, um so weniger die Rede sein kann, als eine Steuer, welche man sogar im Stande wäre, in direkter Weise aufzubringen, noch leichter in der Form indirekter Steuern getragen wird. Mag es der Einzelne noch so bitter empfinden, mag es die Abgeordneten in Rücksicht auf die Stimmung der Wähler noch so hart ankommen, sowohl die Nothwendigkeit als die Möglichkeit der Armeeverstärkung ist unwiderleglich. Es ist daher die Pflicht der Reichsregierung, von der sie schlechterdings nichts entbinden kann, die Zukunft des Vaterlandes sicher zu stellen und die Heeresverstärkung, sei es auch im härtesten Kampf, sei es um welchen Preis auch immer, durchzuführen.

Ich will eine Erwägung hinzufügen, die vielleicht etwas subjektiv empfunden und nicht eigentlich beweisbar ist, die ich aber doch nicht unterdrücken möchte. Der schönste aller Träume in der europäischen Politik bleibt mir doch immer eine Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich. Da Fürst Bismarck auch einmal ernstlich nach diesem Ziel gestrebt hat, so darf man es nicht

als rein phantastisch bezeichnen, so gering auch die Stimmung der Franzosen die Aussichten erscheinen läßt. Der große Krieg, wenn er wirklich kommen sollte, wird, da die Möglichkeit einer deutschen Niederlage für mich nicht existirt, mit der Niederlage, und das ist in diesem Falle gleichbedeutend, mit dem Untergange Frankreichs enden. Der Verlust, den die Menschheit damit erlitte, wäre unermeßlich. Alle Kultur, aller Fortschritt, Technik, Wissenschaft, Kunst, Religion beruhen auf den Wechselwirkungen in der großen romanisch-germanischen Völkerfamilie. Die Franzosen mit ihrer spezifischen Begabung bilden darin ein ganz unentbehrliches Element. Gewiß sind wir ihnen in manchen Leistungen überlegen, in anderen sind sie ebenso zweifellos uns überlegen. Wir pflegen besonders stolz auf die deutsche Wissenschaft zu sein. Meine historischen Studien haben es in den letzten Jahren mit sich gebracht, deutsche und französische Forschungen und Werke auf denselben Gebieten zu vergleichen. Ich will es offen gestehen, ich habe mehrfach ein geradezu peinliches Gefühl gehabt vor einer Ueberlegenheit der Franzosen, wo ich weit entfernt war, sie zu erwarten. Es wäre ein grenzenloser Jammer, wenn dieses Volk wirklich an der einen Leidenschaft des Deutschenhasses und der Rache zu Grunde gehen sollte. Wenn überhaupt, so giebt es nur eine Möglichkeit, den Zusammenstoß zu vermeiden, und das wäre, wenn den Franzosen die absolute Aussichtslosigkeit der Erfüllung ihres Racheburstes endlich klar würde. Die Durchführung der deutschen Armeereform erweckt dazu einen Schimmer von Aussicht. Die Franzosen nähren sich ja schon lange von der Vorstellung, daß Deutschland seine Rüstungen auf die Dauer nicht ertragen könne. Wenn wir nunmehr von neuem eine Verstärkung vornehmen, und zwar eine Verstärkung, welche die Franzosen selber keine Möglichkeit mehr haben, wett zu machen, wenn wir dabei gleichzeitig und immer von neuem beweisen, daß uns selbst jeder Angriffsgedanke fern liegt, sollte da nicht endlich doch die Vorstellung zum Durchbruch kommen, daß Frankreich in der Weltpolitik andere und viel größere Ziele verfolgen kann, wenn es sich entschließt, dem Rachegedanken zu entsagen?

Nur eine Betrachtung giebt es, welche den Herrn Reichskanzler veranlassen könnte, die Militärvorlage trotz allem in diesem Jahre nicht in den Reichstag zu bringen. Es ist die Ungunst des Moments. Die wirthschaftliche Lage ist gedrückt und die Miquel'sche Steuerreform hat ihre erleichternden Wirkungen noch nicht ausüben können. Die Zustimmung ist daher allen Betheiligten erschwert und die Reichstagsmajorität wäre nur auf dem Wege erheblicher Zugeständnisse an das Zentrum zu erlangen. Daß sie auf diesem Wege auch schon jetzt zu erlangen ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Sobald die Regierung mit Einsetzung ihrer ganzen Verantwortung erklärt, daß sie die Forderung in Rücksicht auf die gesammte auswärtige Lage zu stellen gezwungen sei, so wird sie auch damit durchdringen. Die alten Kartellparteien zählen etwa 140 Stimmen; dazu kommen 16 Polen, es fehlen also nur einige 40 Stimmen, die von dem Zentrum und vielleicht sogar von den Welfen, und bedingungsweise einigen Deutschfreisinnigen zu erlangen wären. Die Herren vom Zentrum

aber, die die Entscheidung haben, sind nicht in der Lage, ihr Ja ohne Gegenleistung auszusprechen.

Ueber dies System der Gegenleistungen wollen wir einige Worte einschieben, da darüber sehr schiefe Ansichten verbreitet sind. Man pflegt zu sagen, daß die patriotische Pflicht von jedem Abgeordneten verlange, jede Vorlage der Regierung aus sich selbst zu beurtheilen; daß daher das System auf Gebieten, die einander völlig fremd sind, Concessionen auszutauschen, eine verwerfliche Schacherpolitik sei. Wäre diese Schlußfolgerung richtig, so ist klar, daß eine Partei wie das Zentrum dann so gut wie gar keinen Einfluß in unserm Staatsleben auszuüben, am wenigsten irgend etwas wie für seine speziellen Zwecke zu erreichen vermöchte. In allen Angelegenheiten der katholischen Kirche würde es einer geschlossenen protestantischen Majorität gegenüberstehen. Während in parlamentarischen Staaten das Zentrum, als die derzeit stärkste Partei, die wichtigsten Posten in der Regierung selbst besetzen würde, würde es bei uns ohne die Schacherpolitik garnichts bedeuten. Diese Politik ist für das Zentrum schlechthin Lebensbedingung, es nützt nichts, diese Thatsache zu bejammern, sondern es kommt darauf an, sie zu begreifen. Wir leben einmal in einem constitutionellen Staat, folglich hat die stärkste Partei in der Volksvertretung auch einen Anspruch auf Einfluß und die Form in der dieser Einfluß geübt wird, ist das do ut des. Die „Kölnische Zeitung" hat demgegenüber einmal den Gedanken hingeworfen, daß auch die Mittelparteien sich auf diesen Standpunkt stellen und ohne Gegenconcessionen keine Bewilligungen machen dürften Ohne es zu wollen, hat die „Kölnische Zeitung" damit diesen Parteien die schwerste aller Beleidigungen angethan. Das ist ja grade der Unterschied der drei Kartellparteien von allen übrigen, und darum haben sie sich immer mit Stolz die spezifisch nationalen Parteien genannt, weil sie ihre Theilnahme an der Gesetzgebung nicht von parteitactischen Rücksichten, sondern allein von patriotischen bestimmen lassen. Sie würden sich selbst aufgeben, wenn sie im Augenblick des Zorns und Aergers einmal diesen Boden verließen. Wie aber, wenn wir einmal eine ultramontan-demokratische Regierung bekämen? Das ist es eben, daß Preußen und Deutschland eine solche Regierung niemals haben kann. Unser Staat ist aus monarchischer und protestantischer Wurzel erwachsen, und so wenig ein Baum von seiner Wurzel losgerissen werden kann und weiterleben, so wenig kann der preußisch-deutsche Staat jemals sich vollständig von den Anschauungen, die eben in den drei Kartellparteien repräsentirt werden, loslösen. Er kann Concessionen machen nach rechts und nach links, aber die Grundstimmung muß immer und zu allen Zeiten diejenige bleiben, die ich mit Stolz die unsrige nenne, und eben deshalb können wir niemals den Staat vom Standpunkt der Partei betrachten. Da ich mich eben speziell gegen die „Kölnische Zeitung" gewandt habe, so will ich ihr auch gleich eine Genugthuung geben. Vortrefflich hat diese selbe Zeitung ausgeführt, daß es nicht angehe, einfach die Majorität im Reichstag herauszuzählen und danach die Regierung einzurichten. Es seien in Deutschland nicht alle Parteien gleichwerthig, son-

dern die Mittelparteien repräsentirten einen Theil des Volkes, auf den die Regierung eine tiefere und dauernde Rücksicht nehmen müsse. Das ist sehr richtig gedacht und schließt die Möglichkeit einer wirklich ultramontanen Regierung — man stelle sich einmal einen ultramontanen Cultusminister in Preußen vor! — mit Recht aus. Aber es schließt nicht aus die Möglichkeit kleinerer und größerer Concessionen, und da wir, man muß es immer von Neuem wiederholen, in einem constitutionellen Staate leben und die Regierung für ihre Vorlagen im Reichstage eine Majorität haben muß, so müssen eben solche Concessionen gemacht werden. Die Herren v. Huene, Schorlemer, Graf Ballestrem würden sich selbst in ihrer Partei unmöglich machen, wenn sie das bewährte System des Abgeordneten Windthorst verließen. Sind wir also rettungslos auf der schiefen Ebene der sich fort und fort steigernden Concessionen an den Ultramontanismus? Sowohl in dem Wahlkampf von 1890 als schon 1887 mitten in den hochgehenden Wogen des Septennats-Wahlsturmes haben wir immer von neuem es ausgesprochen (Februarheft 1887), wie „alle unsere Wünsche darauf gerichtet seien", durch Heranziehung der ehrenwerthen Elemente des Deutschfreisinns die Uebermacht des Centrums im Reiche zu brechen. In einem Jahr, wenn die Annäherung zwischen den Kreuz-Zeitungs-Conservativen und dem Centrum und dem entsprechend zwischen den Mittelparteien und den Deutschfreisinnigen um einige Schritte weiter gerückt sein wird, würden auch die Aussichten einer Militär-Vorlage um Vieles besser stehen als heute und brauchten um viel geringere Concessionen erkauft zu werden.

* * *

Unter den Gründen, welche, wenn es die internationale Lage irgend erlaubt, die Verschiebung der Armeereorganisation um ein Jahr wünschenswerth machen, befindet sich auch die Rücksicht auf die Durchführung der Steuerreform. Nicht bloß, daß die Durchführung dieser Reform unsere Finanzkraft wesentlich stärken, das Gewicht neuer Steuern weniger empfindlich machen wird, sondern die parallele Behandlung der beiden Gesetzesarbeiten bringt es mit sich, daß sie sich gegenseitig aufs Aeußerste in ihrem Gelingen gefährden. Treibt der Streit um die Heeresverstärkung zu einer Auflösung des Reichstages, so ist es unmöglich, gleichzeitig im Landtag fundamentale Gesetze zu berathen. Je deutlicher aber die Steuerreform wird, desto mehr tritt hervor, wie vorzüglich sie gedacht ist, und ein wie großer Verlust es wäre, wenn ein so bedeutendes Werk nicht zu stande käme. Der Grundgedanke, die Ueberweisung der Grund- und Gebäude-Steuer an die Gemeinden, denen wir unsererseits stets die Gewerbesteuer hinzugefügt haben, ist alt. Jede tiefere Prüfung des Steuerwesens beweist so sehr die Vorzüge dieser Steuern als communaler, daß das Princip von denkenden Männern nicht mehr bestritten werden sollte. Nicht weniger deutlich ist, daß dann die Personal- (Einkommen- und Vermögens-) Steuern, für die Einzelstaaten, die indirecten für das Reich am practischsten sind. Der erste, der dieses Grundschema, das man nun im Begriff ist, durchzuführen, in einleuchtender Weise aufgestellt und formulirt hat, ist Constantin Rößler ge-

wesen in dem Gutachten des Vereins für Socialpolitik über „Personalbesteuerung“ im Jahre 1873, also vor nunmehr neunzehn Jahren. Das größte Verdienst um die Durcharbeitung und Einprägung des Gedankens von dem Zusammenhang der Commune und der Realsteuern hat Herr von Gneist.

Diesen Gedankenkreis hat nun Herr Miquel übernommen und mit der ganzen Feinheit seines Geistes, der taktischen Geschicklichkeit des erfahrenen Staatsmannes und gewiegten Parlamentariers unter Vermeidung jedes Doctrinarismus durchgeführt. Ein wesentlicher Punkt ist die Beschaffung des Restersatzes für die vom Staat aufzugebenden Realsteuern durch die Vermögenssteuer. Dieser Gedanke gehört Herrn Miquel persönlich an und ich bin genöthigt, um so mehr seine Richtigkeit anzuerkennen, als ich mich anfänglich nicht damit befreunden konnte und erst jetzt durch weiteres Studium mich davon überzeugt habe. Ich verdanke diese Belehrung wesentlich einer vortrefflichen Broschüre von Professor Enneccerus, die soeben erschienen ist*) und das ganze Gebiet der Steuerreform und Herbeibringung des gesammten Zahlenmaterials in übersichtlicher, klar gedachter und überzeugender Weise behandelt. Die Beweisführung ist so treffend, daß Herr Richter, bei dem die Bekämpfung von Reformen selbstverständlich ist, es garnicht gewagt hat, den Kampf aufzunehmen. In sehr amusanter Weise hat er sich dem Gefecht entzogen, indem er in der „Freisinnigen Zeitung“ erklärt, er habe die Broschüre nicht gelesen, aber aus den Zeitungsauszügen gesehen, daß nichts daran sei. Da Herr Richter als Finanzkritiker einen immerhin rechtbegründeten Ruf genießt, so darf man sein Ausweichen wohl als die beste Anerkennung ansprechen, die der Broschüre zu Theil werden konnte**).

Der Hauptpunkt, weshalb mir die Vermögenssteuer bisher widerstrebte,

---

*) Die Steuerreform in Staat und Gemeinde von Prof. Dr. L. Enneccerus, Mitglied des Abgeordnetenhauses, Marburg, Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung 1892. Ein Punkt, wo ich mit dem Verfasser nicht übereinstimme, ist die Quotisirung. Ich verweise hier auf die vortreffliche Abhandlung von Bünger in diesen „Jahrbüchern“ Bd. 67 S. 499 (1891).

**) Nachträgliche Anmerkung. Herr Richter hat es doch nachträglich für nöthig gehalten, sich mit der Enneccerus'schen Broschüre auseinanderzusetzen. In der Verzweiflung ist er aber auf ein Mittel verfallen, das doch noch krummer ist, als das Umgehen. Da die Reform bei gleicher Steuersumme Entlastungen bringen soll, so ist selbstverständlich, daß diejenigen, die bisher zu wenig bezahlt haben, jetzt entsprechend den Lasten ihrer Mitbürger herangezogen werden, z. B. jener Banquier in Halle, der bisher zu 50 000 Mark Einkommen geschätzt war und jetzt 4 Millionen deklarirt hat. Herr Richter thut nun, als ob Herr Enneccerus diese erfreuliche Thatsache, die der Eckstein der ganzen Reform ist, und überdies schon in der Vergangenheit liegt, künstlich unterdrückt hätte und rechnet seinerseits als ob es eine Reform geben könnte, bei der Alle gleichzeitig weniger bezahlen, oder als ob die Reform daran geprüft werden müsse, ob irgend welche Gesammtheiten mehr oder weniger bezahlen. In diesen Gesammtheiten (Gemeinden, Gegenden, Gewerbe) gleichen sich die Verschiebungen natürlich oft wieder aus, so daß die ganze Reform unbedeutend erscheint, während bei den Einzelnen überaus starke Veränderungen eintreten: bei denen, die sehr steuerfähig sind und doch bisher wenig gezahlt haben nach oben, bei der sehr viel größeren Zahl derjenigen, die bisher überlastet gewesen sind, nach unten.

war das inquisitorische Eindringen in die Privatverhältnisse. Aber man muß wohl zugeben, daß nachdem wir die spezielle Deklaration für die Einkommesteuer einmal haben, durch die Vermögenssteuer hieran nicht viel geändert wird. Ein fernerer Einwand war, daß Vermögenssteuer und Einkommesteuer einander zu nahe stehen, zu viel Aehnlichkeit mit einander haben. Dieser Einwand wird gehoben durch die meisterhafte Wendung, daß der Vermögenssteuer nur der Charakter einer Ergänzungssteuer gegeben ist. Eine hohe Vermögenssteuer würde in der That sehr viel gegen sich haben, eine Vermögenssteuer, die nur einen Zuschlag von 1—1½ pCt. zur Einkommesteuer gleichkommt, ist sehr viel besser, als ein solcher Zuschlag selbst, da die Vermögenssteuer eine Menge von Objekten faßt, die bei der Einkommesteuer frei ausgehen, und dadurch einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit darstellt. Man muß immer den Satz im Auge behalten, daß es eine unter allen Umständen gerechte Steuer auch nicht annähernd giebt. Die menschlichen Verhältnisse sind viel zu mannigfach und vielgestaltig, als daß sie mit den äußerlichen Maßstäben der Gesetzgebung allenthalben richtig gemessen werden können. Mehr Steuerarten und jede einzelne weniger hoch ist deshalb besser als wenige aber hohe Steuern. Die verschiedenen Ungerechtigkeiten jeder einzelnen Steuerart gleichen sich dann untereinander aus. Deshalb neben einer mäßigen Einkommesteuer eine mäßige Vermögenssteuer, die dem fundirten Einkommen eine etwas größere Belastung auferlegt und auch die vorübergehend brach liegenden Capitalien heranzieht.

Im Ganzen und Großen wird die Steuer-Reform den grundbesitzenden Klassen wesentliche Vortheile gewähren, die Besitzer des mobilen Kapitals etwas stärker belasten. Das ist durchaus billig, da obgleich eine Grundsteuer ja allmählich den Charakter einer Rente annimmt, doch bisher in Preußen im Verhältniß zur Besteuerung des mobilen Kapitals eine Prägravation des Grundbesitzes stattgefunden hat. Der Staat hat aber heute alle Veranlassung die grundbesitzenden Familien, die ohnehin in ihrer wirthschaftlichen Entwickelung gegenüber den industriellen und commerciellen zurückzubleiben pflegen, nicht zu überlasten. Daß nun die Agrarier ihrerseits nicht die Gelegenheit zu einer ungerechten Gestaltung nach der entgegengesetzten Seite mißbrauchen, muß die Sorge der Regierung sein. Mit großer taktischer Geschicklichkeit hat Herr Miquel einen Theil dieses Interessenkampfes, der durch seine Complizirtheit heute die Reform gefährden könnte, auf die Zukunft verschoben, indem den Gemeinden zunächst die Staatsrealsteuern, so wie sie sind, überwiesen und erst allmählich ihren besonderen Verhältnissen angepaßt werden sollen.

Wenn es unsern leitenden Männern gelingen sollte, gleichzeitig in Preußen die Steuer-Reform, im Reich die Heeres-Reform durchzusetzen, so wäre das eine gewöhnliches Maß wahrhaftig weit überschreitende Leistung. Schon für dies Jahr die eine, für das nächste die andre Aufgabe wäre ein des höchsten Ehrgeizes würdiges Ziel. D.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Ernst von Bandel. Ein deutscher Mann und Künstler. Von Dr. Hermann Schmidt. Hannover, C. Meyer, 1892.

Eine anspruchslose, aber inhaltreiche und mit Wärme geschriebene Biographie des Schöpfers des Armindenkmals wird uns hier geboten. Wir lernen die früheren künstlerischen Versuche und Leistungen Bandels kennen, die im Ganzen doch etwas Tastendes und Unbefriedigendes behielten. Wir verfolgen dann das allmähliche Entstehen und Reifen des großen patriotischen Planes, seine zuversichtlichen Anfänge, sein langes Stocken, endlich seine glänzende Vollendung. Wir lernen den knorrigen eckigen Charakter des Künstlers kennen, der ihm im Leben oft so hinderlich war und doch zur Durchkämpfung seines Lebenswerks so förderlich. Die eigenthümliche Begabung Bandels bestimmt der Verfasser wohl mit Recht dahin, daß er zum Naturalisten und speziell zum Porträtbildner geboren war; ausdrücklich spricht er es aus, daß der Künstler nicht dazu gekommen ist, diese Anlagen wirklich auszubilden, da er anfänglich sich in allzu verschiedenen Anläufen versuchte, später ausschließlich mit dem einen großen Werk beschäftigt war. — Die Illustrationen des Buchs sind nicht glücklich ausgewählt; von dem Armindenkmal ist nur eine ganz dürftige Skizze gegeben, während man doch bei einer so ausführlichen Besprechung desselben hätte erwarten können, auch eine Reihe von Detailaufnahmen zu erhalten.

Leo N. Tolstoi, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. Von Raphael Löwenfeld. Erster Theil. Berlin, R. Wilhelmi, 1892.

Ein Buch, das für den deutschen Leser beträchtlichen Werth hat, weil es mit einer in russischen Dingen ungewöhnlichen Sachkenntniß geschrieben ist. Schon aus der Wiedergabe der russischen Namen ersieht man, daß der Verfasser sich mit dem Russischen beschäftigt hat. Man kann natürlich streiten, ob unter den zahllosen Arten, das Russische zu transskribiren, diese die praktischste sei, jedenfalls ist sie aber konsequent und man kann durch sie genaue russische Wortbilder gewinnen. Doch dies ist nebensächlich; der Verf. kennt aber auch

war das inquisitorische Eindringen in die Privatverhältnisse. Aber man muß wohl zugeben, daß nachdem wir die spezielle Deklaration für die Einkommesteuer einmal haben, durch die Vermögenssteuer hieran nicht viel geändert wird. Ein fernerer Einwand war, daß Vermögenssteuer und Einkommesteuer einander zu nahe stehen, zu viel Aehnlichkeit mit einander haben. Dieser Einwand wird gehoben durch die meisterhafte Wendung, daß der Vermögenssteuer nur der Charakter einer Ergänzungssteuer gegeben ist. Eine hohe Vermögenssteuer würde in der That sehr viel gegen sich haben, eine Vermögenssteuer, die nur einen Zuschlag von 1—1½ pCt. zur Einkommesteuer gleichkommt, ist sehr viel besser, als ein solcher Zuschlag selbst, da die Vermögenssteuer eine Menge von Objekten faßt, die bei der Einkommesteuer frei ausgehen, und dadurch einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit darstellt. Man muß immer den Satz im Auge behalten, daß es eine unter allen Umständen gerechte Steuer auch nicht annähernd giebt. Die menschlichen Verhältnisse sind viel zu mannigfach und vielgestaltig, als daß sie mit den äußerlichen Maßstäben der Gesetzgebung allenthalben richtig gemessen werden können. Mehr Steuerarten und jede einzelne weniger hoch ist deshalb besser als wenige aber hohe Steuern. Die verschiedenen Ungerechtigkeiten jeder einzelnen Steuerart gleichen sich dann untereinander aus. Deshalb neben einer mäßigen Einkommesteuer eine mäßige Vermögenssteuer, die dem fundirten Einkommen eine etwas größere Belastung auferlegt und auch die vorübergehend brach liegenden Capitalien heranzieht.

Im Ganzen und Großen wird die Steuer-Reform den grundbesitzenden Klassen wesentliche Vortheile gewähren, die Besitzer des mobilen Kapitals etwas stärker belasten. Das ist durchaus billig, da obgleich eine Grundsteuer ja allmählich den Charakter einer Rente annimmt, doch bisher in Preußen im Verhältniß zur Besteuerung des mobilen Kapitals eine Prägravation des Grundbesitzes stattgefunden hat. Der Staat hat aber heute alle Veranlassung die grundbesitzenden Familien, die ohnehin in ihrer wirthschaftlichen Entwickelung gegenüber den industriellen und commerciellen zurückzubleiben pflegen, nicht zu überlasten. Daß nun die Agrarier ihrerseits nicht die Gelegenheit zu einer ungerechten Gestaltung nach der entgegengesetzten Seite mißbrauchen, muß die Sorge der Regierung sein. Mit großer taktischer Geschicklichkeit hat Herr Miquel einen Theil dieses Interessenkampfes, der durch seine Complizirtheit heute die Reform gefährden könnte, auf die Zukunft verschoben, indem den Gemeinden zunächst die Staatsrealsteuern, so wie sie sind, überwiesen und erst allmählich ihren besonderen Verhältnissen angepaßt werden sollen.

Wenn es unsern leitenden Männern gelingen sollte, gleichzeitig in Preußen die Steuer-Reform, im Reich die Heeres-Reform durchzusetzen, so wäre das eine gewöhnliches Maß wahrhaftig weit überschreitende Leistung. Schon für dies Jahr die eine, für das nächste die andre Aufgabe wäre ein des höchsten Ehrgeizes würdiges Ziel. D.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Ernst von Bandel. Ein deutscher Mann und Künstler. Von Dr. **Hermann Schmidt.** Hannover, C. Meyer, 1892.

Eine anspruchslose, aber inhaltreiche und mit Wärme geschriebene Biographie des Schöpfers des Armindenkmals wird uns hier geboten. Wir lernen die früheren künstlerischen Versuche und Leistungen Bandels kennen, die im Ganzen doch etwas Tastendes und Unbefriedigendes behielten. Wir verfolgen dann das allmähliche Entstehen und Reifen des großen patriotischen Planes, seine zuversichtlichen Anfänge, sein langes Stocken, endlich seine glänzende Vollendung. Wir lernen den knorrigen eckigen Charakter des Künstlers kennen, der ihm im Leben oft so hinderlich war und doch zur Durchkämpfung seines Lebenswerks so förderlich. Die eigenthümliche Begabung Bandels bestimmt der Verfasser wohl mit Recht dahin, daß er zum Naturalisten und speziell zum Porträtbildner geboren war; ausdrücklich spricht er es aus, daß der Künstler nicht dazu gekommen ist, diese Anlagen wirklich auszubilden, da er anfänglich sich in allzu verschiedenen Anläufen versuchte, später ausschließlich mit dem einen großen Werk beschäftigt war. — Die Illustrationen des Buchs sind nicht glücklich ausgewählt; von dem Armindenkmal ist nur eine ganz dürftige Skizze gegeben, während man doch bei einer so ausführlichen Besprechung desselben hätte erwarten können, auch eine Reihe von Detailaufnahmen zu erhalten.

Leo N. Tolstoi, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. Von **Raphael Löwenfeld.** Erster Theil. Berlin, R. Wilhelmi, 1892.

Ein Buch, das für den deutschen Leser beträchtlichen Werth hat, weil es mit einer in russischen Dingen ungewöhnlichen Sachkenntniß geschrieben ist. Schon aus der Wiedergabe der russischen Namen ersieht man, daß der Verfasser sich mit dem Russischen beschäftigt hat. Man kann natürlich streiten, ob unter den zahllosen Arten, das Russische zu transskribiren, diese die praktischste sei, jedenfalls ist sie aber konsequent und man kann durch sie genaue russische Wortbilder gewinnen. Doch dies ist nebensächlich; der Verf. kennt aber auch

wirklich die russische Literatur, noch mehr — er ist in Jasnaja Poljana gewesen und hat Tolstoi's Leben selbst beobachtet; er hat offenbar aus mündlichen Erzählungen mancherlei Kenntnisse über das gesellschaftliche und literarische Leben Rußlands geschöpft. So ist sein Buch zuverlässig und belehrend, dabei mit sehr ruhiger Objektivität geschrieben. Eine persönliche oder künstlerische Würdigung des Dichters vermißt man jedoch, wenigstens in diesem Bande, der bis 1863 reicht. Der Biograph folgt der Entwickelung des Mannes mit zweifelloser Sympathie; aber eine entschiedene Meinungsäußerung vermeidet er fast mit Peinlichkeit, selbst da wo der Leser es, wie etwa beim Conflikt zwischen Tolstoi und Turgenjew, entschieden erwartet. So wird das Buch vielleicht weniger dem bieten, der über Tolstoi ein Urtheil gewinnen will, als dem, der dieses Urtheil sich schon nach seinen Schriften gebildet hat und sich nun über Lebensumstände und Entwickelung des Dichters orientiren will. In ganz anderer Art berührt gleichfalls die Schriften Tolstoi's das durchweg reflektirende Werk

Neuland. Menschen und Bücher der modernen Welt. Von E. Mensch. Stuttgart, Levy und Müller, 1892.

Das Buch will unter den Schriftstellern, die vorzugsweise die „modernen" genannt werden, Umschau halten und sie beurteilen. Aber es ist dem nicht gewachsen; schon deshalb nicht, weil der Standpunkt zu nah an den einzelnen Erscheinungen, zu sehr mitten unter ihnen genommen ist. Der gewaltige Höhenunterschied zwischen den Werken eines Ibsen oder Zola und denen eines der „Jüngstdeutschen", die außerhalb ihrer engen Conventikel nirgends gekannt sind, ist dem Verfasser nicht gegenwärtig; er sieht nicht, daß es sich hier um inkommensurable Größen handelt. Und ebenso geht es mit der Anführung kritischer Urtheile: da werden die Aeußerungen obskurer Feuilletonisten aus Tagesblättern ausgegraben und mit eben solchem Respekt zitirt wie Worte Stuart Mill's oder Nietzsche's. Es ist merkwürdig, daß die „Jüngstdeutschen" sich auf die Dauer damit befriedigen, beständig unter sich zu sein, daß sie meinen, durch den fortwährend erneuerten Ausdruck ihrer gegenseitigen Hochschätzung etwas Positives zu erreichen, daß ihnen nicht zum Bewußtsein kommt, wie unglaublich geringfügig die Rolle ist, die sie thatsächlich im Leben des deutschen Volkes spielen, — wenn man sie nur mit der Rolle des von ihnen für Nichts gehaltenen Wildenbruch vergleicht. Aber der Maßstab dafür fehlt ihnen, und meinen es den Stürmern und Drängern des vorigen Jahrhunderts gleich zu thun, obgleich diese mit ihren Werken ganz Deutschland elektrisirten und die Geister in Flammen setzten.

Lassen wir bei dem vorliegenden Buch die kollegialische Verehrung der Unbedeutenden bei Seite, so bleibt über die wirklichen Größen der modernen Literatur eine Anzahl ganz feiner treffender Bemerkungen übrig; besonders über Zola, Sardou, Daudet. Vollständigkeit oder Systematik sind nirgends erstrebt; Betrachtungen und Charakteristiken, Kritiken folgen sich wie gerade die Laune

den Verfasser führt. — Merkwürdig ist das erste Kapitel, welches einen Begriff bespricht, der von den Feuilletonisten gegenwärtig als einer der klarsten und allbekanntesten behandelt wird, den der „modernen Weltanschauung". Dies Kapitel führt zu dem freilich nicht klar formulirten Ergebniß, daß eine solche thatsächlich nicht existirt. Der Verfasser hätte das ruhig mit noch viel größerer Bestimmtheit aussprechen können. Sie existirt ebensowenig wie ein „moderner Baustil". Wir leben in einer Zeit des Eklektizismus. Schon der allgemein zur Geltung gekommene Grundsatz der Toleranz, der Gewissensfreiheit ist der Entwickelung einer herrschenden Weltanschauung nicht günstig, noch viel weniger die mächtig gewordene Gewohnheit, selbst im privaten Verkehr, in der zwanglosen Aussprache Niemanden nach seiner Weltanschauung zu fragen. Ohne einen gewissen obsiegenden Druck, von Seiten des Staates oder von Seiten der Gesellschaft, bildet sich keine herrschende Weltanschauung. Darum sind mir die Versicherungen neuer Schriftsteller, im Dienst dieser „Moderne" zu stehen, immer als Ausdruck von Illusionen erschienen. Aber vielleicht ist diese Anschauung im Entstehen begriffen, und diese Schriftsteller sind ihre Pioniere? Auch das glaube ich nicht. Mir scheint, daß wir auf dem Wege sind, das Gemeinsame und Zusammenschließende durchaus im Praktischen, in den Zielen und Zwecken zu sehen. Und ein interessanter Beweis dafür liegt in der Thatsache, daß die modernste Partei, die sozialdemokratische, es ausdrücklich verkündet hat: „Religion ist Privatsache". Man kann das unbedenklich dahin erweitern: „Weltanschauung ist Privatsache". So glaube ich, daß wir weiter als je von Gewinn einer einheitlichen modernen Weltanschauung entfernt sind.

D. H.

Historisches.

Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin aus den Jahren 1807—1813 nebst Briefen von Gneisenau und Hardenberg. Herausgegeben von Adolf Ernst, Professor d. Kgl. Techn. Hochschule Stuttgart. Mit einem Bildniß von Amalie von Beguelin. Berlin, Julius Springer, 1892. 292 S. 7 Mark.

Das historische Interesse unseres Geschlechts fängt bereits an sich von der Epoche der Freiheitskriege abzuwenden, um sich in die Kriege der Reichsgründung zu vertiefen. Man sollte das Eine thun ohne das Andere zu lassen. Die idealistische Auffassung der jüngeren Zeit hat etwas für die Gegenwart Bedrückendes, während die Beschäftigung mit den inneren Kämpfen der Freiheitskriege, die doch auch endlich mit einem wundervollen Triumph endeten, den Geist befreit und in seiner Zuversicht befestigt. In diesem Sinne bitten wir unsere Leser an den Denkwürdigkeiten des Ehepaars Beguelin nicht vorüberzugehen. Höchst lebendige Einzelheiten zur Geschichte jener Tage treten uns hier vor Augen. Beguelin war vortragender Rath sowohl bei Stein wie

bei Hardenberg; seine Frau intim befreundet mit Hardenberg und mit Gneisenau. Allem Anschein nach hat sie viel dazu beigetragen, diese beiden Männer, auf deren Bündniß eigentlich der Erfolg der Freiheitskriege beruht hat, zusammenzubringen und zusammenzuhalten. Ihre Erzählung davon ist höchst interessant. Trotz der mannigfachen Nachrichten von ihr und über sie, gestehe ich aber, daß ich mir eine sichere Vorstellung von ihrem Wesen und ihrem Charakter doch nicht zu bilden vermag. Eine wirklich bedeutende Frau im höchsten Sinne des Worts scheint sie — obgleich zwei solche Freundschaften wahrlich etwas sagen wollen — doch nicht gewesen zu sein. Da sie ihre Correspondenz immer wieder aus Furcht vor der französischen Polizei verbrennen mußte, so ist uns vermuthlich das Beste verloren gegangen. Ihre eigenen Aufzeichnungen sind doch nicht reich genug, den Verlust zu ersetzen. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Allmers. Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. 3. Auflage. Mit Allmers Bildniß und vielen Holzschnitten. Oldenburg, Schulzesche Buchhandlung.
— Römische Schlendertage. 7. Auflage. Oldenburg, Schulzesche Buchhandlung.
Aus dem Tagebuch eines „Vagabunden". Herausgegeben von Stromeyer. Dresden, Heinrich Minden. Preis 1 Mk.
Brunner. Deutsche Rechtsgeschichte. Zweiter Band. Mit Register zu Band I und II. Leipzig, Duncker und Humblot.
Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin aus den Jahren 1807—1813 nebst Briefen von Gneisenau und Hardenberg. Herausgeg. von Adolf Ernst. Berlin, Jul. Springer.
Hillger. Die deutsche Welt-Ausstellung von 1897. Eine Forderung und ein gutes Recht der deutschen Nation. Berlin, Hugo Steinitz.
— Die Deutsche Welt-Ausstellung der Zukunft. Berlin, S. Fischer.
— Die erste nationale Ausstellung Bulgariens in Philippopel. Mit einem statistischen Anhang. Wien, Moritz Perles.
Hochstetter. Einfluß des Protestantismus und Katholicismus auf Staaten und Völker. Gütersloh, C. Bertelsmann.
O. **Hübner's** geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Ausgabe 1892. Frankfurt a./M., H. Keller.
Junge. Der Geschichtsunterricht auf den höheren Schulen nach den Lehrplänen vom 6. Januar 1892. Berlin, F. Vahlen.
Müller. Gedichte. 2. Aufl. Berlin, J. Lieber.
Platter. Raut'n und Rosmarin. Geschichte und Skizzen aus Tirol. Innsbruck, A. Edlinger.
Pudor. Ketzerische Kunstbriefe aus Italien. Dresden, O. Damm.
Redlich. Die Anwesenheit Napoleons I. in Düsseldorf im Jahre 1811. Düsseldorf, Ed. Lintz.
Schmidt-Warneck. Volkswohl und Staat. Gütersloh, C. Bertelsmann.
Siebeck. Ueber die Lehre vom genetischen Fortschritte der Menschheit. Gießen, C. v. Münchow.
Steiner. Das Bett und sein Einfluß auf unsere Gesundheit. Frankenberg i. S., Carl Stange Nachf.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Zoroaster

von

F. Marion Crawford.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Therese Höpfner.

(Schluß.)

Achtzehntes Kapitel.

Wiederum war der Frühling ins Land gekommen, die Felder grünten und junges Laub sproßte an den Bäumen. Vier Jahre waren vergangen, seit Daniel starb zu Ecbatana und das Erbe seiner Weisheit Zoroaster hinterließ, und fast ein Jahr war vergangen seit Zoroasters Rückkehr nach Stakhar. Rasch war die Zeit verflogen, nur nicht für Nehuschta, auf deren Leben eine schwere Last ruhte und die hohläugig geworden war durch kummervolle, schlaflose Nächte. Sie war nicht immer dieselbe, aber immer war sie unglücklich. Es gab Tage, da sie sich in ihr Schicksal ergab und nur hoffte, es würde nicht mehr lange dauern; sie wunderte sich, weshalb sie sich nicht Abends aus dem Garten schlich und ihre Qual und ihren herben Schmerz tief unten in die Wellen des Araxes versenkte; aber dann kam ihr der Gedanke, daß sie noch ein Mal sein Antlitz sehen müsse, und immer hieß es, noch ein Mal, so daß das letzte niemals kam. Dann kamen wieder Tage, wo sie alles hoffte, blind wie im Wahnwitz, ohne Folgerichtigkeit — der König könnte sterben, Zoroaster könnte sie wieder lieben und alles würde wieder gut werden. Aber eine hoffnungsvolle Stimmung, die keinen vernünftigen Grund hat, verfliegt rasch, und Verzweiflung folgt ihr auf dem Fuße. Nehuschta wurde immer trauriger, je mehr sie einsah, daß es für sie keine Hoffnung mehr gäbe.

Endlich schien es, als hätte Atossa ihre Liebe zu Zoroaster aufgegeben und dachte nicht mehr an ihn. Ja, sie schien mehr als je bestrebt, dem König zu gefallen, je weniger Darius an ihr Gefallen fand. Vor allem aber machte sich Zoroasters Herrschaft im Palaste fühlbar, und obwohl man niemals hörte, daß er Jemandem zürne, wurde er mehr gefürchtet als der wilde König selbst, denn sein ruhiger klarer Blick war schwer auszuhalten und die Worte, welche von seinen Lippen fielen, klangen wie des Schicksals Stimme. Von einem Ende des Reiches bis zum andern war sein Name bekannt und seine Macht gefürchtet; ja sein Name war gleich dem Siegel des Königs, das alle Dinge besiegelte, und dem nichts widerstehen konnte.

An einem schönen Frühlingsmorgen, als draußen die Sonne auf die thaufrischen Rosen schien, saß der König drinnen in der Halle, zurückgelehnt auf einen breiten Divan, auf welchen die warmen Sonnenstrahlen von obenher durch ein Fenster fielen. Er sah mit gespannter Aufmerksamkeit den Künsten eines indischen Taschenspielers zu, der vor Kurzem an den Hof gekommen war, und den er an jenem Morgen zu sich beschieden hatte, um ihm die Zeit zu vertreiben; denn wenn der König nicht mit Staatsgeschäften oder Kriegführung zu thun hatte, liebte er Zeitvertreib, weil sein ruheloser Geist beständiger Beschäftigung bedurfte.

Atossa saß neben ihm auf einem geschnitzen Sessel; ihre Finger spielten mit einer Perlenschnur, während sie den Kunststücken des Taschenspielers zusah. Zwei Speerträger in Blau, Scharlach und Gold gekleidet, standen regungslos an der Thür; Darius und Atossa allein sahen dem gewandten Inder zu.

Der Mann warf zuerst ein Messer in die Luft und fing es auf, dann zwei, dann drei, und in rascher Folge eine immer größere Anzahl, bis zwanzig blanke Klingen in der Luft einen glänzenden Kreis bildeten, während er sie blitzschnell empor warf und sie aus einer Hand in die andere gehen ließ, um sie dann wieder emporzuschnellen. Darius lachte über seine Geschicklichkeit und sah die Königin an.

„Du erinnerst mich an diesen Burschen,“ sagte er.

„Der König ist sehr gnädig gegen seine Magd,“ versetzte Atossa lächelnd, „ich denke, ich bin minder geschickt, aber schöner.“

„Du bist schöner, das ist wahr,“ erwiderte der König; „ob auch geschickter, das weiß ich nicht recht. Du scheinst immer mit Waffen zu spielen, aber Du verwundest Dich eben so wenig wie er.“

Die Königin sah Darius scharf an, aber ihre Lippen lächelten freundlich. Ihr fuhr der Gedanke durch den Kopf, der König wisse

vielleicht etwas von dem, was vor etwa einem Jahr zwischen ihr und Nehuschta in Bezug auf einen gewissen indischen Dolch vorgefallen wäre. Die Form der Messer, welche der Inder in die Luft warf, erinnerte sie daran. Allein der König lachte lustig und sie antwortete ohne Zaudern:

„Ich wünsche, das wäre wahr, dann könnte ich nicht nur des Königs Weib sein, sondern auch des Königs Tausendkünstler.“

„So war's nicht gemeint!“ lachte Darius. „Beides würde nicht recht zusammen passen.“

„Und doch gehört mehr Geschick dazu, des Königs Weib zu sein, als dieser Indier hat,“ antwortete die Königin langsam.

„Sagte ich das nicht?“

„Aber Du meintest es nicht so,“ versetzte Atossa, die Augen niederschlagend.

„Was ich sage, das meine ich,“ gab er zurück. „Du bedarfst der ganzen Schönheit Deines Antlitzes, um das Böse in Deinem Herzen zu verhehlen, gerade so wie dieser Mensch seiner ganzen Geschicklichkeit bedarf, um diese scharfen Messer zu handhaben, die ihm die Finger abschneiden würden, wenn er sie unversehens an der Schneide anfaßte.“

„Ich verhehle nichts,“ sagte die Königin leise lachend. „Der König hat tausend Augen, wie könnte ich etwas vor ihm verbergen?“

„Das ist die Frage, welche ich mir selbst fortwährend vorlege,“ antwortete Darius. „Und doch dünkt mich oft, ich kenne Deine Gedanken weniger als die Gedanken der schwarzen Sclavin, die Dich fächelt, wenn Dir heiß ist und deren Aufmerksamkeit lediglich darauf gerichtet ist, Dir die Fliege vom Gesichte abzuwehren, oder die Gedanken jener Speerträger an der Thür, welche uns bewachen und von Herzen wünschen, sie wären König und Königin und könnten den ganzen Tag auf seidenen Polstern liegen und den Kunststücken eines indischen Tausendkünstlers zusehen.“

Während Darius sprach, wendeten sich die Speerträger plötzlich um und sahen einander an; sie standen zu beiden Seiten der Thür und stampften mit ihren schweren Spießen schallend auf den Boden. Gleich darauf erschien zwischen ihnen die hohe schlanke Gestalt Zoroasters in seinem weißem Gewande. Er stand ehrerbietig auf der Schwelle still und wartete ab, bis der König ihn beachtete, denn trotz seiner hohen Stellung beobachtete er streng die höfischen Förmlichkeiten.

Darius gab ein Zeichen, auf das der Taschenspieler seine wirbelnden Messer auffing, eines nach dem andern in seinen Sack steckte und sich entfernte.

„Sei gegrüßt, Zoroaster!" sagte der König. „Tritt näher und setze Dich neben mich, und sage, was Dich herführt."

Zoroaster trat herzu und verneigte sich, aber er blieb stehen, als handele es sich um eine dringliche Angelegenheit.

„Heil, König, lebe ewig!" sagte er: „Ich bringe schlimme Kunde. Ein Reiter ist eilends von Ecbatana gekommen, er ist dem Aufruhr entgangen. Medien hat sich empört und des Königs Besatzung ist belagert in der Festung Ecbatana."

Darius saß aufrecht auf dem Rande des Divans; die dicken Adern an seinen Schläfen schwollen in plötzlichem Zorn und seine Stirne ward dunkelroth.

„Ohne Zweifel hat Phraortes sich zum König aufgeworfen," sagte er. Dann wendete er sich plötzlich wüthend gegen Atossa.

„Jetzt ist Deine Stunde gekommen," schrie er in ungezügelter Wuth. „Wahrlich, heute sollst Du sterben, denn Du hast dies gethan, und die Mächte der Finsterniß sollen Deine Seele haben, welche ihnen gehört und keinem andern."

Zum ersten Mal in ihrem Leben erbleichte Atossa bis in die Lippen und zitterte, denn schon schien sie den Tod zu schmecken.

Aber selbst in diesem Augenblick verließ ihre Kühnheit sie nicht; sie erhob sich mit einer Ruhe und Würde, welche des Königs Zorn beinah zum Schweigen brachte.

„Tödte mich, wenn Du willst," sagte sie mit leiser aber fester Stimme. „Ich bin schuldlos an dieser That." Die ungeheure Lüge kam von ihren Lippen mit einer Ruhe, um die ein Märtyrer sie hätte beneiden können. Aber Zoroaster trat zwischen sie und den König. Als er an ihr vorüberschritt, begegneten seine klaren ruhigen Augen einen Augenblick den ihrigen. Er las die Todesangst auf ihrem Gesicht und hatte Mitleid mit ihr.

„Der König wolle mich anhören," sagte er. „Nicht Phraortes steht an der Spitze dieses Aufstandes; ja ich höre, daß Phraortes aus Ecbatana entflohen ist. Der König wolle seine Heerscharen aussenden und die Aufrührer unterdrücken; dieses Weib aber wolle er gehen lassen, denn Todesangst hat sie ergriffen, und es kann sein, daß sie in dieser Sache nicht gesündigt hat. Und so sie in der That gesündigt habe, will der König Krieg führen gegen Weiber oder seine Hände röthen mit dem Blute seines eigenen Weibes?"

„Du sprichst wie ein Priester — ich fühle wie ein Mann,“ versetzte der König wild. „Dieses Weib hat oftmals den Tod verdient — laß sie sterben. Dann sind wir sie los.“

„Es ist nicht recht, diese That zu thun,“ entgegnete Zoroaster kalt, und sein Blick ruhte auf dem zornigen Antlitz des Darius, während er also sprach, und schien seine rasende Wuth zu beschwichtigen. „Der König kann nicht wissen, ob sie den Tod verdient habe oder nicht, ehe er nicht die Aufrührer von Ecbatana vor sich hat. Ueberdies ist das Blut eines Weibes dauernde Schande für den Mann, der es vergossen hat.“

Der König schien zu schwanken, und Atossa, welche ihn scharf beobachtete, verstand, daß der Augenblick gekommen, da sie selbst ihn anflehen konnte. Trotz der Plötzlichkeit des Vorgangs hatte sie Zeit, sich zu fragen, weshalb Zoroaster, den sie so bitter gekränkt, ihr Fürsprecher ward. Sie konnte den Edelmuth seiner Seele nicht begreifen und fürchtete irgend eine Schlinge, in die sie alsbald fallen müßte. Zunächst aber wollte sie selbst des Königs Gnade anflehen, damit sie ihre Rettung nicht Zoroaster allein zu verdanken hätte. Es war ein kühner Gedanke, würdig einer Frau von ihrer Seelenstärke im Augenblick äußerster Gefahr.

Mit raschem Griff riß sie die Binde von ihrem Haupte und warf sie auf dem Boden. Die Masse ihres seidigen Haares umfloß sie wie ein goldenes Gewand; sie warf sich dem König zu Füßen und umfaßte seine Kniee mit leidenschaftlich flehender Geberde. Ihr Gesicht war sehr bleich, und die ungewöhnliche Farblosigkeit schien seine Schönheit zu erhöhen, während ihre sanften blauen Augen mit so innig bittendem Ausdruck zu ihm aufschauten, daß der König sich gestehen mußte, sie rühre ihm das Herz, denn noch nie hatte sie so schön ausgesehen. Sie sprach kein Wort, sondern hielt seine Kniee umklammert, und aus ihren Augen rollten zwei große helle Thränen langsam herab und zitterten auf ihren blassen weichen Wangen und ihr warmer bebender Athem stieg ihm ins Gesicht.

Darius versuchte, sie fortzustoßen, allein sie wollte nicht gehen, er mußte sie ansehen, und sein Zorn schmolz dahin; er lächelte grimmig und neigte das Haupt.

„Geh hin,“ sagte er, „Ich habe gescherzt. Es ist einem Manne unmöglich, ein so schönes Weib, wie Du bist, zu tödten.“

In Atossas Wangen kehrte die Farbe zurück, sie beugte sich nieder und küßte dem König die Kniee und die Hände und ihr goldenes Haar wallte um sie her und auf des Königs Schoos. Aber ungeduldig

sprang Darius auf und ließ sie neben dem Lager knieen. Er war schon böse auf sich, weil er ihr verziehen hatte, und verachtete bitter seine eigene Schwäche.

„Ich will selbst mit meiner Wache ausziehen und die Hälfte der Besatzung von Stakhar mitnehmen und nach Susa gehen; und mit dem Heere, das dort steht, will ich in wenig Tagen in Ecbatana sein. Und ich will diese Aufrührer gänzlich vernichten, die da Lügen reden und mich nicht anerkennen. Du aber, Zoroaster, bleibe hier, und verwalte diese Provinz, bis ich im Triumph zurückkehre."

Darius warf noch einen Blick auf Atossa, die halb auf dem Polster, halb am Boden lag, wie es schien betäubt durch das Vorgefallene, dann wendete er sich ab und schritt aus dem Gemache, hindurch zwischen den beiden Speerträgern, die ihre Speere erhoben, als er vorüberging, und ihm mit schnellem tactfestem Schritt durch den langen Gang draußen folgten.

Zoroaster blieb mit der Königin allein.

Sobald Darius fort war, stand Atossa auf und fing mit größter Ruhe an, ihr Haar zu ordnen und ihren Kopfschmuck wieder aufzusetzen. Zoroaster stand daneben und beobachtete sie; ihre Hand zitterte ein wenig, im Uebrigen aber schien sie durch das Vorgefallene nicht weiter erschüttert zu sein. Sie sah ihn unter ihren gesenkten Augenlidern an, wie sie so mit geneigtem Haupte und erhobenen Armen dastand, um ihr Haar zu ordnen.

„Weshalb batest Du den König, mein Leben zu schonen?" fragte sie. „Du vor allen andern mußt meinen Tod wünschen."

„Ich wünsche nicht Deinen Tod," antwortete er kalt. „Du hast noch viel Unheil anzurichten in dieser Welt, aber es wird nicht alles vom Uebel sein. Auch brauche ich nicht für Dich zu bitten. Deine Stunde ist noch nicht gekommen, und obwohl des Königs Hand aufgehoben war, um Dich zu erschlagen, konnte sie doch nicht auf Dich herabfallen, denn Du bist dazu bestimmt, noch viele Dinge zu thun."

„Hassest Du mich nicht, Zoroaster?"

Es war eine ihrer Haupteigenthümlichkeiten, nie den Versuch zu machen etwas zu verhehlen, wenn es doch nutzlos gewesen wäre, und in solchen Fällen zeigte sie eine rücksichtslose Offenheit. Sie lachte beinahe bei dieser Frage, so thöricht kam sie ihr vor, und doch that sie sie.

„Ich hasse Dich nicht," sagte der Priester, „Du stehest für Haß zu tief."

„Und Du wahrscheinlich hoch erhaben darüber?" fragte sie höh-

nisch, und sah ihn einen Augenblick schweigend an. „Du bist ein armseliges Geschöpf," fuhr sie dann fort. „Ich verachte Dich aus tiefster Seele. Du ließest Dich durch einen bloßen Handstreich täuschen; Du ließest das Weib, das Du liebtest, von Dir gehen, ohne einen Versuch, sie zurückzuhalten. Du hättest der Geliebte einer Königin sein können und verschmähtest sie. Und jetzt, wo Du das Weib, welches Dich tödtlich gekränkt, vor Deinen Augen zum Tode führen lassen konntest, batest Du für sie und rettetest ihr das Leben. Du bist ein Thor. Ich verachte Dich."

„Das freut mich," versetzte Zoroaster kalt. „Ich möchte nicht Deine Bewunderung haben, und wenn ich damit die Welt und all ihre Weisheit zum Lohn erhielte."

„Auch nicht, wenn Du dadurch die Frau zum Weibe haben könntest, welche Du auf Deine elende, erbärmliche Weise liebtest — aber doch bei alledem liebtest? Sie ist bleich und kummervoll, das arme Geschöpf, sie wandelt in den Gärten umher, wie der Schatten des Todes; der König ist ihres bleichen Gesichtes überdrüssig. Sie verzehrt ihr Herz um Dich; — der König nahm sie Dir, Du könntest sie ihm morgen nehmen, wenn Du wolltest. Deine Thorheit ist um so größer, weil Du es nicht thust. Ihre Narrheit aber ist so groß, daß sie Dir bis ans Ende der Erde folgen würde, das arme Geschöpf! Sie ahnet nicht, was für ein elendes, saft- und kraftloses Ding Du an Stelle des Herzens in der Brust trägst!"

Zoroaster aber schaute die Königin an mit stiller Verachtung ihres Spottes.

„Glaubst Du, daß die Sonne verfinstert ist, weil Du jenen Vorhang vor Dein Fenster ziehen und ihre Strahlen ausschließen kannst?" fragte er. „Meinst Du, daß die Kinder des Lichts Schmerz empfinden, weil die Kinder der Finsterniß in ihrer Unwissenheit sagen: es giebt kein Licht?"

„Du sprichst in Gleichnissen, weil Du nichts Deutliches zu sagen hast," versetzte die Königin und steckte sich eine goldene Nadel durchs Haar und durch die Falten ihrer leinenen Kopfbinde. Aber sie fühlte, wie Zoroasters Augen auf ihr ruhten, und als sie aufsah, war sie von ihrem seltsamen Glanz wie bezaubert. Sie wollte von ihm fortsehen, allein sie konnte nicht. Plötzlich sank ihr das Herz. Sie hatte von indischen Zauberern und chaldäischen Wunderthätern und Weisen gehört, die Wunder vollbringen und ihre Feinde durch einen Blick tödten konnten. Sie bestrebte sich, ihre Augen von ihm abzuwenden, aber es half nichts. Die geheime Macht der Weltseele hatte sie erfaßt, und sie

blieb auf der Stelle festgebannt, so lange er die Augen auf sie geheftet hielt. Er fing wieder an zu sprechen, und seine Stimme drang wie mit betäubender klingender Gewalt in ihr Ohr, als ob sie in ihrem Gehirn widerhallte.

„Du magst mich verspotten; schütze Dich vor mir, wenn Du kannst" sagte Zoroaster. „Hebe die Hand auf, wenn Du es vermagst, — thue einen Schritt, wenn Du die Kraft dazu hat. Du kannst es nicht; Du bist ganz und gar in meiner Macht. Wenn ich wollte, so könnte ich Dich tödten, wie Du da stehest, und es würde an Dir kein Merkmal der Gewalt zu finden sein, aus dem ein Mensch schließen könnte, Du wärest umgebracht worden. Du rühmst Dich Deiner Macht und Deiner Stärke. Siehe, Du folgest dem Winke meiner Hand wie ein Hund. Siehe Du kniest vor mir und wirfst Dich in den Staub zu meinen Füßen auf mein Geheiß. Da bleibe liegen und denke darüber nach, ob Du mich noch länger verhöhnen kannst. Vor dem König knietest Du freiwillig; vor mir kniest Du nach meinem Willen, und wenn Du die Stärke von hundert Männern hättest, so müßtest Du da knieen, bis ich Dich aufstehen heiße."

Die Königin war gänzlich unter dem Einfluß der furchtbaren Macht, welche Zoroaster besaß. Sie konnte seinem Willen eben so wenig widerstehen, wie ein Ertrinkender dem reißenden Strom, welcher ihn dem Tode zuführt. Hilflos und kraftlos lag sie zu des Priesters Füßen. Er sah sie einen Augenblick an, als sie so vor ihm auf den Knieen lag.

„Stehe auf," sagte er dann, „gehe Deines Weges und gedenke mein."

Von dem Banne, der von ihm ausgehenden Kraft befreit, sprang Atossa auf und taumelte einige Schritte rückwärts, bis sie auf die Polster fiel.

„Was bist Du für ein Mann?" fragte sie, wild vor sich hinstarrend, als ob sie sich von einem schweren Schlage erholte, der sie betäubt hatte.

Allein sie sah, wie Zoroasters weißes Gewand durch die Thür verschwand, ehe noch die Worte ihren Lippen entflohen waren und sie sank in ohnmächtigem Staunen auf die Kissen des Lagers zurück.

Unterdessen erschallten die Posaunen im Hofe des Palastes und die Wachen stellten sich auf Befehl des Königs in Reih und Glied. Boten stiegen zu Pferde und jagten durch das Thal nach der Festung, um den Truppen den Befehl zu überbringen, sich marschfertig zu machen, und ehe die Sonne im Mittag stand, hielt Darius in seiner Rüstung

zu Pferde am Fuß der großen Treppe. Die grelle Mittagssonne schien auf seinen blanken Helm und auf die goldenen zu beiden Seiten daran abstehenden Flügel und die glühenden Strahlen wurden von seinem vergoldeten Harnisch und den breiten Schuppen der Rüstung, die sein Roß trug, zurückgeworfen.

Die Sclaven des Palastes standen in langen Reihen vor den Säulen der Halle und zu beiden Seiten der breiten Treppe und Zoroaster stand mit einigen zwanzig Priestern auf der untersten Stufe, um des Königs letzte Befehle zu empfangen.

„Ich ziehe aus, und in zwei Monaten werde ich siegreich zurückkehren," sagte Darius. „Unterdessen halte Du die Regierung in Deiner Hand, und laß die Gesetze nicht einschlafen, weil der König nicht hier ist. Lasse täglich das Opfer im Tempel vollbringen, und lasse alle Dinge so weitergehen, als ob ich selbst anwesend wäre. Ich will nicht, daß kleine Streitigkeiten ausbrechen, weil ich fort bin. Es soll Friede — Friede — ewiger Friede in meinem Reiche herrschen, ob ich auch viel Blut vergießen muß, um ihn zu erreichen. Und alle Leute, welche Uebelthäter und Unruhestifter und Aufrührer sind, sollen erbeben bei dem Namen des Darius, des Königs der Könige, und beim Namen Zoroasters, des Hohenpriesters, des Allweisen. In Frieden lasse ich euch, auf daß ich Frieden bringe, wohin ich auch gehe, und in Frieden will ich wieder zu euch zurückkehren. Lebe wohl, Zoroaster, Du treuester Freund und weisester Rathgeber, in Deiner Hut lasse ich alle Dinge. Nimm Du mein Siegel und führe es weise, bis ich wiederkomme."

Zoroaster empfing den königlichen Ring und verneigte sich tief. Dann drückte Darius die Kniee in die Seiten seines Pferdes, und das edle Roß flog auf der geraden breiten Straße davon, wie ein Pfeil vom Bogen. Die berittenen Wachen erfaßten ihre Speere und ergriffen die Zügel und folgten eilends, je vier und vier, Schulter an Schulter, und Knie an Knie; ihre erzenen Brustpanzer und blanken Helme blitzten in der Sonne und rasselten, als sie dahingaloppirten, und einen Augenblick darauf war von der königlichen Leibwache nichts mehr zu sehen als eine wogende Lichtwelle fern im Thal. Der weiße Staub, den die Reiter aufgewirbelt hatten, fiel in der stillen heißen Luft langsam auf die Rosen und das Gesträuch, welches am Fuße der großen Treppe über die Umzäunung des Gartens hinaushing.

Zoroaster sah einen Augenblick der Spur der enteilenden Krieger nach: dann ging er mit dem Gefolge der Priester die Stufen empor und trat in den Palast.

Atossa und Nehuschta hatten den Auszug des Königs von ihren obern Fenstern an den beiden äußersten Enden des Gebäudes durch das goldene Gitter mit angesehen. Atossa hatte sich etwas erholt von dem Schrecken und der Furcht, die sie überkommen hatten, als sie sich unter Zoroasters wunderbarer Einwirkung befunden, und als sie Darius fortreiten und Zoroaster auf den Stufen stehen und zurückbleiben sah, stieg ihr der Muth. Sie beschloß, daß nichts sie je wieder dazu bewegen sollte, sich der überirdischen Macht des Priesters auszusetzen, und sie lachte für sich, als sie dachte, daß sie ihn doch noch stürzen und sich auf immer von ihm befreien könnte. Sie wunderte sich darüber, daß sie je Liebesgedanken für solch einen Mann gehegt habe; dann berief sie ihren schwarzen Sclaven und schickte ihn mit dem letzten Auftrag fort, für dessen Ausführung er seine Freiheit erhalten sollte.

Nehuschta aber blickte traurig der davoneilenden Leibwache nach, und spannte ihre Augen an, um den Helm des Königs unter den andern heraus zu erkennen, bis in der Ferne alles zu einem undeutlichen Schimmer bewegten Lichtes verschmolz und dann durch den aufwirbelnden Staub den Blicken vollends entzogen wurde.

Ob sie ihn wirklich liebte oder nicht: er war ihr treu gewesen und hatte noch an diesem Morgen beim Scheiden sein dunkles Haupt an ihre Schulter gelegt und ihr gesagt, daß er sie am meisten liebte von allen Frauen auf Erden. Ihr aber hatte das einen Stich ins Herz gegeben, denn sie wußte, daß sie gern ihr Leben dafür hingeben würde, nur eine kurze Stunde an Zoroasters Brust zu ruhen, um all ihren Kummer auszuweinen und zu sterben.

Neunzehntes Kapitel.

Vier Tage nach des Königs Abreise wandelte Nehuschta nach gewohnter Weise um Sonnenuntergang durch den Garten. Da war ein Plätzchen, das sie sehr liebte — eine Stelle an der sich der Pfad zu einem Kreisrund erweiterte, um welches dichte Rosenbüsche, duftend vom Hauch des nahenden Sommers wuchsen, und weiches grünes Gebüsch und Schlingpflanzen, welche ihre zarten Arme um die Myrthenbäume schlangen. Die Hecke war so hoch, daß sie die Aussicht auf die dahinter liegenden Gärten völlig ausschloß, nur die dunkeln Hügel im Nordwesten waren über der Masse des Gebüsches zu sehen. Hinter dem Gebirge und über den ganzen Himmel breitete der Glanz der untergehenden Sonne einen Rosenschleier aus, und der Schimmer färbte den Kamm der dunkeln Berge und gab den Myrthenblättern eine seltsame

Farbe und übergoß die Rosen an den höchsten Büschen mit dunkelrothem Goldglanz.

Laut sangen die Vögel ihr Abendlied in fröhlichem Chor, wie nur Vögel im Osten singen können; die Luft war warm und still, und winzige Mücken jagten sich hoch oben in luftigen Schwärmen im leuchtenden Abendschein.

Nehuschta liebte dieses Plätzchen, denn hierher hatte sie vor einem Jahr Zoroaster zu sich beschieden, um ihm zu sagen, daß sie endlich die Wahrheit wisse. Sie stand still und lauschte dem Gesang der Vögel und blickte auf zu dem glühenden Himmel, an dem das Roth alsbald in Violett überging; sie athmete die warme Luft ein und seufzte leise, und wünschte, wie sie es jeden Abend that, der Sonnenuntergang möge in Dunkelheit verschwinden, und es möge ihr kein neuer Morgen tagen.

Seit Darius nach Susa gezogen, hatte sie ganz für sich allein gelebt; sie mied Atossa und suchte nicht, mit Zoroaster zusammenzutreffen, der ganz und gar durch die Staatsgeschäfte in Anspruch genommen war. Während der Abwesenheit des Königs fanden keine Festmahle statt, wie sonst wenn er im Palast weilte, und die beiden Königinnen konnten ihr Leben nach Belieben einrichten, völlig unabhängig von einander und von dem Hofstaat. Atossa hatte sich in ihre Gemächer zurückgezogen, und Nehuschta verließ ihren Theil des Palastes selten vor Abend. Aber wenn die Sonne sank, weilte sie gern unter den Rosen im Garten, bis die helle Scheibe des Mondes hoch im Osten stand, oder bis die Sterne in voller Pracht strahlten, und die Nachtigallen anfingen zu schlagen und ihr schwermüthiges Lied durch das holde Thal erschallen ließen.

So stand sie auch an diesem Abend da und blickte auf zum Himmel, während ihre Sclavinnen in einiger Entfernung ihres Winkes gewärtig standen. Aber während sie so aufschaute, hörte sie rasche Schritte auf dem Pfade herannahen, und die Sclavinnen sprangen zur Seite, um Jemanden durchzulassen. Nehuschta wendete sich um und sah plötzlich Atossa vor sich stehen, in einen dunkeln Mantel gehüllt, einen weißen indischen Muslinschleier über den Kopf geworfen, der ihr Gesicht halb verhüllte. Seit einem Jahre waren sie nicht unter vier Augen zusammengetroffen, und Nehuschta richtete sich plötzlich hoch auf, während ein Ausdruck von Verachtung ihre dunkeln Züge überflog. Sie war im Begriffe stolz zu fragen, was Atossa herführte, allein die schöne Königin kam ihr zuvor. Es war kaum eine Spur erheuchelter Freundlichkeit in ihrer Stimme, als sie so allein, ganz unbegleitet ihrer Feindin gegenübar stand.

„Ich komme Dich fragen, ob Du mit mir gehen willst,“ sagte Atossa.

„Wohin? Weshalb sollte ich mit Dir gehen?“

„Ich langweile mich hier im Palaste. Ich möchte nach Susa gehen, um dem König näher zu sein. Heute Nacht will ich in der Festung ruhen.“

„Was gehet es mich an, ob Du an das Ende der Welt ziehest oder hier bleibst?“ fragte sie.

„Ich möchten wissen, ob Du mitkommen willst, sonst hätte ich Dich nicht darnach gefragt. Ich fürchte, Du könntest Dich in Stakhar vereinsamt fühlen, willst Du nicht mitkommen?“

„Wiederum sage ich: weshalb fragst Du mich? Was habe ich mit Dir zu schaffen?“ versetzte Nehuschta und wickelte sich in ihren Mantel, als wolle sie von Atossa fortgehen.

„Wenn der König hier wäre, würde er Dich gehen heißen,“ sagte Atossa und sah ihre Feindin scharf an.

„Mir geziemt es zu beurtheilen, was mir der König gebieten würde, nicht Dir. Laß mich in Ruhe. Gehe Deine Wege, wenn Du willst — mich kümmerts nicht.“

„Du willst nicht mitkommen?“ Atossas Stimme wurde weicher und sie lächelte freundlich. Nehuschta wendete sich heftig gegen sie.

„Nein! Wenn Du gehst, so gehe! Ich brauche Dich nicht!“

„Du freuest Dich, daß ich gehe, nicht wahr?“ fragte Atossa sanft.

„Ich freue mich — mit einer Freude, die Du allein ermessen kannst. Ich wünsche, Du wärest schon fort!“

„Du freust Dich, daß ich Dich mit Deinem Geliebten allein lasse. Es ist ganz natürlich“ —

„Mein Geliebter!“ rief Nehuschta in steigendem Zorn mit blitzenden Augen.

„Nun ja, Dein Geliebter! Der hagere, greise Priester, der einst Zoroaster war, Dein ehemaliger Geliebter, — Dein armer alter Geliebter.“

Nehuschta hielt sich einen Augenblick. Ihr war es, als müsse sie dieses Weib in Stücke reißen. Aber mit großer Anstrengung bekämpfte sie ihren Zorn, obschon ihr zu Muthe war, als ob sie erstickte, während sie sich zusammennahm und Antwort gab.

„Ich wollte die Mächte des Bösen, zu denen Du gehörst, erstickten die dreimal verfluchte Lüge in Deinem falschen Halse!“ sagte sie leise mit wüthender Stimme und wandte sich ab.

Aber Atossa blieb, lächelnd wie immer, stehen. Nehuschta schaute zurück, als sie das andere Ende des kleinen Platzes erreicht hatte.

„Bist Du noch nicht fort? Soll ich meinen Sklavinnen befehlen, Dich bei der Gurgel zu packen und fortzujagen?“ Aber während sie also sprach, sah sie, daß hinter Atossa ein Trupp dunkler Männer und Weiber auf dem Wege stand. Atossa war nicht ohne Bedeckung gekommen.

„Ich sehe, Du bist noch immer dieselbe Thörin wie ehedem,“ entgegnete die ältere Königin. In demselben Augenblicke erscholl aus der Ferne von den Bergen her ein eigenthümlicher Ton, wie das Geschrei eines fernen Geiers, der seine Genossen zum Aasschmause herbeiruft, — ein unheimlicher Schrei, der hoch in der Luft von der einen Seite des Thals bis zur andern wiederhallte, von den dunkeln Felsen zurückgeworfen und durch das Echo verdoppelt wurde, und dann in kurzen, schwachen Tonwellen in der erschütterten Luft verhallte.

Nehuschta fuhr zusammen. Es war vielleicht der Schrei eines Wolfes oder sonst eines auf den Höhen herumschleichenden wilden Thiers gewesen, aber sie hatte noch nie einen ähnlichen Ton gehört. Atossa aber verrieth kein Staunen, und süßer denn je kehrte das Lächeln auf ihre Lippen zurück — auf diese Lippen, die drei Könige geküßt und die niemals ein aufrichtig gütiges oder barmherziges Wort zu Mann, Weib oder Kind gesprochen hatten.

„Lebe wohl, Nehuschta,“ sagte sie, „wenn Du nicht mitkommen willst, werde ich Dich Dir selbst — und Deinem Geliebten überlassen. Er wird Dich wohl vor Schaden behüten können. Hast Du den Ton gehört? Es ist der Ruf Deines Schicksals. Lebe wohl, thörichtes Kind, und möge jede unerhörte Art von Uebel mit Dir sein bis zu Deiner Todesstunde“ —

„Geh!“ schrie Nehuschta außer sich und wies mit furchtbar zorniger Geberde auf den Pfad. Atossa trat einen Schritt zurück.

„Kein Wunder, daß ich noch verweile. Ich dachte, Du könntest nicht mehr leiden. Wenn ich Zeit hätte, könnte ich wohl noch Mittel finden, Dich zu quälen — Du bist sehr albern“ —

Nehuschta trat rasch auf sie zu, als ob sie ihr mit eigenen Händen Gewalt anthun wollte. Aber indem Atossa der zornigen Hebräerin auswich, zog sie unter ihrem Mantel den indischen Dolch hervor, welchen sie ihr einst entrissen hatte. Nehuschta fuhr zurück, als sie die scharfe Klinge auf ihre Brust gerichtet sah. Allein Atossa zückte den Dolch nur einen Augenblick, dann warf sie ihn auf den Rasen zu ihren Füßen.

„Nimm ihn!“ rief sie, und ihre Stimme, die noch eben so süß und sanft gewesen, erklang plötzlich seltsam herausfordernd und voll bittrer Wuth. „Nimm, was Dein ist — mich ekelt es an, denn es riecht nach Dir, und alles was Dein ist, das hasse und verabscheue und verachte ich.“

Sie wendete sich rasch um und verschwand unter ihren Sclaven, deren Reihen sich hinter ihr zusammenschlossen und ihr schnell den Weg hinab folgten. Nehuschta blieb auf den Rasen stehen, ihrer davoneilenden Feindin durch das Dunkel nachspähend; denn der Glanz am westlichen Himmel war geschwunden, während sie mit einander sprachen, und jetzt herrschte tiefe Dämmerung.

Als sie so dastand, beinahe festgebannt vor Schreck über diesen furchtbaren Wuthausbruch, ertönte jener seltsame Schrei nochmals von den hohen Felsen und Gipfeln der Berge, und schallte wieder und verhallte allmälig.

Nehuschtas Sclavinnen, welche während des Streites der Königinnen scheu und furchtsam von fern' gestanden hatten, kamen herbei und umgaben sie.

„Was ist das?“ fragte die Königin leise, denn ihr Herz schlug im Vorgefühl drohender Gefahr. „Es ist der Ruf Deines Schicksals,“ hatte Atossa gesagt — wahrlich es klang wie das Geschrei des herannahenden Todes.

„Es sind die Druksch (bösen Geister) von den Bergen!“ sagte die eine.

„Es ist das Geheul der Wölfe!“ sagte eine andere, eine Mederin vom Zagrosgebirge.

„Das Kriegsgeschrei der Enakskinder klingt so,“ sagte ein kleines syrisches Mädchen, und ihre Zähne klapperten vor Furcht.

Während sie so voll Angst sich um ihre königliche Gebieterin kauerten und drängten, hörten sie unten auf der Straße den Ton von Roß und Mann, die schnell unterhalb der Gärten vorüberzogen. Es war Atossa mit ihrem Gefolge, welche auf der Landstraße nach der Festung zu entfloh.

Nehuschta schob die Sclavinnen zur Seite und floh den Pfad hinab nach dem Palast, die dunkeln Weiber rannten ihr nach. Eine von ihnen bückte sich und hob den indischen Dolch auf und steckte ihn während des Laufens in den Busen.

Die ganze Wahrheit blitzte in einem Augenblick in Nehuschtas Seele auf. Eine Heeresmacht sammelte sich auf den Bergen, um in geschlossner Schar den Palast zu überfallen und ihr den Untergang zu

bereiten. Atossa war nach einem sicheren Zufluchtsort entflohen, nachdem sie sich zuvor das Vergnügen gegönnt hatte, ihre dem Schicksal verfallene Feindin bis zum letzten Augenblick zu quälen, wohl wissend, daß keine Macht der Welt Nehuschta bewegen würde, ihr zu folgen. Aber ein Gedanke erfüllte Nehuschtas Seele, als ihr plötzlich die Wahrheit klar wurde: sie mußte Zoroaster aufsuchen und ihn vor der Gefahr warnen. Sie würden noch Zeit haben zusammen zu entfliehen. Atossa mußte den Zeitpunkt für ihre Flucht abzupassen gewußt haben, da sie den Plan angelegt hatte, und sie war erst seit wenigen Minuten unterwegs.

Durch den Garten eilte Nehuschta, die breite Treppe zur Säulenhalle empor. Sclaven gingen in der Halle hin und her und zündeten ruhig die großen Fackeln an, welche dort die ganze Nacht hindurch brannten. Sie hatten das seltsame Geschrei vom Gebirge her nicht vernommen, oder wenn sie nur einen schwachen Wiederhall davon gehört hatten, nicht weiter auf den Ton geachtet.

Nehuschta hielt athemlos in ihrem Laufe inne. Als sie die Ruhe ansah, welche im Palast herrschte, wo die Sclaven ihren Obliegenheiten nachgingen, als wäre nichts vorgefallen, oder als stünde nichts zu befürchten, da war es ihr als müßte sie geträumt haben. Wenn wirklich Gefahr drohte, so war es ja unmöglich, daß auch nicht einer der Hunderte von Sclaven, welche die Vorhalle und Gänge anfüllten, etwas davon wissen sollte. Ueberdies waren zahlreiche Schreiber und Beamte da und einige Edelleute, welche Darius zurückgelassen hatte, als er nach Susa zog; da waren ihre Weiber und Kinder, welche in verschiedenen Theilen des Palastes und in den tiefer liegenden Gebäuden wohnten, und dann eine starke Abtheilung der persischen Wache. Wäre Gefahr vorhanden, so müßte das Jemand wissen.

Sie ahnte nicht, daß in diesem Augenblicke die Bewohner des untern Palastes bereits aufgeschreckt waren und zum Theil in wilder Flucht, Hab und Gut zurücklassend, die aufwärts im Thal gelegene Festung zu erreichen suchten. Wo sie sich befand, schien alles ruhig, und sie beschloß, allein Zoroaster suchen zu gehen, ohne die andern aufzuschrecken. Gerade als sie in die Thür der großen Halle trat, hörte sie wieder hinter sich im Thal das Geschrei ertönen. Sie konnte kaum den Schreck bemeistern, der sich ihrer wieder beim Vernehmen des gräßlichen Tones bemächtigte, während sie durch die Reihen der sich verbeugenden Sclaven ging und zwischen den beiden Speerträgern hindurch, welche den inneren Eingang bewachten und mit militärischer Pünktlichkeit mit ihren Speeren auf den Boden stießen, als sie vorüberschritt.

Sie hatte eine Sclavin, der sie mehr traute als den übrigen. Es war das kleine syrische Mädchen, zur Hälfte hebräischer Abkunft.

„Geh," sagte sie rasch in ihrer eigenen Sprache, „geh nach der einen Seite, ich will nach der andern gehen, und suche Zoroaster, den Hohenpriester und führe ihn in mein Gemach. Ich will auch suchen, aber wenn ich ihn nicht finde, werde ich hier auf Dich warten."

Das Mädchen kehrte um und lief durch die Hallen, rasch wie ein scheues Reh, um ihren Auftrag zu erfüllen, und Nehuschta ging in andrer Richtung, suchend fort. Sie scheute sich, nach Zoroaster zu fragen. Noch klangen ihr die Worte ihrer Feindin in den Ohren „allein mit Deinem Geliebten"; — sie wußte ja nicht, ob das nicht ein gemeines Gerede am Hofe wäre. Schweigend ging sie ihres Weges. Sie wußte, wo Zoroaster wohnte. Der Vorhang seines einfachen Gemaches war zur Seite geschlagen und ein mattes Licht brannte im Zimmer. Es war leer; eine Schriftrolle lag offen auf dem Boden neben einem Purpurkissen, grade so wie er sie hatte liegen lassen, und sein langer weißer Mantel war auf das Lager geworfen, welches ihm zur Schlafstätte diente.

Einen Augenblick schaute sie liebevoll in das offene Gemach und ging dann weiter durch den breiten, durch kleine Oellampen matt erleuchteten Gang. Sie blickte in das Rathszimmer; es war verlassen. Die langen doppelten Sitzreihen waren leer und schimmerten in matter Beleuchtung. Hoch auf der Estrade am einen Ende brannte eine Lampe über dem geschnitzten Stuhle von Gold und Elfenbein, auf dem der König bei den Rathsversammlungen saß. Niemand war dort zu sehen. Weiterhin standen am niedrigen Eingang zu der Schatzkammer vier Speerträger, deren Waffen dröhnend auf den Boden schlugen, als die Königin vorbeiging. Sie bemerkte indessen, daß die massigen Riegel und die großen viereckigen Vorhängeschlösser an Ort und Stelle waren. Es war also Niemand darin. In der Säulenhalle dahinter standen einige Edelleute unbesorgt bei einander im Gespräch, während sie darauf warteten, daß ihnen die Abendmahlzeit in einem hell erleuchteten Saal angerichtet würde, dessen Thüren weit offen standen, um die kühle Luft der einbrechenden Nacht hereinzulassen. Die prächtig gekleideten Hofleute machten tiefe Verbeugungen und standen dann staunend still, als die Königin vorüberging. Sie trug das Haupt hoch und nickte ihnen zu, indem sie sich bemühte, unbekümmert auszusehen.

Weiter ging sie und weiter durch den ganzen Flügel, bis sie in ihre eigenen Gemächer gelangte. Auch nicht einem weiß gekleideten Priester war sie bei ihrem langen Suchen begegnet. Zoroaster war

keinenfalls in dem Theile des Palastes, durch welchen sie gekommen. Als sie in ihre eigenen Gemächer kam, sah sie sich nach der kleinen Syrerin um; diese war aber noch nicht zurückgekehrt.

Unfähig, die Spannung länger zu ertragen, schickte sie rasch noch eine Sclavin nach dem Hohenpriester aus, eine Mederin, die schon in Ecbatana bei ihr gewesen war.

Es schien, als dehnten sich die Minuten zu Stunden. Nehuschta saß da, und preßte die Hände an ihre Schläfe, die so heftig pochten, als ob das Fieber ihr das Hirn zersprengen sollte, und das schwarze Fächermädchen schwang das Palmenblatt mit aller Macht, denn sie glaubte, ihre Herrin litte unter der Hitze.

Die übrigen Weiber schickte sie fort, im sanften Schein der duftenden Lampe saß sie da, die Verkörperung banger Angst.

Eine innere Stimme sagte ihr, daß sie sich in großer, drohender Gefahr befände, und die Ruhe, welche sie im Palaste wahrgenommen hatte, konnte in ihrer Seele nicht die Furcht vor dem unheimlichen Geschrei beschwichtigen, das sie zu dreien Malen von den Bergen her vernommen hatte. Als sie daran dachte, schauderte sie, und eiskalte Furcht schlich ihr durch die Glieder, die das Mark in ihren Knochen erkalten und ihr tosendes Blut plötzlich in seinem rasenden Pochen starr machte.

„Allein mit Deinem Geliebten“ — „es ist der Ruf Deines Schicksals“ — wie Grabgeläute tönten Atossas Worte ihr in den Ohren — schmählichen Tod verkündend; und als sie an den bitteren Hohn ihrer Feindin dachte, schlugen ihre erstarrten Pulse wieder in heftigerem Fieber als zuvor. Sie konnte es nicht ertragen, still zu sitzen, sondern stand auf und ging in furchtbarer Aufregung im Zimmer auf und ab. Wollten denn diese trägen Sclavinnen niemals wiederkommen?

Das Fächermädchen versuchte, ihrer Herrin zu folgen, und ihre kleinen rothen Augen beobachteten genau jede ihrer Bewegungen. Aber Nehuschta winkte sie zurück, und die Sclavin stellte sich neben den Stuhl, wo die Königin gesessen hatte und ließ den Fächer müßig in ihrer Hand hängen. In dem Augenblick trat das medische Weib herein.

„Wo ist er?“ fragte Nehuschta, sich schnell zu ihr wendend.

Das Weib verneigte sich tief und antwortete mit bebender Stimme:

„Man sagt, der Hohepriester habe vor zwei Stunden mit der Königin Atossa den Palast verlassen. Man sagt“ —

„Du lügst!“ schrie Nehuschta heftig; und ihr Gesicht erbleichte, während sie mit dem Fuße auf den schwarzen Marmorboden stampfte.

Das Weib sprang mit einem Schrei des Schreckens zurück und stürzte nach der Thür. Noch nie hatte sie ihre Gebieterin so zornig gesehen. Aber Nehuschta rief sie zurück.

„Komm her — was sagt man sonst noch?“ fragte sie und beherrschte sich, so gut sie konnte.

„Man sagt, die wilden Reiter aus der östlichen Wüste steigen von den Bergen herab,“ antwortete die Sclavin rasch, beinahe im Flüsterton. „Alles flieht, — alles ist in Verwirrung, — ich höre sie sogar jetzt, wie sie auf den Höfen hin und her laufen, die Krieger“ — —

Und während sie sprach, drang der Wiederhall von fernen Stimmen und wüstem Geschrei von draußen durch die Vorhänge an der Thür, der schnelle, ungleichmäßige Tritt von Leuten, die in der Verwirrung hin und herrennen, die lauten Stimmen aufgeschreckter Männer und das Gekreisch entsetzter Weiber, — alles vermischte sich zu einem wilden Gebrüll, welches mit jedem Augenblicke lauter wurde.

Gerade da stürzte die kleine Syrerin herein und riß beinahe die Vorhänge von den Bronzestangen, als sie sie zurückschob. Athemlos fiel sie Nehuschta zu Füßen und umklammerte ihre Kniee.

„Fliehe, flieh', geliebte Herrin!“ rief sie. „Die Teufel vom Gebirge haben uns überfallen — sie bedecken die Berge — sie versperren alle Zugänge — die Leute im unteren Palaste sind alle erschlagen“ —

„Wo ist Zoroaster?“ — Im Augenblick der höchsten Gefahr wurde Nehuschta ruhig und fand die Besinnung wieder.

„Er ist im Tempel mit den Priestern — jetzt wird er sicherlich schon erschlagen sein — er konnte nicht wissen, was geschah. O fliehe, fliehe!“ rief das arme syrische Mädchen in Todesangst.

Nehuschta legte die Hand sanft auf das Haupt des kleinen Mädchens, und da sie jetzt das schlimmste wußte, wendete sie sich im Vollgefühle ihres Muthes ruhig zu den andern Sclavinnen, welche von der Vorhalle her sich hereindrängten, einige waren athemlos vor Furcht, andre schrieen laut in entsetzlicher Todesangst.

„Von welcher Seite kommen sie?“ fragte sie.

„Von den Bergen; von den Bergen kommen sie zu Tausenden herab;“ riefen ein halb Dutzend erschrockene Weiber auf ein Mal, die übrigen drängten sich zusammen wie Schafe und stöhnten vor Angst.

„Gehet alle an jenes Fenster,“ rief Nehuschta in gebieterischem Tone. „Springet auf den Balcon hinab, es ist kaum Manneshöhe — lauft ihn entlang bis ans Ende und um die Ecke, wo er an die große Gartenmauer stößt. Dann lauft auf der Mauer fort, bis ihr eine

Stelle findet, wo ihr hinuntersteigen könnt. Durch die Gärten könnt ihr leicht den Weg hinter dem nördlichen Thor erreichen. Fliehet und rettet euch in der Dunkelheit. Wenn ihr euch beeilt, könnt ihr die Festung vor Tagesanbruch erreichen. Ihr werdet euch beeilen," setzte sie in etwas verächtlichem Tone hinzu, denn noch ehe sie ihre Weisungen vollendet hatte, war die letzte der Sclavinnen, toll vor Angst, durch das offene Fenster verschwunden, und sie konnte hören, wie eine rasch nach der andern auf den Marmorbalcon hinab sprang. Sie war allein.

Als sie aber niederblickte, bemerkte sie zu ihren Füßen die kleine Syrerin, welche ihr mit flehenden Blicken ins Gesicht schaute.

„Warum gehest Du nicht mit den andern?" fragte Nehuschta und bückte sich, indem sie dem Mädchen eine Hand auf die Schulter legte.

„Ich habe Dein Brod gegessen — soll ich Dich verlassen in der Stunde des Todes?" fragte die kleine Sclavin demüthig.

„Geh, mein Kind!" versetzte Nehuschta voll Güte. „Ich habe Deine Liebe und Treue gesehen — Du mußt nicht umkommen."

Aber die Syrerin sprang auf und Stolz lag auf ihrem kleinen Gesichte, während sie antwortete:

„Ich bin eine Magd, aber ich bin eine Tochter Israels wie Du. Und wenn auch alle andern Dich verlassen, so will ich Dich doch nimmer verlassen. Vielleicht kann ich Dir helfen."

„Du bist ein braves Kind," sagte Nehuschta und zog die Kleine zärtlich an sich. „Ich muß zu Zoroaster gehen; bleibe Du hier, verstecke Dich hinter den Vorhängen, — entfliehe durch das Fenster, wenn Einer kommt und Dir ein Leid thun will." Sie wendete sich um und ging schnell durch die Vorhänge hinaus, ruhig und blaß wie der Tod.

Das Getöse im Palast war zum Theil verstummt, und neues und seltsames Geschrei erschallte durch die weiten Hallen und Gänge. Hier und da ein gellender Aufschrei, — in der Ferne ein plötzliches Krachen, wie wenn eine Thür eingeschlagen würde und donnernd auf den Marmorboden stürzte, und dann wieder anhaltendes unheimliches Gekreisch, untermischt mit dem dumpfen leisen Ton tiefen Stöhnens, — all das schallte zusammen herauf und schien Nehuschta entgegenzukommen, als sie die Vorhänge emporhob und hinausging.

Die kleine Syrerin aber faßte fest den Dolch in ihrem Gürtel und schlich verstohlen ihrer Herrin nach.

Zwanzigstes Kapitel.

Nehuschta schlüpfte wie ein Gespenst durch die Gänge und die matt erleuchteten Hallen. Bis jetzt schien die Verwirrung nur im untern Theile des Palastes zu herrschen —, aber das Gebrüll wurde jeden Augenblick lauter — das Schreien verwundeter Weiber und das Stöhnen verwundeter Männer, das Klirren von Waffen und Schwertern und ab und zu ein lautes plötzliches Geraffel, wie wenn ein halbes Dutzend Pfeile, die ihr Ziel verfehlt hatten auf einmal an die Mauer schlügen.

Sie eilte vorwärts und stand nicht horchend still, denn im Augenblick konnte ja das Gemetzel die Treppe hinauf dringen und sie überholen. Sie schauderte, als sie eben an der großen Treppe vorüberging und in einer Entfernung von nur wenigen Schritten einen jähen Aufschrei hörte, der alsbald in Todesröcheln dahinstarb.

Sie ging an der Schatzkammer vorüber, die Wachen waren von der Thür entflohen; einen Augenblick später erreichte sie die Treppe, welche zum Tempel hinter dem Palast hinabführte. So viel sie beim Sternenschein sehen konnte, war noch Niemand da. Die Thüren waren verschlossen, und das massige viereckige Gebäude ragte düster in der Dunkelheit empor, schwärzer als sein eigner schwarzer Schatten.

Nehuschta stand an der Thür still und lauschte. Nur ganz leise konnte sie durch die dicken Mauern den Abendgesang hören. Die Priester waren alle mit Zoroaster darinnen; ohne eine Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr und von dem Vorgange im Palast, sangen sie den Opfergesang vor dem heiligen Feuer, — sangen so zu sagen ihr eigenes Sterbelied. Nehuschta versuchte, die Thür zu öffnen. Die großen Erzthüren waren fest verschlossen und gaben kein Haarbreit nach, obgleich sie mit ihrer ganzen Kraft daran rüttelte.

„Drücke auf den Nagel in der Mitte," sagte ein Stimmchen hinter ihr. Nehuschta fuhr zusammen und sah sich um. Es war die kleine syrische Sclavin, welche ihr aus dem Palast nachgeschlichen war und jetzt in der Dunkelheit neben ihr stand.

Nehuschta legte die Hand auf den runden Knopf des Nagels und drückte, wie ihr die Sclavin gesagt hatte. Die Thür ging auf und drehte sich langsam und geräuschlos in ihren Angeln. Beide traten hinein; die Syrerin sah sich vorsichtig um und schob die schwere Erzthür wieder an Ort und Stelle. Der ägyptische Handwerker, welcher das Schloß gemacht, hatte einer der Dienerinnen der Königin, die er liebte, das Geheimniß des Verschlusses anvertraut; die Syrerin hatte davon gehört und es gut behalten.

Als Nehuschta erst drinnen war, lief sie rasch durch den Gang zwischen den Mauern und eilte in den innern Tempel, sie befand sich hinter der Schirmwand und einen Augenblick darauf stand sie vor den Priestern und vor Zoroaster selbst. Aber schon während ihres Eintretens hörte die syrische Sclavin, die an der Thür zurückgeblieben war, draußen das Herbeieilen vieler Tritte und das gellende Geschrei heiserer Stimme, in welches sich Waffengetöse mischte.

Feierlich erhob sich der Gesang um das heilige Feuer, welches auf überirdische Weise auf dem schwarzen Steinaltar zu brennen schien. Zoroaster stand davor, die Hände zum Gebet erhoben, sein wachsbleiches Antlitz und sein schneeweißer Bart von dem blendenden Glanze beleuchtet.

Die siebzig Priester standen in einer Reihe an den Wänden herum, ihre Hände gleich denen des Hohenpriesters erhoben, ihre Stimmen vereinigten sich kräftig und melodisch zu dem feierlichen Choralgesang. Aber Nehuschta unterbrach ihr Singen durch einen plötzlichen Schrei, als sie zu ihnen hineinstürzte.

„Zoroaster! fliehe, noch ist es Zeit. Die Feinde kommen zu Tausenden; schon sind sie im Palast. Fliehet! Es ist kaum mehr Zeit!" Als sie ihn und alle andern so anrief, stürzte sie herzu und legte eine Hand auf sein Schulter.

Aber der Hohepriester wandte sich ruhig zu ihr; sein Angesicht blieb unbewegt, obschon alle Priester ihr Singen einstellten und in plötzlicher Furcht sich um ihr Oberhaupt drängten. Als ihre Stimmen schwiegen, wurde draußen ein lautes Gebrüll hörbar, als schlüge das Meer brandend gegen das Thor.

Zoroaster schob Nehuschtas Hand sanft von seiner Schulter.

„Gehe hin und rette Dich," sagte er mild. „Ich will nicht fliehen. Wenn es des Allweisen Wille ist, daß ich umkomme, so will ich vor diesem Altar sterben. Du aber eile, und rette Dich, so lange noch Zeit dazu ist."

Nehuschta aber nahm seine Hand zwischen die ihren, welche vor großer Aufregung zitterten und schaute in seine ruhigen Augen, während er zu ihr sprach — ihr Blick war sehr liebevoll und sehr traurig.

„Weißt Du denn nicht, Zoroaster, daß ich lieber mit Dir sterben, als mit irgend einem andern leben möchte? Ich schwöre es Dir bei dem Gott meiner Väter, ich will Dich nicht verlassen." Ihre sanfte Stimme bebte, denn sie sprach sich selbst das Todesurtheil.

„Es ist nicht mehr Zeit!" rief die Stimme der kleinen Syrerin,

indem sie in den Tempel eilte. „Es ist nicht mehr Zeit! Ihr seid alle des Todes! Sehet! sie schlagen die Thüren ein.“

Während sie sprach, erdröhnten schwere Schläge gegen das erzene Thor und hallten wie Donner durch den Tempel, und bei jedem Schlag erhob sich ein vielstimmiges entsetzliches Geheul, wild und langgezogen, als ob die Teufel der Hölle kreischten voll Freuden über die Seelen der Verdammten.

Die Priester, wie beherzt und fromm sie auch waren, drängten sich zitternd vor Furcht an einander. Einige von ihnen wollten der Thür zueilen, aber das syrische Mägdelein trat ihnen in den Weg.

„Ihr seid des Todes, es giebt keine Rettung mehr, ihr müßt wie Männer sterben,“ sagte das kleine Mädchen ruhig. „Laßt mich zu meiner Herrin.“ Und sie drängte sich durch die Schar der weißgekleideten Männer, welche in ihrer Seelenangst wie eine weißschäumende Welle zusammenschlug, die ein heftiger Wind aus der Tiefe emporhebt.

Nehuschta hielt noch immer Zoroasters Hand und starrte die hilflosen Priester wild an. Ihr einziger Gedanke war, den Mann, den sie liebte, zu retten, obschon sie einsah, daß es zu spät wäre. Dennoch wendete sie sich flehend an die Priester.

„Kann keiner von euch ihn retten?“ rief sie.

Vornean in der kleinen Schar stand ein ernster dunkler Mann. Derselbe, welcher Hoherpriester gewesen, ehe Zoroaster kam, derselbe, welcher zuerst dem Eindringling trotzig entgegengetreten war und sich ihm dann völlig hingegeben hatte. Er sprach laut:

„Wir wollen ihn und Dich retten, wenn wir können!“ so rief er in muthiger Begeisterung für sein Oberhaupt.

„Wir wollen Euch in die Mitte nehmen und die Thür öffnen, vielleicht können wir uns durchschlagen — wenn wir auch alle fallen, vielleicht kann er sich retten.“ Er wollte Zoroaster erfassen, und unter all den Priestern war keiner, der nicht sein Leben bei dem kühnen Versuch eingesetzt haben würde. Allein Zoroaster schob ihn sanft zurück.

„Ihr könnt mich nicht retten, denn meine Stunde ist gekommen!“ sagte er und ein überirdischer Glanz verbreitete sich über sein Antlitz, so daß er ihnen allen verklärt und verwandelt erschien. „Der Feinde sind tausend gegen einen. Hier müssen wir sterben wie Männer, und wie Priester des Herrn vor Seinem Altar.“

Das Donnern gegen die Thüren dröhnte noch immer durch den ganzen Tempel und übertönte fast jeden andern Laut, und das Ge-

heul der wüthend Anstürmenden schallte immer lauter und lauter dazwischen.

Zoroasters Stimme erklang hell und stark, und die Schar der Priester drängte sich immer dichter um ihn. Nehuschta hielt noch immer seine Hand fest zwischen den ihrigen, und bleich wie der Tod, blickte sie zu ihm auf, während er sprach. Ganz still und ernst stand die kleine Syrerin neben ihrer Herrin.

„Höret mich, ihr Priester des Herrn," sagte Zoroaster. „Wir sind verlesene Männer und müssen wahrlich sterben, wennschon wir nicht wissen, durch wessen Hand wir umkommen werden. Nun also bitte ich euch, denket nicht an diesen Tod, welchen wir erleiden müssen in unserm sterblichen Leibe, sondern öffnet eure Augen für die Dinge, welche nicht sterblich sind und in alle Ewigkeit nicht vergehen werden. Denn der Mensch in seiner Sterblichkeit ist nur ein gebrechliches und hinfälliges Geschöpf, sintemal sein Leben nicht länger währet, als das Leben andrer erschaffener Dinge, und er ist zart und kränklich und von seiner Geburt an vielen Gefahren ausgesetzt. Aber die Seele des Menschen stirbt nicht, und es ist kein Mal des Todes an ihr, sondern sie lebet für und für und wird herrlicher sein als die Sterne. Denn auch die Sterne und die Erde werden ein Ende haben, gerade so wie unsere Leiber heute Nacht ein Ende nehmen müssen; aber unsre Seelen werden die Herrlichkeit Gottes, des Allweisen, schauen und leben."

„Die Sonne gehet auf, und deß freuet sich die Erde, und es wird Tag; und wiederum gehet sie unter, und es wird Nacht, und die ganze Erde trauert. Aber ob auch unsre Sonne untergegangen ist, und wir ihren Aufgang nicht mehr sehen werden, so werden wir doch eine Sonne sehen, die nimmermehr untergeht und deren Herrlichkeit kein Ende hat. Der Morgen nahet auf den kein Abend folgt. Der Herr Ahura Mazda, welcher alle Dinge gemacht hat, der hat auch diese unsre Leiber gemacht, und hat sie uns gegeben, auf daß wir darin leben und weben und eine Zeit lang auf Erden unser Wesen haben. Und nun fordert Er sie zurück; denn Er hat sie uns gegeben und sie sind sein. Lasset sie uns bereitwillig als Opfer darbringen, denn Er, der alle Dinge kennt, weiß auch, weshalb es uns geziemt, zu sterben. Und Er, welcher alle Dinge erschaffen hat, die wir sehen und die schnell vergehen, — Er hat auch Dinge erschaffen, welche wir nicht gesehen haben, aber dereinst schauen werden; und die Zeit ist nahe herbeigekommen, da unsere Augen sollen geöffnet werden für die Welt, welche bleibet in Ewigkeit, wenn sie sich auch im Tode schließen müssen für die Dinge, so da vergänglich sind. Stimmet also mit mir an ein Danklied für

den Allweisen Gott, dem es gefällt, uns aus der Zeit in die Ewigkeit zu versetzen, aus der Finsterniß ins Licht, aus der Vergänglichkeit in die Unsterblichkeit, aus dem Tode durch den Tod zu unsterblichem Leben zu führen."

„Lasset uns loben den Allweisen Gott, der die Jahre gemacht und die Zeiten geschaffen hat.

Lobet Ihn, der Saat gesäet hat im Himmel und den Samen der Sterne ausgestreuet,

Lobet Ihn, der da webet zwischen den drei Zeiten, die da sind, die da waren und die da sein werden,

Lobet Ihn, der auf dem Tode daherreitet, in dessen Hand sind Macht und Ehre und Herrlichkeit;

Lobet Ihn, der gemacht hat, was da scheint, das Bild des Lebendigen, den Schatten des Lebens.

Lobet Ihn, der geschaffen hat alles, was da ist, und hat es ewig gemacht auf immerdar;

Der Tag und Nacht gemacht, und die Finsterniß erschaffen, auf daß sie folge dem Licht;

Der den Tag des Lebens gemacht hat, auf daß er aufgehe und erleuchte die Schatten des Todes."

Zoroaster erhob die Rechte gen Himmel, während er dieses Loblied sang, und alle Priester sangen es mit ihm nach einer feierlichen, heiligen Melodie, als ob der Tod nicht über ihnen wäre. Aber Nehuschta hielt noch immer seine andere Hand fest und ihre Hände waren eiskalt.

Mit einem Krachen, als ob die Elemente der Erde ins Chaos zurücksänken, gaben die großen Erzthüren nach und stürzten dröhnend zu Boden, und das Geheul der Stürmenden drang ans Ohr der Priester, als ob der Deckel vom Höllenpfuhl abgenommen wäre und das Wehgeschrei der Verdammten und das Gekreisch ihrer Quälgeister in teuflischem Durcheinander hervorbräche.

In einem Augenblick füllte sich der Tempel mit einem Schwarm scheußlicher Männer, deren Augen roth waren von Mordlust und ihre Hände roth vom Blutvergießen. Ihre krummen Säbel blitzten hoch in der Luft, als sie sich im Ansturm vorwärts drängten, und ihr Geheul erschütterte das Dach.

Sie hatten Schätze zu finden gehofft, — nun sahen sie nur eine Handvoll weißgekleideter unbewaffneter Männer um Einen stehen, der sie alle überragte, und unter der Schaar bemerkten sie zwei Weiber. Ihre Wuth kannte keine Grenzen und ihr Geschrei erscholl durchdringender denn je, als sie die ihnen verfallene Schaar umzingelten und sie überwältigten und ihre mißgestalten Säbel mit dem rothen Blute

färbten, das sich purpurfarben in vollen Strömen über die hellen weißen Gewänder ergoß.

Die Priester kämpften wie tapfere Männer bis zum letzten Augenblick. Sie packten ihre greulichen Feinde bei den Armen und Beinen und am Genick, und warfen einige von ihnen zurück auf ihre Gesellen, mit bloßen Händen rangen sie verzweifelt gegen ihre bewaffneten Mörder. Aber der Feinde waren hundert gegen einen, und die Priester fielen in Haufen über einander, während das Blut zwischen den Füßen der wilden schreienden Dränger hindurchströmte, die da heulten und mordeten, und wiederum laut aufkreischten, so oft ein Priester taumelte und mit der Todeswunde in der Brust zu Boden fiel.

Zuletzt sprang ein großer Bösewicht mit blutrothen Augen und verzerrten Zügen über einen Haufen Erschlagener und packte mit seiner vom Blute dampfenden Hand Nehuschta bei den Haaren und wollte sie fortschleppen. Aber Zoroasters hagere Arme umschlangen sie mit Blitzesschnelle und drückten sie an seine Brust.

Da erhob die kleine Syrerin den indischen Dolch mit beiden Händen hoch über ihren Kopf und traf den Schurken mit aller Macht, gerade unterhalb der fünften Rippe, so daß er auf der Stelle starb; aber noch ehe er fiel, zuckte eine scharfe Klinge rasch wie ein zackiger Blitz und hieb die kleinen Hände am Gelenk ab, und das tapfre treue Mägdlein fiel schreiend zu Boden. Ein Schrei — das war alles; denn dasselbe Schwert schlug sie noch ein Mal, als sie am Boden lag und so starb sie.

Nehuschtas Haupt aber sank an des Hohenpriesters Brust und ihre Arme umschlangen ihn fest, so wie er sie umschlungen hielt.

„O Zoroaster! mein Geliebter! mein Geliebter! Sage nicht mehr, daß ich treulos bin, denn ich bin getreu gewesen bis in den Tod und werde über den Sternen ewig bei Dir sein!"

Er drückte sie noch fester an sich, und in diesem furchtbaren Augenblick erglänzte sein weißes Gesicht in dem strahlenden Lichte des neuen Lebens, das nur aus dem Tode kommt.

„Ueber den Sternen in alle Ewigkeit!" rief er. „Im Lichte der Herrlichkeit Gottes, des Allerhöchsten."

Noch einmal blitzte das scharfe Schwert und fuhr durch Nehuschtas Hals und fand seine Scheide im Herzen ihres Geliebten; sie sanken mit einander todt dahin und das Gemetzel hatte ein Ende.

Am dritten Tage aber kehrte Darius, der König, zurück, denn ein Bote war ihm entgegengekommen, und hatte ihm die Kunde gebracht, daß seine Krieger die Aufrührer in Ecbatana geschlagen hätten, ob-

schon ihrer zehn gegen einen gewesen. Und als er sah, was für Dinge in Stakhar geschehen waren, und die Leiche des Weibes, das er so geliebt hatte, in den Armen seines treuesten und geliebtesten Dieners liegen sah, da weinte er bitterlich.

Und er zog aus und rottete die wilden Reiter in den Bergen gen Osten gänzlich aus, und ließ auch kein Kind übrig, um seinen todten Vater zu beweinen. Aber zwei Tausend von ihnen brachte er nach Stakhar und ließ sie alle kreuzigen am Wege, auf daß ihr Blut sei zur Sühne für das Blut derer, die er so sehr geliebt hatte.

Und er nahm die Leiche Zoroasters, des Hohenpriesters, und den Leichnam der Königin und des syrischen Mägdleins, und begrub sie mit Spezereien und köstlicher Leinwand und Platten von reinem Golde, zusammen in einem Grabe, gegenüber dem Palaste, in den Felsen des Gebirges gehauen.

Ende.

Christian Friedrich Schwan.

Schillers Mannheimer Gönner.

Von

J. Minor.

Daß der Matador der pfälzischen Aufklärung eine Selbstbiographie hinterlassen habe; war eine bekannte Sache. Der Herausgeber seines Nachlasses, Friedrich Götz, verweist in den „Geliebten Schatten“ (Mannheim 1858 S. 13) ausdrücklich auf diese Aufzeichnungen, die bis in den Anfang der Neunziger Jahre reichten und die er an einem andern Orte der Oeffentlichkeit zu übergeben hoffe. Das ist auch wirklich geschehen, noch dazu in einem vielgelesenen Familienblatte, das freilich seinerzeit öfter in den Häusern zu finden war, als heute in den Bibliotheken. So kommt es, daß die Selbstbiographie Schwans allen Biographen Lessings und Schillers, den Herausgebern der zweiten Auflage des Goedekeschen Grundrisses eben so wie denen der Allgemeinen Deutschen Biographie unbekannt geblieben ist. Ich selber habe sie im zweiten Band meines „Schiller“ verloren gegeben und stand doch nur durch eine dünne Wand von ihr getrennt. Denn derselbe Band von Hackländers und Höfers „Hausblättern“ (1861 I. Band) der Haakhs „Schillerreliquien“ *) enthält, bringt auch von dem gleichen Herausgeber in 6 Fortsetzungen die „Kurze Nachricht“ von dem Leben Schwans. Die

*) Diese „Schillerreliquien“ enthalten: 1) den Brief Streichers an einen Stuttgarter Freund vom 28. Februar 1783 über Schillers Flucht, den Fielitz im Archiv für Litteraturgeschichte VIII, 422 f. als ungedruckt mitgetheilt hat. 2) den Brief Streichers an Schiller vom 16. August 1795, ebenfalls bei Fielitz a. a. O. 424 f. als ungedruckt. 3) den Brief der Frau Hölzel an Schiller, den O. Brahm in der Neuen Freien Presse vom 10. Nov. 1886 Nr. 7977 als ungedruckt mitgetheilt hat. 4) eine genaue Biographie Streichers mit dem Briefe Schillers an Streicher vom 9. Oktober 1795, der früher in der Wiener Presse und in Hoffmanns Findlingen 421 f., später in der Neuen Freien Presse und in den Schillerbildern gedruckt ist. (Neuerdings finde ich die Selbstbiographie Schwans bei Ernst Müller, Schillers Kabale und Liebe, Tübingen 1892 S. 22 gelegentlich angeführt.)

Schillerreliquien waren mir nur aus einem Separatabdruck bekannt, und so ist mir die Selbstbiographie Schwans erst im Herbst vorigen Jahres in die Hände gefallen.

Einen Neudruck wird dieses umfängliche Schriftstück selbst in unserer druckfertigen Zeit kaum erfahren. Aber es ist von einem so hervorragenden geschichtlichen, kulturgeschichtlichen, litteraturgeschichtlichen und litterarischen Werth, daß es wohl verdient, in verkleinertem Maßstabe aufgenommen und in engerem Rahmen tiefer gehängt zu werden. Ich gebe deshalb eine abgekürzte Erzählung dieser abenteuerlichen Lebensgeschichte und lasse, wo es die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt, dem Helden selber das Wort. Er zieht nicht blos durch seine bunten Erlebnisse sondern auch durch seinen Charakter unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sein Drang, sich in der Welt umzusehen und es in der Welt weiter zu bringen, grenzt ans Abenteuerliche. Immer rasch entschlossen, bedenkt er sich nicht lange, mit dem nächsten besten Schiff nach Rußland oder Amerika zu gehen. Er zweifelt grundsätzlich nie an günstigen Möglichkeiten, wenn ihm auch Mittel und Wege noch unbekannt sind, welche sie herbeiführen sollen. Immer rechnet er auch mit glücklichen Zufällen und preist seinen Leichtsinn, Ifflands „leichten Sinn", als nicht genug zu schätzendes Geschenk des Himmels, dem er das Glück seines Lebens verdanke. Aber er weiß auch klug und vorsichtig überall die Umstände zu benutzen und die günstige Gelegenheit zu erspähen. Was die Hauptsache ist für einen, der in der Welt sein Glück machen will: er hat eine unerschütterliche Zuversicht zu sich selbst und seinen persönlichen Fähigkeiten. Er weiß, daß sein Aeußeres nichts Zurückstoßendes habe, und er hält auf einen netten und sauberen Anzug. Diese „schätzbare Gabe der Natur" erwirbt ihm meistens sogleich beim ersten Anblick die Gunst und Zuneigung aller, mit denen er in Berührung kommt. Er weiß sich in die Leute zu finden und hütet sich wohl, sogleich bei der ersten Begegnung mit widersprechenden Ansichten hervorzutreten oder den Anschein des Klügerseinwollens zu erwecken. Ueberall, namentlich aber bei den Frauen und bei den alten Herren, versteht er sich angenehm zu machen und ist bald ein gern gesehener Gast. Hier hält er bei einer Partie Piquet aus; dort macht er sich durch die Erzählung seiner „Geschichte" interessant; oder er unterhält seine Wirthe durch Anekdoten, von denen er immer den Kopf voll hat und die ihm ein sicheres Gedächtniß willig und nach Bedarf reicht; dann leistet er wieder einem alten Zecher bei einem guten Glas Wein, bei Scherz und Gesang bis Mitternacht Gesellschaft. Als einem „nicht ganz unwissenden und zu mancherlei Diensten und Geschäften brauch-

baren“ Menschen konnte es ihm so in der Welt nicht fehlen. Nur ein einziges Mal finden wir ihn ohne ein sicheres Empfehlungsschreiben auf dem Wege; und auch amtliche und geschäftliche Dinge pflegt er unter guten Bekannten, bei denen er öfter zu Mittag gespeist, unter der Hand oder unter vier Augen, auf dem Wege gesellschaftlicher Empfehlung und Unterhaltung abzumachen. Der Anblick eines solchen Mannes war nicht ohne Einfluß auf Schiller, dem er seine „Geschichte“ gleichfalls erzählt hat. Wir finden auch den schwäbischen Flüchtling in jener Zeit immer in Bereitschaft, mit der nächsten besten Gelegenheit nach Rußland oder nach Amerika zu gehen; wie Schwan, so lebt auch Schiller nun längere Zeit unter falschem Namen in der Fremde; auch Schwan hat sich zweimal russischen Nachstellungen und einmal preußischen Werbern durch die Flucht entzogen, und ist als preußischer Generalauditeur eigentlich desertirt; wie Schwan so will nun auch Schiller nicht mehr ohne Empfehlungsbriefe reisen; und wenn Schiller in diesen Tagen nicht nur mit dem medicinischen sondern sogar mit dem längst vergessenen juridischen Berufe so beiläufig umspringt, als ob es eine Kleinigkeit wäre Doctor oder gar Minister zu werden, so schwebt ihm dabei wohl die bequeme Art vor, wie Schwan sich seine Examina einzurichten pflegte.

Schwan ist zu Prenzlow, in der Hauptstadt der Uckermark, geboren (12. December 1733). Sein Vater war zugleich Buchhändler und Buchbinder; die Mutter eine Predigerstochter, die aus erster Ehe ein Mädchen ins Haus brachte. Natürlich wurde auch der Sohn zur Theologie bestimmt und, nachdem er am Hallischen Waisenhaus seine Vorbildung empfangen hatte, an den Universitäten Halle und Jena ausgebildet. Von hypochondrischen Anwandlungen befreit er sich rasch, indem er die Heimreise von Halle bis nach Berlin in fünf Tagen zu Fuß macht. In der Heimath tritt er nicht ohne Beifall als Prediger auf und wird Candidat der Gottesgelehrsamkeit. Als Hofmeister geht er dann zu den drei Söhnen eines Landedelmannes, des Herrn von Berg, nach Neuenkirchen in Mecklenburg-Strelitz; er lebt hier in angenehmer Geselligkeit namentlich mit der Frau des Hauses, einer geborenen von Arnim, und mit einer Nichte, einem Fräulein von Kleist. Vor preußischen Werbern muß er dann im Hause eines entfernten Verwandten zu Hamburg einen sicheren Unterschlupf suchen. Und hier, in der Kaufmannsstadt, erwacht mit einem Mal die längst in ihm schlummernde Begierde, sich in der Welt umzusehen: mit jedem Schiff, das aus dem Hafen fährt, möchte er fort in weite Länder segeln, und der Gedanke, vielleicht einmal als Landpfarrer für immer an die Scholle

gefesselt zu sein, wird ihm unerträglich. Zunächst begleitet er den ältesten Sohn des Herrn von Berg in seine Vaterstadt Prenzlow, wo sich sein Zögling im Verkehr mit Menschen verschiedener Stände bilden soll. Hier lernt auch Schwan die Anfangsgründe des Französischen und erwirbt sich, indem er die Aufsicht über die Söhne eines preußischen Hauptmannes auf sich nimmt, den völligen „Abschied" vom Militär. Mit der Familie seines neuen Herrn geht er während der Kriegswirren 1757 auf die Insel Usedom. Aber schon nach einem halben Jahre findet er mancherlei Ursachen zur Unzufriedenheit; er verläßt die Stelle und bringt die ersten Monate des Jahres 1758 wieder in Hamburg zu. Hier lernt er den Herrn von Bielefeld kennen, der ihm zur diplomatischen Carrière räth: er solle bei einem Staatsmann als Sekretär in Dienst treten und sich nach und nach die Fähigkeit erwerben, bei Gesandtschaften verwendet zu werden. Mit einem Empfehlungsschreiben an den Grafen Moltke geht er zuerst nach Kopenhagen, kann aber dort nichts erreichen als höfliche Vertröstungen zur Geduld. Mit dem Entschluß, sich nach Amerika einzuschiffen, wo er in Philadelphia Landsleute zu finden hofft, begiebt er sich zum Hafen — aber alle Schiffe sind bereits in See gegangen und nur ein einziges steht eben in Begriff mit einer Ladung von Hanf nach Petersburg zu segeln. Ohne langes Bedenken und voll Vertrauen auf sein gutes Glück und seine Fähigkeiten schifft er sich ein. Bei der Erbitterung, die damals unter den Russen gegen die Preußen herrschte, droht ihm der Mangel eines Passes Verlegenheiten zu bereiten, aber wiederum kommt ihm ein glücklicher Zufall hilfreich entgegen. Ein kranker Reisegefährte, der sich auf der Insel Bornholm ans Land schiffen läßt und des seinigen nicht bedarf, tritt ihm seine Papiere ab, und Schwan führt nun mehrere Jahre hindurch, bis zu seiner Rückkehr aus Rußland, den Namen und Titel eines Sekretärs Witte aus Mecklenburg-Schwerin. Sogleich an dem ersten Menschen, der ihm in Petersburg entgegen tritt, an dem Hafenmeister, findet er einen Gönner und Freund, der sich nicht genug wundern kann, wie man so auf gut Glück und ohne Empfehlung in ein fremdes Land reisen könne, dessen Sprache man gar nicht kennt. Durch den Hafenmeister läßt er sich an einen Professor an der Akademie der Wissenschaften weiter empfehlen, bei dem er Bett und Tisch erhält, ohne eine Ahnung, wie er dafür bezahlen wird. Glücklicherweise lernt er bald darauf den Sekretär der Akademie, einen gewissen Müller, kennen, der einst Gmelins Begleiter auf der russischen Reise gewesen war und seinem Landsmann nicht nur Lectionen sondern auch die Aussicht auf die Stelle eines Correctors bei der Akademie verschafft. Schwan

muß sich freilich vorher einem Examen unterziehen; aber die Herren Professoren waren im gesellschaftlichen Verkehr längst seine guten Freunde geworden und machten es so kurz als möglich. Schwan trat nun in die Dienste der russischen Krone und erhielt bald darauf auch die Aufsicht über sechs Knaben, welche die Großfürstin Katharina, die Gemahlin Peters, zu Pagendiensten erziehen ließ. Er wurde der Großfürstin persönlich vorgestellt und das reichliche Kostgeld gestattete ihm ein eigenes Hauswesen auf großem Fuß einzurichten und zu führen. Dennoch strebt er auch jetzt noch weiter. Ein alter und kinderloser Advokat, dem er sich beim Piquetspiel angenehm gemacht hatte, will ihm sein Amt und Geschäft vererben. Die Schwierigkeit ist nur: daß Schwan keine juridischen Studien gemacht hat. Aber für einen Mann, der Kopf hat und ihn brauchen will, ist das kein Hinderniß; und unser Schwan, dem kein Unternehmen, das ein Mensch ausführen könne und wozu nebst einiger Fähigkeit nur Fleiß erfordert werde, jemals zu schwer erschien, ist ohne weiteres einverstanden. Der Vicepräsident am Justizcollegium war ohnedies sein Freund und hatte ihn bereits mehrere Male zu Tisch geladen: mit ihm wird die Sache unter der Hand abgemacht. Schwan bereitet sich „mit den besten juristischen Schriftstellern" auf eine Proberelation vor, die er mit gelehrten Citaten so reichlich zu spicken weiß, daß sie zur Zufriedenheit seiner Gönner ausfällt.

Aber durch den Tod der Kaiserin Elisabeth erhält sein Lebenslauf eine andere Richtung. Peter III. besteigt den russischen Thron, und den Deutschen und Holsteinern eröffnen sich glänzende Aussichten. Die holsteinischen oder deutschen Truppen sollen zu einem großen Corps vereinigt und bedeutend vermehrt werden. Der Prinz Georg Ludwig von Holstein-Gottorp, der Oheim des Kaisers, wird als Leiter des Kriegsdepartements nach Petersburg berufen; und der holsteinische Minister von Saldern steht als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten am Staatsruder. Schwan hängt seinen Mantel wiederum nach dem Winde und segelt mit der holsteinischen Flagge. Als zünftiger Jurist, der er nun ist, darf er sich ohne Scheu um die Stelle eines Auditeurs beim Regiment des holsteinischen Prinzen bewerben, wodurch er auch der Person des damals allvermögenden Herrn näher kam und durch seine Gunst rasche „Fortschritte in seinem Glück" zu machen hoffte. Während sich Schlözer vorgeblich um die von Schwan zurückgelegte Correctorstelle bewirbt, läßt sich Schwan auf das Schleunigste eine Uniform machen, um sich dem Kaiser vorzustellen. Glücklicherweise hatte er anfangs nicht viel mehr zu thun als die Rekruten zu beeidigen. Die

inneren Bedenken, die sich in ihm über seine Befähigung zu dem neuen Amte regten, überwand der Generalauditeur, indem er seinem Untergebenen einfach das Preußische Kriegsrecht von Müller in die Hand drückte, aus dem er sich in unbekannten und zweifelhaften Fällen Raths holen könnte. Durch den zufälligen Umstand, daß er mit ihm in demselben Hause wohnt, wird er Sekretär des Ministers von Saldern, an dessen Tisch er aus der fürstlichen Küche bedient wird. Schwan erhält nun Einblick in die geheimsten Fragen der russischen Politik. Der Herzog Ernst Biron von Kurland war durch die Kaiserin Elisabeth ausgewiesen worden; gegen eine angemessene Entschädigung wollte man ihn jetzt bewegen, sein Herzogthum an den Prinzen von Holstein-Gottorp abzutreten, der sich schon zur Abreise nach Kurland bereit machte, während auch Schwan von einer glänzenden Versorgung phantasirte... Da bricht das Wetter los: Peter III. wird durch Katharina II. gestürzt, der Prinz von Holstein gefangen gesetzt und die deutschen Corps sammt ihren Offizieren in Kronstadt umzingelt. Schwan sucht ein sicheres Versteck, in dem er selbst für seinen Bedienten unzugänglich ist. An Jedermann ergeht der Befehl, der neuen Kaiserin den Eid der Treue zu leisten, auf die Gefahr hin, als Rebell behandelt zu werden: da schleicht sich auch Schwan früh Morgens in seiner bürgerlichen Kleidung in die lutherische Kirche, um dem Gebot zu gehorchen; auch dort findet er einen guten Freund, der ihm zublinzelnd den Rath giebt sich rasch wieder aus dem Staube zu machen. Nachdem er durch diesen Eid sein Leben gesichert hat und als geschworener treuer Unterthan der neuen Kaiserin nach Hause zurückgekehrt ist, trifft er sogleich wieder Anstalten, dem Prinzen, seinem Herrn, Nachricht von seiner unsicheren und unstäten Existenz zu geben und sich die Erlaubniß auszuwirken, sich wieder an ihn anschließen zu dürfen. Er erhält sie und ist stolz darauf, die Anzahl der Arrestanten im Hause seines Herrn um eine Person vermehrt zu haben; er dürfte sich aber wohl in der großen Masse sicherer gefühlt haben als für sich allein, da er ohnedies nichts zu hoffen, aber viel zu fürchten hatte. Unter Begleitung einer russischen Eskorte wurde der Prinz nach Holstein geschickt, wo er zum Statthalter ernannt war. Sein Auditeur aber erhielt Befehl, sich zu den holsteinischen Truppen nach Kronstadt zu begeben, mit denen er sich Mitte September 1792 nach Holstein einschiffen sollte. Aber bald nach der Ausfahrt stößt das Schiff auf eine Sandbank auf und die Bemannung kommt nur mit Mühe und Gefahr wieder nach Kronstadt zurück. Auch auf einem Lübecker Schiffe hat er alles Ungemach einer siebenwöchentlichen Seereise durchzumachen und läßt sich endlich mit einigen Begleitern im Holstei-

nischen ans Land setzen, wo er in Kiel auf weitere Versorgung wartet und seine Gage regelmäßig fortbezieht. Aber ehe sein Gönner als Statthalter seine Residenz in Kiel beziehen konnte, waren neue Streitigkeiten mit Dänemark zu schlichten.

Unserm Schwan erschien die ganze politische Lage damals so wenig verlockend, daß er an einer baldigen glücklichen Entwicklung verzweifelte und seine plötzliche Verabschiedung oder wenigstens den Verlust seiner Gage befürchtete. Auf eine schriftliche Anfrage bei seinem Vorgesetzten liefen keine beruhigenden Antworten ein und Schwan machte sich deshalb Ende 1762 selber auf den Weg nach Hamburg, um aus dem Munde des Prinzen eine sichere Zusage zu erhalten oder sich im andern Falle ein Empfehlungsschreiben nach Berlin zu erbitten, das ihm den Uebertritt zu der preußischen Armee ermöglichen sollte. Wirklich sagte ihm der Prinz, der sich auf gewisse Versprechungen nicht einlassen konnte, eine Empfehlung an den Prinzen Ferdinand zu, den Bruder Friedrichs des Großen. Bei dieser Gelegenheit war unser Held auch genöthigt, sein Pseudonym zu lüften, und um den Uebergang zu seinem wahren Namen zu ermöglichen, ließ er sich in Preußen als Schwan-Witte ankündigen. Mit zahlreichen privaten Empfehlungsschreiben in der Tasche traf er in Berlin ein, wo er sich bei dem Prinzen Ferdinand sogleich während der Vorstellung durch eine genaue Erzählung der revolutionären Vorgänge in Rußland in Gunst zu setzen wußte. Man läßt ihm die Wahl zwischen den vier vakanten Auditeurstellen im preußischen Heere und nur um der Vorschrift zu genügen, soll er sich einem kurzen „Tentamen“, nicht Examen, unterwerfen. Darauf war Schwan nicht gefaßt; aber die Zuversicht zu sich selbst verläßt ihn auch hier nicht, und da er gleich in der ersten Frage einen ihm wohl bekannten Gegenstand erblickt, so füllt er den ganzen Bogen mit einer weitläufigen Beantwortung aus, bis die beiden Kriegsräthe um die Mittagszeit ihren Candidaten mit einem lauten bene approbiren.

Das Infanterieregiment Altstutterheim, zu dem sich der neue preußische Auditeur Anfang 1763 begab, stand in der letzten Zeit des siebenjährigen Krieges bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen. Schwan verstand sich bald durch die Erzählung seiner russischen Erlebnisse bei seinen neuen Kameraden interessant zu machen; er fühlte sich also auch hier zufrieden und angenehm und hoffte noch mehr für die Zukunft. Nach dem Hubertsburger Frieden kehrte das Regiment in seine Garnison nach Anclam in Pommern zurück, und auf dem Rückmarsch sah der verloren gegebene Sohn und Bruder seine Heimath und seine

Verwandten zum letzten Mal wieder. Aus dem ruhigen, aber einträglichen Garnisonleben und der behaglichen Hoffnung, bald zum Kriegsrath u. s. w. vorzurücken, wurde Schwan durch einen Brief aus Hamburg gerissen, der ihm seine frühere Stellung bei dem holsteinischen Prinzen, jetzigen Statthalter von Holstein, anbot und eine stattliche Versorgung in Aussicht stellte. Wie ein elektrischer Schlag versetzte diese Nachricht unseren Schwan in die größte Unruhe. Von seinen Landsleuten, denen gegenüber er sich fremd fühlte, zog ihn ein unwiderstehlicher Hang zu den Kameraden, mit denen er die russischen Abenteuer bestanden hatte, und zu dem ihm so wohlgesinnten Prinzen. Seine wahre Absicht verhüllend, nahm er unter einem glaubwürdigen Vorwand auf einen Monat Urlaub und begab sich nach Hamburg, wo er den Zunamen Witte fallen ließ und sich wiederum Schwan nannte. Von hier aus legte er unter dem Vorgeben, daß er mit einem Cavalier auf Reisen zu gehen vorhabe, seine Stelle bei der Armee Friedrichs des Großen nieder. Diese Unvorsichtigkeit, die im Leben des sonst so praktischen Mannes einzig dasteht, hat sich bitter an ihm gerächt. Bis in den Herbst hinein mußte er zunächst in Hamburg, behaglichem Lebensgenuß hingegeben, die Entscheidung seines Schicksals erwarten; am 3. September 1763 machte der plötzliche Tod seines Gönners allen den schönen Aussichten und Träumen auf immer ein Ende, die Schwan mit solcher Festigkeit und Beständigkeit auf Holstein gründete.

Vergebens rieth ihm in dieser hülflosen Lage der streitfertige Pastor Götze, die Uniform wieder mit dem schwarzen Rock zu vertauschen und sich in Hamburg examiniren zu lassen. Unsern Schwan zog es wiederum in die Weite; und als zufällig ein Schiff nach Amsterdam ging, kam ihm flugs der Gedanke, in holländischen Diensten sein Glück zu versuchen. Ohnedies war der Generalissimus der holländischen Truppen ein Bruder des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, der in Rußland im Exil lebte und dem Schwan nicht unbekannt geblieben war. Gute Empfehlungen begleiten ihn nach Amsterdam und von da in den Haag, wo er sich bei seinem Wirthe wiederum beim Spiel angenehm zu machen versteht und sich unentgeltlich im Austernessen üben kann. „Wir spielten des Abends gewöhnlich Piquet mit einander, und wer von uns beiden verlor, mußte eine Bouteille rothen Wein bezahlen. Die Austern, die dabei gegessen wurden, kamen nicht in Rechnung. Da ich nun meistens so glücklich spielte, daß ich auch den Wein gewann, so konnte ich dieses Spiel wohl aushalten, denn außerdem hatte ich es mir von Anfang meiner Wanderschaft an zum unverbrüchlichen

Gesetze gemacht, mich nie in ein Spiel einzulassen, wobei ich etwas für meine Umstände namhaftes verlieren könnte; was ich auch bis auf diesen Tag auf das gewissenhafteste beobachtet." Es gelang ihm wirklich, durch Empfehlungen eine Audienz bei dem Herzog von Braunschweig zu erhalten, der die kurze Erzählung seiner Schicksale zwar wiederum sehr gnädig aufnahm, aber ihm doch keine günstigen Aussichten eröffnen konnte. In der Familie des Apothekers Rudolphi, eines geborenen Erfurters, der in Vorburg, eine Stunde von Haag, sein Geschäft hatte, wurde Schwan schon nach den ersten Besuchen gehalten als ob er zur Familie gehörte. „Die alten Leute sowie der Sohn hörten mich gerne erzählen, und da ich in meinen jüngern Jahren ein gutes Gedächtniß und den Kopf voller Anekdoten hatte, die ich gelegentlich gut auszukramen verstand, so machte ich mich dadurch in gesellschaftlichem Umgang bald angenehm." Auf die freundliche Einladung des Paares zieht er ganz nach Vorburg hinaus; die Frau verspricht ihn wie einen Sohn zu halten und Schwan ist nun fürs Erste wieder versorgt, er kann in diesem Hafen ruhig abwarten, was der Himmel ferner über ihn verhängen wird. In häuslicher Geselligkeit verbringt der Unstäte die Abende; Tags über ist er mit Lectüre beschäftigt. Die Franzosen ziehen ihn an, namentlich Rousseau, dessen kraftvolle Beredsamkeit selbst das kluge Weltkind bis zum Entzücken hinreißt. Hier beginnt Schwan auch seine eigenen Erlebnisse in Form eines Kalenders aufzuzeichnen, der später den Leitfaden für seine Lebensgeschichte abgeben sollte. Auch arbeitet er die Geschichte der russischen Revolution unter Katharina II. in Briefen an einen Freund aus, und der Uebung halber übersetzt er diese Briefe sogleich auch ins Französische. Im Frühling 1764 sind sie unter dem Titel Anecdotes russes bei dem Buchhändler Staatmann im Haag, einem geborenen Württemberger, im Druck erschienen. Ihr Inhalt machte Aufsehen und der russische Gesandte im Haag suchte vergebens von dem Verleger durch gerade und auch durch krumme Mittel, durch Versprechungen und durch Drohungen den wahren Namen des Verfassers zu erfahren, der sich hinter den ohnedies ziemlich durchsichtigen Chiffren C. F. S. de la Marche (Christian Friedrich Schwan aus der Mark) verbarg. In seiner Angst wandte sich dieser an eine hochgestellte und angesehene Persönlichkeit, die ihn nicht darüber in Zweifel ließ, daß er als Fremder nicht auf den Schutz Hollands rechnen dürfte, falls die Kaiserin von Rußland seine Auslieferung verlange. Auch der preußische Gesandte hätte sich bei dem gespannten Verhältniß, das damals zwischen Friedrich II. und der russischen Kaiserin bestand, schwerlich für den durchgebrannten Auditeur eingesetzt. Schwan muß sich also rasch

entschließen, Holland Lebewohl zu sagen, und er ist eben im Begriffe als holländischer Gesandter nach Konstantinopel zu gehen, als ihn die Zeitungsnachrichten über die feierliche Krönung Kaiser Josefs und ein altes Verlangen, die herrlichen Rhein- und Maingegenden kennen zu lernen, nach Frankfurt a. M., in die Vaterstadt Goethes, ziehen. Auf der Reise wird er mit einem von der Brüdergemeinde bekannt, der ihn bald ohne sein Zuthun „in besondere Affection" nimmt und an einen geistlichen Bruder, Herrn Petsch auf dem Roßmarkt, zum Quartier empfiehlt. Schwan weiß sehr gut, daß man in Religions- und Glaubenssachen am vorsichtigsten sein muß; und da ihm die Andachtssprache der Stillen im Lande vom Hallischen Waisenhause her geläufig ist, so gewinnt er bald ohne Heuchelei das Zutrauen seines Wirthes, in dessen Hause er es sich um ein geringes Geld recht wohl sein läßt. Dem Sohn seines Wirthes, einem Bauschreiber, vertraut er seine Geschichte an und bald ist der Verfasser der Anecdotes russes, wenn er im Kaffehaus, in Gesellschaft oder an öffentlichen Orten erscheint, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Namentlich ein Advokat, Dr. Rost, ein großer Rabulist, der sich ein artiges Vermögen zusammen prozessirt hatte, legte große Neugierde an den Tag, den abenteuerlichen Fremdling kennen zu lernen und zog ihn bald an seinen Tisch und in sein Haus, das er während der Abwesenheit des Herrn in Ordnung halten sollte. „Das war nun abermal einer von den Vorschlägen, die zu vortheilhaft sind, als daß man sie in einer gewissen Lage und unter gewissen Umständen von sich ablehnen könnte."

Schwan tritt nun in Goethes Vaterstadt, als der junge Goethe eben im Begriff stand sich nach Leipzig zu begeben, als Schriftsteller auf. Er veranstaltet zuerst eine Uebersetzung der Anecdotes russes für den Verlag der Brönnerischen Buchhandlung in Frankfurt a. M. und fügt in Anmerkungen hinzu, was er sonst noch zu erzählen wußte, namentlich über den russischen Prätendenten Iwan, dessen unglückliches Ende Aufsehen erregte. Dann aber (mit Goethes Beaumarchais zu reden) verfällt er auf den Gedanken, der Stadt Frankfurt das ihr noch unbekannte Vergnügen einer Wochenschrift im Geschmack des Englischen Zuschauers zu geben, die unter dem vielversprechenden Titel: „Der Unsichtbare" erscheint. Außer den allgemeinen Thorheiten der Menschen, die er auf seinen Reisen Gelegenheit hatte zu beobachten und die er mit einigen Variationen so ziemlich in allen Ländern wiederfand, sollte ihm namentlich das Frankfurter Publikum, auf dessen Eigenthümlichkeiten in Sitten, Gebräuchen und Mißbräuchen ihn der Bauschreiber aufmerksam machte, Stoff zu seiner Wochenschrift liefern. Auch einen

Verleger empfiehlt ihm sein Hausfreund in dem Buchhändler Eßlinger, der bei dem Unternehmen bald seine Rechnung fand. Die ersten Bogen gingen reißend ab und die Neugier, den Verfasser kennen zu lernen, trug dem Unsichtbaren manche werthvolle Bekanntschaft ein. Bei dem Obersten von Bauer durfte er mitunter eine ganze Woche in Bockenheim verweilen. Mit dem Reichshofrath Karl von Moser blieb er bis an dessen Tod in freundschaftlicher Verbindung. Beim Oberpostmeister Freiherrn v. Berberich stand ihm als Hausfreund Tisch und Bibliothek täglich zu Gebot. Der Herr von Berberich war es auch, der ihn veranlaßte, ein litterarisches Wochenblatt für Deutschland zu schreiben. Unter dem Titel: „Neue Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- und Monatschriften" sollte es das Neueste und Merkwürdigste von dem, was im Ausland auf dem Gebiet der Wissenschaften und Künste bekannt gemacht wurde, in kurzen Auszügen enthalten. Das Postamt machte sich anheischig, ihm alle auswärtigen Journale und periodischen Schriften unentgeltlich zu liefern und so viel Exemplare der neuen Zeitschrift abzunehmen, als zur Deckung der Druckerkosten erfordert wurde. Der Ertrag fiel Schwan zu, der sich sogleich selber über die französischen und italienischen Journale hermachte, die englischen aber von einem „jungen Gelehrten" bearbeiten ließ. Das neue Journal kam einem Bedürfniß entgegen und fand eine viel bessere Aufnahme, als der Herausgeber erwartet hatte. Schwan setzte es fünf Jahre lang fort und nannte sich als Herausgeber, als er nach Schluß des fünften Jahres zurücktrat. Ein Professor in Hanau (Bergsträßer?) brachte nur noch einen sechsten Jahrgang zu Stande, da es ihm vermuthlich an den Hülfsquellen fehlte, die unserm Schwan unentgeltlich zu Gebote standen. Ein vollständiges Exemplar dieser Zeitschrift fand der Herausgeber noch im Jahr 1813 in der Bibliothek des Hofrathes Erb in Heidelberg; ein anderes vermuthete er unter den Büchern seiner jüngeren Tochter (Luise, verehelichte Pistorius), der er alles gab, was er geschrieben hatte.

Durch seinen Unsichtbaren wurde Schwan auch im Hause seines Verlegers, des Buchhändlers Eßlinger, bekannt. „Da entspann sich zwischen mir und seiner ältesten Tochter eine Freundschaft, an welche sich bald die Idee einer lebenslänglichen Verbindung knüpfte". Aber der Vater hatte mit seinen Töchtern ganz andere Absichten. Er besaß außer der Handlung in Frankfurt noch zwei Filialen in Kassel und in Mannheim, die er durch Factore versehen ließ. An jedem dieser Orte sollte eine von seinen fünf Töchtern ihre Versorgung finden und auch die älteste war unwiderruflich einem Buchhändler bestimmt. Daß ein so

wohl situirter Mann einem Fremden ohne Amt und Vermögen seine Tochter geben sollte, das muthete ihm Schwan selber am wenigsten zu. Aber sein Gönner, der Herr von Berberich, wies ihm einen anderen Weg, indem er ihn fragte: „was hindert Sie denn, die Handlung in Mannheim zu übernehmen?" Schwans Bedenken, daß er kein gelernter Buchhändler sei, wies der erfahrene Freund mit dem triftigen Grund zurück, daß er durch seine literarische Bildung vor den übrigen Verlagsbuchhändlern vielmehr etwas voraus habe, und dem Vater mit seinem Anerbieten nur willkommen sein werde. Und so geschah es auch! „Es war übrigens nicht Hoffnung einer zu erhaltenden reichen Aussteuer, die mich die Hand dieses Frauenzimmers begehren machte; ich wußte schon, das Herr Eßlinger, so einen ausgebreiteten Handel er auch hatte, seine Töchter nicht reichlich ausstatten könne. Auch würde ich von selbst nie darnach gefragt haben, denn ich hatte Zutrauen genug zu mir selbst und zu meinem guten Glücke, als daß ich wegen unseres Fortkommens nur einen Augenblick hätte besorgt sein können." Am 16. August 1765 wurde das Paar in Frankfurt getraut und einen Monat später (25. September 1765) fingen die jungen Eheleute ihren Haushalt in Mannheim an. Hier nun eröffnete sich für unseren Schwan ein ganz neues, bisher unbekanntes Feld; und er mag uns seine Bestrebungen selbst erzählen:

„Die Akademie der Wissenschaften bestand zwar schon, ihr Einfluß auf das Publikum in Ansehung der Geisteskultur war aber ebenso unbedeutend als unmerklich. Sie zählte unter ihren Mitgliedern gelehrte und geschickte Männer; die Fächer der Wissenschaften aber, die sie bearbeiteten, waren nicht dazu geeignet, auf den Geschmack und auf die Ausbildung des Geistes im Gebiete der schönen Wissenschaften zu wirken. Außer den Büchern, welche die Theologen, Juristen und Mediziner, jeder in seinem Fache brauchen, und außer katholischen Gebetbüchern und Legenden der Heiligen war hier nichts bisher oder doch so wenig als nichts von deutscher Litteratur in den Händen des Publikums gewesen. Was man las, war französisch, zu welchem Geschmack das damalige mit sehr guten Leuten besetzte französische Theater in Mannheim sehr vieles beitrug. An Voltaires und anderer Franzosen witzige Schriften gewöhnt, bezeugte man gegen alles, was deutsch war, die größte Gleichgültigkeit. Zwar fand man hier und dort Rabeners Satiren, Gellerts Fabeln und einige wenige andere gute deutsche Schriftsteller in den Händen der Privatleute, sowie Ernestis Theologische Bibliothek und einige andere juristische und medizinische Zeitschriften. Das war aber auch alles. Der Eßlingerische Buchladen, der das Prädikat einer Hofbuchhandlung hatte, bestand aus einem unbedeutenden kleinen Lager von alten, bereits größtentheils zu

Makulatur gewordenen Büchern, meist aus dem Fache der Theologie. Wenn jemand ein Buch verlangte, so verschrieb es der Factor von Frankfurt, und der ganze Gewinn an diesem Handel betrug jährlich nicht mehr und zuweilen kaum so viel, als der Factor und Haus und Laden Zins kosteten."

„Meine beiden Wochenschriften und die russischen Anekdoten hatten mich indessen in Mannheim schon auf eine vortheilhafte Art angekündigt. Ich fing nun sogleich damit an, mir die vorzüglichsten deutschen Dichter und andere gute Schriftsteller im Fache der schönen Wissenschaften in Menge kommen zu lassen, und da man auch in Anschauung des Aeußern an den französischen Geschmack gewöhnt war, ließ ich sie zum Theil in schönen Franzband einbinden oder auch nur heften, damit man gleich Gebrauch davon machen könne. Dieses fand Beifall und ich merkte bald, daß ich auf diesem Wege am besten und geschwindesten meinen Zweck erreichen werde. Ein kleines Werk, welches ich unter dem Titel: „Die Schreibtafel" ankündigte und wovon ich zugleich ein Heft herausgab, hatte zum Zweck, das bisher verborgene und unbenützt gebliebene Genie guter Köpfe in der Pfalz zu wecken und ihnen Gelegenheit zu verschaffen, in kleinen Aufsätzen oder Gedichten sich öffentlich zu zeigen. Dieser Plan gelang mir um so besser, da man von Seiten der Regierung, woran aber der Kurfürst, der ein aufgeklärter Herr war, so wenig als der damalige Regierungspräsident von Venningen und noch einige andere helldenkende Männer keinen Theil hatten, die Thorheit beging, gleich das erste Stück der „Schreibtafel" wegen einiger darin befindlichen Aufsätze, worin ich gewisse auffallende, die Mönche betreffende Mißbräuche spöttelnd gerügt, zu verbieten. Dadurch ward die Neugier des ganzen pfälzischen und auch auswärtigen Publikums in einem solchen Grade rege gemacht, daß ich nun in Betreff meiner Hauptabsicht gewonnen Spiel hatte. Auch wußte ich es dahin zu bringen, daß mir die bereits wirklich confiscirten und in gerichtliche Verwahrung genommenen Exemplare unter einigen leicht zu erfüllenden Bedingungen wieder ausgeliefert wurden. Künftig sollte ich aber die zu jedem Hefte der „Schreibtafel" bestimmten Aufsätze vor dem Abdrucke im Manuscript der Censur vorlegen. Und da der Regierungspräsident von Venningen Obercensor war, so fand ich in der Folge, wenn auch die übrigen Herren Censoren etwas nicht passiren lassen wollten, bei diesem einen Schutz gegen alles gewaltsame Beschneiden. Und so glückte es mir denn durch dieses Mittel, etwas mehr Leben und Bewegung unter das Publikum zu verbreiten. Selbst der Kurfürst bezeugte darüber sein besonderes Wohlgefallen, und in seiner

Privatbibliothek wurde nun auch deutschen Schriftstellern neben den Franzosen, Engländern und Italienern ein Platz eingeräumt*)."

Schwan erzählt nun weiter, wie er sich schon als Hofmeister in Mecklenburg für die Bienenzucht interessirt habe und in der Pfalz als Mitglied einer Bienengesellschaft eine Abhandlung über die Nahrungsmittel dieser nützlichen Insekten ausgearbeitet habe, die von der Oberlausitzischen Bienengesellschaft rühmend angezeigt worden und in erweiterter Gestalt bei Decker in Berlin erschienen sei. Auch als Verfasser zweier zu derselben Zeit erschienener französischer Schriften nennt er sich: Le Suédois exilé und Réflexions paradoxes. Dann fährt er fort:

„Der Kurfürst Karl Theodor unterhielt bekanntlich in Mannheim eine italienische Oper und ein wohl besetztes französisches Theater, wozu jedermann freien Zutritt hatte. Daß Mannheim damals die Pflanzschule der Tonkünstler war, in welcher die größten Virtuosen gebildet worden, ist eine bekannte Sache. Noch jetzt bei ganz unveränderter (?) Gestalt der Dinge gehen von dieser Schule von Zeit zu Zeit junge Zöglinge eines Fränzel und anderer Meister in ihrer Kunst aus, die als merkwürdige Erscheinungen in ganz Europa Aufsehen machen und Bewunderung erregen. Von deutschen Schauspielern wußte man in dieser Zeit in Mannheim nichts. In Sachsen hatte man schon seinen Eckhof und mehrere geschickte Schauspieler und Schauspielerinnen unter der Direction des bekannten Ackermann. Nun erschien auch in Mannheim ein gewisser Sebastiani, der selbst kein Schauspieler war, der aber mehrere arme Kinder im Singen und Tanzen unterrichten lassen und mit denselben umherzog und kleine Stücke nebst Operetten aufführte, die gewöhnlich mit einem Ballet beschlossen wurden. Er erbaute sich eine bretterne Hütte auf dem Markte, und wenn er einige Zeit lang das Mannheimer Publikum belustigt, zog er nach Mainz, Frankfurt u. s. w. Diese kleine Gesellschaft vermehrte sich nach und nach und erhielt einige sehr brave Subjecte. Marchand, Huck,

*) Die „Schreibtafel" ist in sieben Lieferungen 1774—1779 erschienen. Sie will dem übrigen Theil der deutschen Nation zeigen, daß es der Pfalz auch in dem Fach der schönen Wissenschaften „nicht an Talenten fehlt, sobald wir Muth genug haben, öffentlich hervorzutreten". Die erste Lieferung enthält eine ganze Reihe von Artikeln, die sich im Sinne der Aufklärung gegen die Mönche richten: S. 15 gegen die Missionäre; 30 der Mönch in der Oper („Was muß wohl in der Seele eines Ordensgeistlichen vorgehen, wenn er in einem Ballet die reizenden Tänze junger Mädchen ansieht?"); 50 gegen die Jesuiten, die mit der Zeit dem römischen Stuhl eben so gefährlich werden könnten, als sie ihm bisher nützlich gewesen. In den späteren Lieferungen finden sich solche Ausfälle nicht mehr; wohl aber der Brief eines katholischen Geistlichen an die protestantischen Autoren, mit der Bitte ihre Bücher so zu schreiben, daß sie auch von Katholiken gelesen werden können: „da wir doch den Herren Protestanten in den schönen Wissenschaften den Vorrang zugestehen müssen" (IV 60).

Pilott und noch einige andere, wovon verschiedene noch jetzt in München leben, fingen an sich vortheilhaft auf der Bühne auszuzeichnen, und machten besonders mit den damals in Frankreich erscheinenden kleinen Operetten dem Mannheimer Publikum viel Vergnügen. Und wie es denn zu gehen pflegt: das Neue reizt, und ihr kleines hölzernes Theater wurde so häufig besucht, daß sehr oft kein Platz mehr oder vielmehr nicht Platz genug für die Zuschauer darin war*)."

„Selbst der Kurfürst besuchte dieses deutsche Theater von Zeit zu Zeit und schien Vergnügen daran zu finden. Ich erinnere mich noch daß er in der Operette Röschen und Collas mit dem französischen Gesandten Audune (?) in einen Streit gerieth, der den Vorzug der französischen Sprache vor der deutschen im Singen betraf. Der französische Gesandte behauptete, die deutsche Sprache habe nicht Flüssigkeit und Biegsamkeit genug für den Gesang. Der Kurfürst bestritt diese Behauptung, und zum Beweis seines Satzes sang er selbst ganz laut die Stelle: Mon père ne sortira pas, il l'a juré erst französisch, dann deutsch: „Mein Vater geht nicht aus dem Haus, er schwur es heut, es wird nichts draus", und sagte nachher, er finde gar nicht, daß dieses deutsch gesungen schlechter laute als französisch. Ich machte mir diesen Umstand, der auch meinem Handel sehr günstig war, zu Nutzen und übersetzte selbst verschiedene Operetten aus dem französischen**), die gut aufgenommen und häufig gekauft wurden. Vorzüglich erhielt der Kaufmann von Smyrna einen allgemeinen Beifall nicht bloß in Mannheim, sondern in ganz Deutschland. Bekanntlich war dieses Stück im Französischen nur eine sogenannte kleine Pièçe in Prosa. Ich machte eine Operette daraus und der Abt Vogler, der sich damals in Mannheim aufhielt, setzte die Musik dazu. Diese Operette ist nachher auch in Berlin und in Königsberg von zwei Tonkünstlern componirt worden. Endlich nach Verlauf mehrerer Jahre verwandelte ich dieses kleine Stück von einem Act in eine förmliche Oper von drei Aufzügen unter dem Titel: „Der Sklavenhändler", wozu der geschickte Tonkünstler und Virtuose auf dem Violoncello, Herr Peter Ritter, die Musik setzte. Es wurde in Mannheim einige Male mit Beifall aufgeführt. Da aber dieses Stück gerade zu Anfang der französischen Revolution auf der Bühne erschien, so wurde die Arie: „Goldne Freiheit" rc., die aber auf die politische Freiheit, wovon das französische Volk damals träumte,

---

*) Ueber Sebastiani und die Marchandsche Gesellschaft vgl. meine Monographie über Ch. F. Weiße (Innsbruck 1880) S. 196 f. (Zu der dort angegebenen Litteratur jetzt auch Goethejahrbuch IV 442.)

**) A. a. O. 197 f.

nicht die entfernteste Beziehung hat, für anstößig gehalten, und so blieb das Stück liegen."

„Um diese Zeit erschien in Frankreich ein Schauspiel unter dem Titel „Eugenie", welches in Paris viel Beifall erhielt und wovon alle Flugblätter mit großen Lobeserhebungen sprachen. Unser Kurfürst war begierig, dieses Stück auch auf der französischen Bühne zu sehen. Ein Rollenstreit der französischen Schauspieler verzögerte die Vorstellung zum höchsten Mißvergnügen des Kurfürsten auf eine geraume Zeit. Ich benützte diesen Umstand, übersetzte das Stück in der Geschwindigkeit und gab dem Herrn Marchand, der damals die Sebastianische Gesellschaft schon selbst als Director übernommen hatte, die fertigen Bogen stückweise, um gleich unter der Hand die Rollen ausschreiben und einstudiren zu lassen. Dies geschah in aller Stille, und nach Verlauf von vierzehn Tagen überreichte Herr Marchand dem Kurfürsten den gedruckten Comödienzettel, auf welchem die Vorstellung der „Eugenie" auf der deutschen Bühne angekündigt war, und lud zugleich den Kurfürsten ein, solche mit seiner Gegenwart zu beehren. Dies geschah auch, und von diesem Augenblicke an war die Verabschiedung des französischen Theaters und die Errichtung eines deutschen beschlossen. Erstere erfolgte bald darauf, und zu letzterem wurden nur vorläufige Anstalten gemacht und allerhand Plane entworfen. Das alte Zeughaus wurde dazu bestimmt, es nicht nur für ein deutsches Theater, sondern auch zugleich zu einem schönen Concert- und Tanzsaal einzurichten. Eigentlich also war ich die erste Veranlassung zur Errichtung eines deutschen Theaters in Mannheim und wurde nachher bei der Ausführung dieses Planes auch beständig mit zu Rath gezogen."

„Im Jahre 1772 wurde die deutsche gelehrte Gesellschaft in Mannheim gestiftet, und ich befand mich unter der Anzahl der ersten Mitglieder, welche dem Kurfürsten vorgeschlagen und von ihm dazu ernannt wurden."

„Im Jahre 1776 schickte mich der Kurfürst nach Braunschweig, um mit Herrn Hofrath Lessing in Betreff des deutschen Theaters in Mannheim mündlich zu sprechen und ihn zu vermögen, selbst thätig dabei mitzuwirken, welches mir auch so gut gelang, daß Herr Lessing sich nicht nur verwendete, gute Schauspieler und Schauspielerinnen für die Mannheimer Bühne anzuwerben, sondern zu Anfang des Jahres 1777 auch selbst nach Mannheim kam. Da zu vermuthen war, daß Lessing seine Stelle in Braunschweig nicht verlassen werde, um sich in Mannheim so wie ehmals in Hamburg mit dem Theater zu beschäftigen, so schlug ich vor, man möchte ihn an die Stelle des nicht lange

vorher verstorbenen Geschichtschreibers Krämer zum auswärtigen ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Mannheim ernennen und ihm auch die mit dieser Stelle verknüpfte Besoldung von 600 fl. versichern, unter der mündlich zu verabredenden Bedingung, daß er von Zeit zu Zeit einen Besuch in Mannheim ablegen und sich alsdann einige Wochen daselbst aufhalten und das Theaterwesen revidiren und ordnen sollte. Alle Reisekosten sollten ihm nicht nur vergütet, sondern er sollte auch während seines Aufenthaltes in Mannheim völlig frei gehalten werden. Dieser Vorschlag fand Beifall, und der Kurfürst befahl, daß man das Diplom für Herrn Lessing sogleich ausfertigen und mir mitgeben sollte."

„Wie nun das alles in der Folge gegangen und was für seltene Auftritte dabei vorgefallen, davon könnte ich ein eigenes Buch schreiben, welches dem damaligen Ministerio in Mannheim nicht viel Ehre machen würde, ob ich gleich dem Kurfürsten selbst, sowie dem damaligen Minister, Herrn von Hompesch, dabei am wenigsten zur Last zu legen wüßte. Ersterer wollte immer das Gute und war jederzeit bereit, zu Ausführung desselben alles Mögliche beizutragen; aber er hatte bekanntlich nicht Selbständigkeit genug, etwas gegen den Willen seiner Minister oder anderer Leute, die ein Gewicht bei ihm hatten, durchzusetzen. Der Herr von Hompesch war allein zu ohnmächtig den Cabalen seiner Herren Collegen im Ministerium zu widerstehen. Und so nahm denn die ganze Geschichte mit des Herrn Lessings Berufung eine so schiefe Wendung und ein so lahmes Ende, daß auch sogar von den 600 Gulden, die ihm doch ohne Rücksicht auf das Theater, bloß als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, unter dem Siegel der Akademie versichert waren, in der Folge keine Rede mehr war und er nie einen Kreuzer davon wirklich bezogen. Als nach Lessings Tode sein Bruder seine Briefe drucken ließ, vermuthete ich, es würde sich auch die Correspondenz mit dem Minister von Hompesch und mit mir über diesen Punkt dabei befinden. Zu meinem Vergnügen aber fand ich nur eine allgemeine Erwähnung dieses Vorgangs darin, und so will ich es denn auch dabei bewenden lassen*)."

„Im Jahre 1778 ertheilte mir der Kurfürst mittelst eines Patentes den Charakter eines Kurpfälzischen Hofkammerrathes."

*) Am ausführlichsten berichtet über den Mannheimer Ruf Lessings das Tagebuch des Cabinetsekretärs des Kurfürsten, Stengel, gedruckt bei Erich Schmidt, Lessing II 803f. In dem Leben Lessings von seinem Bruder (Berlin 1793 S. 375 ff. 377 f. 389 f.) sind allerdings Briefe von Hompesch an Lessing und (nach den Concepten) Briefe von Lessing an Hompesch mitgetheilt. Ein vierter Brief in Schnorrs Archiv IV 24.

„Als Mitglied der deutschen Gesellschaft, welche vorzüglich die Verbesserung und Reinigung der deutschen Sprache in der Pfalz zum Gegenstande ihrer Beschäftigung hatte, suchte ich mich auch durch das Studium derselben in meiner Muttersprache fester zu setzen, und gerieth endlich auf den Einfall, das Studium der französischen Sprache damit zu verbinden und ein vollständiges Wörterbuch nach dem Muster des Adelungischen Wörterbuchs und des Dictionnaire der Académie française zu bearbeiten. Ein in der That verwegenes Unternehmen, welches mir aber besser glückte, als ich eigentlich zu erwarten Ursache hatte. In einem Zeitraum von zwölf Jahren endigte ich dieses Werk in sieben Quartbänden, und hatte das Vergnügen, es in und außer Deutschland wohl aufgenommen zu sehen."

„In diesen Zeitraum, nämlich in die 80ger Jahre, fällt auch die erste öffentliche durch mich veranlaßte Erscheinung Schillers. Ich habe dem Herrn Appellationsrath Körner in Dresden auf sein Verlangen, weil er von Cotta in Tübingen aufgefordert worden, Schillers Leben zu schreiben, welches der neuen Auflage seiner sämmtlichen Werke vorgedruckt werden soll, das, was mir während seines Aufenthaltes in Mannheim bei mir bekannt geworden, mitgetheilt*)."

„Da ich inzwischen meine Buchhandlung einem Zöglinge von mir, dem Sohne des bekannten Dichters Götz, zur Führung übergeben und mich also von allen Handlungsgeschäften ganz frei gemacht, so fehlte es mir nicht an Muße, mich den litterarischen Arbeiten ganz zu widmen. Außer einigen Kleinigkeiten, die ich ausarbeitete und die man in Meusels Verzeichniß der deutschen Schriftsteller der Reihe nach aufgezeichnet findet, schrieb ich auch die Abbildungen der vornehmsten geistlichen und weltlichen Orden in zwei Quartbänden mit ausgemalten Kupfern. Ein Werk, wovon nur eine geringe Anzahl Exemplare in die Hände des Publikums gekommen, weil ich, nachdem ich für meine Mühe und Auslagen befriedigt war, die Kupferplatten einschmelzen ließ, um dadurch dem Werke einen größeren Werth zu geben, nachdem es überall mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Ich habe überhaupt als Schriftsteller in mehrere Fächer hineingepfuscht, inzwischen hat man mir meines Wissens doch nie den Vorwurf gemacht, daß ich etwas ganz verpfuscht. Auch ist von alledem, was ich geliefert, nichts zu Makulatur geworden. Das umständliche Verzeichniß meiner litterarischen Arbeiten findet man in Meusels Fortsetzung von Hambergers Gelehrtem Deutschland, in welch' letzterem aber die Anecdotes russes

*) Schwans Brief an Körner vom 19. Juli 1811 ist gedruckt in meiner Schrift „Aus dem Schillerarchiv" (Weimar 1890) S. 11 ff.

auf mein Begehren ausgelassen worden, weil ich damals immer noch wegen irgend einer Verfolgung von Seiten Rußlands nicht sicher zu sein glaubte."

„Während dieser Zeit machte ich auch eine Reise in die Schweiz und einige Jahre darauf eine Reise nach Dresden, welche mir die Bekanntschaft so mancher berühmter Gelehrten und Künstler erwarb."

„Im Jahre 1794, als die Franzosen die Kaiserlichen über den Rhein zurücktrieben und ich im Voraus sah, daß Mannheim ins Gedränge kommen werde, verließ ich diese Stadt und begab mich nach Heilbronn, wo ich den Winter zubrachte. Von da begab ich mich nach Stuttgart, wo ich den Auszug von meinem größeren Wörterbuche ausarbeitete, der bei Herrn Cotta in Tübingen im Druck erschienen. Endlich habe ich mich nach einem fünfjährigen Aufenthalte in Stuttgart hier in Heidelberg festgesetzt, wo ich, wenn es der Himmel nicht anders beschlossen hat, nach dem Rath des Dr. Pangloß meinen Garten bauen will."

„Von meinen häuslichen und Familienumständen sage ich nichts. Diejenigen, welche mich persönlich kennen, wissen, was ich allenfalls davon sagen könnte, und für die übrigen hat es kein Interesse. Bei allen Veränderungen in meinem Leben habe ich immer mehr Glück als Unglück erfahren. Und, sei es in Folge der Ueberlegung und Erfahrung oder meines glücklichen Temperamentes, ich genoß fast immer einer Gemüthsruhe, die mit einer regelmäßigen Lebensart verbunden, wahrscheinlich die Ursache ist, warum ich mich jetzt in meinem 80. Jahre noch immer so munter und kräftig fühle.

Heidelberg, den 20. April 1813.

Christian Friedrich Schwan."

Von den litterarischen Unternehmungen Schwans hat mich zunächst die Wochenschrift „Der Unsichtbare", die während Goethes Leipziger Aufenthalt seit dem Winter 1765 zugleich in Frankfurt, in Mannheim und in Kassel erschienen ist, schon durch ihren Titel angezogen. Es ist bekannt, daß das älteste Gedicht Goethes, die „Höllenfahrt Christi", in einer Frankfurter Zeitschrift erschienen ist, die den gegensätzlichen Titel: „Die Sichtbaren" führt. Von dieser Zeitschrift ist bisher uur ein einziges Stück durch Herrn von Loeper (Hempels Ausgabe XXIII 334) aufgefunden worden: das 33. vom 14. Mai. Da nun diese Wochenschrift wöchentlich zweimal erschien, so dürfte sie seit Anfang 1766 erschienen sein. Schwans Erfolg hat also sofort ein Seitenstück und Gegenstück zu dem „Unsichtbaren" in den „Sichtbaren" hervorgerufen, wo das erste Gedicht Goethes gedruckt ist.

In seiner Selbstbiographie will Schwan den Titel des „Unsichtbaren" einem Buche verdanken, das ihm in Holland bei seinem Vorburger Wirthe in die Hände fiel: Gyges Gallus, Firmiano autore. Es ist eine ähnliche Einkleidung der Satire wie in Grimmeshausens Vogelnest: der Besitzer eines unsichtbar machenden Kleinodes oder Vogelnestes erhält eben dadurch, daß er unsichtbar ist, die bequemste Gelegenheit, die Schwächen und Fehler seiner Mitmenschen zu beobachten. Schwan erzählt uns sogleich im ersten Stück die Geschichte seines Unsichtbaren. Sein Vater war ein durch seine Rechtlichkeit und Redlichkeit gestürzter Minister: man denkt unwillkürlich an das spätere Schicksal des darmstädtischen Ministers Moser und an Mercks „Herrn Oheim". Er hat sich auf ein Landgut zurückgezogen, wo ihm die Frau durchgeht. Sein Sohn Ernst wächst, mit medicinischen Studien beschäftigt, in der Einsamkeit auf und findet den unsichtbar machenden Ring, mit dem er seine Freunde vexirt und auf weiten Reisen unsichtbarer Beobachter der menschlichen Schwächen und Fehler wird. Er hinterläßt den Ring seinen Erben, deren einer der Herausgeber ist. Auch er beobachtet nun als Unsichtbarer seine Nebenmenschen und sammelt Stoff zu seinem Wochenblatt.

Ist schon die Geschichte des Unsichtbaren voll satirischer Abschweifungen gegen die Aerzte und die Gelehrten (auch der Eingang des Klopstockischen Messias wird parodirt), so beginnt nun die eigentliche Narrenrevue. Der Unsichtbare beobachtet einen Candidaten, der seine Confirmandin mehr auf die Geheimnisse der Liebe als zu der Confirmation vorbereitet. Er ist bei Kaffeegesellschaften und Gastereien anwesend, er belauscht die „Frauenzimmer" und die Dienstboten. Er eifert gegen die modische Kindererziehung; gegen das leidige Prozessiren, das Schwan durch seine Beziehungen zu advokatischen Gönnern bekannt war; gegen die Verschwendung der Frauen und gegen die Trunksucht der Männer, deren Folgen er mit grellen Farben schildert. Er ist Zeuge der verschiedenartigsten Neujahrsgratulationen, er dringt unbemerkt in die Spielhöllen und Hurenhäuser. Er durchmißt alle Reiche der Gelehrsamkeit mit der stereotypen Frage: wie man ohne Verstand und Mühe in den einzelnen Wissenschaften berühmt werden kann? Er giebt typische Beispiele unglücklicher Ehen: die Ehe aus bloßer sinnlicher Leidenschaft, die Ehe aus Geldsucht ꝛc. Die Liebe ist das Salz der wahren Ehe, und daher sind die Bauern weit glücklicher als die Fürsten, die selten der Neigung ihres Herzens folgen dürfen. Auch sonst macht sich der Einfluß der Lectüre Rousseaus geltend: der Bauernstand wird wiederholt dem der Fürsten entgegengesetzt. Den Ruin einer

Haushaltung, die durch den Luxus der Frau zu Grunde gerichtet wird, weiß der Verfasser anschaulich zu schildern. Er führt wie die Bremer Beiträger einen Unzufriedenen redend ein, der sich im Verlauf seines Monologes bekehrt. Er macht endlich am Schluß des ersten Jahrganges die Zeitschrift selbst zum Gegenstande der Kritik eines freundschaftlichen Kreises, wobei er zugleich Gelegenheit hat, den ganzen Inhalt dieses ersten Bandes kurz zu recapituliren.

Wiederholt verwerthet Schwan Reiseerlebnisse zu seinen satirischen Schilderungen. Besonders der Aufenthalt in Holland ist für seine Schriftstellerei fruchtbar gewesen. Er beruft sich auch auf seine Reisebeobachtungen, wenn er die Thorheiten nach den Nationen, nach dem Klima der Länder und dem Temperament der Einwohner unterscheidet. In dem zweiten Jahrgang der Wochenschrift, der (nach Kawczynski, Die moralischen Wochenschriften, Leipzig 1880 S. 29) erst 1768 erschienen ist und mir nicht vorliegt, will Schwan auch die merkwürdige Lebensgeschichte des Baron von Maltitz, eines ehemaligen russischen Obersten, mit dem er in Petersburg beinahe ein Jahr lang auf einem sehr freundschaftlichen Fuße lebte, erzählt haben. Umgekehrt gesteht er in seiner Selbstbiographie ausdrücklich ein, daß er außer den Charakterzügen verschiedener Menschen, die er bald in diesem, bald in jenem Lande gesammelt, und die unter einigen veränderten Umständen allenthalben hinpassen, wo Menschen in einem gesellschaftlichen Verbande mit einander leben, auch die besonderen Sitten, Gebräuche und Mißbräuche des Frankfurter Publikums ins Auge gefaßt habe, mit denen ihn sein Freund, der Bauschreiber, bekannt machte. Von dieser kulturgeschichtlichen Seite ist die Zeitschrift auch für Goethes Jugendzeit eine erwünschte Quelle.

Auf die prosaischen Stücke folgen in den meisten Nummern, wo es der Raum gestattet, etliche Poesien. Fabeln im Stil Hagedorns und Gellerts, den Schwan mitunter überraschend copirt: dem „betrübten Wittwer" Gellerts setzt er eine „betrübte Wittwe" gegenüber, auch der Advokat zu Pferd und die Frau, die ihren Mann los werden will, kommen vor. Dann die beliebten Motive der anakreontischen Dichtung der Zeit, die auch auf Goethe ihren Einfluß ausgeübt hat: der wiedererstattete Diebstahl d. h. der wiederholte Kuß; die Mutter die ihre Tochter vergebens vor Küssen warnt; der Bußstaub von ehemals und der Puder von heute; wie die rechte Braut beschaffen sein muß u. dgl. Neben Couplets mit Refrain und Schäfergedichten auch moralische Gedichte über das Wesen der wahren Freundschaft ꝛc., wie auch bei Goethe „Der wahre Genuß"; aber nur ein einziges reimloses Gedicht. Natürlich fehlen

auch in dieser moralischen Wochenschrift die fingirten Briefe aus dem Publikum nicht. In der Geschichte der Azakia erzählt Schwan von der Liebe eines Franzosen zur Frau eines amerikanischen Wilden, die ihrem Gatten standhaft die Treue bewahrt, bis er sie zuletzt, gerührt durch ihre Entsagung, nach Landessitte selber ihrem Geliebten abtritt. Schwan hat denselben Stoff, der uns ein empfindendes Naturkind aus dem Land der Wilden vorführt wie früher Gellert und später Wieland, Kotzebue u. a., im Jahre 1778 auch in dramatischer Form, als Singspiel, behandelt.

Schwan citirt den Don Quixote neben der Asiatischen Banise, Holberg und Swift, Lessing und am liebsten den Wielandschen Don Sylvio; aber auch dem veralteten Böhlau entnimmt er gelegentlich ein Schreiben des Ritters aus dem Mond. Eine Anspielung auf die Faustsage macht der Unsichtbare, als er sich eben anschickt seine Reise anzutreten: „Es ist schade, daß der Schneider nicht mehr lebt oder sich wenigstens nicht mehr sehen läßt, der des Doctors Faust seinen Mantel gemacht hat. So ein Mantel fehlte mir noch. Was würde ich durch dieses Mittel meinen Lesern nicht vor artige Sachen aus Paris, aus London, aus Liliput und andern Ländern mitbringen können.“ Wiederholt ist auch in diesem ersten Jahrgang von dem Herrn Lobesan, einem berühmten Wundarzt, die Rede, der einen köstlichen Balsam für den verliebten Schwindel ankündigt und eine Probe seiner Wirkung an dem Herrn Mephiboseth und der Jungfer Magerine gemacht hat. Sonst bin ich nur noch durch die Form eines einzigen Liedes, „Die Sorge“ betitelt, an Goethes: „Ach was soll der Mensch verlangen“ erinnert worden; das kurze Gedicht mag in einer Anmerkung folgen*).

*) Die Sorge.

Soll ich mit betrübtem Herzen
An vergangne Zeiten denken?
Nein! Sie kommen doch nicht wieder.
Soll ich Lügner und Propheten
Um mein künftig Schicksal fragen,
Und mich ängstlich darum quälen?
Nein, ich werd es doch nicht ändern.
Soll ich für die Erben sparen?
Nein, die würden mich verlachen.
Soll ich mich zu Tode grämen,
Wenn mich meine Feinde hassen?
Dadurch werd' ich sie nicht bessern.
Soll ich mich mit Narren zanken,
Wenn sie meine Freude schelten?
Nein, sonst schelten sie noch ärger.
Soll ich ängstlich dafür sorgen,
Daß im Reiche der Gelehrten
Man die Hände vor mir falte?

Im Gegensatze zu Lessing und in merkwürdiger Uebereinstimmung mit Grillparzer erklärt auch Schwan einmal die ersten Einfälle des Poeten für seine besten. Und im 20. Stück eifert er gegen die bloße Körperliebe, wo sich das Thier mit dem Thier verbindet, ohne indessen wie der Verfasser der „Einsamen Menschen“ den Anbruch einer „neuen Zeit“ von dem Aussterben eines Lasters abhängig zu machen, das so alt ist wie das Menschengeschlecht und nur mit ihm aussterben wird.

Der Herausgeber des Unsichtbaren ist bescheiden genug vor seine Leser getreten. Er ist zufrieden, wenn sie mit seinen „Spielwerken“ ihre müßigen Stunden nicht ganz unnütz zubringen und einen angenehmen Zeitvertreib darin finden. Dem Einwand, ob wir nicht schon genug moralische Wochenschriften besäßen, begegnet er mit den Worten: die Sittenlehre könne nicht oft genug eingeschärft werden. Es muß nur in immer neuer Einkleidung oder wenigstens unter einem neuen Titel geschehen; so wills die Mode. Nach der Meinung der Zeit, welche die persönliche Satire als Pasquill brandmarkte, schließt auch er alles auf einzelne Personen bezügliche und ehrenrührige aus.

Das Wochenblatt „Der Unsichtbare“ erschien jeden Montag, die einzelnen Nummern kosteten 4 Kreuzer, die Pränumeration für den ganzen Winter (26 Stücke in einem Band) blos einen Gulden. „Die Sichtbaren“ erschienen zweimal wöchentlich bei dem Buchdrucker Bayrhoffer dem Jüngeren, die einzelnen Nummern kosteten 2 Kreuzer, das halbe Jahr auch hier einen Gulden. Die einzelnen Nummern des Unsichtbaren machen immer einen Bogen aus; die Sichtbaren wurden offenbar in halben Bogen ausgegeben.

Vollständige Exemplare der Mannheimer „Schreibtafel“ gehören zu den größten Seltenheiten und so mag auch in ihre hübsch gedruckten, zierlichen Bändchen ein Blick geworfen werden. Der Herausgeber giebt als Einleitung die Geschichte der Schreibtafel, die russischer Herkunft und nach langer Erbwanderung dem Herausgeber zugefallen ist. Er fordert die Besitzer ähnlicher Schreibtafeln auf, ihm das beste aus den ihrigen mitzutheilen, und hofft „dem übrigen Theil der deutschen Na-

Oder daß ich neue Welten
Auf dem Ocean entdecke?
Nein, ich könnte leicht ersaufen,
Und dann könnt ich nicht mehr trinken,
Und nicht mehr beim Weine küssen.
Nein, nur dafür will ich sorgen,
Daß es mir so lang ich lebe,
Nicht an gutem Rheinwein fehle.

Der anakreontische Schluß rückt das Lied inhaltlich weit ab von dem Goethe-schen. Aber die Einkleidung in Fragesätze mit: „soll“ und in negirende Antworten ist doch gleich und bei dem ersten Lesen fühlbar.

tion zu zeigen, daß es auch in der Pfalz nicht an Talenten fehle". Darnach darf die erste Lieferung, in der nur ein einziger Beitrag chiffrirt ist, als das alleinige Werk Schwans gelten, der später sich und seine Mitarbeiter hinter dem Buchstaben S. und andren Chiffren verbirgt. Aber aus den massenhaften Chiffren dieser Schreibtafel treten keine deutlichen und bestimmten Dichterphysiognomien heraus und Namen begegnen nur ausnahmsweise. Das einzige starke Talent, das durch Schwan in die Litteratur eingeführt wurde, ist der Maler Müller, dessen erste Dichtungen als „von einem jungen Mahler" herrührend, die späteren mit dem Namen Maler Müller bezeichnet werden. Außer dem seinigen begegnet noch der Name des schwäbischen Dichters Stäudlin, des späteren Rivalen Schillers, der damals noch in Stuttgart Student war; A. Dorsch dagegen scheint der Name einer Dichterin zu sein, welcher mit Rücksicht auf ihr Geschlecht voll ausgeschrieben wird, wie die Naturdichter die namentliche Anführung ihrem Stande verdanken. Die poetischen Beiträge erinnern besonders in den ersten Stücken noch sehr an die gute alte Zeit. Fabeln in Gellerts Manier sind nicht seltener als im Unsichtbaren. Neben orientalischen Erzählungen griechische Idyllen in der süßlichen Manier Gellerts. Gespensterballaden im Bänkelsängerton, ernst oder parodistisch gemeint, im letzteren Falle mit aufklärerischer Tendenz gegen den Aberglauben. Neben Klopstockschen Oden zeigt sich auch schon der Einfluß der Herderischen Volkslieder, die rühmend, aber mit einer durch Nicolai angeregten Warnung vor dem Schmutz, der sich daran hängt, genannt werden. So begegnen uns auch Naturdichter und Naturdichtungen wiederholt in unserer Schreibtafel. Lieder eines pfälzischen Bauernsohnes, Namens Isaak Maus, und des Schreinergesellen Dühn werden mitgetheilt; auch ein Scheerenschleiferlied und ein Bauernlied in schwäbischem Dialect. Von Walther von der Vogelweide wird ein angebliches Kinderliedchen (Hütet eure Zungen!) nach Bodmers Sammlung der Minnesänger in modernisirter Nachbildung wiedergegeben. Auch Shakespeare findet Beachtung: es wird nicht blos Hamlet nach dem englischen Text citirt, sondern auch die Uebersetzung von Eschenburg durch Burmann ergänzt und berichtigt.

Auch hier sucht Schwan in prosaischen Aufsätzen seine Reiseerlebnisse zu verwerthen, aber er kleidet sie seit dem Erscheinen von Yoriks Empfindsamer Reise in eine andere Form. Er schildert uns nun wie Sterne Erfahrungen im Reisewagen, einmal in empfindsamem Tone, dann wieder mit Yorikischer Laune, selbst wenn er in Gefahr war, sich auf der Reise Arm und Bein zu brechen. Er handelt auch hier

weitsichtig über die verschiedenen Temperamente der Völker und hat auch die alte Vorliebe für Anekdoten nicht eingebüßt. Nicht nur russische Anekdoten giebt er hier zum Besten; er setzt auch verdienten Privatpersonen in „Pfälzischen Anekdoten“ Ehrendenkmäler und verewigt wie Goethe und Bürger die Namen von Lebensrettern in der Noth. Humanitäres und Aufklärerisches nimmt auch sonst viel Raum ein. Er versucht zur Läuterung der Rechtsbegriffe und zur naturwissenschaftlichen Belehrung beizutragen; er lehrt den trüglichen Werth des äußeren Glückes erkennen und das wahre Glück in der Zufriedenheit suchen. Er tritt auch mit der Schreibtafel in den Kreis der Familie, schildert die Wiedervereinigung durch Argwohn getrennter Gatten und betrachtet Mesalliancen vom Rousseauschen Standpunkt. Im Intererefse der öffentlichen Sittlichkeit schildert er den Eindruck von nackten Mannspersonen im Ballet auf Mädchen und auf Mönche. Mit Freimuth eifert er in dem jesuitischen Mannheim gegen Missionäre und Jesuiten; aber die Verächter Gottes, die französischen Materialisten bezeichnet er als die modernen Hunnen. Wie überall in der Zeit der Aufklärung, so spielt auch in unserer Zeitschrift der Buchhandel eine große Rolle. Für und gegen die Buchhändler ergreift ihr litterarischer Standesgenosse oft das Wort. Er entwirft den Plan eines Gelehrten-Intelligenzcomtoirs, d. h. eines Lesesaales, in dem ein Buchhändler gegen Ausgabe von Actien oder gegen Entrichtung eines Eintrittsgeldes eine ausgewählte Handbibliothek aufstellen sollte, deren Verzeichniß Schwan mittheilt. Man sieht also, daß Verzeichnisse der besten Bücher nicht zuerst bei den Amerikanern aufgekommen sind und daß hier die Anfänge des Bibliothekenwesens liegen. Bekanntlich haben später Bertuch in Weimar, Schreyvogel-West in Wien u. a. sogenannte Industriecomtoirs mit ähnlicher Absicht ins Leben gerufen. Auch das Gelehrten- und Schriftstellerwesen ist nicht übersehen. Der Facultäts- und Universitätswissenschaft ist Schwan hier so wenig grün als ehemals im Unsichtbaren und die Vielschreiberei und Compendiensucht verfolgt er auch hier mit seinem Spott. Auch die massenhaften Bibelcommentare erschienen ihm entbehrlich, denn zum Verständniß der heiligen Schrift reiche der gesunde Menschenverstand aus. Aber für die Ausbreitung der Lectüre der Griechen, in Uebersetzungen und im Original, legt er eine Lanze ein, und auch hier rückt er sofort mit dem praktischen Plan einer „Griechischen Bibliothek“ hervor. Den Gebrauch der Lateinischen Sprache in der Wissenschaft dagegen wünscht er zu Gunsten der Muttersprache eingeschränkt zu sehen. Sprachliche Fragen beschäftigen ihn, wie den Berliner Aufklärer, anch sonst gern: er trägt auch eine Etymologie des

Namens Mannheim vor. Auf schöngeistige Dinge kommt er nur selten zu reden, einmal läßt er einen laudator temporis acti vor seinem Enkel die Ausschreitungen der Genie- und Empfindsamkeits-Periode heruntermachen. Man sieht aus dem Gesagten: die Schreibtafel, die wie schon das zierliche Format anzeigt in erster Linie ein belletristisches Journal sein sollte, ist mit einem Fuß in dem Geleise der moralischen Wochenschriften stecken geblieben. Nur die verheißungsvollen Anfänge des Malers Müller haben sie über diesen Bereich hinaus in die Sphäre des Poetischen erhoben, zu der Schwan kaum mit seinem Blick hinaufreicht.

Wien, Februar 1892.

Die neue holländische Vermögensteuer.

Von

Dr. Gustav König
in Wien.

Die am 21. Juli 1892 mit 68 gegen 26 (von überhaupt 100) Stimmen von der zweiten Kammer der niederländischen Generalstaaten genehmigte, und vom 1. Mai 1893 an wirksame Vermögensteuer (vermogensbelasting)*) hat meines Wissens noch keine Darlegung erfahren. Für die bevorstehenden Steuerreform-Verhandlungen dürfte es jedoch nicht ohne Werth sein über die bedeutsamsten Punkte obigen Gesetzes unterrichtet zu werden. Eine Klarstellung der neuen holländischen Vermögensteuer wird sich nothwendiger Weise mit ihrer Stellung im, ihrer Bedeutung zum Budget, und vor allem mit ihren Gesetzesbestimmungen zu befassen haben.

Für den ersten der erwähnten Punkte findet man, daß von den Staatseinnahmen die direkten Steuern 1891 betrugen: die Grundsteuer 12.3, die Patentsteuer 4.5 und die Personeel-Steuer 11.5 Millionen Gulden. Bezüglich dieser Steuern wie der ganzen 116 Millionen betragenden Einnahmeseite des Budgets, also insbesondere auch der indirekten Steuern und der Gebühren warf nun der holländische Finanzminister die Fragen auf, welche Steuern müssen abgeschafft, welche vermindert, welche verbessert oder neugeschaffen werden, um die seit vierzig Jahren hängende Steuerreform gerecht und günstig durchführen zu können? Er fand, daß die Grundsteuer von unverbautem Boden ermäßigt werden müsse (Ausfall 0.9 Millionen Gulden), die Uebertragungsgebühren bei Verkauf, Schenkung, Hypothekenumschreibung von Immobilien bedeutend zu vermindern (Ausfall 4.3 Millionen), und die Salzsteuer (Ausfall 2 Millionen) herabzusetzen wären. Der Auf-

---

*) Deren wichtigste parlamentarische Akten: Nr. 1 bis 10 von Nr. 125 der Zitting 1891—92 ich der Freundlichkeit des Ministers Dr. Pierson zu danken habe.

hebung fielen anheim: die Seifensteuer (Ausfall 2 Millionen), und die staatlichen Wegegebühren von Straßen, Kanälen u. s. w. (Ausfall 0.6 Millionen Gulden). Nur die Veranlagungsweise und nicht der Ertrag soll sich ändern bei der Patentsteuer, welche in eine Gewerbesteuer (bedrijfsbelasting) und in eine Einkommensteuer (bedrijfsinkomen) überführt wird, wobei die Einkünfte aus Arbeit allein (Beruf), und aus Arbeit und Vermögen (Gewerbe) zusammen eine Rolle spielen werden. Für die obigen Minderungen faßt man in's Auge eine Erhöhung der Collateral-Erbschaftssteuer, und der Branntweinsteuer mit 5 Gulden pro Hectoliter. Vor allem aber sicherte sich der holländische Finanzminister, also bevor noch Aufhebungen, Nachlässe oder Verbesserungen erfolgten, circa 8 Millionen Gulden*) durch eine jetzt Vermögensteuer, anfangs von ihm aber Belasting op de inkomsten uit vermogen, also etwa Steuer auf fundirtes Einkommen, benannte Auflage.

Ich schreite nun gleich an die systematische Darlegung der neuen holländischen Vermögensteuer. Bei dem

materiellen Theile

einer persönlichen Steuer fesselt vor allem der **Steuerbegriff in persönlicher Beziehung**, welcher 90—100 000 selbständige Steuerpflichtige in Holland belangen wird. Die Artikel 1, 2, 4 und 11 erfassen jeden der im Reiche wohnt oder sich im Laufe des Jahres daselbst niederläßt. Die Regierung unterlag hier mit ihren ingezetenen des Rijks. Jedoch ist für die Besteuerung der Ausländer der Vertrag mit Oesterreich vom 13. Januar 1840 und gewisse Reciprocitätsverhältnisse Richtschnur. Im ganzen ist ersichtlich, daß sie steuerenthoben sein werden — sogar für Grundbesitz. Juristische Personen werden, um den Gesetzentwurf nicht zu compliciren, sagt die Regierung, nicht herangezogen, und deren Besteuerung wird in naivster Weise geradezu bestaunt. Das Vermögen von Mann und Frau ist als Einheit gedacht. (Auch in Art. 17 und 25.) Nur Scheidung von Tisch und Bett kann dieses steuerrechtliche Verhältniß ändern. Es liegt gewiß nur ein ethischer Sinn in dieser Bestimmung. Nicht nur mit dem gemeinschaftlichen Gebrauch, sondern auch mit dem gemeinschaftlichen Vermögen hat der

*) Die Berechnungen der Vermögenswerthe erfolgten ausschließlich auf Grund der Erbschaftssteuer, deren 10 letztjährige Durchschnittsgrundlagen man 35fach nahm. Dadurch verlieren die bezüglichen Zahlenanführungen an Interesse, und sie sollen auch keine weitere Anführung hier genießen. Laut den Rechnungen kommen in Holland pro Kopf des Bewohners 1511 Gulden steuerpflichtiges oder 2225 Gulden Vermögen überhaupt heraus. Offenbar sind das viel zu niedrig gegriffene Zahlen für Holland!

Staat und insbesondere die direkte Steuergesetzgebung zu rechnen! Sehr flott ist die Be- und Entlastung der Einzelnen im Gesetz gedacht, obwohl die Bestimmungen für Uebersiedlungen auch mit Art. 16 nicht ausreichen.

Der Steuerbegriff in gegenständlicher Beziehung giebt das wichtigere Bild der neuen holländischen Vermögensteuer-Gestaltung, welche mit einem Aktivvermögen von 8.8 Milliarden und einem Passivvermögen von 1.3 Milliarden rechnet. Obwohl (S. 23 der Motive) von Seiten der Regierung gesagt wird, daß die Vermögensteuer nicht an äußere Merkmale gebunden sei, so gestalten sich doch laut Art. 7 (ohne die holländischen Eigenthümlichkeiten von Art. 3 weiter berühren zu wollen) die Werthbemessungen für Grund, Boden, Häuser und deren Verpachtung gemäß dem 20fachen Betrage des Grundsteuer-Katastererertrages. Nach Abzug event. Schulden (Art. 8) und der laut dreijährigem Durchschnitt berechneten Reallasten, staatlichen und (ungeachtet des verständigerweise vermiedenen Fehlers des neuen preußischen Einkommensteuergesetzes) communalen Steuern, ergiebt sich die Steuergrundlage für die vermogensbelasting. Die Regierung meint, daß sie durch dieses Verfahren dem Steuerpflichtigen die Schätzung erspare. Man darf aber auch vermuthen, daß es dem Steuerpflichtigen nicht wenig Steuer erspare. Dieser wird sich wohl hüten von dem ihm eingeräumten Recht nach dem Verkaufswerth von heute eine Steuerangabe zu machen, da die holländische Grundsteuer-Einschätzung vom Jahre 1879 stammt*). Ist diese Art der Vermögensberechnung weiter nichts als eine nicht genug zu verdammende Bevorzugung des großen gegenüber dem kleinen Immobilienbesitz, so ist die Alternativbestimmung, daß der Steuerpflichtige auch selbst Angaben machen könne, weiter nichts als eine allgemein gestattete Bevortheilung des Einzelnen auf Rechnung der Gesammtheit. Hierzu tritt noch der gleich unten zu erwähnende weitere unlösbare Zwiespalt des „bilanzmäßigen" Vermögens und der fortgesetzten Steuerfreiheit bei großer Verschuldung und niederer Bewerthung der Immobilien. Diese ganze Berechnungsweise ist incorrect, widerspruchsvoll, weil Ertrag und Werth eines Vermögens in keinem festen Verhältniß zu einander stehen, und der Vermögenswerth nicht unveränderlich ist.

Wie wenn die holländische Regierung das Gewissen drückte, so

*) Eine neue Peräquation soll 1893 beginnen. Die Gebäudesteuer-Ertragschätzung ist gerade im Fluß, weshalb (Art. 47) bis zur Fertigstellung derselben nur der 15fache Betrag des Katastererertrages als Werth der Baulichkeiten angenommen wird.

schnell beeilt sie sich wenigstens die Baugründe, Torfmoore, Steinbrüche, Gruben, Gärten, Parks, v. a. dgl. und auch die außerhalb des Reiches liegenden Güter und Rechte, aus dieser den Staat und insbesondere die Wenigervermögenden so benachtheiligenden Bewerthungsmethode herauszureißen, und nach den „bekannten Verkaufswerthen" für die Vermögensteuer heranzuziehen. Effekten (Obligationen, Antheilscheine u. s. w.) werden laut Geldwerth, Hypotheken und andere Schuldforderungen nach den Kapitalbeträgen angesetzt. Von tiefgehender Bedeutung ist die nachahmenswerthe Bestimmung, daß Handelsvorräthe, Fabriksmaschinen, Werkzeuge, Vieh, Pferde, Fahrzeuge jeder Art rc. nach dem Gebrauchswerth für den Steuerpflichtigen angesetzt werden. Die Steuercommission hat diese wichtige und richtige Bestimmung in das Gesetz hineingebracht, während der Finanzminister nur den Verkaufswerth all dieser Gegenstände gelten lassen wollte, und auch von Tarifen, officiellen Preisen für manchen dieser Vermögensposten die Rede war. Wer in Geschäften Vermögen hat, kann laut Bilanz fatiren (Art. 9). Bei all den zuletzt genannten Vermögenstheilen wird auch ein gewisser Zusammenhang mit der zukünftigen „Gewerbesteuer" bestehen. Nämlich je nachdem der Steuerpflichtige ohne Vermögensteuer ausgeht, oder mehr oder weniger als 200 000 Gulden besitzt, sollen unterschiedliche Belastungsverhältnisse eintreten.

Während der Entwurf der Regierung bei einer Steuergrenze von 13 000 Gulden (vorübergehend war auch von 15 000 Gulden die Rede) nur die Gegenstände der Kunst und Wissenschaft, sofern sie nicht als Handelsvorräthe zu zählen hätten — bekanntlich sind aber alle Kunstsammler auch Kunstschacherer! — von der Steuer ausnahm, erweiterte die Steuercommission das Gebiet, unter der soeben erwähnten Beschränkung, und schloß von der Steuer noch aus: Möbel, Kleider, Lebensmittel, Gold- und Silber-Gegenstände, Perlen und Edelsteine. Alle diese Gegenstände haben aber nur in Händen der Reichen Bedeutung, und ihre Befreiung heißt nichts anderes als den außerordentlich Wohlhabenden auf Kosten der Minderbemittelten Vortheile zu gute kommen lassen. Die Steuergrenze an sich besorgt schon das Nöthige hier! Art. 6 zählt noch folgende Steuerenthebungen auf: „Rechte" auf Leibrenten, Pensionen; Güter von denen andere den Fruchtgenuß haben; noch nicht fällige Raten von Zahlungen an Renten u. dgl.

Selbstverständlich war in der Steuercommission auch die Rede, lokalen, beruflichen und vielen anderen Unterschieden der Steuerfähigkeit (draagkracht) innerhalb der Vermögensteuer Raum zu geben. Aber die zweite Kammer hat all diese Punkte glücklich umschifft, nämlich ange-

fangen ihnen keinen Platz einzuräumen, damit überhaupt noch etwas für die Besteuerung übrig bleibe. Erwähnenswerth ist, daß Ausgaben für Unterhalt und Ernährung der Kinder nicht in Abzug gebracht werden dürfen, weil diese aus dem Einkommen zu bestreiten sind, und bei einer „Ergänzungssteuer" ohnehin nicht in Frage kommen können. Lebensversicherungsprämien jeder Art dürfen ebenfalls nicht in Abzug gebracht werden, da ja die Police stets einen sichern Werth vorstelle. Garnicht berührt sind z. B. die Einkünfte und Erträge, also die hinzutretenden Vermögenstheile des laufenden Jahres.

Der dritte Hauptpunkt der materiellen Seite einer persönlichen Steuer ist der Steuerbegriff in rechnerischer Beziehung, von dem aber hier nur mehr der Steuerfuß behandelt zu werden braucht. Dieser wurde gegenüber dem Regierungsentwurfe einer gründlichen Umarbeitung unterzogen. Jener wollte z. B. die ersten in die Steuer fallenden 1000 Gulden mit 1000, 19 bis 20 000 als 13 000 und 24 bis 25 000 als 23 000 Gulden für die Steuer annehmen. Vermögen bis 100 000 Gulden sollte 1 pro mille, und je 100 000 bis 500 000 Gulden je 0.1 pro mille mehr zahlen, so daß mit 1.5 pro mille der Steuerfuß sein Ende gefunden hätte. Laut Art. 10 gingen aber folgende Steuersätze durch. Das in die Steuer fallende Vermögen unter 14 000 Gulden zahlt 2 Gulden, unter 15 000 vier, 15 bis 200 000 Gulden 1.25 pro mille abzüglich 10 000 Gulden vom Vermögen, und das von über 200 000 Gulden 237 fl. 50 c. und 2 pro mille von dem Mehr des soeben genannten Vermögensbetrages. Man findet also bei der neuen holländischen Vermögensteuer folgenden Steuerfuß vor:

	Bis	13 000	hfl.			0	pro	mille.
13 001	bis	14 000	„	0.154	bis	0.143	„	„
14 001	„	15 000	„	0.285	„	0.267	„	„
15 001	„	200 000	„	0.417	„	1.187	„	„
	über	200 000	„	1.27	„	2.0	„	„

Im formalen Theile

wird die Fassion, seit 1830 bei der „Personalsteuer" gekannt, aber, wie es scheint, mehr auf dem Papier, durch das neue Gesetz genau geregelt (Art. 15—18). Es sei nicht erstaunlich, sagt die Regierung, dieselbe im holländischen Vermögensteuer-Gesetzentwurf anzutreffen, nachdem sie „selbst Preußen" eingeführt hat. Man bekommt einen Fassionsbogen (formulier van aangifte), dessen Gestaltung eigenthümlicher Weise dem Verordnungswege überlassen wurde, unentgeltlich zugesendet, binnen 20 Tagen ist er in runden Zahlen auszufüllen. Schulden u. dgl. sind besonders anzugeben. So viel weiß man schon jetzt, daß z. B. unbe-

wegliches Vermögen gemeindeweise, Schiffe stückweise angegeben werden müssen. Steuerenthobene haben unterschriftlich zu erklären, daß sie weniger als 13 000 Gulden besitzen — es tritt aber nicht klar hervor, wie weit sie Steuerformulare zugesendet erhalten. An diejenigen, welche keine Angabe gemacht haben und auf der Liste der Steuerpflichtigen stehen, ergeht nach Ablauf der Anfertigungsfrist nochmals kostenlose Aufforderung von Seiten des Inspektors, zur Abgabe einer Deklaration. Die Unterlassung der Fassion führt noch keine Rechtsnachtheile nach sich. Erst durch die Berufung des Steuerpflichtigen gegen die amtliche Ansetzung entstehen gewisse Folgen. Man will in Holland (Art. 34) die durch die Berufung verursachten — Kosten hereinbringen! Mindestens 10 Gulden, was für die kleineren steuerpflichtigen Vermögen schon etwas bedeutet, soll die Kostenvergütung im einzelnen Fall betragen. Die Steuer wird um 25 Prozent erhöht, sofern der Steuerpflichtige zu niedere Angaben gemacht oder mit Unrecht gegen die amtliche Ansetzung die Berufung eingelegt hat.

Neben den Angaben Dritter d. h. der Meldangabe, finden sich folgende Hilfsmittel für die Einsteuerung vor. Die Gemeindeämter (Art. 13) sind verpflichtet, unentgeltlich Auszüge, Abschriften von der Veranlagung gemeindlicher Steuern zu geben, ebenso die Beamten anderer Autonomien von ihren Auflagen (van de plaatselijke directe belasting). Jeder Bürgermeister (Art. 14) hat eine Liste derjenigen Einwohner der Gemeinde zu geben, welche als steuerpflichtig angesehen werden können, und bei jedem Bemerkungen über die Vermögensverhältnisse zu machen, so weit sie ihm bekannt sind. Die Behörden jeder Art (Art. 13, 32 und 44) haben Einsicht nehmen zu lassen, Auskünfte zu ertheilen, Auszüge und Abschriften zu gestatten in und aus ihren Akten. Da in Holland auch Erbgebühren in gerader Linie bestehen, so sind diese Bestimmungen von einer gewissen Wichtigkeit. Auch die bestehenden und die neuzugestaltenden direkten Steuern bringen Anhaltspunkte, insbesondere für die Vermögensteuergrenze. Es steht weiter dem einsteuernden Finanzbeamten das Recht zu (Art. 20) nähere Aufklärungen über die Angabe des Steuerpflichtigen zu verlangen, also er kann aber muß nicht dieselben fordern. Denjenigen, welchen die Steuer gegenüber der Selbstangabe erhöht wurde oder die er wegen Nichtabgabe einer Fassion amtlich einschätzen mußte, sendet er (Art. 23) die Einsteuerung recommandirt zu. Bevor es zur Berufung kommt (Art. 26 und 27) beräth sich noch der Inspektor mit dem vom Monarchen ernannten hoofdambtenaar der registratie. Der Berufungsrath kann (Art. 35) über den „Werth" der Vermögen Sachverständige einverneh-

men, hört auf Verlangen des Steuerpflichtigen (der sich vertreten lassen kann) diesen selbst, vernimmt den Inspektor, der den Fall stets begutachtet, und außerdem noch, wie der Steuernde, schriftliche Aufklärungen abgeben kann. Der Steuerpflichtige kann seine früheren Angaben richtig stellen, zur eidesstattlichen Erklärung als Bekräftigung seiner Angaben veranlaßt werden (Art. 33). Bei der beschworenen Angabe natürlich verbleibt es. Die Verweigerung der in Frage stehenden Erklärung gilt als Bestätigung der erfolgten Einsteuerung. Nicht unerwähnt soll hier der eigenthümliche Einfall bleiben, daß in niederländisch Indien jährlich durch Los bestimmt wird, wer seine Patentsteuer-Angabe zu beeiden hat! Von diesem „Schreckschuß" erwartet man dort richtige Angaben.

Der allgemeine Theil insbesondere das Behördenwesen in der heute passendsten Weise regelt. Die für jeden Sprengel (divisie) bestehende Veranlagungsbehörde beruht auf dem Einzelbeamtensystem (Art. 13). Die Inspecteurs der registratie, eigenthümlicher Weise also nicht die Beamten der direkten Steuern, sondern die Beamten der 117 Gebührenbemessungs-Aemter versehen die Einsteuerung — auf ausdrücklichen und stark umstrittenen Wunsch der Regierung. Im Durchschnitt entfallen da auf jeden Beamten 800 Steuerpflichtige. Im Einzelnen aber fällt die Arbeitstheilung ganz anders aus. Denn auf die 110 Aemter des flachen Landes kommen nur 30000 Steuerpflichtige, während die übrigen 60000 in den großen Städten innerhalb 7 Aemter zu finden sind. Die entstehenden Mehrauslagen für diese Behörden sind im Gesetze vorgesehen. Weiter besteht ein Berufungsrath (Art. 29) für jede Provinz oder Theil einer Provinz mit einem vom Monarchen ernannten Vorsitzenden, der aber nur berathende Stimme hat, und drei, event. absetzbaren, Mitgliedern (Mitglieder-Stellvertretern), welche vom Finanzminister, vom Gericht, und von der Provinzvertretung ernannt werden. Der Raad van beroep erhält auf Verlangen einen vom Finanzminister beigestellten Beamten als Secretär. Man sieht, daß auch in dieser Instanz auf die kleinste Mitgliederzahl einer Collegialberathung gegriffen wurde.

Der holländische Finanzminister hat sich in sehr nachahmenswerther Weise gegen die Steuercommissionen, welche den neueren Erfahrungen gemäß in allen Ländern nicht den zu erfüllenden Anforderungen entsprechen, gewahrt und das Einzelbeamtensystem streng durchgeführt, weil die Bevölkerung auf die, bei persönlichen Steuern so nothwendige, Verschwiegenheit der Finanzbeamten noch am ehesten glaubt rechnen zu können, weil sie dann auch am ehesten vertrauensvoll die Steuerdaten

geben wird, weil bei diesem System eine ebenso milde und unparteiische, als eine gleichmäßige und einheitliche Ausführung über das Reich hin zu erwarten ist, und weil ohnehin kaum eine genügende Anzahl bereitwilliger und geschickter Personen für die Commissionen zu finden wäre, bei denen von Niemandem, wie bei den Finanzbeamten, eine stramm getragene und concentrirte Verantwortlichkeit gefühlt wird.

Die gesammte Steuerveranlagung, deren Jahr vom 1. Mai bis 30. April (Art. 5) geht, beruht auf gemeindeweise anzulegende Register (Art. 23), welche für jedes Erbsteueramt eines Kreises (kring) zusammengestellt werden. Die Steuerzahlung, welche so eng mit dem Veranlagungsort (Art. 12) der einzelnen Steuerpflichtigen in Zusammenhang steht, erfolgt halbjährig*) (Art. 38), wieder nicht so wie für die anderen holländischen direkten Steuern, und kann für jene, welche nicht am Orte eines Steueramtes wohnen, laut Art. 39 mittelst Postanweisung kostenlos erfolgen. Dadurch kommt aber die vom Gesetz mit so lobenswerther Aufmerksamkeit verfolgte Geheimhaltung (Art. 30, 43) stark in's Schwanken. Man glaubt sie aber dadurch erhalten zu können, daß der Steuerpflichtige nicht den Namen (an einem Ort, wo kein Steueramt ist, wird das viel nützen!), sondern nur die Nummer seines Steuerscheines oder dergleichen anzugeben braucht. Bei diesem von der Income and Property-Tax hergeholten Vorgang wird der Beweis der Zahlung dadurch hergestellt, daß die von einem Postamte unterzeichnete Quittung über die Geldsendung auf dem Steuer-Zahlungsauftrage angeheftet sein muß. Vorzugsrechte genießt die neue holländische Vermögensteuer nicht. Dem Fiskus kommen bei Einbringung dieser Steuer nur die Rechte anderer Gläubiger zu. Man nimmt mit Recht an, daß die ganze Sphäre dieser Steuer darnach angethan ist, keiner Vorrechte zur Einbringung zu brauchen. Sie unterliegt auch deshalb nicht (Art. 49) den Bestimmnngen der sonstigen direkten Steuern. Ihre Verjährung erfolgt (Art. 42) schon nach zwei Jahren. Sämmtliche Akten, Schriften u. s. w. dieser Steuer sind (Art. 45) gebühren- und stempelfrei, obwohl manche meinten, daß lauter reiche Leute in Frage kommen und der Stempel nicht erlassen werden sollte.

Man ersieht aus all diesen Anführungen, daß für falsche Angaben keine Strafen angesetzt sind, daß bei Nichtabgabe der Fassion nicht einmal Reklamationsverlust eintritt, daß überhaupt ein außerordentlich weiches Veranlagungsverfahren besteht. Es wird sich in Holland eben

*) Auf Wunsch des Steuerpflichtigen auch vierteljährig, was aber in Anbetracht der hohen Einschätzungsgrenze und der Geringheit der Steuer überflüssig erscheint.

darum gehandelt haben an die herrschenden Auffassungen und Anschauungen anzuknüpfen, und den Geist der Bevölkerung für ein strammeres Einsteuerungsverfahren erst zu entwickeln. Denn Verschärfungen im Verfahren werden nicht lange auf sich warten lassen, da ja nicht einmal die Bilanz der bilanzmäßig angegebenen geschäftlichen und anderen Vermögen irgendwie beigezogen werden kann. Der holländische Finanzminister ist vorläufig nur in feiner Weise dem bisherigen Behördenverfahren, und damit wohl auch dem bisherigen Schlendrian bei den direkten Steuern, durch Aufstellung „neuer" staatlicher Steuerorgane für die Vermögensteuer, ausgewichen — was gerade nicht wenig zu bedeuten braucht.

In Erwartung weiterer gesetzlicher Regelungen dürfen (laut Artikel 46) Zuschläge irgend welcher Art, von irgend welcher Seite auf Grundlage der Vermögensteuer nicht erhoben werden. Diese Bestimmung ist mit verursacht durch die Befürchtung, daß die Vermögenden die Gemeinden verlassen, und dadurch der Druck auf die übrigbleibenden Gemeindeeinwohner sich stark vergrößern würde. Eine

Zusammenfassung

des bisher Gesagten ergiebt von der neuen holländischen Vermögensteuer folgendes Bild. Der finanz-theoretische und -praktische Charakter dieser Steuer ist der einer allgemeinen persönlichen, jährlich veranlagten, und nach der bisher üblichen unvernünftigen Progression berechneten Vermögensteuer auf physische Personen des holländischen Staates. Ihr Zweck vor allem, ein anderes Verhältniß von direkten, indirekten und Gebühren-Auflagen herzustellen, durch Erhöhung der staatlichen direkten Steuerlast für die stärker bemittelten, wohlhabenden und reichen Leute, unter gleichzeitigem starken Zurückdrängen der Objekt- gegenüber den Personalsteuern. Gesammtzweck also, eine Verbesserung der Steuervertheilung überhaupt! Daß man auch eine bessere Vorsorge für die communalen Einnahmen anzubahnen glaubt, und daß das Wahlrecht auch mit hineinspielt, sind in Holland, wie überall, die natürlichen Begleiterscheinungen der Reform der direkten Staatssteuern.

Vergebens sucht man in den angeführten parlamentarischen Akten eine von grundlegenden Gesichtspunkten getragene Begründung oder Erörterung der neuen holländischen Vermögensteuer. Der Minister Pierson ist ordentlich froh, daß er sagen kann, ich mache das, was der Abgeordnete van Delden schon 1883/84 vorgeschlagen hat, nur die Durchführungsmomente sind verschieden in meinem Vorschlag. Man erhält überhaupt durch die angezogenen Akten nicht das Gefühl, daß irgend ein Gelehrter eine neue und richtige Steuerart ein- und durchführen will, sondern was z. B. in der Schweiz bei ähnlichen Fällen

immer durchbricht, daß man nämlich ganz gut endlich mit dieser gerechten Steuerart anfangen könnte. Für die Richtigkeit und Gesundheit der Idee der Vermögensteuer giebt es ja eigentlich kein größeres Lob, als dieses allseitige natürliche Hervor- und Durchbrechen. Es giebt zwar keine Culturnation, die diese Steuer nicht gehabt hätte, aber welcher Unterschied zwischen der Vermögensteuer von früher und von heute! Früher war sie ein socialer Steuerbegriff. Sie ist es z. B. auch heute noch in den voralberger Gemeinden Oesterreichs, wo sie seit Jahrhunderten besteht, und wo für Gemeindeumlagen (also die verkehrte Welt!) nur die Gemeindeangehörigen nach ihr steuern können. Um die persönlichen Ungleichheiten früherer Zeiten vor dem Steuergesetze zu beseitigen, griff man zu den Objektsteuern, welche von ähnlichen Nachtheilen nicht berührt waren. Mit der Auflassung aller persönlicher Unterschiede vor dem Steuergesetze, und mit der Unzulänglichkeit der objektiven direkten Staatsbesteuerung der Person, mußte man wieder auf die persönliche Vermögensteuer kommen, welche heute natürlich weiter nichts ist als ein steuerlicher Wirthschaftsbegriff oder wenn man will ein wirthschaftlicher Steuerbegriff. Da also die Entwicklung dieser Steuer mit den veränderten Rechts- und Wirthschafts-Verhältnissen Schritt hielt, so ist es nicht zu verwundern, sondern nur natürlich, daß wir bald feinere, bald derbere und rohe Gebilde dieser Steuer gerade in den Freistaaten der Schweiz und Amerika am ehesten heute antreffen, und brauchen uns nicht darüber zu verwundern, daß vielen alten bestehenden Steuern anfänglich jene Doppelwirkung beigelegt wurde, die wir heute nur durch die Einkommen- und durch die Vermögensteuer glauben erlangen zu können.

Unter solchen Umständen hätte gewiß jeder gerne gesehen, wie der gelehrte holländische Finanzminister wenigstens die alte holländische und die von ihm jetzt vorgeschlagene Vermögensteuer ihren Tendenzen nach auseinandergehalten, wie er eine Sicherung, Feststellung und Abgrenzung des Bodens für seine heutige Vermögensteuer vorgenommen hätte. Aber nur karge Worte, wenige Bemerkungen stellen uns innerhalb der Thatsache einer neuen holländischen Vermögensteuer, innerhalb der Hinzusetzung der Vermögensteuer zu den daselbst bestehenden direkten Steuern. Nach alter Mode soll weiter innerhalb der Grundsteuer eine Besteuerung von Grund, Boden und Häusern vorgenommen werden, die Erwerbe durch die Patentsteuer getroffen, und die Personalsteuer sowohl auf die Wohnungs-Miethe als auf die -Ausstattung hin veranlagt. Wir sehen also eine direkte Besteuerung vor uns, die Spezialsteuern auf die Vermögensobjekte von Grund, Boden, Häusern und Ge-

werbe hat, unter Eindringen eines auf äußeren Merkmalen beruhenden einkommensteuerartigen Gebildes. Zu diesen Steuern tritt nun die neue holländische Vermögensteuer hinzu, was thatsächlich nichts anderes bedeutet als einen Steuerzuschlag zu den bestehenden Steuern, und eine Neuheranziehung der durch diese Objektsteuern noch nicht getroffenen Vermögen. Man wird an die verfehlten Pläne des österreichischen Finanzministers Brestel vom Jahre 1868 erinnert, der sich unter dem Titel Vermögensteuer etwas zusammenconcipirte, aber zugestandener Maßen nichts anderes damit bezweckte, als die Steuerschraube und nicht die Steuerwage in Bewegung zu setzen. Wenn man die entschuldbarste Formel für die neue holländische Vermögensteuer finden wollte, so könnte man ihr das zuschreiben, was von mancher Seite, aber in ganz unhaltbarer Weise, der allgemeinen persönlichen Einkommensteuer an der Seite von Objekt-(Ertrag-)Steuern zugedichtet wird: ausgleichende Wirkung auf die Vermögen-Objektsteuern.

Der holländische Finanzminister legte (Antwoord No. 7) die Sache so dar, als ob jetzt Holland eine Einkommensteuer für alle Arten von Vermögen und Arbeit hätte, und für die unbeweglichen Güter wie Grund, Boden und Häuser außerdem Ertragsteuern. Vorläufig besteht aber noch die Personeel-Steuer, welche nicht abgeschafft, sondern ausgebildet wird, damit sie eine weitere Correctur der Besteuerung bilde. Der Minister ist, wie er sagt, gegen die alleinige, aber insbesondere auch gegen die einheitliche Einkommensteuer. Nicht nur das Einkommen, sondern auch das Vermögen habe als Maßstab der Einkommenbesteuerung zu dienen. Die Steuer auf Grundlage des Einkommens allein, das ist ihm vor allem klar, bedeutet eine Benachtheiligung der Minderbegüterten. Nur die Theilung und die verschiedenen Maßstäbe ergeben die „einfachste“ und „gerechteste“ Einkommensteuer. Es wird aber nach den vom Finanzminister in Aussicht genommenen und durchgeführten Reformen in Holland folgende direkte Steuerverfassung bestehen. „Real“-Steuern für Grund, Boden und Häuser, „Personal“-Steuer für alle Wohnungen besitzenden selbständigen Einwohner, Einkommensteuer für Berufe und Gewerbe auf Grundlage des Einkommenbetrages, und für alle Vermögen auf Grundlage des Vermögenswerthes. Die ungenügende Idee einer Theilung von sogenanntem fundirten und unfundirten Einkommen ist zwar aufgegeben, aber die Unebenheiten in der Gesammtbesteuerung sind doch noch weit- und tiefgehende. Die Steuergrenzen*) wirken hindernd und ungerecht, anstatt anpassend

*) Man spricht von einer Steuergrenze von 4 bis 500 hfl., und ihren Einflüssen auf die folgenden Summen, bei der bevorstehenden Gewerbesteuerreform.

und ausgleichend. Der Steuerfuß kann kluger Weise bei solchen Scheidungen ein und derselben Steuerart kaum sehr unterschiedlich angesetzt werden. Berücksichtigungen von irgend welcher Bedeutung für die Einsteuerung schließen sich von selbst aus. Gerade auf die Besteuerung von Berufen und Gewerben paßt der von dem holländischen Finanzminister so in den Vordergrund geschobene Unterschied von Einkommen das mit dem Leben endet und das über dasselbe fortdauert nicht besonders. Wie wird man den Unternehmergewinn z. B. für die Einsteuerung finden? Aus allen diesen Gründen müssen die des Oefteren vorgerechneten Wirkungen der entstehenden holländischen direkten Staatsauflagen, wie 4 pCt. für Arbeits- und 5 pCt. für Vermögens-Einkommen als nebelhaft bezeichnet werden. In den holländischen Plänen liegt aber doch ein interessanter Kern, der sich dahin spintisiren ließe, daß das Einkommen nur auf Grundlage des Vermögenswerthes zu erfassen ist, wodurch sie das Gegenstück bilden zur sächsischen direkten Staatsbesteuerung, die nur auf Grundlage des Einkommenbetrages erfaßt.

In Preußen, Oesterreich und anderen deutschen Staaten kann die allgemeine persönliche Vermögensteuer nur aus einer Umgestaltung der bestehenden speciellen Object-Vermögensteuern hervorgehen. Eine Hinzusetzung dieser Auflage zu den bestehenden direkten Steuern, wie in Holland, ist nicht denk- und noch weniger durchführbar. Selbstverständlich erwähnte man auch in Holland, daß die neue Vermögensteuer eine Ergänzungssteuer (aanvullingsbelasting) sei, obwohl sie, wie schon aufgezeigt, steuerverfassungsmäßig nach garkeiner Richtung hin diesem Charakter entspricht. Dieses Stichwort ist jetzt auch in Preußen aufgetaucht, nachdem es für die Schilderung der Steuerzustände Basels zuerst gebraucht wurde. Es mag das ein glücklich gefundenes Wort sein, aber weder die Theorie noch die Praxis können es begründen, weil es thatsächlich zu einer allgemeinen persönlichen Einkommensteuer keine Ergänzung geben kann. Wenn der Staat auf die Ermittelung der wirklichen Steuerkraft ausgeht, und findet, daß nicht das Einkommen allein, sondern das Einkommen ebenso wie das Vermögen Maßstab der wirthschaftlichen Gesammtpersönlichkeit des Einzelnen ist, so entstehen zwei ganz selbständige Maßstäbe, zwei von einander ganz unabhängige Grundlagen für die Ermittlung der wahren Steuerkraft. Viel richtiger ist es daher die ohnehin, überall wo sie besteht, so populäre Vermögensteuer, nicht erst mit falschen unzutreffenden Benennungen mundgerecht machen zu wollen, sondern sie ganz ruhig als einen selbständigen, nothwendigen, von jedermann klar und deutlich verstandenen Maß-

stab der Wirthschaftskraft anzuerkennen, und sie ganz einfach, wie das Holland gethan hat, als Vermögensteuer hinzustellen. Wollte man der Vermögensteuer einen charakteristischen und zutreffenden Namen in Bezug auf das Einkommen geben, so wäre nur der richtig, welcher sie Ausgleichungssteuer (was auch in Preußen wohl eigentlich gemeint ist) nennt, weil sie sowohl zwischen der Art als der Höhe der Einkommen eine Ausgleichung zu erstreben trachtet.

Durch die Erhaltung der bestehenden Objektsteuern für den Staat hat sich die holländische Regierung vor allem mit einer nicht unbedeutenden Frage für den Fiscus nicht zu befassen gehabt d. i. mit dem Katasterwesen der Grund-, Gebäude- und Gewerbe-Steuer. Der Staat nahm ja bekanntlich wegen verschiedener Unzulänglichkeiten der alten Zeit diese Bürde auf sich. Nun liegt aber gar kein Grund mehr vor, ihm mehr als einen Theil der Kosten aufzuerlegen: den der Aufsicht über die bezüglichen Arbeiten. Die Gesundung des Katasterwesens kann nur aus „communalen“ Katastern hervorgehen. Zur Ueberführung der Lasten berechtigen vor allem die Interessen, welche im Spiele sind: es herrschen bei weitem diejenigen privatrechtlicher und lokaler Natur vor. Ohne die militärischen Gesichtspunkte ganz außer Aug' zu lassen, gebührt hier vornehmlich dem Justizministerium die Gewalt. Hoffentlich wird in Preußen nur bis zur Consolidirung der neuen communalen Steuerverhältnisse der Fiscus die Kataster der drei „aufzulassenden“ Objektsteuern führen. Die staatsrechtliche Seite, welche gerade diesem Punkte in Preußen zukommt, will ich aber hier nicht mehr verfolgen.

Schließen möchte ich diese Betrachtung mit dem noch allein ausstehenden der Eingangs erwähnten Punkte, mit der Budgetstellung der Vermögensteuer in Holland. Die dortige Regierung war weise genug von vornherein einen halbwegs bemerkbaren Steuerfuß aufzustellen, dafür aber die Vermögensteuer nur mit den Wirthschafts- und nicht mit den Budget-Verhältnissen des Landes vor- oder rückschreiten zu lassen. Ich habe schon an anderer Stelle*) angedeutet, daß nur zum Schaden rationeller direkter Besteuerung an die Dehnbarkeit der persönlichen Steuern für den Staatshaushalt zum Zwecke der Deckung von Deficiten, Mehrausgaben u. s. w. durch Erhöhung des Steuerfußes z. B. gedacht werden kann. Will man endlich an eine gerechte direkte Staatsbesteuerung unter zutreffender Berücksichtigung der Wirthschaftsschwachen und Wirthschaftsstarken schreiten, so muß man einerseits die Steuer

*) Vgl. „Die Gegenwart“ Berlin, 27. August und 3. September d. J.

erschöpfend gestalten, andererseits aber nur die dem Einzelnen selbst und die den gesammten einzelnen Wirthschaftsverhältnissen unter einander angepaßte Steuergewinnung in's Auge fassen. Die Berechtigung selbst, die direkten Staatssteuern auf Grund vom Einkommen und Vermögen zu veranlagen, ergiebt diese Verpflichtung. Die bisherigen Anschauungen von dem Zweck der direkten persönlichen Staatssteuern werden dadurch zwar mannigfach über Bord geworfen, das ändert aber nichts an der Richtigkeit der soeben dargelegten Anschauung, welche an dieser Stelle nur nachdrücklichst hervorgehoben, aber wie so mancher andere dargelegte Punkt, nicht erörtert werden soll.

Berliner Communalreform.

Von

Rudolph Eberstadt.

I. Wohnungsfrage.

Fragen der inneren Verwaltung sind es, die in den folgenden Artikeln besprochen werden sollen; unter ihnen steht die Wohnungsfrage in erster Reihe.

Der Nothstand in den Berliner Wohnverhältnissen und seine schlimme Wirkung ist allseitig anerkannt. Zahlreiche Schriften sind darüber erschienen, zahlreiche Vorschläge zur Abhilfe sind gemacht worden; dennoch haben sie in keinem einzigen Falle zu einem praktischen Ergebniß geführt. Es war auch nicht anders möglich; denn so wenig die heutige Entwicklung die Folge vereinzelter Maßregeln ist, so wenig kann sie durch vereinzelte Maßregeln beseitigt werden. Die gegenwärtigen Zustände sind das Resultat eines umfassenden Systems, so verwickelt in seiner Anlage, so verschlungen in seinen Wechselwirkungen, daß nur eine gesonderte Betrachtung aller betheiligten Factoren Klarheit darüber zu schaffen vermag, wo der eigentliche Sitz des Uebels zu suchen ist. Dann erst wird es möglich sein, eine Reform mit Aussicht auf Erfolg zu beginnen.

Schon die äußere Gestaltung der Berliner Wohnverhältnisse steht im Widerspruch mit unsern wirthschaftlichen Gesetzen, die auf dem Privatbesitz begründet sind. Der Besitz eines eigenen Familienhauses ist in Berlin in allen Klassen so gut wie unbekannt. Der vorherrschende Typus des Wohnhauses ist die Miethskaserne, die meist bei etwa acht Fenstern Straßenfront und fünf Stockwerken Höhe 30 bis 50 (oft noch weit mehr) Wohnungen enthält. Zehn dieser Wohnungen liegen nach der Straße, sämmtliche übrigen nach dem Hof, der auf allen Seiten hoch vermauert und gegen jede durchgreifende Lufterneue-

rung fest abgeschlossen ist. Auf diesen Höfen wohnt die Mehrzahl der arbeitenden Bevölkerung in engen, ungenügenden Räumen zusammengedrängt. Die Wohnung zahlreicher Familien besteht aus einer einzigen Stube, einer sogenannten Kochstube; eine Bevölkerung von weit über hunderttausend Köpfen lebt in Kellerwohnungen von theilweise abscheulicher Beschaffenheit; und um weniges besser sind die Parterrewohnungen der neuen Bauordnung, die nicht mehr unterkellert werden, und immer feucht und dunkel sind. — Das Beste aber, was die Miethskaserne dem Arbeiter zu bieten hat, eine Wohnung von Stube und Küche, ist verhältnißmäßig nur wenigen gegönnt: die Miethspreise sind so hoch, daß für eine Unzahl Familien das Halten von Schlafleuten zur Nothwendigkeit wird, und der kleine Rest von Häuslichkeit aus den erbärmlichen Wohnungen vertrieben wird durch diese Geißel des Berliner Arbeiterstandes.

Ein solches System der verderblichsten socialen Schädigung muß vollends unhaltbar erscheinen, wenn der Nachweis gelingt, daß es auch wirthschaftlich ein verkehrtes ist; daß trotz der bienenkorbartigen Ausnutzung der Grundfläche die Miethen sich immer noch theurer stellen müssen, als dies beim weniger gedrängten Flachbau der Fall sein würde; daß nur ein verfehlter Bebauungsplan in einer Reihe nothwendiger Consequenzen die heutigen Mißstände hervorgebracht hat.

Unter dem Druck des gegenwärtigen Zustandes haben naturgemäß die kleinen, begrenzten Einkommen am schwersten zu leiden, und diese bilden bei weitem die Mehrzahl unter der Bevölkerung. Nach dem Verwaltungsbericht für 1891 hatten von 564696 Steuerzahlern Berlins 425783 — also Dreiviertel — ein Einkommen von 660 bis 1200 Mark. Die Wohnungsausgabe, die aus solchem und selbst noch etwas höherem Einkommen geleistet werden kann, beträgt — je nach der Kopfzahl der Familie — 150 Mark Jahresmiethe als Minimum bis 240 Mark Jahresmiethe als Maximum. Es möge zunächst eine kurze Uebersicht folgen, wie die Wohngelegenheit beschaffen ist, die für solchen Preis geboten wird.

Wohnungen in der Preislage von 150 bis 240 Mark sind in der inneren Stadt nicht anzutreffen; sie finden sich in dem weiten, dichtbevölkerten Ring, der sich von der Tempelhofer Vorstadt bis Moabit, von Südost bis Nordwest um die innere Stadt legt.

Wir betreten zunächst den Bezirk, der sich um die Görlitzerbahn gruppirt, ein richtiges Arbeiterviertel. Dort finden sich Miethskasernen aller Systeme, aus den früheren Jahren bis zur neuen Bauordnung.

An Wohnungen bestehend aus Stube und Küche zu 150 Mark

finden sich nur die Kellerhofwohnungen der älteren Häuser, deren Fenster ½ bis ⅓ Meter über das Hofpflaster reicht. Die Anlage solcher Wohnungen ist durchweg gleichartig.

Aus dem schmutzigen engen Hof, der oft noch durch Remisen verbaut ist, führt die Treppe hinab. Ein ekelhafter Dunst dringt herauf. Die erste Thür führt in die Küche; dahinter liegt die Stube. Kein Sonnenstrahl fällt in diese Wohnungen; sie sind durchweg dunkel und kalt. An den Wänden zeigen sich feuchte Flecke; der Fußboden ist häufig gequollen und schadhaft. Winterkälte, Gewitterüberschwemmungen und Grundwasser hinterlassen die feuchten Stellen, die niemals von den Wänden verschwinden. Eine durchgreifende Lüftung herzustellen, ist unmöglich; die Luft ist dementsprechend auch bei geöffneten Fenstern immer muffig und dumpf.

Dennoch werden diese widerwärtigen Behausungen gut vermiethet, des billigen Preises wegen. Wenn aber solch' Gelaß gar zu schlecht und ganz unvermiethbar ist, dann wird es von dem erfinderischen Wirth „mit der Hausreinigung verbunden"; der Miether muß gegen einen Nachlaß von zehn Mark monatlich die Reinigung des Hofes, der Treppen und Hausflure besorgen.

Die Kellerwohnungen allein können indeß der Nachfrage nach billigen Wohnungen nicht genügen. Da wissen denn die Wirthe zu helfen und vermiethen auch einzelne Stuben.

Wir betreten ein neues Haus der Reichenbergerstraße. Durch den stilvoll decorirten Hausflur gelangen wir in den Hof und zur Treppe. Die Corridorthüren stehen offen; an jedem Eingang sind drei Schilder angebracht, das Zeichen „getheilter" Wohnungen und gemeinschaftlicher Corridore. Durch die Mittelthür treten wir in eine dieser Kochstuben, jener „Wohnung von nur einem heizbaren Zimmer", die schon im Jahre 1885 32 Prozent aller Wohnungen im Preise bis 200 Mark, und 11 Prozent aller Berliner Wohnungen überhaupt, ausmachte.

In einem kahlen zweifenstrigen Raum stehen alle Hausgeräthschaften bunt vertheilt. An der Wand die Betten, das Kleiderspind, das Küchenspind und was sonst zum Wohnen und zum Kochen gehört; in der Mitte der Tisch und ein Paar Stühle. Vor dem Kachelofen ist ein kleiner eiserner Kochheerd angebracht. Das dumpfe, überfüllte Gelaß gleicht eher einer Pfandkammer als einer bewohnten Stube; es ist eine trostlose traurige Häuslichkeit.

In dem einen Raum ist eine ganze Familie zusammengedrängt, Eltern und drei Kinder; die Miethe beträgt monatlich 13 Mark 50 Pf., das ist 162 Mark fürs Jahr, im vierten Stockwerk auf dem Hof.

Hofwohnungen von Stube und Küche kosten in dieser Gegend im vierten und fünften Stockwerk 216 bis 225 Mark; nach unten zu steigt die Miethe auf 240 bis 250 Mark fürs erste Stockwerk.

Durch die Falkensteinstraße ostwärts vorschreitend gelangen wir nach der Schlesischen und Köpnickerstraße, wo die Miethen durchweg höher werden, 240 Mark für die billigste Wohnung Hof vier Treppen. Die gleichen Preise finden wir auf der gegenüberliegenden Seite der Spree, beim Schlesischen Bahnhof und Ostbahnhof, sie steigen bis 255 Mark in den Neubauten der Königsbergerstraße beim Frankfurterthor und halten sich auf dieser Höhe durch die Friedenstraße und deren Nebenstraßen bis zum Königsthor. In der Greifswalderstraße und der anschließenden Straße 29 schwanken die Preise von 210 bis 250 Mark, je nachdem das Haus ein altes oder ein modernes ist; in der einmündenden Marienburgerstraße sind sie gleichförmig — 210 Mark für die billigste Wohnung. Die gleichen Verhältnisse finden wir in der Pappelallee und in der Schönhauserallee; erst im oberen Ende der Schönhauserallee finden sich Wohnungen zu 195 bis 190 Mark, allerdings meist einfenstrige Stube mit Küche. —

Wir wenden uns zurück nach der Eberswalderstraße, durchschreiten die verlängerte Swinemünderstraße mit ihren verkrachten halbfertigen Bauten und gelangen durch die Hochstraße und Gartenstraße in den Bezirk des Stettiner Bahnhofs, ein Arbeiterviertel, das in jeder Hinsicht ein Gegenstück zum Görlitzerbahnbezirk bildet.

Die Gegend ist von Arbeitern und Unterbeamten dicht bevölkert und zeigt Bauten aller Jahrgänge. Für 150 Mark finden wir auch hier nichts weiter als Kellerhofwohnungen und einzelne Stuben (Kochstuben). Wohnungen zu 190 Mark bieten sich in den älteren Miethskasernen der Ackerstraße, Gerichtstraße, Wiesenstraße ꝛc., und in einzelnen Neubauten der Exerzierstraße, Pasewalkerstraße ꝛc., sowie am Pankower Ende der Prinzenallee. Im übrigen hält sich der Preis für die billigste Wohnung in dem weiten Bezirk des Wedding und Gesundbrunnen auf 210 Mark und steigt in den bevorzugten Straßen und Neuanlagen auf 240 bis 255 Mark.

Imposant genug erscheinen alle diese Straßen; in weltstädtischer Breite von 26 und 30 Metern durchziehen sie selbst den verlassensten Winkel. Doch wir haben genug gesehen, um den Werth solcher Anlagen zu schätzen; sie sind gerade so breit, daß nach der Bauordnung, die die Höhe der Häuser an die Breite der Straße bindet, fünfstöckige Bauten aufgeführt werden, und daß die Bodenspeculanten den Preis ihrer Grundstücke dementsprechend steigern können. Ein Spott aber ist

es, diese breiten Straßen „eine Wohlthat für die Bevölkerung“ zu nennen — für die Bevölkerung, von der drei viertel auf vermauerten Höfen, von der Straße thurmhoch abgesperrt, wohnen. —

Die Ringbahn führt uns von Station Wedding zur nächsten Station Moabit, in deren Umgebung eine rege Bauthätigkeit herrscht.

Dort finden wir zum ersten Mal im Berliner Weichbilde wirkliche Wohnungen von Stube und Küche zu 150 Mark. Es ist dies in den Neubauten der Wittstocker- und Rostockerstraße. Leider werden diese günstigen Verhältnisse, durch das Zusammentreffen ungewöhnlicher Umstände geschaffen, von keinem Bestand sein; eine große Anzahl Häuser wurde zu gleicher Zeit fertig; die vorausgesetzte Nachfrage, auf benachbarte Fabriken begründet, trat nicht in dem erwarteten Maße ein. So wurde für den Anfang billig vermiethet, um wenigstens Trockenwohner und für die ersten Hypothekenzinsen Geld zu haben.

Auch heute können wir uns nur für wenige Schritte dieses günstigen Zustandes erfreuen; schon in der Beusselstraße sind wir wieder auf 200 Mark angelangt, den gleichen Preis hält die Embener- und Lübeckerstraße und eine weitere Steigerung bringt die Puttlitz- und Birkenstraße; wir stehen wieder bei den 70 Thlr.-Wohnungen.

Es ist interessant, solchen Uebergang aus einer 50 Thlr.-Gegend in eine höhere zu beobachten; sofort zeigen sich die Hausthore mit Schlafstellenzetteln wie gepflastert; das Halten von Schlafleuten wird nothwendig — gewiß die widerlichste Erscheinung im Zwang der Berliner Wohnungsverhältnisse.

Beim Postamt Thurmstraße sind wir an der Preisgrenze (240 Mark) angekommen, die wir dieser Besprechung gezogen haben. Der breitstraßige Bezirk der Spener- und Paulstraße fordert für die billigste Hofwohnung 330 bis 360 Mark. —

Eine kurze Aufzählung der nächst-anliegenden Vororte sei hier angereiht; ihre Entwicklung ist für die Berliner Wohnungsfrage an und für sich von hoher Bedeutung und gewinnt ein besonderes Interesse durch die nahe bevorstehende Incommunalisirung.

Die angrenzenden Gemeinden, welche die Einverleibung seit Jahren erstreben, mußten sich naturgemäß der Berliner Bauweise anbequemen. Indeß hat nur Charlottenburg den Berliner Bauplan — breite verkehrslose Straßen; tiefe Grundstücke mit Hofwohnungen — bis in alle Einzelheiten durchgeführt. Das weite Gelände an der Station Charlottenburg, erst durch die Stadtbahn zu Werthe gebracht, ist mit den typischen Miethskasernen besetzt. Die Straßen, in denen sich außer einem Bierwagen kein Fuhrwerk blicken läßt, sind 26 Meter breit an-

gelegt; für Spielplätze war dagegen kein Land übrig. Die Preise für die billigste Wohnung schwanken zwischen 210 bis 240 Mark.

Der Ringbahn nach Süden folgend, finden wir zunächst in Schöneberg wieder kleine Wohnungen; je nach der Lage kosten sie 230 bis 260 Mark. Die Bauweise ist die Berliner.

Das mächtig angewachsene Rixdorf zeigt in den Miethen erhebliche Unterschiede. Die Verkehrsstraßen, mit den bekannten modernen Häusern besetzt, haben vollständig Berliner Preise; in den bescheideneren Bauten der Seitenstraßen finden sich dagegen Hofwohnungen zu 150 bis 155 Mark. Die gleichen Preise halten die älteren zweigeschossigen Häuser, auf deren Höfen meist eine schlechte Luft herrscht. Ueber einen Theil der Bevölkerung und deren billige Wohnungen sei am besten nichts gesagt. —

Die bisher genannten Vororte, wie alle an der Ringbahn gelegenen, tragen in ihrer Bebauung ein völlig städtisches Gepräge; ein Abstecher führt uns aus dieser Zone in viertelstündiger Fahrt nach dem ländlichen Friedrichsfelde.

Friedrichsfelde besteht in der Hauptsache aus einer einzigen langen Straße; die Seitenstraßen sind wenig entwickelt, Bauland ist im Ueberfluß vorhanden; gleichwohl hat seit vorigem Jahr auch hier die Miethskaserne sich eingenistet, mit dem üblichen Erfolg der theureren Miethe. In den niedrigen Häusern früherer Jahre kostet Stube und Küche 130 bis 135 Mark; in den neuen Thurmbauten vier Treppen 155 bis 165 Mark.

Das ist der Fortschritt, den die Miethskaserne bringt. Noch handelt es sich darum, Trockenwohner zu gewinnen; der Bau ist kaum fertig; das Haus bleibt die ersten zwei Jahre steuerfrei, man kann und muß billig vermiethen, und doch sind die Miethen — unter Einrechnung des Fahrgeldes — kaum billiger als in Berlin, und das auf solchem Neuland, das noch kaum der Bebauung erschlossen ist. —

Wir kehren zur Ringbahn zurück und gelangen über Friedrichsberg-Lichtenberg — einem Vorort von durchaus städtischer Bebauung, der mit Berlin völlig verwachsen ist — nach Weißensee.

Weißensee hat sich in der letzten Zählperiode um 11283 Einwohner gleich 132 Procent vermehrt, bei weitem die beträchtlichste Zunahme unter den Arbeiterquartieren. In den Wohnungs- und Bevölkerungsverhältnissen finden sich hier die grellsten Unterschiede. Die Hofwohnungen der alten Häuser sind von erbärmlicher Beschaffenheit; obwohl zu ebener Erde gelegen, sind sie um nichts besser als die Berliner Kellerwohnungen. Vielfach werden Stallgebäude als Wohnräume be-

nutzt. Ueber den Höfen liegt eine elende Atmosphäre, zum Theil von gewerblichen Abfällen herrührend. Die Insassen dieser Wohnungen erfreuen sich nicht des besten Rufes und spielen in den Criminalfällen ihre Rolle.

Im schroffsten Gegensatz hierzu stehen die Neubauten einzelner Nebenstraßen; sie sind nicht über drei Stockwerke hoch, zweifenstrige Stube und Küche kostet 108 Mark im dritten Stockwerk (Straßburgerstraße, Wörtherstraße). An der Gürtelstraße erheben sich die bunten Façaden der eisernen Häuser (die Stützmauern aus Eisenplatten hochgeführt) mit Wohnungen zu 114 bis 126 Mark. Kleine Wohnungen zu 135 Mark bieten sich in den meisten Nebenstraßen; nur in der Hauptstraße — der Königschaussee — finden sich die mächtigen Berliner Miethskasernen und dementsprechend auch Berliner Preise.

In keinem andern Bezirk des jetzigen oder künftigen Berliner Weichbildes fanden sich ähnlich billige Miethen. Ein einziger Umstand hat genügt, diese seltene Oase zu schaffen, und bis jetzt zu schützen: der Pionier der Miethscaserne, der Bodenspeculant, hat in Weißensee noch keinen Fuß gefaßt. Wo er sich über Berlin und die unmittelbar angewachsenen Vororte hinauswagt, folgt er dem Schienenweg; Weißensee aber ist von der Ringbahn 25 Minuten entfernt; die Pferdebahnverbindung mit Berlin ist theuer, langsam und schlecht. Somit wurden — trotz der enormen Bevölkerungszunahme — die Grundstückspreise nicht künstlich gesteigert; kleine Objecte konnten gebaut werden, deren Herstellung die Kräfte des einzelnen Unternehmers nicht übersteigt. Das Ergebniß war: eine bescheidene Ausnutzung des Baulandes, wenig Hofwohnungen und billige Miethen. —

Zum letzten Mal verlassen wir die Ringbahn bei Station Schönhauser Allee und folgen der Straße nach Pankow. Schon von ferne fällt uns eine gewaltige, fensterdurchbrochene Steinmasse auf, und mit wachsendem Staunen nähern wir uns diesem Ungeheuer. Das sind keine Miethskasernen mehr, das sind Massenpferche, in die die Menschheit eingepreßt wird, truppweise, gleich einer Heerde. — Und ringsum, so weit wir blicken können, freies, unbebautes Land.

Nur Eines könnte dies Sperrsystem rechtfertigen: wenn durch all' die Entbehrungen, welche die beschränkte Wohnung dem Arbeiter und Unterbeamten auferlegt, eine Verbilligung der Miethen erzielt würde. Doch das gerade Gegentheil ist der Fall; die Miethskaserne fordert theurere Miethen; nur wo sie *nicht* steht, sind billigere Wohnungen anzutreffen.

Was wir gesehen haben, sei nunmehr kurz zusammengefaßt, in-

dem wir Ausnahmeverhältnisse und kleinere Bezirke außer Betracht lassen.

Der normale Preis für die „kleine Wohnung“ in den Berliner Arbeitervierteln ist 225 Mark — die 75 Thlr. Wohnung — zu 6 pCt. einem Anlagekapital von 3750 Mark entsprechend. Was hierfür geliefert wird, ist Stube und Küche auf dem Hof.

Wer noch 190 Mark verwohnen kann, und nicht etwa an einen bestimmten Arbeitsbezirk gebunden ist, der findet hierfür: 1) Stube und Küche in den äußeren Bezirken des Nordens und Nordwestens; 2) die 50 Thlr.-Wohnung in den Vororten, die unter Einrechnung des Fahrgeldes auf den gleichen Preis kommt.

Die zahlreichste Arbeiterklasse aber, die nur einen geringeren Betrag für Wohnzwecke erübrigen kann, oder an einen bestimmten Arbeitsbezirk gebunden ist, sie hat die Wahl zwischen drei Uebeln: 1) die elende Kellerwohnung; 2) die Kochstube, in der die ganze Familie hausen muß; und 3) die theuere Wohnung, die dann mit Schlafleuten getheilt werden muß — die erbärmlichste und leider auch die häufigste Art der Unterkunft; denn solcher Schlafgänger (wohlgemerkt, nicht Chambregarnisten) wurden im Jahre 1890 in Berlin 95365 in die Wohnungen aufgenommen. — In demselben Jahre wurden im Ganzen 147739 Wohnungen zum Miethswerthe bis 250 Mark einschließlich gezählt.

Die Ziffern der Statistik aber geben folgendes Bild: im Jahre 1885 (die 1890er Statistik ist noch nicht erschienen) waren 141020 Wohnungen zum Miethspreise bis 250 Mark einschließlich vorhanden; hiervon waren 16915 Kellerwohnungen und 31571 Kochstuben. — Schlafgänger wurden damals 84687 gezählt; ihre Zahl hat sich aber in den folgenden fünf Jahren auf auf 95365 erhöht.

Stube und Küche auf dem Hof für die Bevorzugten; Kochstube oder die Gesellschaft des Schlafburschen für die große Mehrzahl der mindere Begünstigten, das ist der ganze Raum, den die Miethskaserne für die Arbeiterfamilie übrig hat.

Umsonst, daß man solchem System Bauflächen in weiter Fülle erschließt; in aller Schroffheit zeigt es sich dann, daß nirgends und zu keiner Zeit etwa Mangel an Platz die Miethskaserne hervorgerufen hat; sie entsteht, weil sie entstehen darf. Der alte Zustand erweitert sich, verewigt sich; das Neuland wird wieder mit Zellenbauten besetzt.

Doch wenn es die Nothwendigkeit nicht war, die eine solche Entwicklung erzwang, so muß es ein starkes, gerechtfertigtes Interesse sein, das den Menschen vom Boden verdrängt, ihn ausnützt und ihm den Hausfrieden nimmt. Wir werden die treibenden Kräfte kennen lernen.

Wir haben bei denen verweilt, die das herrschende System zu Fremdlingen machte; wir wenden uns jetzt zu denen, die es zu Eigenthümern erhob.

Unter der Bezeichnung eines Hausbesitzers verstand man früher den Eigenthümer eines Grundstücks, das er gekauft oder ererbt hatte, das er selbst bewohnte oder vermiethete, in das er aber neben fremden Kapital einen entsprechenden Theil seines eigenen zur denkbar sichersten und schwankungsfreien Verzinsung verwendete.

Solche Eigenthümer giebt es noch in Berlin; von ihnen sei hier nirgends die Rede. Ihre Zahl ist gering gegenüber dem eigentlichen Stande der Hausbesitzer, der den nominellen Hausbesitz als ein Gewerbe betreibt.

Die zahlreichen Angaben, die über die Lage und das Einkommen der Hausbesitzer beschafft wurden, sind gleichförmig abgefaßt und lassen sich leicht übersehen.

Im Vordergrund steht die Anzahlung, und ihr gegenüber der verbleibende Ueberschuß, der gewöhnlich ein Procent des Hauspreises beträgt. Die Berechnung selbst ist einfach genug: Die Zinsen für Hypotheken, für Anzahlung und Restkaufgelder werden aufgestellt; für Verwaltungskosten, Reparaturen, Steuern und Miethsausfälle werden 15 pCt. des Miethsertrags ausgesetzt.

Aus der großen Anzahl von Berechnungen seien nur die folgenden zwölf aus dem Arbeiterviertel der Stettiner- und Görlitzerbahn hier angeführt:

	Preis	Hypotheken	Miethen	Anzahlung	Ueberschuß nach Abzug aller Zinsen u. Unkosten
Reichenbergerstr.	265000	240000	16200	15000	2600
Görlitzerstr. . .	280000	256000	17000	20000	2700
Forsterstr. . .	325000	290000	19500	20000	2950
Borsigstr. . .	360000	320000	21000	20000	2500
Gartenstr. . .	170000	nicht angeg.	10000	15000	1700
Wöhlertstr. . .	250000	215000	16000	20000	2400
Wrangelstr. . .	450000	40000	28000	nach Uebereinkunft	5000
Sorauerstr. . .	375000	nicht angeg.	24000	20000	3840
Liesenstr. . . .	210000	175000	13500	20000	2100
Ackerstr. . . .	276000	245000	16500	20000	2800
Wienerstr. . .	235000	200000	15700	25000	2350
Grünauerstr. .	260000	195000	17500	20000	2800

So geht es fort durch eine endlose Reihe von Zahlen, immer das gleiche Bild; Objekte von 250000 bis 300000 Mark, deren Ausnutzung für eine Anzahlung von acht Procent erworben wird.

Bei welchen Zuständen sind wir angelangt! Man erwirbt ein Berliner Haus nicht, um es zu bewohnen; auch nicht um Kapital darin anzulegen — das gehört den Vormännern, den Hypothekengläubigern — nein, um von der Vermiethung der Wohnungen zu leben! Das Eintreten des „Hausbesitzers" erhöht die Miethen um 16⅔ pCt.; genau soviel ist nöthig, um den „Ueberschuß" herauszupressen.

Keine Steuerlast der Berliner Bevölkerung kann sich an Härte mit dieser vergleichen; der Alp des Hausbesitzers drückt der ärmsten Familie bei 150 Mark Jahresmithe 25 Mark ab; der besser gestellten bei 210 Mark Miethe 35 Mark.

Es ist genau festzuhalten, daß diese Belastung nicht aus dem Herstellungs- oder Kaufpreise des Grundstücks, sondern lediglich aus der mühelosen Afternutzung durch den Hausbesitzer hervorgeht.

Mit dem Haus als solchem hat das Einkommen dieser Klasse nicht das geringste zu thun. Alle Momente des specifisch Berliner Baues sind in der Preisbildung berücksichtigt und verrechnet, ehe der sogenannte Hausbesitzer in den Genuß tritt. Die enorme Prämie des Bodenspeculanten — das theure Recht auf Berliner Boden eine Miethskaserne zu errichten — ist im Preise des Baugrundes capitalisirt und bezahlt worden; alle Hypotheken und Capitalzinsen sind in Betracht gezogen; die Hypotheken sind mit dem vollen nominellen Betrag eingestellt, gleichgültig welches Damno bei ihrer Aufnahme bezahlt wurde; für Steuern, Abgaben, Reparaturen und Miethsausfälle ist ein namhafter Betrag ausgesetzt; kurz, es ist nichts vergessen, was der complicirte Bau und seine gesammte Verwaltung zu tragen hat — was jetzt noch kommt, ist die persönliche Ausbeutung der Miether durch einen überflüssigen, lästigen Vogt. Der neue Besitzer zahlt so gut wie nichts, leistet so gut wie nichts; das Object wird einfach an ihn abgeschoben, mit der Verpflichtung, die Miethen einzutreiben, und mit dem Recht, einen Ueberschuß für sich dabei herauszuschlagen. —

Der „Hausbesitz" in Berlin ein Gewerbe, das ohne jegliche Arbeit 12 und 15 pCt. Zinsen bringt! Der Besitzer ein Mann, der kaum die Ziegel auf dem Dache bezahlt hat; der nicht das Haus, sondern das Recht, die Miether auszubeuten, gekauft hat! Der ganze Hohn dieser naturwidrigen Entwickelung spricht aus der Städteordnung, noch vorschreibt, daß die Hälfte der Stadtverordneten — in Berlin es genau dreiviertel — Hausbesitzer sein müssen. Weshalb nicht

Hotelbesitzer? Das Gewerbe hat — jedoch nur wenn man die Arbeit streicht — große Aehnlichkeit; aber der Hotelbesitzer ist doch durch hundertfach stärkere Bande mit dem guten Ruf seines Hauses und den Interessen der Allgemeinheit verknüpft als der aufgepfropfte Berliner Hausbesitzer.

Es entsteht die Frage, wie es möglich war, daß ein solcher Erwerbszweig sich herausbilden konnte, — Besitzer, die keine Besitzer sind, Rentiers, die kein Geld haben. Die Antwort ist einfach: durch das verwickelte System der Miethskaserne. Nur die Casernirung der Miether ermöglicht die persönliche Ausbeutung; und nur ein über-verschuldeter Besitz konnte zur weiteren Ausnutzung für ein Draufgeld zu haben sein.

Mit dieser Erwägung gelangen wir zum nächsten Factor in der Wohnungsbildung, dem Baugewerbe.

Das Berliner Baugewerbe befindet sich in einer allgemein anerkannten, gedrückten Lage. Auf Schritt und Tritt begegnen wir hier den Folgen des Systems der Miethskaserne, deren Erbauung die Kräfte des einzelnen Unternehmers weit übersteigt. Deshalb ist die Miethskaserne überverschuldet, bis zu einem Grad, der ernste Gefahren für den Fall einer Krisis birgt. Die Häuser sind nur scheinbar verkauft; in Wirklichkeit sind die Capitalien des Baugewerbes festgelegt, können nicht freigemacht werden und nicht weiter arbeiten.

Der Bauunternehmer, der eine Baustelle erwirbt, verfügt selten über erhebliche Mittel; wenn er sie früher besaß, so sind sie nach kurzer Thätigkeit rasch und gründlich festgelegt. An den Neubau geht er oft mit Schulden, selten mit eigenem Capital. Die erste Hypothek wird mit einer Bank glatt abgeschlossen und gemäß dem Fortschreiten der Stockwerke ausbezahlt. Für die zweite Hypothek muß schon ein erhebliches „Damno" bezahlt werden; die dritte wird unter noch drückenderen Bedingungen aufgenommen. Damno für das Geld, Abschlagszahlungen für die Materialien-Lieferanten, Vertröstungen für die letzten im Bau — das sind die zahlreichen Handwerker — wie wird ein solcher Bau schon in sich selbst vertheuert!

Ueber die Damnowirthschaft lagen Zuschriften aus betheiligten Kreisen vor, deren Wiedergabe hier unmöglich ist. Auch die erlangten Ziffern über zweite und dritte Hypotheken seien hier nicht angeführt; sie geben ein trauriges Bild des Gewerbes, das die Mitwirkung des Capitals mit den schwersten Opfern erkaufen muß. — Und all' diese Unkosten fallen dem Bau als solchem zur Last — in letzter Instanz den Miethen, die hierdurch wiederum eine Steigerung erfahren. Wie würde das Berliner Baugewerbe aufathmen, wenn ihm die Möglichkeit geboten

würde, Objecte herzustellen, die nach vernünftigen Gesetzen gebaut und nach Fertigstellung wirklich verkauft — anstatt abgeschoben — werden könnten!

Wir kommen nun zu dem letzten, dem wichtigsten Factor der Wohnungsbildung, dem Bodenspeculanten. Zwar, der Begriff der Speculation denkt sich kaum mit dem Wirken, welches hier in Frage steht.

Die Speculation ist auf allen Gebieten erlaubt, und sogar nothwendig. Ihr fällt im Wirthschaftsleben die wichtige Aufgabe zu, die Bestände auszugleichen, die fehlenden Zufuhren heranzuschaffen, den Ueberfluß aufzunehmen und den Mangel zu ergänzen. So erscheint die Speculation unentbehrlich und ein geregelter Verkehr wäre undenkbar ohne sie.

Es ist ferner das Kennzeichen des Speculanten, daß er die gegenwärtige Chance um eine künftige tauscht; er nutzt Conjuncturen aus, und für das Risico, das er einem Andern abnimmt, bezieht er seinen berechtigten Gewinn. Irgend eine solche Aufgabe erfüllt der Bodenspeculant nicht. Mangel und Ueberfluß, Marktpreis und Conjunctur spielen keine Rolle in seinen Berechnungen.

Den Grund für die enorme Steigerung der Berliner Terrains wird man leider vergebens in wirthschaftlichen Factoren suchen, und das ist das schlimmste an der ganzen Erscheinung. Nicht der solide Werth, den die wachsende Ausdehnung der Großstadt dem Baulande verleiht, ergiebt den Gewinn des Berliner Bodenspeculanten; er rechnet nicht auf die natürliche Ausbreitung Berlins, nicht auf die Umwandlung des früheren Ackerlandes in städtisches Bauland, nicht auf die Bebauung seines Grundstücks an und für sich — er zählt allein auf die künftige Miethskaserne. Diese gekünstelte, jeden Tag zu beseitigende Voraussetzung ist es allein, welche den Bodenspeculanten nährt; sein Profit haftet durchaus nicht an dem Grundstück; nicht das Recht am Boden ist es, das er verhandelt — es ist das Recht auf die Einpferchung der Menschen.

Somit also besteht die ganze Thätigkeit des Bodenspeculanten darin, die städtische Concession auf Miethskasernen auszunutzen. Es bedarf dieser ganz bestimmten, haltlosen Grundlage; ohne sie würde man niemals von einer Berliner Bodenspeculation hören. Die Miethskaserne ist vorgesehen — gut, dann gilt es auf das verfügbare Terrain die Hand zu legen, damit nichts anderes darauf entstehe.

Aus öffentlichen Mitteln werden neue Bahnverbindungen geschaffen — ein Federstrich und das billige Bauland ist verschwunden; das Almosen des Arbeiterwochenbillets tritt nothdürftig an seine Stelle,

jedem vorenthalten, der nicht die Versicherungskarte aufweist. — Der Gedanke der Weltausstellung wird discutirt — die führenden Banken erfahren (laut Börsenbericht) durchgängig eine Aufbesserung, „da eine Werthsteigerung ihrer Terrains erwartet wird". — Ein Brückenbau in einer verlassenen Ecke des Weichbildes steht in Aussicht — noch ist kein Pfahl gerammt, und der Miether der Zukunft hat schon einen Herrn gefunden, dem er zeitlebens zinspflichtig sein wird. Jeder Fortschritt, jede Wohlthat für das Gemeinwesen, jedes Project ist im Voraus escomptirt und seine Vortheile sind aufgehoben. Gleichgültig nach welchen Flächen das Baugewerbe sich wendet — noch vor dem ersten Spatenstich ist der Bodenspeculant auf dem Platze und fordert seinen Tribut. Die Segnungen unserer Gesellschaftsordnung sind in ihr Gegentheil verkehrt; die Freiheit des Landerwerbs wird zu einer ewigen Knechtschaft für die Bewohner. —

So sehen wir denn, wie die Last sich aufbaut, an der die Berliner Bevölkerung schwerer trägt, als an Steuer- und Militärlast. Bodenspeculanten und Hausbesitzer verlangen einen höheren Zoll als die Bedürfnisse des Staates; um ihn herauszupressen, mußte die Miethskaserne entstehen, ein wirthschaftlich verfehlter Bau, in allen seinen Stadien von Wucherhänden vertheuert. Die Folgen konnten keine anderen sein: hohe Miethen und erbärmliche Wohnungen, aus denen alle Häuslichkeit verbannt ist, in denen Unbehagen und Unzufriedenheit großgezogen wird.

Der Arbeiter hat sich längst mit dem Gedanken abgefunden, seine Kraft in fremden Dienst zu stellen; wird er noch im Hause — doch was sagen wir — in seiner Stube zum Fremdling gemacht, dann muß für ihn eine Umwälzung alles Abschreckende verlieren. Er hat keine Freiheit mehr, die der socialistische Staat ihm nehmen kann. Hier war die Stelle, um zu beweisen, daß nur die Privatwirthschaft die Freiheit des Einzelnen verbürgt, die im Communismus untergehen muß. Statt dessen hat man ein Unding geschaffen; der Privatbesitz ist aufgehoben, aber nicht zu Gunsten der Allgemeinheit, des Staates, sondern zum Vortheil einer Anzahl schädlicher Existenzen.

Auf der jetzigen Stadtverwaltung aber lastet der Vorwurf, diesen Zustand geschaffen zu haben, und hier gilt es, den Hebel der Reform anzusetzen. Die Gestaltung des Bebauungsplanes, die völlig in die Hand der Communalbehörden gelegt ist, die Anlage der Straßen, die Parcellirung der Grundstücke wurde so gehandhabt, daß nichts anderes als Miethskasernen entstehen konnte. Nicht mangelnde Voraussicht, nicht Nothwendigkeit, nicht Zufall haben diese Entwicklung gebracht; sie ist die beabsichtigte Schöpfung der heutigen Mehrheit.

Man sagt, die hohen Bodenpreise in Berlin bedingen die Bebauung durch Miethskasernen; das Gegentheil hiervon ist Wahrheit; lediglich und allein die Voraussetzung, Miethskasernen zu bauen, hat die Bodenpreise zu der jetzigen Höhe emporgeschwindelt. Nicht Lage, nicht Bedürfniß, nicht die natürlichen Factoren bestimmen den Preis eines Berliner Grundstücks; der Zwang, es fünffach zu überbauen, bildet den alleinigen Werthmesser. Auf dieser schwindelhaften Grundlage sind alle nachfolgenden Uebelstände aufgebaut, und mit ihr müssen sie alle wieder zusammenbrechen. Diese Grundlage aber wird durch den Bebauungsplan hergestellt; das ist die Tendenz, die ihn bis in die kleinste Einzelheit dictirte.

Die Abtheilungen sind in unförmig große Blocks zerlegt. Straßen von unsinniger Breite, auf fünfstöckige Bauten berechnet, umschließen Grundstücke von enormer Tiefe, die mit Hofwohnungen besetzt werden müssen. Die Absicht und die Wirkung solchen Parcellirens liegen klar zu Tage: die Casernirung ist erzwungen und der Eigenbesitz aufgehoben.

Die Stadtverwaltung hatte es in der Hand, das entgegengesetzte Ergebniß zu erzielen, durch häufigere, schmale Straßen die tiefen Complexe zu durchschneiden und damit die Bildung kleiner Grundstücke festzusetzen. Es wäre die natürliche, ungekünstelte Entwicklung gewesen, deren Schema sich von selbst ergiebt.

Jeder Bezirk des Bebauungsplanes würde von breiten Verkehrsstraßen durchzogen, deren Richtung sich aus den Adern des Nachbarbezirks stets von selbst ergiebt; aus diesen breiten Verkehrsstraßen zweigen sich die zahlreicheren, aber schmäleren Wohnstraßen ab. An den Verkehrsstraßen könnten, ihrer Breite entsprechend, Geschäfts- und Hochbauten aufgeführt werden; in den Nebenstraßen könnte nur das kleinere Wohnhaus stehen.

Mit dieser Anordnung würde die natürliche Preisbildung in ihr Recht treten. Der Preis eines Grundstücks würde durch die Lage bestimmt; der Nutzungswerth bildete die reelle tragende Basis. Niemand würde die heutigen haltlosen Preise für Wohnland fordern oder bewilligen, die er nicht mehr durch zellenartige Ueberbauung herausschlagen kann; der Bodenspeculation wäre die Grundlage entzogen und mit ihr fiele die ganze Gefolgschaft bis zum gewerbsmäßigen Hausbesitzer. Die tiefen Höfe wären beseitigt; anstatt der Casernirung wäre die Londoner Parcellirung geboten; der ausbeutende Hausbesitz wäre unmöglich gemacht, denn die nothwendige Voraussetzung fehlte: daß man dreißig Familien unter einem Dache vereinigt hat.

Noch mehr aber als die Vernichtung jener schädlichen Auswüchse

muß uns die Rückführung gesunder, logischer Grundlagen gelten, von denen uns ein unheilvoller Mißgriff entfernt hat: das herrschende System hat das Lebenselement unsrer heutigen Gesellschaftsordnung, den Privatbesitz, zerstört; es gilt, ihn wiederherzustellen. Dem Bürger muß die Möglichkeit geboten werden, ein Haus zu erwerben, in den Jahren der Kraft eine Wohnstätte für die spätere Zeit zu erarbeiten, während dies heute ganz ausgeschlossen ist, und bei Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes der Staat zur Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung auch noch eine Wohnversicherung wird schaffen müssen. —

Von den technischen Einzelheiten eines veränderten Systems seien nur die beiden hauptsächlichsten erwähnt.

Die veränderte Parcellirung würde die heutige Einzwängung der Bevölkerung beseitigen, ohne daß hiermit die Flächenausdehnung Berlins übermäßig anwächst; denn bei dem seitherigen, verschrobenen Plan findet eine doppelte Verschwendung des Baulandes statt: durch die nutzlose Breite aller Straßen und durch die polizeiliche Beschränkung, daß ein Drittel jedes Grundstückes unbebaut bleiben muß. — Von den Breitstraßen käme weit über die Hälfte in Wegfall, und die Grundstücke selbst (die keine Hofwohnungen mehr haben) könnten nahezu voll bebaut werden. Die heutige, sinnlose Vertheilung des Bodens würde aufhören, daß man weite Flächen von der Bebauung ausschließen muß, lediglich um auf dem Rest die Menschen einpferchen zu können.

Welche Ländereien übrigens der Bebauung noch zur Verfügung stehen, mag folgende Berechnung veranschaulichen. Die weiten baufreien Flächen innerhalb des heutigen Berliner Weichbildes umfassen allein im Norden und Nordosten einen Raum von mehr als 1300 Hektar. In der Luisenstadt jenseits des Canals (welche ein Neuntel der Berliner Bevölkerung beherbergt) kommen auf den Einwohner 16½ Quadratmeter Bodenfläche, in der Luisenstadt diesseits des Canals 21 Quadratmeter; im Spandauerviertel 17 Quadratmeter; das gleiche Verhältniß bildet sich in den übrigen Stadttheilen heraus, in dem Maße wie die Bebauung fortschreitet. Rechnet man nun den nahezu dreifachen Flächenraum, also 50 Quadratmeter auf den Einwohner, so bietet sich allein von der Müllerstraße (N.) bis zur Landsberger Allee (NO.) noch Platz für eine Bevölkerung von 250000 Köpfen. Legen wir ferner einen Kreis in einem Abstand von 800 Metern — das ist knapp zehn Minuten Weges — rund um die Berliner Ringbahn, so bieten sich innerhalb dieses Kreises an zusammenhängenden baufreien Flächen (die vereinzelten Complexe ungerechnet) noch 4700 Hektare Bauland — beinahe ebensoviel als jetzt das Häusermeer Berlins bedeckt.

Die bevorstehende Incommunalisirung endlich wird das Berliner Gebiet von 6338 Hektar auf ca. 14 500 Hektar (Forstländereien abgerechnet) bringen. Dennoch wird auf diesem ganzen unerschöpflichen Gebiet nichts anderes gebaut, als Miethskasernen.

Den zweiten Hauptpunkt bildet die Frage, zu welchem Preis das Kleinhaus für den Arbeiter und Unterbeamten herzustellen wäre. Der Preis würde bei drei Räumen und Küche — jedoch ohne Garten — auf Berliner Boden 3700 Mark im Höchstfalle betragen.

Einen festen Anhalt hierfür liefern die Ergebnisse der Artizans Labourers and General Dwellings Co. in London, und der Barmer Bau-Gesellschaft in Barmen.

Die Artizans Lab. and Gl. Dw. Co. hat bis Ende 1890 4800 Kleinhäuser errichtet. Die Häuser sind nach fünf Typen gebaut; der kleinste Typus enthält zwei Schlafzimmer, ein Wohnzimmer, Küche und Waschhaus. Der Kostpreis eines solchen Hauses, in eigener Regie gebaut, beträgt 150 Lst. = 3000 Mark.

Die Barmer Bau-Gesellschaft hat bis Ende 1891 262 Häuser errichtet; sie baut in der Hauptsache zwei Typen: Typus 1 im Erdgeschoß Stube und Küche, im ersten Stock zwei Stuben; Typus 2 dieselben Räume mit einem Vorhaus. Der Bauwerth des Hauses Typus 1 beträgt 3000 Mark, Typus 2 3400 Mark.

Man nehme nun hohe Bodenpreise für Berlin an, streiche dagegen das Erforderniß des eigenen Gartens, der in der Großstadt nicht beansprucht werden kann, und das Kleinhaus wird immer für 3700 Mark herzustellen sein. Anstatt Stube und Küche im vierten Stockwerk auf dem Hof würde dann dem Arbeiter für 225 Mark Miethe eine wirkliche Wohnung geliefert. Ein zweiter Typus (zweigeschossig) würde in jedem Stockwerk eine Wohnung zu 150 Mark enthalten — eine andere Häuslichkeit als die Kellerwohnung oder die Kochstube. Mit der besseren, geräumigeren Wohnung würde auch die Frage gelöst, die durch keine Polizeiverordnung aus der Welt zu schaffen ist: das Schlafstellenwesen. Der Schlafbursche würde zum Zimmermiether, der einzige Weg, einen schimpflichen Nothstand zu beseitigen, dessen entsittlichende Wirkung mit jedem Jahre wächst. —

Nichts anderes steht dieser Entwicklung entgegen, als ein verwerfliches System, das den Eigenbesitz am Grund und Boden gewaltsam verhindert; nichts anderes braucht es um zu gesunden Zuständen zu gelangen, als einen ungekünstelten Bebauungsplan, der im Einklang steht mit unsern wirthschaftlichen Gesetzen.

Wohl ist es dem gegenüber nothwendig, die allein entscheidende

Meinung der Communalbehörde kennen zu lernen, soweit sie nicht schon aus den geschaffenen Thatsachen klar und deutlich hervorgeht.

Die schlimmen Wirkungen ihres Systems in der Wohnungsfrage sind der Stadtverwaltung nicht verborgen geblieben. Vernehmlich haben die politischen Wahlen, eindringlicher noch hat die Statistik gesprochen. Die Communalbehörde konnte demgegenüber nicht schweigen und in all' ihren Verwaltungsberichten widmet sie dem „unerfreulichen Bilde" elegische Klagen.

Unter dem Eindruck der 1885 er Wohnungsstatistik, die eine erschreckende Verschlechterung der Wohnverhältnisse zu Tage brachte — die Vorderwohnungen hatten in fünf Jahren um 9½ Procent, die Hofwohnungen um 37 Procent zugenommen; alle anderen Mißstände hatten sich verschärft — sind jene denkwürdigen Worte geschrieben, die sich in dem Bericht für 1882/1888 Band I S. 136 finden. Zwei ganze Seiten sind der wichtigsten unter allen Verwaltungsfragen, der Wohnungsfrage, vorbehalten in einem dreibändigen Bericht von 800 Seiten, der an Redseligkeit sich sonst nirgends genug thun kann. Und doch wie beredt sind diese knappen Zeilen, charakteristisch in ihrer Dürftigkeit, erschöpfend in ihren Bekenntnissen.

Mit Schmerzen ruht das Auge der Stadtbehörde auf den „traurigen ethischen Wirkungen der Wohnverhältnisse". Doch ein Lichtblick zeigt sich in dem trüben Bilde: durch die verbesserten Transportmittel ist einem Theil unserer arbeitenden Bevölkerung die Möglichkeit gegeben, ihre Wohnstätte außerhalb des Berliner Weichbildes zu nehmen.

Bezeichnend ist dieser Rath für den Geist der Behörde, die ihre Bürger lieber auswandern sieht, als daß sie mit einem schlechten System brechen will. Doch die Gemeindeverwaltung muß am besten wissen, daß ihre „negative Hoffnung", wie sie selbst sich ausdrückt, unerfüllbar ist. All' die anliegenden Vororte sind der Incommunalisirung und damit genau den Berliner Zuständen, der Miethskaserne, verfallen; nur wenige Arbeiter aber sind so unabhängig von ihrem Erwerb und ihrer Arbeitsstätte, daß sie nach den entfernteren Vororten ziehen können. Doch immer den Fall gesetzt, es fände sich eine Anzahl, die es vermag — was wäre damit erreicht? Der beste, der kräftigste Theil der Arbeiterschaft wäre nach den Vororten abgeschoben, und in der Stadt blieben die Widerwilligen und die Kraftlosen, die an die Scholle Gebundenen und die von Gelegenheitsarbeit Lebenden, eine Last für die Gemeinde, eine Gefahr für den Staat.

Gleichgültig indeß, ob solche Entwicklung wünschenswerth, oder ob

sie möglich ist — für ihr eigenes, mächtiges Gebiet, für Berlin selbst erklärt sich die Verwaltung wörtlich außer Stande, eine Aenderung herbeizuführen; und nach ihrem heutigen Standpunkt darf man ihr glauben. Die Communalbehörde hat Recht: „Auch die neue Baupolizeiordnung wird auf eine Verminderung des gedrängten Beieinanderwohnens kaum wirken" — gewiß; denn der Bebauungsplan sorgt dafür, daß dies nicht geschehe. Immer tiefer, immer massiger werden die unförmigen Grundstückblocks, und wenn die Baupolizei verlangte, daß zwei Drittel des Hoflandes unbebaut bleiben, gut, so rückt man die Querstraßen noch weiter auseinander. Das Bauland verschwendet man gerne; nur die Miethskaserne, die Bodenspeculation und der gewerbsmäßige Hausbesitz sollen erhalten bleiben.

Die Communalbehörde sieht keinen Ausweg aus der traurigen Nothlage, und doch weist jede Erwägung mit zwingender Gewalt dahin, wo eine Abhilfe zu finden ist; sie liegt in einem ungekünstelten Bebauungssystem, das auf den klaren Grundlagen unserer Wirthschaftsordnung beruht, ein System, das an die Stelle der bewucherten Miethskaserne das freie Einzelhaus setzt.

Diese Umwälzung ist durchführbar; sie verlangt keinerlei Opfer von der Gemeinde oder vom Staat; sie erreicht ihr Ziel, indem sie eine schwindelhafte Entwicklung, indem sie den gemeinschädlichen Erwerb vernichtet, den nur eine verfehlte Wirthschaft großgezogen hat.

II. Die städtischen Bauten.

Zwei Gesichtspunkte sind es, unter denen man ein öffentliches Bauwerk betrachten mag: der praktische und der ästhetische. Wenn beide zu trennen wären, so dürfte Niemand an den städtischen Bauten Kritik üben; es würde genügen, wenn eine bestimmte Anzahl brauchbarer Räume unter einem Dache vereinigt sei. Eine solche Scheidung ist jedoch nicht möglich; ein häßlicher Bau ist minderwerthig; ihn zu errichten, kommt einer Verschleuderung öffentlicher Gelder gleich.

Was in dieser Hinsicht seitens der Stadtverwaltung geleistet wurde, ist wahrlich staunenswerth. Das Rathhaus, das Polizeipräsidium, die Centralmarkthalle, das Mühlengebäude als Monumentalbauten, dazwischen die städtischen Schulen und wirthschaftlichen Anlagen als Zweckbauten — man traut seinen Augen kaum, wie dergleichen Mißgebilde inmitten Berlins entstehen konnten.

Was alle städtischen Bauten gemeinsam haben — bei sonstiger Verschiedenheit des Stils — das ist, daß sie durchweg meisterhafte

Lösungen der Aufgabe darstellen, wie man aus Backstein nicht bauen soll — und das in der Mark, einem klassischen Lande des Backsteinbaues. Man brauchte sich nicht weit zu bemühen; man hatte die vollendeten Vorbilder und Motive märkischen Baues nahe genug, und was der gute Geschmack nicht eingab, das hätte der rechte Bürgersinn vorschreiben müssen. Doch von beiden Empfindungen wußten die städtischen Meister sich frei; sie gingen eigenthümliche Wege, und so beschenkten sie Berlin mit der Bauperiode, die mit dem Rathhaus begann und heute bei den Dammmühlen angelangt ist.

Der Beschluß, ein neues Rathhaus zu bauen, wurde noch unter der alten Verwaltung gefaßt. Zunächst nahm auch Alles den ordnungsmäßigen Verlauf. Eine Concurrenz wurde ausgeschrieben, aus welcher als Sieger hervorgingen Fr. von Schmidt, der Gothiker, und Fr. Adler, der jetzige Geh. Oberbaurath. Man braucht die beiden Namen nur zu nennen, um zu wissen, wie würdig sie waren. Doch keiner der beiden Meister wurde späterhin zur Ausführung berufen; die angeknüpften Verhandlungen wurden nach einem Jahre abgebrochen. Ein Umschwung war eingetreten; neue Einflüsse kamen zur Macht und brachten einen neuen Mann empor — den Schöpfer des Ungethüms in der Königstraße.

Es war die grundlegende That des neuen Systems, das nunmehr zur Herrschaft gelangt und sich fortan mit gleichen Grundsätzen behauptete, die persönliche Gemeinschaft, die unter sich untrennbar fest zusammenhält, und die man ganz mit Unrecht mit einer politischen Partei in Verbindung gebracht hat.

Anders als beim Rathhausbau, und mit größerer Schonung gegenüber den Künstlern wurde bei dem Polizeipräsidium verfahren, dem größten und kostspieligsten Bau, den die Stadt in neuerer Zeit zu vergeben hatte, nächst Schloß und Reichstag das größte Gebäude Berlins. Um dem Sieger in der Concurrenz den Aerger einer späteren Beiseiteschiebung zu ersparen, sah man hier von einer öffentlichen Ausschreibung ganz ab. Das Object allerdings legte eine schwere Verantwortlichkeit auf; denn es galt — von dem hohen Werth des großen Geländes abgesehen — die Verwendung einer Bausumme von fünf Millionen, die Errichtung eines Baues, der über drei mächtige Straßenfronten und über einen freien Platz verfügte. Und diesen Bauplatz nennt der beschreibende Magistratsbericht einen „ungünstigen“. Daß eine schlimme Fatalität über ihm gewaltet hat, soll nach dem, was aus ihm hervorgegangen ist, nicht mehr bestritten werden.

Gegenüber den anderen städtischen Bauten nimmt das Polizei-

präsidium eine Sonderstellung ein. Das Präsidium ist roth und halb-romanisch; die anderen Bauten sind gelb und halb-hellenisch; ihre Einheit bildet „das bewährte Schema", das in zahllosen städtischen Bauten verkörpert steht.

Das bewährte Schema entnimmt seinen Formenreichthum und seine Gestaltungskraft der Schinkelschen Schule — aber nicht der herrlichen Schöpfung des Schauspielhauses, sondern der Schrulle der Bauakademie, die den griechischen Marmorstil ohne weiteres auf Backstein übertrug.

Mit diesen pseudo-hellenischen Motiven wirthschaftet die städtische Architectur, jeder Bau ein Protest gegen das Grundgesetz der Kunst, daß das Material der Formengebung bestimmt.

Das musivische Backsteinmaterial ist wie der massige Haustein behandelt. Tragende Bauglieder sind nirgends erkennbar; alle structiven Theile erscheinen unkenntlich und verwischt. Die Façaden sind von einer trostlosen Oede, die man vergebens durch nach dem Lineal gezogene Gesimse zu „beleben" sucht. Ungefüg ist alles; nirgends beherrscht ein Gedanke die ungegliederten Massen, nirgends ist der Materie die ihr inne wohnende Form gegeben. So pflanzt sich das bewährte Schema fort von einem Bau zum andern, und nichts unterscheidet seine Gebilde von einem kahlen Fabrikgebäude, als das kostbarere, theurere Material.

Was aber soll man von der neuesten Schöpfung sagen, dem Mühlen-Gebäude? Im Stammbuch der städtischen Bauhütte wird es das vornehmste Blatt bilden, für alle Zeiten ein Denkmal des Geistes, der diese Verwaltung beherrschte.

Hier ist nicht allein ein Bau von abstoßender Häßlichkeit geschaffen — das ist Gewohnheitsrecht und ließe sich noch hinnehmen — nein, das Städtebild Berlins ist an bevorzugtester Stelle für absehbare Zeit verdorben und verhunzt.

Dies doppelte Ziel zu erreichen, war nicht ganz leicht; dazu bedurfte es langwieriger Verhandlungen und des höchsten Aufwandes von Starrsinn und Hartnäckigkeit. Dem Project der Regierung, das eine vernünftige Gestaltung des Mühlendamms vorschlug, wurde die Forderung entgegengesetzt, daß die Mühlengebäude an der seitherigen Stelle erhalten bleiben sollten. Damit war der klare Entwurf zu Fall gebracht. Langwierige Verhandlungen waren nöthig, aus dem endlich die heutige verwickelte, unglückliche Disposition hervorging; aber die Stadt hatte gesiegt, ihr Standpunkt blieb gewahrt.

Das erste Ziel war erreicht; nun begann die zweite Periode der

Entwickelung, die sich in allen ihren Phasen vor der Oeffentlichkeit abspielte. Fachmänner begingen die Unvorsichtigkeit, für die Beseitigung der Mühlen einzutreten; um so hartnäckiger bestand die Stadtbehörde auf der Erhaltung. Die specialisirte Forderung für den „Ausbau der Dammmühlen" wurde im Etat für 1888 mit 670000 Mark bewilligt. Bald konnte die Bürgerschaft erkennen, was unter diesem Ausbau zu verstehen war; die Hälfte der Mauern wurde abgerissen, der Rest war geborsten; es war klar, daß man ihn nur um seiner Schönheit willen conservirte; denn das Mauerwerk selbst war werthlos.

Bereits zwei Jahre später war die Behörde zur Einsicht gekommen, daß die Bausumme nicht ausreichte; die Position wurde auf 730000 Mark erhöht und bewilligt, und der Ausbau nahm seinen Fortgang. Schon im dritten Jahre der Bauthätigkeit brach sich die Erkenntniß Bahn, daß — die Fundamente zu schwach seien. Eine dritte Mehrforderung — diesmal 136000 Mark — gelangte an die Stadtverordneten. Doch das Unerwartete geschah in der denkwürdigen Sitzung vom 9. Juni. Eine Opposition erhob sich, die der Ansicht war, daß in der Sache doch nicht correct verfahren sei. Die Opponenten wurden gebührend abgefertigt; nicht einmal ihren Antrag auf Ausschußberathung zog man in Betracht. Die dritte Forderung wurde bewilligt, die ganze Position auf 866000 Mark erhöht. Hierzu tritt noch die für Ueberbauung des Mittelgerinnes an den Fiscus gezahlte Entschädigung — im Ganzen eine Summe von 900000 Mark für vier kahle Mauern.

Ja, wenn das der einzige Schaden wäre! Schlimmer ist, daß eine Barre gezogen wurde, die einen ganzen Stadttheil verunziert, die den ganzen flußaufwärts gelegenen Bezirk von der werthvollen Angliederung an das Centrum für immer ausschließt und seinen Barackenzustand verewigt.

Doch gesegnet sei auch dieser Schildbürgerstreich, wenn er endlich die Nothwendigkeit eines Umschwunges vor Augen führt. Mit Recht konnte in jener Sitzung vom 9. Juni ein Stadtverordneter hervorheben, daß die Stadt sich nicht von ästhetischen Rücksichten leiten ließ; das hat sie weder in diesem noch in irgend einem anderen Falle gethan, und Niemand hat es von ihr verlangt; sie soll praktischen Rücksichten folgen. Die Stadt baut theuer, sie verwendet mit Recht das beste und theuerste Material. Es ist zu verlangen, daß für die verwendeten Gelder das Beste, das erreichbar ist, geschaffen werde.

Ob dies Ziel erreicht sei, darüber entscheidet am sichersten und am unparteiischsten der Erfolg. Wenn ein Bau in Erfindung oder

Formengabe irgend welche befriedigende Lösung bietet, so muß er Schule machen, muß er Nachahmer finden. So ist es an allen Orten und zu allen Zeiten gewesen. Dem communalen Bauwesen haben die Städte zu allermeist die Blüthe ihres Baugewerbes verdankt; von ihm empfingen sie die Richtung, der sie willig und gern gefolgt sind.

Anders in Berlin. Vergebens — glücklicher Weise vergebens — wird man nach einem Gebäude suchen, das in Stil oder Materialbehandlung auch nur den leisesten Anklang an städtische Motive zeigt. Aengstlich hütet sich der Staat, hütet sich der Privatmann vor jeder Anlehnung an städtische Vorbilder. Ihr Einfluß ist ein rein negativer geblieben; sie haben abschreckend gewirkt, und ihre gänzliche Isolirtheit ist der beste Beweis für den Unwerth der städtischen Bauten.

Das aber sind praktische, keine ästhetischen Rücksichten. Entstanden unter dem Widerspruch der Fachgenossen, unbeachtet von der Bauthätigkeit der Bürger, entsprechen die städtischen Bauten in keiner Weise den auf sie verwendeten Geldern. Nicht schwärmerische Aesthetiker — nüchterne Praktiker sind es gewesen, die überall ihre Rathhäuser und communalen Anlagen so schufen, daß eine Fülle der Anregung aus ihnen hervorging, daß sie bestimmend wurden für die Gestaltung des Städtebildes. Die Berliner Meister allein stehen in unfruchtbarer Abgeschlossenheit, und trotz reichster Mittel haben sie nicht vermocht, ihren Werken den Werth zu verleihen, der sie zu einem Muster und zu einer Schule des Baugewerbes erhebt.

III. Park- und Garten-Verwaltung.

Zu den Gebieten, auf denen die heutige Mehrheit einen grellen Gegensatz zwischen ihrem eigenen Schaffen und dem Stillstand früherer Jahre herausfindet, gehört vor Allem die städtische Park- und Gartenverwaltung. Die Thätigkeit dieser Behörde erstreckt sich auf die Parks, auf die Schmuckplätze und auf die Baumpflanzungen in den Straßen.

Von den Berliner Parks ist der Thiergarten königlich, der Invalidenpark und der kleine Thiergarten sind fiskalisch. Der prächtige Friedrichshain und das Eichenwäldchen (der Schlesische Busch) sind von dem vielverachteten Klein-Berlin geschaffen worden. Dieselbe kurzsichtige Verwaltung vererbte ihrer weitblickenden Nachfolgerin als Gemeindeland fast die Hälfte des Bodens zum Humboldthain und nahezu den ganzen Treptower Park. Die heutige Verwaltung hat somit aus eigener Initative den Victoriapark neu geschaffen und den Humboldthain und

den Treptower Park vergrößert und angepflanzt. Inzwischen hat die Bevölkerung um ein und eine viertel Million Einwohner zugenommen.

Wenn die Magistratsberichte nicht parteiische Tendenzwerke wären, dann müßten sie gerade an dieser Stelle, statt begeisterter Lobreden auf die eigene Thätigkeit, Worte der Anerkennung für die Amtsvorgängerin bringen; denn diese befolgte den Grundsatz aller deutschen Städte, den Kämmereibesitz nach Kräften festzuhalten und zu mehren. Die heutige Verwaltung hat die Wohlthat dieser Vorsorge am besten erfahren; auf altem Gemeindeland steht der größte Theil der städtischen Parks, stehen fast alle sanitären und zahlreiche wirthschaftliche Anlagen. Doch die gegenwärtige Verwaltung folgt anderen Grundsätzen und — nach ihren eigenen Worten 1882/1888 Bd. I S. 192 — „glaubt sie, sich schon den Dank der nachfolgenden Generationen von Steuerzahlern verdient zu haben, wenn sie mit dem Verkauf von Kämmerei-Grundstücken, der in den letzten Jahren schon in erheblichem Maße stattgefunden hat, nicht in noch schnellerem Tempo als bisher vorgeht".

Von ebenso großer, vielleicht noch größerer Wichtigkeit als die Parks sind die freien Plätze im Innern einer Großstadt. Für die Mehrzahl der arbeitenden Bevölkerung, ganz besonders aber für die Kinder, sind die Parks an Wochentagen der Entfernung halber selten erreichbar. Die Anlage öffentlicher Plätze ist deshalb für jede Großstadt eine Nothwendigkeit, ganz besonders aber für das abnorm dicht bevölkerte Berlin.

Es ist interessant zu erfahren, wie die Stadtverwaltung diese Aufgabe erfaßt, und wie sie sie gelöst hat.

Mit gerechter Entrüstung ersehen wir zunächst aus dem Verwaltungs-Bericht für 1861/1876 B. II S. 21, „daß sich der ursprüngliche Bebauungsplan einen Luxus an öffentlichen Plätzen gestattet habe". Da durfte denn die neue Verwaltung nicht säumen, sofort die bessernde Hand anzulegen.

„Der Wunsch der Communalbehörden, die der Gemeinde hieraus erwachsenden Opfer zu ermäßigen, führte sie mehrfach zu Beschlüssen, die theils eine Beseitigung, theils eine Einschränkung der im Bebauungsplan vorgesehenen Plätze herbeizuführen beabsichtigten." — Ein Vergleich des ursprünglichen mit dem abgeänderten Bebauungsplan zeigt denn auch, wie gründlich diese Korrektur durchgeführt wurde. Die freien Plätze sind so gut wie verschwunden.

Doch die neue Verwaltung hatte nicht allein die Sünden der Vergangenheit auszugleichen; sie mußte für Gegenwart und Zukunft sorgen, und mit folgenden Worten verkündet sie ihr eigenes Programm:

„In sanitärer Hinsicht ist weniger Werth auf den Umfang der öffentlichen Plätze zu legen, als auf das Vorhandensein einer reichlichen Vegetation auf einer großen Anzahl, wenn auch kleiner Plätze.“

Mit diesem Satz ist ein Princip ausgesprochen, dem man sich in jeder Hinsicht anschließen kann. Eine große Anzahl, wenn auch kleiner Plätze — das ist, was die Stadtverwaltung in den dicht bevölkerten Stadttheilen hätte schaffen müssen, das ist es, was sie bei dem rapide fortschreitenden Aufbau ganzer Straßenzüge, ganzer Quartiere mit Leichtigkeit hätte durchführen können. Wir werden sehen, wie dies Programm verwirklicht wurde.

Der Etat für 1892 führt allerdings die stattliche Anzahl von 84 „Schmuckplätzen und Gartenanlagen“ auf. Es verlohnt sich wohl, sie näher zu betrachten.

Vor Allem sind in dieser Zahl enthalten die „Schmuckstreifen“, wie sie in der Yorkstraße und Gneisenaustraße angelegt sind. Als Plätze figuriren der Hansaplatz (eine Bedürfnißanstalt und fünf Sträucher), der Dreifaltigkeitskirchplatz (eine Wagenrampe), der Platz an der Vereinigung der Oranien- und Commandantenstraße (etwas kleiner als der Hansaplatz) u. s. w. Wohlthätige Erfrischung bietet unter anderen „die Anlage am Gräfedenkmal“ (zwei Ranken und ein Geländer) und die Anlage bei dem Potsdamer Platz (wohlgemerkt, getrennt numerirt von dem Leipziger Platz). Vergessen ist nur die Anlage auf dem Platz an der Potsdamerbrücke; im Ganzen sind es also wohl 85 Plätze und Anlagen.

Wenn wir außer diesen und ähnlichen Stätten der Erholung noch diejenigen Plätze abziehen, welche von früher her vorhanden waren und weder „beseitigt“ noch „beschränkt“ werden konnten, so ergiebt sich, daß die Stadt von ihrem guten, richtigen Programm so gut wie nichts ausgeführt hat. In dem weiten Neu-Berlin vom Hohenstauffenplatz bis zum Arminiusplatz zählen wir neun Plätze, die in den Bebauungsplan aufgenommen sind — noch lange nicht einer für fünfzigtausend Bewohner.

Welch dringendes Bedürfniß sind freie Plätze für Berlin, das an Dichtigkeit der Bebauung seines gleichen nicht hat unter allen Großstädten! Jeder Gang durch die Stadt predigt die Nothwendigkeit solcher Anlagen. Die Kinder spielen in der staubigen Straßenluft, auf Bürgersteigen und Fahrdämmen, von den Passanten umgestoßen, von den Fuhrwerken vertrieben; und wehe vollends der kleinen Schaar, die den Hausflur ihrer Miethskaserne zum Schauplatz ihrer kindlichen Spiele und armseligen Tauschgeschäfte macht! Dann tritt der Hauswirth in

männlich edle Thätigkeit, und das kleine Volk flüchtet aufgescheucht in den nächsten Thorweg, um nach einer Viertelstunde von einem andern der privilegirten Müßiggänger verjagt zu werden.

Wenn zum wenigsten die vorhandenen Plätze der Bevölkerung nutzbar gemacht würden! Doch dagegen sträubt sich das künstlerische Gefühl der Gartenverwaltung, die im Gegensatz zu ihrer architektonischen Schwester nur ästhetische Rücksichten kennt. Die Grundfläche jedes Platzes wird in sinnreiche Dreiecke und Quadrate abgetheilt und durch eiserne Barrieren sorgsam von jeder Betretung abgesperrt; für die Erholungsbedürftigen aber bleiben im besten Falle vier Querwege und ein Paar Bänke. — —

Die dringend nothwendige Anlage freier Plätze hat die Stadtverwaltung leider unterlassen; in Einem aber ist sie über ihr Programm hinausgegangen: in der Anlage von Baumpflanzungen in den Straßen; es ist die Schminke gewisser Damen, mit der sie das Fehlen natürlicher Farben zu ersetzen glauben.

Ein Schrittbreit Steinpflaster wird ausgehoben und zwischen Schutt und Gasröhren ein Bäumchen gepflanzt. Sorgsam wird es bewässert und gepflegt und mit Schutzkörben umgeben, und wenn es so ein Paar Jahre einen Anblick geboten hat, der an Schönheit der Erscheinung mit keiner Gaslaterne wetteifern kann, dann geht es trauernd ein und wird im nächsten Frühjahr durch einen neuen Pflänzling ersetzt.

Ueber die klare Unmöglichkeit in den Berliner Steinstraßen gedeihliche Baumpflanzungen anzulegen, äußert sich eine fachmännische Autorität mit folgenden beherzigenswerthen Worten:

„Die Bäume einer Großstadt sind, abgesehen von directen Beschädigungen durch Bosheit und Unverstand der Menschen, durch Anfahren ꝛc. einer Menge schädlicher Einflüsse ausgesetzt. Man beobachte nur die günstigen Verhältnisse, unter denen Bäume im offenen Boden im Freien, auch noch in kleineren Städten sich entwickeln. Der Boden ist durchschnittlich rein, nicht versauert und mit Schuttmassen und Leuchtgas, dem ärgsten Gift für die Bäume durchsetzt. Man vergleiche hiermit die Straßen Berlins, wo Boden der zuletzt bezeichneten Beschaffenheit fast die Regel bildet, wo im Sommer selbst des Nachts keine Abkühlung und Erfrischung durch Thau stattfindet und Lufterneuerung in äußerst beschränktem Maße eintritt ꝛc."

Die Zuständigkeit dieser Autorität wird selbst von unserer Gemeindeverwaltung nicht angezweifelt werden; denn es ist Niemand anders als — die städtische Park- und Gartenverwaltung von Berlin, die über ihre eigenen thörichten Spielereien dies vernichtende Urtheil fällt.

Die Stelle findet sich in dem Bericht zum Etat für 1888/89. Doch aus ihrer Erkenntniß kommt die Behörde nicht etwa zu dem richtigen Schluß, mit ihren kostspieligen, nutzlosen Versuchen aufzuhören, sondern sie rechtfertigt damit — die Höhe der Kosten, die von dem Collegium beanstandet worden waren; sie betragen nämlich u. a. 15—20 Mark nur für die Einsetzung jedes einzelnen Bäumchens.

Baumpflanzungen, Schmuckstreifen, Schutzkörbe, eiserne Barrieren — Lappalien, für die das theure Geld nutzlos verzettelt wird. Für die Unterhaltung von Baumpflanzungen sind im Etat für 1892 im Ordinarium angesetzt 62500 Mark; für Neupflanzungen (meist zwischen Steinpflaster) im Extraordinarium 15115 Mark; für eiserne Schutzkörbe 13900 Mark; für Schmuckstreifen der Horn- und Bülowstraße 39000 Mark; für eiserne Barrieren 8232 Mark. Welche Summen, die Jahr für Jahr verausgabt werden!

Wie, wenn man dies Geld zunächst zur Anlage „einer größeren Anzahl wenn auch kleiner Plätze" verwendete? Wenn man in den Bebauungsplan — statt 30 Meter breiter Straßen, die nur dem Vortheil der Bodenspeculanten dienen — in gewissen Abständen einen freien Platz aufgenommen hätte? Die Nothwendigkeit hat die Behörde selber anerkannt; doch ihrer ursprünglichen, guten Absicht entgegen, ihrer eigenen, richtigen Ueberzeugung zuwider, hat sie die Ausführung aufgegeben zu Gunsten eines Systems, das blenden soll und nutzlos ist: Baumpflanzungen, aber keine freien Plätze.

Für die Erholung der Hunderttausende, die von der Louisenstadt bis zum Wedding wohnen, ist durch ein halbdutzend abgesperrter Plätze und durch kränkelnde Straßenbäumchen gesorgt. Das eigene Programm der Stadtbehörde ist unerfüllt geblieben, und was an seine Stelle trat, ist werthlose, täuschende Spielerei. Das beste, was geleistet wurde, ist immer noch verfehlte Arbeit: die Gartenverwaltung will Decorationsstücke schaffen — Erholungen für das Auge, aber nicht für die Lungen.

Dem Nothstand in der Wohnungsfrage steht der Mangel an Freigärten und Spielplätzen würdig und ergänzend zur Seite, das eine wie das andere ein flammendes Zeichen der Gesinnung, mit der die herrschende Mehrheit den Berliner Bebauungsplan festlegte.

IV. Verkehrsanlagen.

Dem städtischen Verkehr dienen die Straßen und die Transportmittel.

Die Voraussicht, mit der das alte Berlin durch seine Straßenanlage der künftigen Weltstadt vorarbeitete, hat dem modernen Berlin die enormen Ausgaben erspart, welche jede andere Großstadt auf die Herstellung ganzer Straßenzüge und Durchbrüche verwenden mußte. Die Aufgaben, welche der Stadt in den bebauten Bezirken übrig blieben, waren im allgemeinen: die Durchbrechung des Centrums; im besonderen: die Verbreiterung einzelner zu eng gewordener Strecken.

Ein System ist bei der Lösung dieser Aufgaben nirgends erkennbar; auch heute besitzt Berlin noch keine einzige durchgehende, unbehinderte Verkehrsstraße, und es ist auch keine Aussicht, daß eine solche zu Stande komme; denn der leitende Grundsatz der Stadtbehörden bei ihrer Thätigkeit heißt: Entlastung. Wenn eine Strecke dem angewachsenen Verkehr nicht mehr genügen kann, dann wird sie nicht verbreitert, sondern durch theure, todtbleibende Parallelstraßen „entlastet".

Kein Princip kann verfehlter sein als dieses. Die Stadt kann sich nichts besseres wünschen, als daß sich der Verkehr in einzelnen Straßen concentrirt. Zusammenfassung des Verkehrs, Zertheilung der Wohnbezirke, das ist die einzig natürliche und wünschenswerthe Entwicklung; und der erstgenannte Factor ist die nothwendige Vorbedingung des zweiten. Statt ihre Wirksamkeit auf dieses Ziel zu richten, versucht es die Communalbehörde mit Ablenkung des Verkehrs. Entlastung der Friedrichstraße, Entlastung der Potsdamerstraße, der Königstraße, der Rosenthalerstraße, der Rosenstraße, Entlastung jeder Strecke, die dem gesteigerten Verkehr Hindernisse bereitet. Der neueste Beschluß auf diesem Gebiet ist die Entlastung der Rosenthalerstraße durch die Gormannstraße; man wäre versucht, an einen schlechten Scherz zu glauben, wenn ihm nicht ein schlimmerer folgte: jetzt hört man gar von der Entlastung der Potsdamerstraße durch eine Brücke im Zuge der Köthenerstraße.

Ebenso sehr, wie dies Entlastungsprincip ein unnatürliches ist, ebenso sehr ist es auch gänzlich undurchführbar und wirkungslos. Der schlagendste Beweis wurde durch die Kaiser Wilhelmstraße geliefert, eine nothwendige und wohlthätige Anlage, die aber der gestellten Voraussetzung — die Entlastung der Königstraße herbeizuführen — in keiner Weise entsprochen hat.

Anfangs der 80er Jahre hatten die Communalbehörden die richtige Ueberzeugung gewonnen, daß die Königstraße zwischen Spandauerstraße und Schloßplatz dem Verkehr in keiner Weise mehr genüge. Die entsprechenden Erwägungen begannen und führten nach einigen Jahren zu dem Ergebniß, daß von der Verbreiterung der Königstraße Abstand

genommen wurde, „da eine solche ohne den Umbau der schmalen Kurfürstenbrücke doch wirkungslos bleiben würde; dem Gedanken aber, dies monumentale Bauwerk anzutasten, ist selbst der kühnste Neuerer noch nicht nahe getreten". — — Zwei Jahre später war der Umbau eben dieser Kurfürstenbrücke beschlossen.

Solche Widersprüche ergeben sich immer, wenn die Unthätigkeit nach Gründen sucht, um als Weisheit zu gelten. — Indeß die erwünschte Gelegenheit zur Beseitigung des Engweges bot sich ganz von selbst; die Gebäude der alten Post wurden niedergelegt. Aber inzwischen muß wohl die Königstraße unantastbar geworden sein; denn die nothwendige Verbreiterung unterblieb jetzt erst recht. Welche Gründe nunmehr die Stadtverwaltung dahin brachten, just das Gegentheil ihres ersten Entschlusses für richtig zu finden, die Brücke zu verbreitern, aber die Straße unberührt zu lassen — das ist leider nicht bekannt geworden. Ein neckischer Kobold war es gewiß, ein lustiger Puck, der die brave Logik unserer Stadtväter in seinen derben Witz der umgekehrten Thatsache verwandelte. —

Die gleiche Tendenz beweist die Stadtbehörde gegenüber den anderen nothwendigen Regulirungen. In dem Engpaß der Friedrichstraße ist seit 1885 die Hälfte der Häuser neu gebaut worden; die Verbreiterung wäre heute durchgeführt, wenn man rechtzeitig zur Festsetzung neuer Baufluchtslinien geschritten wäre. An der Ecke der Rosenstraße ist unter dem Widerspruch der Presse ein Neubau entstanden; auch hier wurde nicht eingegriffen und neuerdings ist man sogar zu dem Entschluß gelangt, von der jahrelang erwogenen Verbreiterung dieser kurzen, wichtigen Strecke vorläufig überhaupt Abstand zu nehmen. In gleicher Weise wird an den anderen, eingeschnürten Straßenstrecken verfahren, wo fortwährend Neubauten in den alten Fluchten entstehen. Das Straßennetz des Centrums aber befindet sich trotz einzelner Flickarbeit auch heute noch auf dem Stande der ersten Anlage; seine concentrischen Ringstraßen sind an keiner Stelle von einer durchgehenden, leistungsfähigen Verbindung durchbrochen. Der Gesammtverkehr, der das Centrum kreuzt, ist überall und fortwährend unterbunden.

Die Strecken, die einer Correctur dringend bedürfen, sind der Oeffentlichkeit genügend bekannt durch Verhandlungen und durch Hinweise der hauptstädtischen Presse; einer Aufzählung bedarf es deshalb nicht. Erwähnt sei hier nur eine Durchlegung im Centrum Berlins, die nothwendig und unschwer ausführbar erscheint; sie betrifft die Strecke vom Molkenmarkt nach dem Alexanderplatz. Der Verkehr, der vom Spittelmarkt kommt, verlangt eine natürliche und directe Fortsetzung;

er wird jetzt in eine gänzlich divergirende Richtung in die gefährlich enge Spandauerstraße gezwängt. Auch eine Verbreiterung würde den Uebelstand nicht beseitigen, und von der „entlastenden" Wirkung der Parochialstraße darf man gewiß nichts erwarten. Eine Abhilfe wäre erreicht, wenn von der spitzen Ecke des Molkenmarkts eine Straße nach der Kunstschule geführt würde. Von da nach dem Alexanderplatz ist die Fortsetzung theils vorhanden, theils durch eine Stadtbahnbrücke vorgesehen. Diese kurze Strecke würde wenigstens eine der schlimmsten Stockungen im Centrum beseitigen; sie würde schlechtes Hinterland an eine belebte Verkehrsstraße bringen; in eigener Regie durchgeführt, würde sie der Stadt keine unproportionirten Kosten verursachen. —

Die Grundsätze, denen die Communalbehörde bei ihren Straßenbauten folgt, sind aus ihrer Thätigkeit leicht herauszulesen. Die Stadtverwaltung verkennt völlig den Werth durchgehender, freier Verbindungen; sie sind die erste Voraussetzung für die Entwickelung weltstädtischen Verkehrs. Für die maßlosen Aufwendungen, die in Paris und London hierfür gemacht werden mußten, war in Berlin weder das Erforderniß noch die Möglichkeit vorhanden. Was zu thun war, ist die Aufstellung eines durchgreifenden Programms, das die Ziele der Verkehrsregulirung planmäßig feststellt und sie schrittweise, aber systematisch, verwirklicht. Mit ihrem Entlastungsprincip steht die Stadtbehörde diesem Problem hilflos gegenüber; die Anlage theurer, wirkungsloser Parallelstraßen bedeutet nichts als das Abschieben der Verpflichtungen auf eine spätere, ungünstigere Zeit, und einen doppelten Verlust für Gegenwart und Zukunft. —

Ebenso wie rasch fördernde Verkehrswege sind schnell fahrende Transportmittel ein Bedürfniß für die Großstadt.

Von den vorhandenen Einrichtungen kann die einzige Linie der Stadtbahn allein nicht genügen; der städtische Verkehr wird hauptsächlich durch Pferdebahnen und Omnibusse besorgt, die in Betrieb und Fahrgeschwindigkeit als gänzlich unzureichend allseitig anerkannt sind. Eine Umgestaltung der Transportmittel ist ein dringendes Erforderniß, mit dessen Erfüllung die weitere Entwicklung Berlins auf das engste verknüpft ist.

Der Magistrat hat denn auch nicht gezögert, in dieser Frage Stellung zu nehmen; im jüngsten Verwaltungsbericht (October 1891 Nr. 50 Gem. Bl. XIX. S. 24) giebt er seine Meinung folgendermaßen kund: Ob und inwieweit es zulässig ist, in verkehrsreichen Straßen

Hochbahnen anzulegen, ist eine Frage, deren Entscheidung nur in jedem einzelnen Fall getroffen werden kann, der Anlage von Untergrundbahnen in Berlin stehen mindestens noch erhebliche Zweifel entgegen. Dagegen dürften gegen elektrische Bahnen, welche im Niveau der Straße geführt werden, technische Bedenken kaum mehr obwalten.

Das heißt also mit klaren Worten: die Lösung der Verkehrsfrage besteht in der Einführung des elektrischen Betriebs auf den Linien der Großen Berliner Pferdebahngesellschaft. Alle Mißstände — vor Allem langsame und theure Verbindung, gänzliches Versagen bei starkem Andrang und elementarem Wetter — bleiben unberührt. Die ganze Umwälzung besteht in einer Firmaveränderung der braven Pferdebahngesellschaft.

Somit wäre auch diese wichtige Angelegenheit in eine falsche Bahn gedrängt. Das Urtheil — richtiger gesagt, das Vorurtheil — des Magistrats klingt in jeder Hinsicht befremdlich. Es ist nicht richtig, daß der Anlage von elektrischen Niveaubahnen technische Bedenken kaum noch entgegenstehen. Für den Betrieb mit Accumulatoren ist noch kein brauchbares System ermittelt und einen anderen (Kabelzuführung im Straßenpflaster oder auf Stangen) kann und wird das Polizeipräsidium nach seinem neusten Verwaltungsbericht (S. 125) nicht gestatten. Doch angenommen, es gelänge ein geeignetes System zu finden — darüber herrscht volle Uebereinstimmung, daß die Zeit der Niveaubahnen für Berlin vorüber ist; daß sie selbst den Anforderungen einer mittleren Großstadt in keiner Weise genügen.

Es wäre bedauerlich, wenn Unthätigkeit oder falsche Maßregeln diesen Zustand auch fernerhin der Berliner Bevölkerung aufzwingen würden; und nichts anderes kann aus der Haltung der Gemeindebehörden hervorgehen. Der Magistrat sagt in dem vorerwähnten Verwaltungsbericht, „daß er der gedachten Angelegenheit zwar näher getreten sei, daß er sich aber zunächst über die Erfahrungen, welche andern Orts gesammelt sind und werden, unterrichten wolle".

Der Sinn dieser Worte ist schwer zu verstehen. Für Hoch- und Tiefbahnen, für Dampf und Elektricität sind hervorragende Anlagen vorhanden und im Betrieb, und nirgends stehen auf diesem Gebiet abweichende Experimente in Aussicht. Niveaubahnen aber werden im Innern einer Großstadt nirgends gestattet, und der Magistrat wird wissen, daß er auf Erfahrungen in dieser Richtung andern Orts vergebens wartet.

Wenn der Magistrat wirklich Zweifel hat, so giebt es ein einfaches [illegible], sie zu lösen: er kann — andere Städte haben dies gethan —

durch ein Preisausschreiben zu ermitteln suchen, welche Linien und welche Betriebe in Berlin ausführbar erscheinen. Die deutsche Technik wird die nöthige Klarheit in die Frage bringen; sie wurde andern Orts berufen und ist hiesigen Orts tüchtig genug um die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden.

Dann mag die Communalbehörde ihre eigene Thätigkeit beginnen; sie wird Mittel und Wege suchen müssen, wie der Anschluß der neuen Linien an das vorhandene Fernbahnnetz zu bewerkstelligen ist. Auf diesem Gebiet wird man dem Magistrat weder in London noch in Neu-York Erfahrungen sammeln; denn dort sind Stadt- wie Fernlinien in ein und derselben Hand der Privatbahnen vereinigt, während für Berlin ein Modus der Verbindung erst gefunden werden muß. Bei der klaren socialen Tendenz, welche der preußische Staat in all' seinen musterhaften Berliner Verkehrsanlagen bekundet hat, ist nicht anzunehmen, daß er sich in diesem Falle ablehnend verhalte; es ist vielmehr zu erwarten, daß er den Anschluß der neuen Stadtlinien fördern, und daß er seine thatkräftige Unterstützung leihen wird, damit die zunächst nothwendige Linie — die Verbindung der Stettiner mit der Görlitzerbahn und damit gleichzeitig die Versorgung der Friedrichstraße mit einem leistungsfähigen Transportmittel — endlich zu Stande komme.

Die wohlthätigen Wirkungen des Stadtbahnsystems, die Unzulänglichkeit der Straßenbahnen vor Augen, glaubt die Communalverwaltung gleichwohl, den schlechteren Zustand festhalten zu sollen. Statt die nothwendige Umgestaltung des Verkehrswesens energisch zu fördern, tritt man den Reformen theilnahmslos und mit einer vorgefaßten Meinung gegenüber. Hier stehen größere Interessen auf dem Spiel, als in der Haltung der Communalbehörden ihren Ausdruck finden; zur Entwickelung der Berliner Wohn- und Verkehrsverhältnisse bedarf es anderer Fortschritte, als des Ersatzes des Pferdebetriebs durch den Elektromotor — anderer Thätigkeit als des Abwartens nirgends stattfindender Experimente.

V. Schlußwort.

Einer Gemeindeverwaltung sind zweierlei Aufgaben gestellt: solche, die ihr vom Staate fest umgrenzt überwiesen sind und solche, zu deren Uebernahme sie als Vertreterin der Bürgerschaft berufen ist. In fortschreitender Thätigkeit wurden die Einen von der heutigen Verwaltung durchweg erfüllt; die Andern aber sind unerfüllt geblieben.

Dem Schulwesen widmet die Communalbehörde reiche Geldmittel und hohe Fürsorge, wenn auch hier das Selbstlob der Verwaltungsberichte gegenüber der früheren Zeit stark übertrieben ist. Bereits im Jahre 1860 erhielten von 44081 Schülern 28327 = 65 Procent freien Unterricht, im Jahre 1888 waren es von 197748 Kindern 162230 = 82 Procent. Jener Unterricht wurde in 20 Gemeindeschulen und in 35 Privatschulen auf Kosten der Gemeinde ertheilt; die sociale Mischung der Kinder war also in früherer Zeit mindestens ebenso gut durchgeführt wie heute. Die unglückliche Bezeichnung des alten Titels VII „Schul- und Armenschul-Verwaltung“ muß zu einem Vergleich herhalten, der in den Thatsachen keinerlei Begründung findet. Der Name „Armenschule“ war schon in den fünfziger Jahren gefallen; amtlich und außeramtlich sprach man nur von Communalschulen, und es ist klar, daß eine Schule, die 65 Procent aller Kinder frei unterrichtete, nicht den Charakter einer Armenschule haben konnte, so wenig wie dies bei der heutigen Gemeindeschule, die 82 Procent aller Kinder umfaßt, der Fall ist. —

Den zahlreichen Anlagen, welche die jetzige Verwaltung errichtet hat, steht — und mit Recht — die entsprechende Schuldenlast gegenüber. Das Jahr 1860 hinterließ eine Schuld von 15 Millionen Mark; das Jahr 1892 trägt eine solche von 236 Millionen. Ein gewaltiges Stück Arbeit war während dieser Periode unablässigen Wachsthums zu vollbringen. Krankenhäuser, Schlachthäuser und Markthallen wurden erbaut, wirthschaftliche Anlagen erweitert; in Straßenpflasterungen und Brückenbauten hat sich die Stadt hervorgethan. Die Straßenbeleuchtung ist musterhaft, die Straßenreinigung anerkannt gut organisirt. Canalisation ist vorhanden, und es ist müßig darüber zu streiten, ob das angenommene System das beste, und ob es für das erweiterte Berlin durchführbar ist. —

Andere Bedürfnisse als die aufblühende Residenzstadt hatte die mächtig angewachsene Großstadt, und andere Mittel, sie zu befriedigen. Während eines beispiellosen Anwachsens der Einwohnerzahl und ihrer Steuerkraft hatte die Communalverwaltnng all' die Einrichtungen vorzusehen, welche der Bevölkerung einer Großstadt angemessen und unentbehrlich sind. Mit Rechtschaffenheit und Thatkraft wurden all' diese Verpflichtungen erfüllt, und nirgends ist in dem Kreis der zahllosen technischen und sanitären Betriebe eine Lücke aufzufinden.

Wie anders aber sieht es mit all' den Aufgaben aus, die über den Etatsbegriff hinausgehen, die dem Sinn des Wortes „Gemeinde“, den gemeinsamen Interessen aller Bürger entsprechen! Hier hat die



Communalbehörde eine Grenze gezogen, die sie kaum jemals überschritten hat. Die Möglichkeit ist nicht gegeben, auf engem Raum all' der Ziele einer Verwaltung zu gedenken, welcher die Fürsorge der Millionenstadt anvertraut ist. Wenn hier vier Gebiete herausgegriffen wurden, die sich leicht überblicken lassen, in denen bestimmte Grundsätze niedergelegt und nachweisbar waren — politische Agitationen, die Verhandlungen des preußischen Landtages und der Stadtverordneten selbst haben Anregungen in übergroßer Zahl gegeben, die hier nicht aufzuzählen, nicht zu besprechen sind.

Doch welches auch die streitigen Punkte sein mögen, in denen die gegenwärtige Vertretung unthätig geblieben ist oder falsche Wege eingeschlagen hat — sie werden thurmhoch überragt von der Gestaltung der Wohnungsfrage. Sie allein ist schon ein Programm, sie allein eine Verurtheilung. Auf keinem Gebiet konnte ein schlechtes System so unheilvolle Wirkung zeitigen, als auf diesem. Mit Willen und Absicht ist eine Entwicklung herbeigeführt, die in unserer Gesellschaftsordnung nicht begründet ist, und ihr dennoch die erbittertsten Feinde großgezogen hat. Die Masse der Bevölkerung ist vom Boden verdrängt, der einer geringen Anzahl zur verwerflichsten Ausnutzung überwiesen ist. Der Grundbesitz ist einer kleinen Minderheit in die Hände gespielt — kaum vier vom hundert der Haushaltungen — denen alle übrigen zeitlebens zinspflichtig sind. Die Wohnungen, die geboten werden, sind so beschränkt, so schlecht, so erbärmlich, daß ein Wunder geschehen müßte, wenn gute Staatsbürger aus ihnen hervorgingen. Und nicht der Bodensatz der Bevölkerung ist es, der in solcher Lage verkümmert — nicht der Auswurf der Großstadt, der des Mitleids und der Armenpflege bedarf; es sind die Arbeiter, die in geordneten Verhältnissen leben, die sich frei und selbständig ernähren, die Kraft und das Mark des Volkes.

Doch nicht die Kenntniß dieser traurigen Zustände, nicht die erschreckende Klarheit der Statistik hat vermocht, die Gemeindeverwaltung von ihrem schlechten System abzudrängen. Nichts anderes war ihr abzuringen, als leere Worte, ohnmächtige Klagen, seichte Hoffnungen, und am Ende das trostlose Bekenntniß des letzten Verwaltungsberichts — die Communalbehörde bekennt offen, daß sie außer Stande ist, in dem elenden Nothstand eine Aenderung herbeizuführen.

Indeß nicht dieser Worte hätte es bedurft, wo deutlich die vollendeten Thatsachen reden. Der Ernst unsrer Tage verlangt andere Grundsätze, als in der Thätigkeit der Berliner Stadtverwaltung hervortreten; sie ist der inneren Entwicklung des Staates nicht gefolgt; sie hat gerade an der Stelle versagt, wo eine freisinnige Gesetzgebung ihr den

weitesten Bereich eigenen Schaffens überwies: in der inneren Verwaltung. —

Nicht jeder Zeit ist es vergönnt, glänzenden Zielen nachzustreben und in ruhmreicher That ein ganzes Volk begeistert zu vereinen; uns wurde andere Arbeit gesetzt. Doch auch das Ringen unsrer Tage muß zur Einheit führen und das erste Gebiet, die widerstrebenden Gesinnungen zusammenzufassen, ist das nächste, das angestammte des communalen Verbandes.

Schon einmal in trüber Zeit ist von den Gemeinden die Sammlung des Staates ausgegangen, die Befreiung und Vereinigung aller guten Kräfte. Kein besseres Mittel wird es in unsern Tagen der Klassenscheidung geben, um den socialen Frieden anzubahnen, als die reformatorische Arbeit der Bürgergemeinde; zu solchem Wirken wurde die Macht der Selbstverwaltung ihr vertraut.

Die Freiheit der Bewegung ist der Berliner Gemeinde gegeben und die Kraft des Gelingens trägt sie in sich, wenn der Geist sie leitet, der über der alten preußischen Städteordnung wacht, und der sie mit den Worten verkündete:

„Das jetzt nach Klassen und Zünften getheilte Interesse der Bürgerschaft in einen gemeinsamen Mittelpunkt zu vereinen."

Julius Fröbels Selbstbiographie.

Zweiter Theil.

Von

Dr. Heinrich Weber.

Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse von Julius Fröbel. Zweiter Band. Stuttgart 1891. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. VIII, 704 Seiten, groß 8°.

Der zweite Band von Julius Fröbels Selbstbiographie enthält in der That, wie bei Besprechung des ersten seiner Zeit*) vorausgesehen wurde, weniger aufregende persönliche Erlebnisse des Autors als jener, ist aber dafür um so interessanter, indem er den Wandel der politischen Ansichten desselben darstellt, namentlich da er in höchst entscheidungsvoller Zeit nach seinen Mittheilungen eine wenn auch öffentlich wenig hervortretende, doch im Stillen recht bedeutsame Rolle in der deutschen Politik gespielt hat.

Die außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die Erforschung der neuesten Geschichte bietet, liegen nicht zum Wenigsten darin, daß einerseits die handelnden Hauptpersonen, welche die Sache am besten wissen, die Souveräne, über ihre Betheiligung an den öffentlichen Dingen aus leicht begreiflichen Gründen Schweigen zu beobachten pflegen, und daß andererseits den allgemein bekannt werdenden Entschließungen der Fürsten und Staatsmänner als Motive geheime Einflüsse von Personen zu Grunde liegen, die in der Regel wenig in der Oeffentlichkeit hervortreten, vielfach nur eine bescheidene äußere Stellung einnehmen, nichtsdestoweniger aber durch ihre persönlichen Beziehungen zu hochgestellten Männern Ereignisse von größter Bedeutung in letzter Instanz hervorrufen.

---

*) Vgl. Preuß. Jahrb. Bd. 67, S. 264—278 „Zwei Selbstbiographieen. Karl Hase. Julius Fröbel" von Dr. Heinrich Weber.

Mit Recht hat Herzog Ernst von Koburg-Gotha in seinen Denkwürdigkeiten*) diese beiden Gesichtspunkte, namentlich den ersten, scharf betont. Was den zweiten anbetrifft, so verlautet wohl hier und da etwas von dem Einfluß, den vor der Oeffentlichkeit zurückhaltende Rathgeber auf politisch wirkende Personen ausüben — es genügt, an Lothar Buchers Verhältniß zum Fürsten Bismarck zu erinnern, an Gustav Freytags zu Herzog Ernst —, auch wird wohl darüber im Publikum viel konjekturirt und gefabelt — man denke an gewisse Broschüren der neuesten Zeit mit ihren angeblichen Enthüllungen über intime Verhältnisse des Hofes —, doch muß in der Regel ein solcher geheimer Rathgeber erst todt sein, ehe ihm etwa Freundeshand ein Denkmal setzt, der Nation nähere Kunde gebend von dem, was sie an dem bescheidenen Todten gehabt hat — wer dächte nicht an R. Hayms schöne Biographie Max Dunckers, deren allgemein interessanteste Abschnitte zweifellos die sind, die von dem Verhältnisse dieses getreuen Eckarts zu dem preußischen Kronprinzen handeln! —; — daß einer von den Männern, die hinter den Koulissen der politischen Vorgänge gestanden haben, selbst seine Erinnerungen darüber veröffentlicht und noch für sich als Lebenden seinen Antheil an den Weltereignissen in Anspruch nimmt, von dem man bisher wenig oder nichts gewußt hat, wie dies Julius Fröbel thut, ist eine Seltenheit. Von dem hochbetagten Greise an der Schwelle der Ewigkeit, der diese Denkwürdigkeiten veröffentlicht hat, darf man erwarten, daß er subjektiv durchaus die Wahrheit spricht, und man muß ihm dankbar sein, daß er, was er Wichtiges zu sagen zu haben glaubt, mittheilt, einerseits damit die Wahrheit bekannt werde, andererseits in jenem Egoismus, für dessen Berechtigung Herzog Ernst energisch und naiv eintritt. „Offen spreche ich meine Ueberzeugung aus", sagt der fürstliche Autor**), „daß in unserer vielgeschäftigen, den Erfolg der Dinge oft nur äußerlich beurtheilenden Zeit der Mann der That mehr als jemals das Bedürfniß haben muß, seinen Standpunkt und seinen Antheil am politischen Leben nicht ganz verdunkelt zu sehen. . . . In den Erzählungen der Nachgeborenen wird nur derjenige hoffen können, einen sichern Platz zu behaupten, welcher dafür Sorge getragen hat, daß von seinen Bestrebungen schriftliche Kunde bestehe." Die Gefahr, daß solche geheime Rathgeber die Bedeutung ihres Einflusses überschätzen, liegt freilich nahe, und auch Fröbel scheint derselben nicht ganz entgangen zu sein.

*) Ernst II. „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit." I. Vorwort. S. VI—VIII.
**) „Aus meinem Leben . . ." I. Vorwort S. VI, VII.

Der Zug von Unruhe, der für die in dem ersten Bande der Aufzeichnungen erzählte erste Hälfte des Lebens J. Fröbels charakteristisch ist, verliert sich auch in dieser zweiten Hälfte, in dem reifen und höheren Mannesalter desselben nicht. Wenn der Wandervogel auch nicht gleich wieder bis Amerika fliegt, sondern sich auf gewisse Länder des alten Kontinents, namentlich auf England, Oesterreich und das liebe Deutschland beschränkt, so ist er doch noch lange nicht zur Ruhe gekommen; denn in diesem engeren Käfig fliegt er rastlos hin und her; wenige Männer, die nicht Geschäftsreisende von Beruf sind, dürften einen so großen Theil ihrer Zeit auf Reisen zugebracht haben, wie J. Fröbel; eigentlich seßhaft ist er nie geworden; an das Walten des Zufalls hat er sich in seinem wechselvollen Leben gewöhnt; mehrmals ist er auf dem Sprunge, wieder nach Amerika zurückzukehren, lockende Aussichten fesseln ihn dann wieder; einige Jahre lebt er in Wien, einige in Stuttgart, in München, Monate und Wochen hier und da; auf seine alten Tage geht er auf einmal — freilich nicht ganz freiwillig — in überraschendster Weise auf und davon und bringt sein Greisenalter in Asien und Afrika zu, um endlich, über 80 Jahre alt, in deutschsprechendes Land zurückzukehren.

Diesem Wechsel der Aufenthaltsorte entspricht die Unstätheit der Thätigkeit; der unruhige Mann ist zum Tagesschriftsteller und politischen Agitator geboren; in der beständigen Aufregung dieses Berufs liegt augenscheinlich für ihn ein ungemeiner Reiz; wenn er auch größere, anspruchsvollere Bücher über Politik, Reisen u. A. schreibt, so ist er doch vor Allem rasch zur Herstellung von Denkschriften und politischen Broschüren und zur Verfertigung von Leitartikeln in politischen Zeitungen; erst als Greis ist er — und zwar unfreiwillig — zu einer geregelteren wirklichen Amtsthätigkeit gelangt, die ihm doch augenscheinlich wenig behagt, weil er dabei das Gefühl hat, daß er seine Gaben in anderer Weise besser verwenden kann.

Beneidenswerth ist dabei dieser unruhige Mann wegen der Rüstigkeit und Frische seines Körpers und Geistes, die bis in's höchste Alter hinein ihm geblieben ist, beneidenswerth wegen der Elastizität, mit der er jeden Mißerfolg schnell abschüttelt, stets bereit, wenn das eine mißglückt ist, etwas anderes anzufangen, was ein bei dem Vielerprobten nicht unberechtigtes Selbstgefühl und zugleich ein gewisser Zug von Dilettantismus, der in seiner Art liegen dürfte, ihm wesentlich erleichtern.

Die großen Abschnitte, in die das Buch gegliedert ist, „Rückkehr eines Entfremdeten und neue Betheiligung am Leben der alten Hei-

math," „Im Dienste der österreichischen Regierung," „Stellungen und Wirksamkeit in Stuttgart und München," und „Im Reichsdienste" gewähren eine ganz allgemeine Uebersicht über den Lebenslauf J. Fröbels, seitdem er, ein zweiundfünfzigjähriger, gereifter und vielgeprüfter Wandersmann der neuen Welt den Rücken gekehrt und die deutschen Bestrebungen seiner stürmischen Jugend, wenn auch in anderer Weise. weiter zu führen versucht hat.

Aus dem wilden Barrikadenkämpfer und abenteuerlichen Hinterwäldler ist ein diplomatischer Herr von vornehmer Haltung geworden, der nur mit Ministern, Geheimräthen und Celebritäten jeder Art verkehrt, auf der Eisenbahn erster Klasse fährt und hier und da durchblicken läßt, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, nicht nur österreichischer k. k. Regierungsrath, sondern womöglich Exzellenz oder so was Aehnliches zu werden, wenn er nur hätte Fürstendiener sein wollen. Denn darauf legt der alte Republikaner Werth, mit Nachdruck zu betonen, daß er auch zu der Zeit, wo er in engster Verbindung mit den österreichischen Ministern sich journalistisch und praktisch an der österreichischen Politik betheiligt, und dabei für seine Bemühungen von der Wiener Regierung einen Gehalt von 5000 oder 6000 Gulden bezieht, keineswegs ein bezahlter Lohnschreiber und Werkzeug dieser Regierung gewesen sei, sondern ein Mann, der auf eigene Faust Politik macht. indem er den Ministern seine Auffassung der Lage beizubringen weiß, der nur im deutschpatriotischen Interesse, so wie er dasselbe versteht. den Regierungen dient, soweit dieselben so handeln, wie er es für richtig hält, ein Mann, der, indem er jenes Gehalt nimmt, ein Opfer bringt, da er sonst seine Kräfte in materiell weit nutzbarerer Weise verwenden und sein Leben weit angenehmer gestalten kann. Der äußere Verlauf dieses Lebens ist kurz zu skizziren.

Von Amerika zunächst nach Paris zurückkehrend, das ihm — wie natürlich nachher in noch viel höherem Grade das deutsche Leben — mit seinen an amerikanische Verhältnisse gewöhnten Augen einen kleinlichen Eindruck macht, begiebt er sich vorsichtig nach Frankfurt a. M., von wo man ihn bald als alten Hochverräther auszuweisen versucht: der energischen Vermittelung des amerikanischen Konsuls in Frankfurt gelingt es, die Ausweisung zu verhindern; nach Berlin zu kommen. wideträth ihm der alte Gönner, A. v. Humboldt selbst, da er dort vor polizeilicher Verfolgung nicht sicher sei. So unfreundlich in dem lieben Vaterland begrüßt, wendet er sich nach Wien, lenkt durch einige politische Broschüren, die seiner flinken Feder schnell entfließen, die Aufmerksamkeit der österreichischen Minister auf sich, indem er als ein feu-

riger Großdeutscher die Stellung Oesterreichs in Italien und Deutschland vertheidigt*), wird namentlich von Schmerling herangezogen, entwirft als eine Art privater Vertrauensmann der österreichischen Regierung in Kissingen eine Denkschrift über die Leitung der großdeutschen Angelegenheiten, die großen Beifall an maßgebenden Stellen findet, unternimmt auf Kosten der Regierung eine Rundreise zur Gründung einer großdeutschen Partei durch alle deutschen Hauptstädte, verfaßt darauf eine Denkschrift über die Leitung einer deutschen Bundesreform und tritt dann in ein durch einen kündbaren Kontrakt geregeltes Verhältniß halbamtlicher Wirksamkeit zur Wiener Regierung, indem er namentlich Hauptmitarbeiter des offiziösen Blattes „der Botschafter" wird, hat bedeutenden Antheil an dem Zustandekommen der großdeutschen Notabelnversammlungen zu Rosenheim und Frankfurt a. M. und wird auf noch näher zu besprechende Weise der intellektuelle Urheber des Frankfurter Fürstenkongresses. Er ist der eigentliche Vermittler zwischen Rechberg und Schmerling und damit eine Person von großer, wenn auch nach außen nicht sehr hervortretender Bedeutung. Auch als Rechberg durch Mensdorff ersetzt wird, bleibt er in seiner Stellung und genießt fortgesetzt namentlich Schmerlings große Hochschätzung. Nach dessen Sturz und nachdem Oesterreich endgültig von den großdeutschen Ideen abgefallen ist, geht der „Botschafter" ein, und Fröbel kündigt seinen Wiener Dienstvertrag. Er tritt dann eine Weile in ein dienstliches Verhältniß zur würtembergischen Regierung; nach dem Kriege von 1866 vollzieht er offen seinen Uebergang zu der durch dieses Ereigniß geschaffenen neuen Situation, und wie er vorher für die Triaspolitik und das Großdeutschthum begeistert war, sieht er fortab Deutschlands Heil in der endgültigen Verdrängung Oesterreichs aus demselben und in engem Anschluß Süddeutschlands an Preußen und den norddeutschen Bund. Diese Ansichten vertritt er, 1867 nach v. d. Pfordtens Abgang von dem Fürsten Hohenlohe nach Bayern gezogen, — man hat ihm auch einmal Aussicht auf eine Professur der Politik in München gemacht! — als Redakteur der neugegründeten offiziellen Zeitung „Süddeutsche Presse", wodurch er, der früher der Welt das Beispiel eines religiös radikalen Großdeutschen gegeben hatte, Gegenstand heftiger Anfeindungen von Seiten der bayrischen Ultramontanen wird. Da sein Verhältniß zu Richard Wagner, der damals den unglücklichen jungen König Ludwig beherrschte und die pekuniäre Unterstützung der Zeitung aus des Königs Cabinettskasse zum Zwecke der beiläufigen Förderung der Wagnerschen

*) Vgl. Herzog Ernst II. „Aus meinem Leben . . ." II, 515, 517.

Kunstbestrebungen veranlaßt hatte, sich lockert, und die Regierung wegen verschiedener Konflikte der Zeitung, namentlich mit den Ultramontanen, ihm den Vertrag kündigt, so übernimmt Fröbel die „Süddeutsche Presse“ in Privateigenthum, verkauft sie aber im Jahre 1873, da er seine Kräfte im Reichsdienst besser verwerthen zu können glaubt, und tritt, namentlich auch durch Bismarcks Persönlichkeit, der ihm einige Gespräche bewilligt hatte, gewonnen in die deutsche Consulatskarrière ein, noch als Achtundsechzigjähriger sich dazu einer schriftlichen Prüfung unterwerfend. Schmerzlich getäuscht in der Hoffnung, daß diese Carrière nur ein Durchgang zu einer anderweitigen Stellung sein solle, in der er die ihm eigenthümlichen Gaben und Erfahrungen besser zum Nutzen des Reiches verwenden könne, verbringt er eine größere Anzahl Jahre als deutscher Konsul erst in Smyrna und dann in Algier. Als ihm dort seine zweite Gattin stirbt — wie sein ganz zum Amerikaner gewordener Sohn schon zwei Jahre vorher —, erbittet sich der dreiundachtzigjährige Greis, der unter dem Deutschenhasse der Franzosen in Afrika viel gelitten hat, endlich 1888, der unfreundlichen Fremde müde, seinen Abschied und zieht sich, mit dem Titel eines deutschen Generalkonsuls und einer Anzahl Orden verschiedener Regierungen geschmückt, nach Zürich zurück, um in der Stadt seiner ersten Ehe, wo ein Bruder eine zahlreiche Familie hat, eine letzte Reisestation zu dauerndem Aufenthalt zu finden und, um auch diese Zeit nicht zu verlieren, der Welt in den jetzt abgeschlossenen zwei Bänden seinen ungewöhnlichen Lebenslauf zu erzählen.

Wie der erste Band so ist auch der zweite eine Fundgrube von Anekdoten über die 300—400 meist bekannten und wichtigen Personen, welche das angefügte Register enthält. Bezeichnend ist, wie schon bei oberflächlicher Betrachtung desselben die Namen der Notabilitäten von ausgesprochen radikaler Richtung, die dem Register des ersten Bandes sein Gepräge geben, zurücktreten gegen die Namen von Personen, die als Staatsmänner, Journalisten u. s. w. zu den positiv gerichteten Leuten gehören. Die Geschichtchen selbst sind zum Theil etwas bedenklicher Natur; mancher hat sich augenscheinlich ein Vergnügen daraus gemacht, dem wißbegierigen Herrn von der Feder etwas aufzubinden, wie jener russische Staatsrath Blum, der es von dem gewesenen Leibarzt Nikolaus' I. selbst erfahren haben wollte, daß der Czar, welcher die Niederlage Rußlands im Krimkriege nicht habe überleben wollen, von dem Arzte Gift verlangt habe, was dieser nur unter der Bedingung, daß es mit Wissen und Zustimmung des Thronfolgers geschehe, zu reichen sich bereit erklärt habe, worauf dann Nikolaus sich vergiftet, der Arzt Ruß-

land verlassen habe (S. 55) — und was dergleichen, übrigens von Fröbel mit aller Reserve mitgetheilte Jagdgeschichten mehr sind.

Die Beurtheilung bekannter Persönlichkeiten hat mehrfach etwas Ueberraschendes; an manchen, die bisher, soweit ich sehe, überwiegend günstiger beurtheilt worden sind, läßt Fröbel kein gutes Haar, so namentlich in auffallender Weise an dem Kaiser Maximilian von Mexiko und seiner unglücklichen Gattin Charlotte. Dieser „romantisch-eitle Prinz hat vor dem mexikanischen Abenteuer ohne Zweifel auch mit den Phantasie-Hochverräthern kokettirt, welche ihn gern an der Stelle Franz Josephs auf dem Kaiserthron gesehen hätten, in der Hoffnung, durch ihn ihre Zwecke zu erreichen". „Aber", fährt Fröbel fort (S. 234), „nicht alle Welt hielt seine phantastischen Gelüste für Kraft und seine politische Zweideutigkeit für Genialität. In einem mit dem Ministerium des Aeußern in naher Verbindung stehenden Familienkreise wurde er aufs schärfste beurtheilt. Es wurde behauptet, daß er überall verrätherisch einwirke: in Ungarn, in Venedig, in der früheren koburgischen Intrigue und im preußisch-französischen Handelsvertrage, — daß er auf der einen Seite sich durch liberalisirende Aeußerungen populär zu machen suche, auf der anderen mit der äußersten feudalistisch-klerikalen Reaktion sich in Verbindung halte, ganz so, wie er später zu seinem Unglück mit den mexikanischen Parteien gethan; — und sogar ein sehr boshafter und niedriger Artikel der Presse über den Gesundheitszustand der Kaiserin wurde seiner Perfidie zugeschrieben. Wenn vielleicht Napoleon III. ihn durch die mexikanische Kaiserkrone aus Oesterreich hat entfernen wollen, hat er ihm eine hier für die französische Politik falsche Bedeutung zugeschrieben. Zu Hause geblieben, wäre Maximilian nur für Oesterreich gefährlich gewesen." Fröbel zitirt — augenscheinlich mit Beifall — einen nicht weiter genannten Gewährsmann, der in ärztlicher Eigenschaft sowohl dem Erzherzog Max als seiner Gemahlin nahe gekommen sei, und der Maximilian einen Phantasten und Spaßmacher ohne Würde und Charakter, Charlotte eine eitle, dünkelhafte, hochmüthige und maßlos ergeizige Person, gänzlich herzlos und immer berechnend" genannt habe (S. 472), und erzählt dann noch einige dahin gehörige Geschichtchen von ihr.

In einer Broschüre hatte Fröbel bei Beginn der mexikanischen Expediton derselben ein unglückliches Ende vorhergesagt und dann erfahren, daß am mexikanischen Kaiserhofe, wo man von derselben Notiz genommen hatte, sein Name unbeliebt sei. Man entschlägt sich schwer des Eindrucks, daß bei jener scharfen Beurtheilung des fürstlichen Paares persönliche Gereiztheit unbewußt mitgewirkt hat. Jedenfalls aber befindet

sich Fröbel hier auf einem Gebiete, auf dem er genauere Nachrichten haben konnte als viele andere. Bei der Erwähnung anderer Männer dagegen, die allgemein besser bekannt sind, zeigt sich Beeinflussung des Urtheils durch alten, halbpersönlichen Groll ganz deutlich.

Bezeichnenderweise richtet sich derselbe auch noch zu einer Zeit, wo Fröbel schon für Preußen und Bismarck gewonnen ist, vorzüglich gegen Männer von kleindeutscher, preußenfreundlicher Gesinnung; mit dem Umschwung der Dinge hat er sich als Realpolitiker ausgesöhnt, aber gegen die Gothaer und ihre Gesinnungsgenossen, die denselben herbeiführen halfen, und auch gegen solche Bundesgenossen Oesterreichs, die demselben 1866 nicht kräftig genug beigestanden haben, kann er den alten Groll nicht lassen. So kommt nicht nur der Großherzog von Baden, der Minister v. d. Pfordten, der den Krieg von 1866 gegen Preußen — wie übrigens auch Baden und Würtemberg — unter geheimem Einverständniß mit Preußen nach Fröbels mehrfach betonter Ansicht (S. 435) nur als einen Scheinkrieg geführt hat, Häusser, Bluntschli u. A. recht übel bei ihm weg, sondern auch Gustav Freytag wird von ihm ziemlich schnöde behandelt, und wenn er von Mathy, den er einmal der Form wegen besuchen muß, erzählt: „Der Mann hatte mir gegenüber von 1848 her ein zu schlechtes Gewissen, als daß er sich dabei anders als unbehaglich hätte fühlen können, was selbst das wasserkalte Amphibiengesicht nicht zu verbergen vermochte," so tritt persönliche Voreingenommenheit gegen den vortrefflichen Mann, den uns G. Freytags schöne Biographie kennen gelehrt hat, und der nach Hayms Buch zu Max Dunckers innigsten Freunden gehört hat, offen zu Tage.

Viele der Geschichtchen sind dagegen ganz vortrefflich geeignet zur Kennzeichnung namhafter Personen.

Von dem Grafen Rechberg erzählt Fröbel, daß denselben bei dem Namen Bismarck immer ein Grauen zu überkommen schien. „„Giebt es in Berlin einen Ministerwechsel" — sagte er — „so kommt der schreckliche Bismarck an die Reihe, ein Mensch, der im Stande ist, den Rock auszuziehen und selbst auf die Barrikade zu treten"" (S. 154). — — Moritz Mohl, für den nach Fröbel eine wunderliche Mischung der schroffsten Urtheile mit der pedantischsten formalen Höflichkeit bezeichnend gewesen ist, beginnt ein politisch-nationalökonomisches Gespräch mit unserm im Allgemeinen freihändlerisch-gesinnten Autor mit den gewinnenden Worten: „Sie werden mir beistimmen, daß ein Freihändler entweder ein Esel oder eine Kanaille ist" (S. 195). Als sich jemand im Gespräch mit Robert von Mohl auf ein Urtheil Moritz Mohls beruft, bemerkt derselbe ärgerlich: „Mein Bruder ist ein Narr" und er-

hält die Antwort: „Gerade dasselbe sagt Ihr Herr Bruder von Ihnen" (S. 53). Bis in die höchsten diplomatischen Kreise hinein ziehen sich solche von Fröbel berichtete Beispiele von süddeutschen Urwüchsigkeiten. Der bairische Gesandte in Stuttgart, Graf Reigersberg, ein Diplomat von so rücksichtsloser Ehrlichkeit, daß er vor 1866 von den deutschen Mittel- und Kleinstaaten sagte, sie seien in der Lage, in welcher ein Privatmann freiwillig aufhöre zu leben, weil das Leben ehrlos geworden sei, entgegnete, als Fröbel über des Grafen österreichischen Kollegen in Stuttgart äußerte, er scheine kein großes Licht zu sein: „Wir Diplomaten nennen das ein Rindvieh" (S. 325).

Neben zahlreichen kleineren Nachrichten und Betrachtungen, die dem Historiker von Werth sein müssen, sind es vor allem einige Punkte von besonderer Wichtigkeit, auf die hier die Aufmerksamkeit gelenkt werden soll, einmal der Antheil, den Fröbel an der österreichisch-deutschen Politik von 1860—1865 genommen hat, und sodann einige große, allgemein historisch-politische Perspektiven, die mir für Gegenwart und Zukunft von aktuellem Interesse erscheinen. Der wichtigste Theil des Buches ist jedenfalls der, welcher des Verfassers Stellung zu Rechberg und Schmerling und das Zustandekommen des Frankfurter Fürstentages von 1863 behandelt, so daß es sich der Mühe verlohnt, die oben gegebene ganz kurze Skizze hiervon etwas näher auszuführen.

Die oben erwähnte Kissinger Denkschrift über die Leitung der großdeutschen Angelegenheiten vom Juni 1861 begründet und erläutert in eingehenderer Weise die Gedanken, welche Fröbel in einem Briefe an Max von Gagern damals ausgesprochen hatte: Für Oesterreich ist es die höchste Zeit, nach einem großen Plane zu handeln, wenn es verhindern will, daß Preußen seine Pläne in Deutschland, die auf Gewinnung der Mainlinie ausgehen, verwirkliche, — eine Theilung Deutschlands, bei welcher der Norden zwar preußisch, der Süden aber noch nicht österreichisch werden würde. Darum ist die Gründung, Organisirung und Ausbreitung einer mächtigen, großdeutschen Partei mit bestimmtem Programm nöthig, unter deren Einfluß auch die nach Popularität strebenden, gothaisirenden Fürsten durch die öffentliche Meinung gebracht werden müssen. Besonders nötig ist die Aufspürung der wichtigsten Fäden der gothaischen Intriguen, die zum Theil über Deutschland hinaus weisen.

Die Denkschrift selbst, die Fröbel als ein historisches Dokument ganz abdruckt (S. 104—112) enthält im Wesentlichen die bekannten großdeutschen Ideen mit einigen Fröbelschen Eigenthümlichkeiten: Letztes Ziel ist Wiederherstellung des deutschen Reiches nach den Be-

dürfnissen und im Geiste der neueren Zeit, indem Oesterreich die erbliche Kaiserwürde erhält. Neben dem Kaiser steht ein Volkshaus und ein Fürstenhaus, in dem die Fürsten in eigener Person, nicht durch Stellvertreter thätig sind; die durchlauchtige Bundesversammlung in Frankfurt wird in ein ständiges Korps diplomatischer Vertreter der Reichsfürsten mit dem Charakter eines kaiserlichen Staatsraths umgewandelt, dessen Meinung zu hören der Kaiser in wichtigen Fragen verpflichtet ist, ohne an seine Entscheidungen gebunden zu sein. Im Fürstenhaus ist eine erbliche erste und zweite Präsidentur als höchste Reichswürden unmittelbar nach dem Kaiser, der sich darin nur durch Erzherzöge vertreten lassen kann, selbst aber dem Fürstenhause nicht angehört, die erste für den König von Preußen, die zweite für den König von Bayern, die damit unter den deutschen Fürsten als das, was sie sind, nämlich als primus et secundus inter pares auftreten. Das Volkshaus ist womöglich nicht aus Volkswahlen, sondern aus Kammerausschüssen zusammenzusetzen, was unter anderm auch den Vortheil hat, daß dadurch nicht nur den außerdeutschen Nebenländern, sondern sogar „den Nachbarstaaten — wie Holland, Belgien, Dänemark und der Schweiz — die Möglichkeit eines Anschlusses offen gehalten wird" (S. 106). Die österreichischen und preußischen Nebenländer stehen als Nebenländer des Reiches unter dessen Schutz, Oesterreich und Preußen hören als besondere Großstaaten neben dem Reiche auf, verzichten also auf das Recht abgesonderter Kriegführung. — Wenn durch eine Commission von einigen kompetenten Männern im Stillen eine Reichsverfassung nach den angegebenen Gesichtspunkten im Einzelnen ausgearbeitet ist, so muß Oesterreich zur geeigneten Zeit die Initiative ergreifen. Nachdem im Volke durch die Presse, in den deutschen Kammern durch Privateinwirkung und Parteibildung, außerdem bei den Ministern der einzelnen Staaten und endlich bei den Fürsten genügend Propaganda für diese Ideen gemacht ist, so soll der Kaiser von Oesterreich nach Frankfurt a. M. sowohl Ausschüsse aus sämmtlichen deutschen Kammern zusammen berufen, als auch die sämmtlichen deutschen Fürsten dorthin laden, so daß dadurch das deutsche Fürstenhaus de facto konstituirt wäre. Gelingt es dem Kaiser, mit der Eröffnung eines deutschen Volkshauses zugleich in Frankfurt eine Versammlung der Mehrzahl deutscher Fürsten zu vereinen, so kann bei richtiger Vorbereitung und Leitung aller Verhältnisse das neue deutsche Kaiserthum unter Habsburgs erblichem Szepter als gegründet betrachtet werden. Die öffentliche Meinung muß auf diesen Gang der Dinge vorbereitet werden, indem den Deutschen durch die Presse die Hoffnung und sichere

Erwartung beigebracht wird, daß Oesterreich ihre nationalen Wünsche erfüllen werde. Besonders wichtig dafür ist, daß Oesterreichs inneres Staatsleben sich mehr und mehr Zutrauen erwirbt, namentlich in Hinsicht der kirchlich-politischen Fragen, „in denen es, in voller Uebereinstimmung mit den höchsten Interessen der katholischen Kirche selbst, möglich sein muß, die beschränkt liberalen Anschauungen des protestantischen Staatskirchenthums und des Josephinischen Regierungssystems nicht rückwärts-, sondern vorwärtsschreitend aus dem Felde zu schlagen" (S. 109).

Wird aber Preußen den Fürstentag besuchen und das Volkshaus beschicken? Man muß es darauf ankommen lassen. Sicher ist, daß Oesterreich mit dem übrigen Deutschland ohne Preußen, aber nicht Preußen ohne Oesterreich und das übrige Deutschland bestehen kann. Man muß Preußen eine ablehnende Haltung möglichst erschweren, indem man ihm selbst bis auf einen gewissen Grad die Initiative in der nationalen Reform nicht blos überläßt, sondern zuschiebt, um ihm den Rücktritt von einer Betheiligung daran unmöglich zu machen. Sollte bei der Entscheidung über die Kaiserwürde gewaltsamer Bruch mit Preußen drohen und Oesterreich denselben scheuen, so müßte das großdeutsche Kaisertum vertagt werden und an dessen Stelle ein dreiherrliches Direktorium treten; auf die Triasidee muß sich die großdeutsche Partei zurückziehen. Zwischen dem dreiherrlichen Direktorium und dem erblichen, großdeutschen Kaiserthum unter Habsburg-Lothringen wird also das Parteiprogramm schwanken, und die Schwierigkeit wird sein, zu beurtheilen, wie weit dieses Programm mit der Sprache herausgehen darf. —

Fröbel meint, daß er bei seinem Raisonnement nur den einen Fehler gemacht habe, Oesterreich zu über- und Preußen zu unterschätzen, oder vielmehr Bismarck nicht vorausgesehen zu haben, wobei er freilich zugeben müsse, daß nur in Preußen ein Bismarck habe auftreten können. Ein anderer recht wesentlicher Fehler in seiner Rechnung dürfte darin liegen, daß er wie die meisten religiös-radikalen Leute diese Rechnung ohne die römische Kirche gemacht hat. Nach den oben wörtlich angeführten, nicht sonderlich klaren Sätzen darüber scheint ihm eine Art antiultramontane, deutsch-katholische Nationalkirche auf demokratischer Grundlage als etwas in Oesterreich Mögliches vorgeschwebt zu haben, ein schöner Irrthum, der freilich vor dem Vatikanum leichter zu entschuldigen ist als später. Der nächste Erfolg seines Werkes war nach seinen Mittheilungen jedenfalls ein außerordentlicher. Der Hofrath Max von Gagern benachrichtigte ihn,

daß diese „ausgezeichnete" Denkschrift in Wien die höchste Beachtuug gefunden habe. „Sie war in mehreren Abschriften in die Hände des Kaisers und der leitenden Staatsmänner gekommen und wurde das Programm der auf Deuschland bezüglichen österreichischen Politik" (S. 112). Gagern schrieb Fröbel geradezu: „Ihre Flugschrift ist jetzt thatsächlich unser Programm". Schmerling erklärte Fröbel bald darauf persönlich, unter allen den zahlreichen Plänen, die zur Kenntniß der kaiserlichen Regierung gekommen, sei der seinige der einzige, auf dessen Grundlage die Angelegenheit betrieben werden könne (S. 117). Am 5. September 1861 wurde derselbe eingehend zwischen Schmerling und Fröbel besprochen, wobei als am wenigsten gewaltsam und am meisten ausführbar festgestellt wurde, daß eine durch drei Fürsten zu bildende Zentralgewalt anzustreben sei, bestehend aus Oesterreich, Preußen und einem Fürsten der übrigen deutschen Staaten, dessen wiederkehrende Wahl oder erbliche Ernennung diesen Staaten nach eigenem Ermessen überlassen bleiben müsse (S. 119). Die Reichsregierung sei entweder kollegialisch oder nach einzelnen Hoheitsrechten vertheilt oder mit abwechselnder Oberleitung zu führen. Letzteres sei am meisten zu empfehlen und damit ein wechselnder Regierungssitz als Reichsvorort, eine Einrichtung, von der man seltsamer Weise der Ansicht war, daß sie wirksam als Schule benutzt werden könne, „die Nation allmählich zu innigerer Einheit heranzuziehen" (S. 120).

Bald darauf machte Fröbel die oben erwähnte Rundreise zur Gründung einer großdeutschen Partei nach München, Augsburg, Stuttgart, Heidelberg, Frankfurt, Kassel, Hannover, Leipzig und Berlin, und es gelang ihm, in persönlichem Gespräch mit Graf Hegnenberg, v. Neumeier, v. Lerchenfeld, Döllinger, v. Borries, v. Bennigsen, Windthorst, Lothar Bucher, Fischel u. A. viele höchst einflußreiche Personen für die Trias mit der dreiherrlichen Centralregierung und dem aus zwei Häusern — einem Fürstenhause und einem Volkshause — bestehenden Parlamente zu gewinnen. Mit denen, die von spezifisch-katholischer Seite in Baden und Würtemberg für ein mit dem seinigen fast ganz übereinstimmendes Programm agitirten, vermied Fröbel in genauere Verbindung zu treten, da ihr Vortreten nach seiner Ansicht der Sache nur nachtheilig gewesen wäre. In Berlin hatte Rodbertus, mit Bucher einverstanden, auf Grund von Fröbels ihm zugeschicktem Programm ein ganz ähnliches formulirt.

Nach Wien zurückgekehrt, froh des von Schmerling warm anerkannten Erfolges, merkte er, daß die Herren im auswärtigen Amt, Meysenbug und Biegeleben, die Ergebnisse seiner Reise nur als einen

Schachzug gegen den Nationalverein schätzten, und daß ihnen die Sache damit abgethan schien. Schmerling dagegen war für entschlossenes Handeln, das er sofort im nächsten Ministerrathe vorschlagen wollte, und veranlaßte Fröbel zur Abfassung der oben auch bereits erwähnten „Denkschrift über die Leitung einer deutschen Bundesreform“ (Seite 142—151).

Am 27. November 1861 eingereicht betont dieses von Fröbel ebenfalls mitgetheilte Dokument namentlich die Nothwendigkeit für Oesterreich, die Initiative zu einer Bundesreform, die der von preußischer und demokratisch-koburgischer Seite angestrebten gewaltsamen Lösung des Bundesverhältnisses gegenüber anzubahnen sei, nicht einem andern deutschen Staate oder gar dem Drucke einer steigenden Volksbewegung zu überlassen. Oesterreich ist der einzige Staat des deutschen Bundes, dessen eigne Interessen weder auf Kosten des Ganzen noch auf Kosten einzelner Theile des Bundes Befriedigung suchen, während die preußischen Interessen auf Kosten des Ganzen und der Theile zugleich gehen, die der Mittelstaaten denen des Ganzen vielfach entgegenstehen. Der Popularität in Deutschland sehr bedürftig darf Oesterreich sich auch aus Rücksicht auf diese die Bundesreform nicht entgehen lassen. Dem Drängen der von den ehrgeizigen Plänen fürstlicher Personen unterstützten „norddeutschen, kleindeutschen, großpreußischen, unitarischen, gothaischen, koburgischen, protestantischen, nationalvereinlichen“ Partei gegenüber, deren verschiedenen Schattirungen nur das eine Losungswort gemein ist: „Oesterreich fort aus Deutschland!“ muß Oesterreich unverzüglich aktiv vorgehen. Soweit solchem Auftreten Oesterreichs die Rücksicht auf Preußen zu widerstreiten scheint, muß man sich klar machen, daß die Mainlinie ein Minimum ist, auf welches Preußen nun und nimmermehr freiwillig verzichten wird.

Nichtsdestoweniger darf einem Schritte in Frankfurt die Einladung zu gemeinsamem Handeln auf Grund eines großdeutschen Programms in Berlin unter gewissen Bedingungen vorausgehen, so klar es ist, daß eine solche Einladung erfolglos sein wird. Unmittelbar nach erhaltener Absage muß dann Oesterreich seinen Antrag allein in der nächsten Sitzung des Bundestages einbringen, und zwar tritt Oesterreich nicht unmittelbar mit seinem Programm auf, sondern beantragt die Niedersetzung einer Kommission zur Revision der deutschen Bundesverfassung und zwar so, daß dieser Kommission alles einschlägige Material vollständig, also auch die Reichsverfassung von 1849 zur Benutzung überwiesen wird. Dadurch wird zweierlei erreicht, erstens daß Preußen, wenn es jenem allgemeinen Antrage widerstrebt, sich als

Gegner jeder Reform erweist, worauf dann Oesterreich mit einem möglichst befriedigenden Reformplan vor die Oeffentlichkeit tritt, und zweitens, daß dessen Antrag an Popularität von anderer Seite nicht übertroffen werden kann. Ueberdem ist eine Berücksichtigung der Reichsverfassung von 1849 nicht unbegründet. So wie sie damals festgestellt ist, ist sie freilich unbrauchbar. Die damals herrschenden demokratischen Irrlehren von der Volkssouveränität haben das Scheitern der damaligen an sich gesunden und hoffnungsvollen Bestrebungen herbeigeführt. Von den Fürsten erwartet man, daß sie nun, wo ruhigere Zeiten gekommen, das Berechtigte derselben von den Ausschreitungen trennen und durchführen. Wenn Oesterreich in dieser Weise die Reichsverfassung von 1849 benutzt, so reißt es die öffentliche Meinung Deutschlands mit sich fort, durchbricht das kleindeutsche Netz, macht zum mindesten den Widerstand Preußens unwirksam und verhindert zugleich, daß für die Verfassungsrevision ein Volksparlament im demokratischen Sinne beantragt und solcher Gedanke zur Sprengung des Bundes benutzt wird.

Grundlage des ganzen anzubahnenden neuen Verhältnisses muß die Garantie der außerdeutschen Besitzungen sämmtlicher Bundesglieder sein, was ein Gewinn und eine Erleichterung, nicht ein Nachtheil und eine Last für Deutschland ist. Diese Länder sollen nicht Glieder des Bundes, aber Bundesgenossen sein mit irgend einer Repräsentation beim Bunde, etwa durch Delegaten, was namentlich für Ungarn wichtig wäre. Höchst wichtig ist, daß ein Gedanke von so großer völkerrechtlicher Tragweite in möglichst unscheinbarer Form auftritt. Dies geschieht, indem Artikel 11 der Bundesakte durch Streichung der vier Worte „unter dem Bunde begriffen" amendirt wird. — Bei dem Wechsel des dreiherrlichen Direktoriums dürfte Oesterreich am klügsten operiren, indem es freiwillig erst die Mittel- und Kleinstaaten und dann Preußen sich vorausgehen ließe. — Das Parlament aus zwei Häusern muß „der deutsche Reichstag" heißen; in dem Oberhaus desselben muß das deutsche Fürstenthum sich wieder als nationales Amt selbst erkennen und geltend machen, „wenn es nicht in dem Strome des nationalen Geistes, welcher auf eine Regeneration des Reiches führt, untergehen will" (S. 149). Also nicht mediatisirt sollen die Fürsten dadurch werden — das liegt in der Konsequenz der preußischen Projekte, sondern in dem nationalen Organismus wieder eingefügt. Für das Bundesunterhaus, das Länderhaus, sollen die einzelnen Kammern auch Männer außerhalb ihrer eigenen Mitte, ja selbst außerhalb ihres Landes wählen dürfen. — Wichtig ist schließlich noch, daß

Oesterreich in Hannover und Kurhessen auf ruhigem Wege die Veränderungen bewirkt, deren gewaltsames Eintreten unter Sprengung des Bundes zu den wesentlichsten Aktionsmitteln Preußens und seiner Anhänger gehört.

So kommt unser alter Revolutionär in vieler Hinsicht auf dieselben Ideen zurück, für die man ihn in demselben Wien, wo er jetzt den Triumph genießt, sie den Ministern vorlegen zu dürfen, einst hatte todtschießen wollen, und findet auch noch Gelegenheit, an derselben merkwürdigen Stelle ein Wort für das verfassungsmäßige Recht in zwei deutschen Ländern einzulegen, gegen die sich sein Oesterreich so lange schwer versündigt hat.

Von Rechberg nach Vorbesprechung bei einem vertraulichen diplomatischen Diner, nur noch mit Rechberg und Biegeleben selbviert, dazu aufgefordert, übergab Fröbel endlich am 13. Dezember 1861 eine dritte Arbeit an Rechberg sowohl wie an Schmerling, den Entwurf einer Revision der Bundesverfassung in 20 Artikeln, eine kurze Paragraphirung der oben angegebenen Gesichtspunkte (S. 163—169), unter der ich nur auf den Artikel 17 über das Bundesgericht, zu dessen Zuständigkeit die Auslegung der Staatsverfassung eines einzelnen Bundesstaates gehören soll, besonders aufmerksam mache, indem derselbe, wie Sybel (II, 535) betont, auch in der Reformakte des Frankfurter Fürstentages enthalten, dem König von Preußen bei seinem Budgetstreit mit seinem Abgeordnetenhause an sich nicht so uneben erschien und ihm die Reformakte weniger abstoßend zu machen geeignet war. Bei diesem Entwurf ließ Fröbel freilich in einer Schüchternheit, die er hinterher bedauerte, namentlich wegen Biegelebens entschiedenem Widerspruch, die Hauptsache weg, nämlich drei Paragraphen, nach denen die beiden Großmächte das Recht über Krieg und Frieden und die ganze auswärtige Politik abgesehen von ganz separaten Angelegenheiten an den Bund übertragen sollten. In einem Briefe an Rechberg erklärte er zugleich, daß er sich nicht verhehle, wie unwahrscheinlich die praktische Anwendbarkeit seiner Arbeit sei; er habe in seinem Entwurf nach bester Einsicht ein Gebäude skizziren wollen, welches in seinem Stile die Mitte halte zwischen dem bisherigen Nothbau und dem kaiserlichen Palaste, der sich seiner Phantasie im Hintergrunde darstelle. „Meine Bescheidenheit", erzählt Fröbel dann weiter sehr charakteristisch, „war keine Redensart. Ich verhehlte mir nicht, daß meine Arbeit von einem dilettantischen Charakterzuge nicht frei sei und nicht frei sein konnte. Wenn indessen ein Historiker es der Mühe werth halten sollte, nicht nur den Inhalt dieser letzten, sondern auch den meiner beiden früheren Denk-

schriften mit dem des 1863 vom Kaiser von Oesterreich der deutschen Fürstensammlung vorgelegten Entwurfes einer Reformakte des deutschen Bundes zu vergleichen, wird er finden, daß bis zu der Abspannung, welche auf dem großen Anlauf des Frankfurter Fürstentages gefolgt ist, die großdeutsche Politik des Wiener Kabinetts von meinen Ideen gelebt hat, welche in dem österreichischen Vorschlage nur theils weiter ausgeführt, theils nicht zum Vortheil der Sache verändert worden sind. Ich habe mich's nicht kränken lassen, daß Personen, welche kein andres Verdienst, als das dieser Ausführungen und Veränderungen sowie schlechter Rathschläge in den Mitteln und Wegen der Verwirklichung geltend zu machen hatten, dafür Orden erhalten haben, Exzellenzen geworden oder in den Grafenstand erhoben worden sind. Merkwürdig aber ist es, daß selbst diese Verderber, gerade wie ich als Urheber des ganzen großdeutschen Feldzugsplanes, keine gebornen Oesterreicher gewesen sind, und daß zwei österreichische Minister sich von einem unberufenen Fremden, wie ich es war, die Grundideen und Pläne zu einem großen politischen Unternehmen liefern ließen, bei welchem die Zukunft des Kaiserreiches auf dem Spiele stand" (S. 170, 171). Danach würden die heute am meisten gelesenen Darstellungen jener Verhältnisse bei v. Sybel und bei Herzog Ernst von Koburg in Bezug auf die Bedeutung, welche sie den Meysenbug, Max von Gagern und Biegeleben, ja auch den beiden leitenden Ministern einräumen, wesentlichen Veränderungen zu unterziehen sein. Indessen scheint auf der andern Seite unzweifelhaft, daß Fröbel seine politische Bedeutung hier überschätzt, insofern, wie man schon aus Sybel und Herzog Ernst deutlich sieht, die von ihm zur Geltung gebrachten politischen Ideen großentheils damals in der Luft lagen, ja auf der Bundesversammlung, in dem Beustschen Reformplan und sonst, hier diese, da jene schon klar formulirt und öffentlich besprochen wurden, so daß er dieselben keineswegs in der Ausdehnung, wie er thut, als sein alleiniges, geistiges Eigenthum in Anspruch nehmen kann; theilt er doch selbst, wie oben berührt, unbefangen mit, daß die süddeutschen Ultramontanen einen dem seinigen fast ganz gleichen Plan verfolgten, der doch augenscheinlich nicht von ihm ausgegangen war. Wichtig genug mag dabei seine Thätigkeit insofern gewesen sein, als diese Ideen gerade in der von ihm gefundenen Fassung den leitenden Persönlichkeiten Oesterreichs nahe traten, und bedeutend genug mag sein Einfluß auf diese gewesen sein. Damals sagte ihm Max von Gagern, er sei das Mittelglied zwischen Rechberg und Schmerling geworden und man könne ihn nicht entbehren; seine Stellung sei „beispiellos in der Geschichte gouverne-

mentaler Praxis" (S. 172). Eine besonders wichtige Idee scheint Fröbel übrigens in der That selbst gefunden zu haben, die des Frankfurter Fürstentages; sie würde genügen, seinem Namen eine gewisse Unsterblichkeit in den Annalen der deutschen Einheitsbestrebungen zu sichern; davon bald noch mehr.

Als Hauptmitarbeiter an dem namentlich Schmerling nahestehenden Blatte „der Botschafter" suchte unser Autor fortab für das Ministerium Vertrauen zu erwecken und Oesterreich gegen fremde Herabsetzung zu vertheidigen; namentlich gegen Preußen eröffnete er in grimmigen Artikeln den Feldzug nach dessen Entgegnung auf den Beustschen Antrag auf Bundesreform in der Depesche vom 20. Dezember 1861*). Indem Rechberg sowohl wie Schmerling seinen, wie er versichert, immer ohne höhere Direktive ganz nach eigenem Urtheil geschriebenen Artikeln unbedingt beistimmten**), war er wiederum, jetzt journalistisch, ein Mittelglied zwischen den beiden Ministern.

Die fremden Diplomaten aber, die „sich nicht denken konnten, daß ein Mensch — ein bloßer Zeitungsschreiber — aus eigenem Verstande der gouvernementalen Weisheit zu folgen, manchmal sogar vorauszugehen vermöge" (S. 183, 184) und darum seine, mit F. unterzeichneten Artikel für inspirirt hielten, lasen dieselben mit höchster Aufmerksamkeit. Die scharfe Sprache, die Fröbel im „Botschafter" gegen Preußen führte, wurde in Berlin so übel bemerkt, daß Bismarck sich gegen den österreichischen Gesandten daselbst über ihn beschwerte, und daß, wenn Carolyi recht an Rechberg berichtet hat, wegen eines Fröbelschen Artikels in Berlin eine Sitzung des Ministerrathes war (S. 190). Nicht nur Schmerling aber, sondern auch Rechberg traten für unsern Autor entschieden ein, dem sie gerade in diesen Tagen die Stellung eines Regierungsrathes im Staatsministerium anboten, welche er aber in der Ansicht, daß eine solche seine Wirksamkeit in der Presse und seinen Einfluß in Deutschland neutralisiren würde, im Interesse der Sache, für die er arbeitete, ablehnte.

Trotzdem wurde Fröbel den österreichischen Patrioten und Liberalen, die grundsätzlich alles Oesterreichische, namentlich sofern es von der Regierung ausging, schlecht machten, nicht wenig verdächtig.

So schrieb über ihn der „Mährische Korrespondent" „als Beitrag zur Sittengeschichte": „Julius Fröbel, der bekannte demokratische Schrift-

*) v. Sybel II, 403.

**) Nach v. Sybel II, 403 hat Rechberg im diplomatischen Gespräch die Hitze derselben nicht rechtfertigen wollen, sie aber für die begreifliche Folge der preußischen Herausforderungen erklärt.

steller im Oktober 1848, Genosse Blums und Messenhausers, gegenwärtig Mitarbeiter eines hiesigen Tageblattes, ist zugleich mit bedeutendem Gehalte im österreichischen Ministerium des Aeußeren angestellt. Eine gründlichere Besserung kann doch selbst der Konservative von reinstem Wasser nicht wünschen!" (S. 184.) Er selbst wies den Vorwurf der Charakterlosigkeit in einigen Artikeln des „Botschafters" zurück, welche für die Reife des politischen Urtheils, die er gegen früher gewonnen, höchst bezeichnend sind. Es heißt darin u. A.: „Kinder pflegen die Dinge der Welt in gute und böse einzutheilen . . . Politische Kinder urtheilen auf gleiche Weise. Daß bei weitem von den meisten Menschen ein jeder auf seine Art das Gute will und daß nur sehr wenige Menschen immer das Gute thun, ist dem unerfahrenen Urtheil noch nicht nahe gekommen. Wir haben in unserm politischen Leben eine Partei, die aus Jugend, und eine andere, die aus Alter kindisch ist. Jede von beiden hat ihren guten und ihren bösen Mann. Der gute Mann der ersten ist der liberale, ihr böser Mann der reaktionäre Minister. Von der zweiten wird das Urtheil umgekehrt, und ihren guten Mann nennt sie konservativ, ihren bösen Mann radikal. — Gleichviel! Das erste ist so kindisch wie das letzte. Die vorherrschenden Gesichtspunkte des Staatsmannes sind die der Zweckmäßigkeit, welche zu Zeiten der liberale, zu Zeiten der konservative, ja der reaktionäre Minister für sich haben kann. Wenn ein Volk hinter der Zeit zurückgeblieben, ist der Mann des Fortschrittes der rechte für seine Bedürfnisse; wenn ein Volk durch unüberlegte Neuerungen die Grundlagen seiner Macht und seines Glückes untergräbt, ist der zurückhaltende Staatsmann sein Heiland und Retter; — wenn ein Volk sich auf einer falschen Bahn verirrt hat, kann der höchste Ruhm darin bestehen, es auf die rechte zurückzuführen . . . Wenn es sich um Deutschlands Wohl handelt, ist uns ein jeder recht, der dazu mitwirkt, sei er liberal, konservativ, reaktionär, oder wie ihr ihn nennen wollt. Wir leugnen, daß eine dieser Bezeichnungen von der Mitwirkung zum patriotischen Zwecke ausschließt. Wir kennen sehr patriotische Reaktionärs und sehr liberale Verräther des Vaterlandes. Wir lassen uns auf die abstrakte politische Gesinnung nicht ein" (S. 188, 189).

Auch anders als mit politischen Leitartikeln half Fröbel der großdeutschen Sache. Die Einladungen zu der Vorbesprechung großdeutscher Notabeln in Rosenheim erließ er, nicht v. Wydenbrugk, und er betont dabei wiederum, daß es historisch nicht ganz gleichgültig sei, daß die ganze großdeutsche Parteibildung und Parteibewegung von ihm im Einverständniß mit Rechberg und Schmerling ins Werk gesetzt worden

sei, wobei er es nur im Interesse der Sache für geeignet erachtet habe, selbst sich soviel wie möglich in den Hintergrund zu stellen. Bei jener Versammlung am 7. und 8. September 1862 überließ Schmerling die Leitung der beabsichtigten Besprechungen ganz Fröbel, der mit v. Lerchenfeld, v. Wydenbrugk, v. Varnbüler, Onno Klopp, Graf Anton Auersperg u. A. konferirte. Auf Rechbergs besondere Empfehlung war man genöthigt, auch den Vertreter des Hauses Thurn und Taxis in Regensburg, Baron Gruben, zuzulassen. „Von dieser unscheinbaren Thatsache," bemerkt Fröbel, „geht das Schicksal der großdeutschen Politik aus. Mit der Betheiligung Grubens an der Rosenheimer Zusammenkunft begann die Einmischung des durch jesuitischen Rath und eigenen Ehrgeiz getriebenen Hauses Taxis in die Leitung der Wiener Schritte durch unmittelbare Einwirkung auf den Kaiser" (S. 199). Der kleindeutschen Parteiversammlung zu Weimar bot am 28. Oktober 1862 die in Rosenheim beschlossene großdeutsche zu Frankfurt a. M. Paroli; Fröbel, der diese — in ihrem Personalbestande seiner Ansicht nach ansehnlichste aller Parteiversammlungen, welche je in Deutschland stattgefunden haben — als sein Werk betrachtete, hielt sich auf derselben wieder sehr zurück, doch genoß er bei der unbestimmten Kenntniß, die man von seiner Stellung in Wien hatte, als zukünftiger österreichischer Staatsmann auf den glänzenden Soiréen, die den Versammelten zu Ehren gegeben wurden, wenige Jahre, nachdem man ihn aus derselben Stadt hatte ausweisen wollen, große Aufmerksamkeit. — — Aus dem weitläufigen Bericht Fröbels über die Entstehung des Frankfurter Fürstentages, einem Bericht, der in der That besonders merkwürdig und von großem historischen Interesse ist, können hier nur einige Hauptzüge hervorgehoben werden.

Herzog Ernst von Koburg hat uns bekanntlich den Verlauf des wunderbaren Ereignisses als Theilnehmer ausführlich erzählt („Aus meinem Leben . . ." III, 299—344), über den eigentlichen Urheber desselben ist er so wenig genauer unterrichtet, wie von Sybel, nach dem eine authentische Kunde über die Entstehung dieses kaiserlichen Gedankens bisher nicht veröffentlicht ist*). Nach Herzog Ernsts Wissen ist das Projekt eines Fürstenkongresses zuerst 1862 in einer Broschüre des Grafen Vitztum von Eckstädt ausgesprochen worden; während des Herzogs Anwesenheit in Wien im Juni 1863 lag diese Sache gleichsam in der Luft (III, 292 und Anm.). Nach Sybel ist der Gedanke, nicht die Minister, sondern die Fürsten persönlich zur Durchführung

*) v. Sybel II, 520 ff.

einer Bundesreform zusammentreten zu lassen, 1862 am Schlusse einer als Manuskript gedruckten Abhandlung des Grafen Blome aufgetaucht, der einer jener „Convertiten aus dem Reiche" war, wie Meysenbug und Max von Gagern, „von denen die Wiener sagten, sie seien herübergekommen, um den Oesterreichern den rechten österreichischen Patriotismus zu lehren". In Hinsicht auf die Autorschaft des dem Fürstenkongreß vorgelegten Verfassungsentwurfs folgt v. Sybel Ebeling in seiner Biographie Beusts, welcher dieselbe dem Freiherrn von Dörnberg und andrerseits dem Minister von Schmerling zuschreibt.

Nach Fröbel (S. 231—262) hat sich alles sehr anders zugetragen. Zwar auch ein Fremdling aus dem Reiche, aber nicht Graf Blome, auch nicht Graf Vitztum, sondern unser Autor ist es gewesen, der den Gedanken des Fürstenkongresses zuerst ausgesprochen hat, und zwar schon in jener oben im Auszug mitgetheilten Kissinger Denkschrift vom Juni 1861, die zugleich allen an den Kaiser Franz Joseph gelangten und dem Fürstentag vorgelegten Reformplänen zu Grunde gelegen hat. Diese Denkschrift hat Fröbel Ende 1862 dem Baron Gruben nach einem Gespräche, in welchem Fröbel die Nothwendigkeit eines Fürstentages stark betonte und den lebhaften Wunsch aussprach, seine Arbeit dem Kaiser persönlich überreichen zu können, auf sein dringendes Bitten übergeben, der davon eine Kopie nahm, die noch im Taxisschen Archiv sein muß. Gruben hat dann gemeinsam mit Dörnberg, dem Generalpostmeister des Hauses Thurn- und Taxis in Regensburg, auf Grund der Fröbelschen Denkschrift mit genauester Benutzung derselben ein Mémoire verfertigt, in dem die Zusammenberufung der deutschen Fürsten mit allen Gründen dringend empfohlen wurde. Diese Schrift gelangte — durch den Erbprinzen von Taxis, des Kaisers Schwager, vermuthlich — an den Kaiser. Dabei hatten die „Plagiatoren die lächerliche Unverschämtheit", gegen Fröbel selbst die Miene der Autoren anzunehmen.

Am 22. Februar 1863 theilte Gruben einen von ihm unter Dörnbergs Namen verfaßten, auf Grundlage von Fröbels Denkschrift in alle Einzelheiten ausgeführten Entwurf zu einer Revision der Bundesverfassung unserm Autor zur Begutachtung mit, eine Arbeit, die in der Ausführung ihre Verdienste hatte. Am 2. März hatte Dörnberg beim Kaiser Audienz, der die ihm zugedachte Rolle auf dem Fürstentage lebhaft ergriff.

Nachdem jener Gruben-Dörnbergsche Entwurf, durch Berücksichtigung einer Gegenarbeit Biegelebens verschlechtert, am 26. März Franz Joseph eingereicht war, gab Biegeleben mit ebenso dreistem Plagiat gegen Dörnberg, wie dieser gegen Fröbel begangen, denselben gegen Fröbel für seine Arbeit aus und reichte endlich noch amtlich als Vor-

s auswärtigen Ministeriums einen Entwurf, seine unverfälschten Ver-
rerungen enthaltend, ein. Am 30. April sprach sich der Kaiser in einer
ng gegen Dörnberg nochmals entschieden für den Fürstentag aus.
Graf Rechberg wollte von dem Projekte von vornherein so wenig
s wissen, daß er in der auf des Kaisers Befehl über dasselbe ab-
ltenen Berathung, als Biegeleben in der Aussicht, dadurch eine
nzende Carrière zu machen — er hoffte nach Fröbel nichts Gerin-
es als Rechbergs Nachfolger zu werden —, sich dafür begeisterte,
t spöttischer Miene im „Kladderadatsch" las und dann die ganze
ache ablehnte. Schmerling aber, der meist, auch nach v. Sybels Ge-
ährsmann, wie oben berührt, für den eigentlichen Urheber des Fürsten-
ages gehalten worden ist, ist dies so wenig gewesen, daß er vielmehr
erst als der Kaiser, anderweitig, wie wir gesehen, beeinflußt, seinen
Entschluß darüber gefaßt hatte, amtlich davon in Kenntniß gesetzt
wurde, nachdem er vorher nur durch Fröbel davon durch Indiskretion
unterrichtet worden war. Ueber das Versteckspiel, das zwischen den beiden Ministern, den Räthen im auswärtigen Amt und den fremden Rathgebern betrieben wurde, muß man bei Fröbel selbst nachlesen; er erzählt darüber fast Unglaubliches.

So viel ich weiß ganz neu ist, was Fröbel über den oben berührten wichtigen, ja entscheidenden Einfluß von ehrgeizigen Plänen des von Gesichtspunkten der jesuitischen Propaganda beherrschten Hauses Taxis auf das Schicksal der Reformprojekte berichtet. Dörnberg betrieb dieselben demnach hauptsächlich in der Hoffnung, daß es dabei zu einem Bruche zwischen Oesterreich und Preußen, zu einem großen Kriege und einer Neueintheilung Deutschlands und eines Theiles von Europa kommen werde, bei welcher der Erbprinz von Thurn- und Taxis ein katholisches, aus dem preußischen linken Rheinufer und dem vlämischen und ultramontanen Theile Belgiens nebst Antwerpen — der liberale, wallonische sollte an Frankreich fallen — bestehendes Königreich erhalten sollte. Fröbel versichert, bei seinem häufigen Verkehr mit dem Baron Gruben, der sich wie Dörnberg als zukünftiger Minister dieses Königreichs Utopien träumte, und der sich — bezeichnend für das Jesuitisch-Schleichende des Intriguirens und für seine genaue Kenntniß des Taxisschen Postwesens — im brieflichen Verkehr mit Fröbel einer Art Rothwelsch bediente, das kein Uneingeweihter verstehen konnte, erfahren zu haben, daß das Haus Taxis mehrere Millionen für diese großen Pläne aufgebracht und dieselben überhaupt in durchaus ernsthafter Weise, auch durch diplomatische Winkelagenten in London und Paris, vor Allem aber durch persönliche Beeinflussung Franz Josephs, verfolgt

habe. Auf Taxische Einwirkung sei es auch zurückzuführen, daß der Kaiser dem Könige von Preußen bei seinem Besuch in Gastein die schon vollzogene Ausfertigung der Einladungsschreiben an die übrigen Fürsten verheimlicht und so demselben ein Entgegenkommen besonders erschwert habe.

Biegeleben wurde Exzellenz und Dörnberg Graf, indem sie sich Fröbels Gedanken aneigneten und seine Autorschaft, namentlich unter dem Vorgeben, daß seine Betheiligung auf den Kaiser einen ungünstigen Eindruck machen würde, in unverschämter und lächerlicher Weise verheimlichten und unterdrückten; um der Sache willen und weil er sah, wie selbst die beiden leitenden Minister mit sich mußten Komödie spielen lassen, erklärt Fröbel sich damals darein ergeben zu haben, jetzt aber habe er, selbst auf die Gefahr hin, der Wichtigthuerei bezichtigt zu werden, diese Vorgänge ausführlich berichtet, weil dieselben bisher noch sehr unaufgeklärt sind und er wahrscheinlich der einzige Mensch sei, welcher darüber nicht nur wahrheitsgetreu berichten könne, sondern auch keinen Grund habe, den Verlauf anders als wahrheitsgetreu zu erzählen (S. 236). Er fuhr damals mit demselben Zuge, der Franz Joseph nach Gastein brachte, um König Wilhelm nach Frankfurt einzuladen. „Gewiß hat," bemerkt unser Autor, „Seine k. k. Majestät keine Ahnung gehabt, daß unbeachtet nicht weit von ihm der Mann saß, welcher ihn zu dieser Fahrt in Bewegung gesetzt. Aber Anfang und Ende der großdeutschen Politik — ich und der Kaiser von Oesterreich — wurden in der That bis nach Salzburg einem von mir aufgestellten und vom Kaiser verfehlten Ziele entgegengeführt" (S. 254).

Ob Fröbels Auffassung dieser Vorgänge objektiv ganz richtig ist, läßt sich natürlich so lange nicht absolut sicher feststellen, als die Wiener Archive nicht die Gruben-Dörnbergsche und die Biegelebensche Denkschrift an den Kaiser veröffentlicht haben. Die Präsumption der Richtigkeit der Darstellung unseres Autors ist jedenfalls eine hohe.

In Frankfurt hielt sich der alte Hochverräther mit dem mißliebigen Namen — beiläufig: ganz klar scheint es nicht zu sein, warum Fröbels Namen immer noch beim Kaiser so mißliebig hätte sein sollen, nachdem er Jahre lang eine solche Stellung in Oesterreich eingenommen! — bescheiden als Berichterstatter im Hintergrund. Daß der Fürstenkongreß, sein geistiges Kind, so erfolglos blieb, lag seiner Ansicht nach an der Erbärmlichkeit der österreichischen und süddeutschen Staatsmänner im Allgemeinen und an dem großen Fehler, den man machte, im Besonderen, daß man es versäumte, die Fürsten mit der zu gleicher Zeit in Frankfurt tagenden Versammlung freiwillig zusammengekommener deut-

scher Volksvertreter in Verbindung zu setzen. Obschon diese meist preußisch gesinnt waren, hätte sich doch mit ihnen etwas machen lassen. „Das Oberhaus und das Unterhaus eines deutschen Reichsparlaments waren thatsächlich beisammen. Sie gingen, nachdem sie, jedes für sich, parlirt, wieder auseinander. Das war alles!" (S. 260.) Seit dem Frankfurter Fürstentage verlor Fröbel die rechte Lust, sich an der großdeutschen Politik zu betheiligen. Er sagte Max von Gagern ins Gesicht: „Wenn der Fürstentag nichts anderes als eine diplomatische Komödie hat sein sollen, dann haben die, welche die Verwegenheit gehabt, den Kaiser von Oesterreich vor der ganzen Welt darin die Hauptrolle spielen zu lassen, den Galgen verdient." (S. 270.) Seinen Vertrag mit der österreichischen Regierung kündigte er freilich erst Ende 1865, als er sich nach Schmerlings Sturze, an dem wieder das Haus Taxis nicht unbetheiligt gewesen sein soll, in Wien überflüssig fühlte. Er war nicht dorthin gekommen, um durch Deutschland für Oesterreich, sondern um durch Oesterreich für Deutschland zu wirken, und konnte dazu fortab keine Aussicht erkennen. Das Schreiben, in welchem Graf Mensdorff auf sein Gesuch eingeht, ist voll hoher Anerkennung der ausgezeichneten Dienste, die er durch seine publizistischen Leistungen der k. k. Regierung erwiesen habe.

Aus dem sonstigen reichen Inhalt des Buches greife ich zum Schluß noch einige Punkte von besonderem Interesse heraus.

Im Sommer 1859 hatte Fröbel unter dem frischen Eindruck des Kontrastes der neuen und der alten Welt ein kleines Buch „Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart" veröffentlicht, auf dessen Inhalt er erklärt noch heute mehr Gewicht zu legen, als auf alles, was er sonst geschrieben. „Ich habe", sagt er (S. 27), „in dieser Schrift den Gedanken begründet und ausgeführt, daß mit der Selbständigkeit Amerikas und der wachsenden Macht der Vereinigten Staaten in den Verhältnissen des politischen Gleichgewichtes der Welt eine Veränderung eingetreten, zu der sich bis dahin die Mehrzahl selbst der intelligenteren Europäer gedankenlos verhalte. Ich habe das „eine große aber wenig verstandene Thatsache" genannt. Zu dem westlichen Europa — habe ich gesagt — war freilich schon einige Zeit vor dem bezeichneten historischen Ergebnisse, allmählich anwachsend, die russische Macht gekommen und hatte die von den Geographen gezogene Grenze gegen Asien in der Politik ausgewischt. Aber Rußland, im östlichen Europa selbst zu Hause und politisch in die Verhältnisse des europäischen Abendlandes sich eindrängend, mußte sogar mit seinen asiatischen Bestandtheilen mehr im Lichte eines Auswuchses oder Anhanges der

europäischen Welt erscheinen, als in der Bedeutung eines sich derselben gegenüberstellenden besonderen Gebildes, — bis in den Vereinigten Staaten von Amerika der entgegengesetzte Pol einer neuen und universelleren Ordnung der Dinge sich geltend gemacht hatte. Erst durch den Gegensatz gegen diese Macht der Neuen Welt hat nun auch die kulturhistorische Stellung Rußlands in dem Ganzen der gebildeten Menschheit ihren Sinn gefunden, und der orientalische Krieg (der Krimkrieg natürlich) hat diesen Sinn vollends aufgeklärt. Seitdem ist das westliche Europa, auf das sich während einer langen Kulturperiode das Staatensystem der historischen Nationen beschränkt hatte, nur noch das mittlere Glied einer großen politischen Dreiheit, in welcher sich die zivilisirte Welt zu organisiren begonnen hat, und jeder einzelne europäische Staat ist damit in eine veränderte Stellung gekommen, deren Erkenntniß von nun an zu den Bedingungen jedes klar bewußten politischen Handelns gehört." Die Schrift muthete dem Leser eine „zu große Freiheit von angewöhntem europäischem Dünkel und einen viel zu weiten Horizont" zu, als daß sie ein allgemeineres Verständniß hätte finden können. Doch schrieben A. v. Humboldt und Herzog Ernst von Koburg, an die sie der Verfasser schickte, ihm sehr anerkennend darüber. Wenn letzterer fand, daß Fröbel die Einwirkungsfähigkeit der Neuen Welt auf die Alte als zu naheliegend angenommen habe — bei der mangelnden Angriffsfähigkeit der Vereinigten Staaten sei es zweifelhaft, ob dieselben schon im nächsten Menschenalter das europäische Gleichgewicht zu verrücken im Stande sein würden —, so bemerkt unser Autor dazu, daß Nordamerika seinen Einfluß auf Europa schon seit längerer Zeit sehr deutlich gezeigt habe, insofern das Verhältniß Englands zu Rußland ganz wesentlich durch die Vereinigten Staaten bedingt sei, gegen welche Art von politischer Abhängigkeit sich der englische Stolz vergebens sträube. Er betont an anderen Stellen seines Buches (S. 224 ff.) stark, wie Kriege zwischen europäischen Staaten zwar auch in Zukunft unvermeidlich sein könnten, aber durchaus den Charakter von Bürgerkriegen tragen würden, wie Europa sich gegen den Osten und den Westen, wenn es auf die Länge existiren wolle, als ein zusammengehöriges Ganzes fühlen müsse; er begrüßt Napoleons III. Begünstigung des polnischen Aufstandes 1863 und seine mexikanische Expedition als zwei der Idee nach richtige, zusammenhängende Akte einer großartig-weitsichtigen gegen Rußland und Nordamerika zugleich gerichteten Politik, seinen Plan eines europäischen Kongresses in Paris als praktischen Versuch einer Anbahnung solches europäischen Einverständnisses. In seinem Kopfe gehörte dazu noch als drittes die großdeutsche Bundesreform, durch

welche er Deutschland die Stellung zu verschaffen hoffte, die Napoleon III., des großen Oheims gedenkend, für sich erstrebte.

So chimärisch uns heute bei der tiefen Feindseligkeit Frankreichs gegen Deutschland solche — damals übrigens auch von anderen als Fröbel und Napoleon III. getheilte — Gedanken erscheinen mögen, wer wollte leugnen, daß sie noch einmal in — geschichtlich gesprochen — gar nicht langer Zeit sehr ernsthaft können genommen werden müssen? Sicher ist, daß die meisten Deutschen, sofern sie nicht etwa persönliche Verbindungen mit Amerikanern haben, der Thatsache des ungeheuren Aufstrebens namentlich der Vereinigten Staaten noch heute völlig gedankenlos gegenüberstehen. Wenn Amerika erst statt 60 100, wenn es 200, 300 Millionen Einwohner hat, was relativ jedenfalls sehr schnell eintreten wird, und wenn Rußland erst Sibirien und Centralasien kolonisirt hat, wozu es tüchtig in der Arbeit ist, wer will sagen, was Europa endlich zu thun übrig bleibt, wenn die spezifisch germanisch-romanische Kultur weiter existiren, wenn verhindert werden soll, daß das lateinische Abendland amerikanisch oder kosakisch werde? Freilich im Sinne napoleonischer Weltherrschaft oder französischer oder sonst einer Hegemonie dürfte solche Entwicklung eines europäischen Gesammtbewußtseins sich nicht vollziehen, sondern im Sinne weiterer Vertiefung jedes einzelnen Volkes in seine Individualität, in der es dann erst in der rechten Art zum Verständniß seiner Zusammengehörigkeit mit den andern gelangen könnte. Betrachtungen dieser Art dürften schon jetzt von hohem aktuellen Interesse sein und es von Jahr zu Jahr mehr werden.

Hingewiesen soll hier endlich noch werden auf Fröbels durch seine persönliche Erfahrungen während seiner Consulatscarrière ihm nahe getretenen Beobachtungen über die Wichtigkeit des griechischen Elements, das er weit günstiger beurtheilt, als heute meist üblich ist, für die ganze Levante und für die Lösung der orientalischen Frage (S. 626 bis 633) und über das Verhältniß Algiers zu Frankreich (S. 676—681). Algier ist nicht zur Einheit des Lebens mit Frankreich bestimmt, wie doch die Franzosen vielfach hoffen; es kann unmöglich je ein Stück Frankreich werden, so wenig wie Indien ein Stück England. Fröbel weist vielmehr die Anfänge der Bildung eines franko-arabischen Geistes, eines afrikanisch-französischen Nativismus nach, der an das Kreolenthum von Spanisch-Amerika erinnert. „L'Algérie pour les Algériens“ ist die Forderung, die dortige Zeitungen vertreten. In Afrika geborene Franzosen nennen sich mit Stolz „Afrikaner“ und sprechen mit Abneigung von den neueingewanderten Franzosen fast wie von Fremden.

Politische Correspondenz.

Die Armee-Vorlage.

Wer heute die Zeitungen in Deutschland liest und die Leute reden hört, der muß glauben, es ginge alles drunter und drüber; die Regierung sei im Begriff, eine ungeheure Vorlage zu beantragen, für die von allen Parteien des Reichstages kaum eine einzige einzutreten gewillt sei. Wie kann man hoffen, ein Gesetz, das derartig abweisend von der öffentlichen Meinung begrüßt wird, im Reichstage durchzubringen? Wie aber wird die Regierung dastehen, wenn sie mit einer solchen fundamentalen Sache nicht durchdringt? Die Verstärkung der Armee um fast 100 000 Mann ist eine Forderung, die von einer Regierung nur gestellt werden kann und gestellt wird, wenn sie von ihrer unumgänglichen Nothwendigkeit durch und durch überzeugt ist. Könnten wir den Gefahren der Zukunft zuversichtlich entgegengehen mit unsrer jetzigen Armee, so würde die Regierung, die mit soviel Mühe an der Hebung des wirthschaftlichen Lebens der Nation arbeitet, sich hüten, ihr unnöthig so gewaltige Lasten aufzuerlegen. Hält sie aber die Armeeverstärkung im Hinblick auf die internationale Lage für geboten, so darf sie auch unter keinen Umständen auch nur einen Schritt von ihrer Forderung zurückweichen. Die Verantwortung für eine einzige verlorene Schlacht ist so ungeheuer, daß kein Opfer, keine Härte, kein Kampf gescheut werden darf, den widerstrebenden Mächten die verfassungsmäßige Zustimmung zu entreißen. Wie unsere Verfassung beschaffen ist, liegt die Verantwortung zwar auch, aber doch erst in zweiter Linie beim Reichstag; der Erstverantwortliche ist die Regierung, und der Fluch der Nation in Zeit und Ewigkeit fällt auf diejenigen, die an dieser Stelle sitzen und zu schwächlich sind, rechtzeitig der Fürsorge für die Kämpfe der Zukunft zu gedenken. Eine Regierung und ein Monarch, die eine Heeresverstärkung von 100 000 Mann vor die Volksvertretung bringen, können von einer solchen Forderung überhaupt nicht mehr zurück. Lassen sie sie fallen, obgleich sie nothwendig ist, so setzen sie sich dem Vorwurf der unverzeihlichsten Schwäche aus. Ziehen sie sie zurück, weil sie doch nicht so ganz nothwendig sei, so träfe sie der Vorwurf eines frivolen Spiels mit den wirthschaftlichen und politischen Kräften der Nation. Wie werden wir aus diesem Dilemma herauskommen? Die Regierung — wohlgemerkt, nicht bloß der

Reichskanzler Graf Caprivi — kann nicht zurück und im Reichstag scheint keine Aussicht auf Annahme.

Es steht glücklicher Weise sehr viel besser, als es scheint. Man muß ausgehen von dem derzeitigen Verhältniß der Parteien zur Regierung. Wir haben keine Regierungspartei. Seitdem das Kartell die Majorität verloren hat, war die Regierung gezwungen, sich auch den beiden anderen Parteien, dem Zentrum und den Freisinnigen etwas zu nähern. Dazu hat das Kartell sich aufgelöst. Wenn auch naturgemäß die Regierung zu den Conservativen und Mittelparteien immer die intimeren inneren Beziehungen behalten muß, so ist doch der Reichstag nicht mehr getheilt in die beiden großen Lager der Regierungsfreundlichen und der Oppositionellen. Es ist also auch keine Partei, die der Regierung unbedingt verpflichtet wäre. Wenn nun, noch in ziemlich unbestimmten Umrissen eine große Vorlage angekündigt wird, so ist es ganz naturgemäß, daß keine Partei von vornherein eine unbedingte oder gar enthusiastische Zustimmung erklärt. Man kann sich nicht für etwas engagiren, was man noch nicht kennt und engagirt sich als Partei nicht theoretisch für Dinge, die vielleicht nachher gar nicht gefordert werden. Wohl aber kann man von vornherein opponiren, und das ist taktisch sogar sehr vortheilhaft, gegen Dinge, die man zwar noch nicht kennt, die aber doch möglicherweise nächstens als Forderung auftreten können. Es ist also ganz natürlich, daß in dem Stadium, in dem wir uns jetzt befinden, die oppositionellen Stimmen durchaus vorklingen; die prinzipielle Opposition schreit aus Leibeskräften und auch die Anderen verwahren sich gegen dies oder jenes und behalten sich ihre Entscheidungen vor. Ist die Vorlage erst authentisch und vollständig in Aller Händen und hat der Reichskanzler im Namen des Kaisers und der verbündeten Regierungen mit allem Ernst und Nachdruck den verantwortlichen Vertretern des Volkes dargelegt, weshalb die Regierung sich gezwungen sehe, zur Rettung unseres Volkes aus zukünftigem grauenhaften Entsetzen diese harten Maßregeln zu fordern, so wird die augenblickliche Stimmung sich sehr bedeutsam verändern.

Zum vollen Ernst der Forderung gehört freilich auch, daß die Regierung dem Reichstage diejenigeu Concessionen macht, die von diesem für wünschenswerth gehalten werden und weder den Grundlagen unseres Verfassungsrechts widersprechen, noch die wirkliche Wehrkraft schädigen. Es sind da in dem, was bisher über die Vorlage bekannt geworden ist, mehrere Punkte, die in dieser Beziehung einen unerfreulichen, sehr unerfreulichen Eindruck machen; andere lassen sich denken, die mit Stillschweigen übergangen sind. Ich will auf Einzelnes heute noch nicht eingehen, nur das will ich heute schon mit Bestimmtheit sagen: so wie es jetzt dasteht, oder dazustehen scheint, geht es nicht; es sind aber wesentliche Dinge darin, die sich ohne Gefahr anders gestalten lassen.

Die Betrachtungen in unserem letzten Heft wendeten sich hauptsächlich der numerischen Verstärkung zu, die die Armee erfahren soll. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß die damals vorliegenden Zahlen mehrfach unsicher und ungenau waren, so daß auch unsere Berechnungen der Correctur bedürfen. Wir

wollen sie erst im Einzelnen ausführen, wenn völlig authentische Grundlagen gegeben sind. So wie die Zahlen jetzt vorliegen, scheinen sie innere Widersprüche zu enthalten, die noch der Aufklärung bedürfen; es bleibt z. B. zweifelhaft, scheint mir aber so, als ob der Nachersatz bei der angegebenen zukünftigen Rekrutenziffer von 235000 Mann noch nicht einbegriffen sei.

Man pflegt die Heereszahlen auch als Begründung für die Armee-Reform in der Art zu verwerthen, daß man russische und französische Zahlen mit den unsrigen vergleicht und nun aus der halben Million mehr hüben oder drüben Schlüsse zieht. Das ist die Zahlenwuth, über die der Reichskanzler Caprivi so hübsch gespottet hat. Auch einer unserer Mitarbeiter hat bereits im September 1889 darauf hingewiesen, daß diese Massenzahlen als solche nicht das Entscheidende seien. Auf diesen Artikel hin bin ich damals von der „Kreuzzeitung" aufs heftigste angegriffen worden, und neuerdings hat ihn die „Vossische Zeitung" wieder ausgegraben, um mir vorzuhalten, daß ich doch schon vor drei Jahren die Zahlenwuth abgewiesen und jetzt selber in diesen Fehler zurückverfallen sei. Beide Zeitungen haben zunächst übersehen, daß der Artikel, ich darf sagen, leider, da der Herr Reichskanzler nachher demselben Gedanken ein klassisches Gepräge verliehen hat, nicht von mir, sondern von einem Mitarbeiter herrührte, und in Monatsschriften den Mitarbeitern sehr große Freiheit der Bewegung eingeräumt zu werden pflegt. Auf der anderen Seite gestehe ich zu, daß ich für meine Person mit der Formulierung, wie sie damals zuerst in den „Preuß. Jahrb." auftrat, nicht ganz einverstanden war und bin. Selbst das Wort des Herrn Reichskanzlers von der Zahlenwuth hat den Nachtheil, leicht mißverstanden und gemißbraucht werden zu können. Selbstverständlich haben die Zahlen im Kriege eine ganz gewaltige, durchschlagende Bedeutung. Die Schlacht ist ein Gottesgericht, sagt ein französisches Sprüchwort, aber der liebe Gott hat erfahrungsmäßig eine ganz besondere Vorliebe für die starken Bataillone. Niemand hat das mehr betont, als Clausewitz. Die Bedeutung der Zahl hat in unserem Jahrhundert sogar noch zugenommen; in der friedericianischen Zeit und bei ihrer eigenthümlichen Taktik war sie zwar natürlich auch wichtig, aber doch nicht so ganz durchschlagend. Die Zahlenwuth, von der der Herr Reichskanzler gesprochen hat, bezieht sich aber auf die Millionen, die man dadurch erreicht, daß man die Väter und Großväter, die Leute weit über vierzig Jahre hinaus, einstellt. Eine halbe Million solcher Krieger stellt natürlich nicht den Begriff dar, den die Zahl anscheinend angiebt. Diese Ueberlegenheit kann leicht durch eine Ueberlegenheit z. B. der Mobilmachung, des Eisenbahnwesens, des Verpflegungswesens, der Ausrüstung und Bewaffnung, besonderer technischer Hülfsmittel ausgeglichen werden. Ganz anders beschaffen ist die Zahl, die uns die neue Reform geben soll; es sind junge Jahrgänge, um die es sich handelt, also nicht bloß eine quantitative, äußerlich zahlenmäßige, sondern auch eine qualitative Verstärkung der Armee. In der Verjüngung der Armee liegt der Accent dieser Reform. Der militärische Mitarbeiter der „Kreuzzeitung", der sich durch eine unergründliche Confusion aller Gedanken und eine schwärmerische

Verehrung für den amerikanischen General Lee auszeichnet, hat bei dem Worte „Verjüngung" ausgerufen, eine Armee könne auch zu jung werden, und an die französische Armee vom Jahre 1813 erinnert. Das ist, wie wenn Jemand gegen die Gesundheit einwenden wollte, man könne auch zu gesund werden; es seien schon Leute, oder jedenfalls lebende Wesen in ihrem Fett erstickt. Was in aller Welt hat die Verstärkung unserer Armee um einige 100000 Männer zwischen 20 und 27 Jahren zu thun damit, daß Napoleon 16- und 17jährige aushob? Daß wir Liniensoldaten und Reservemänner, statt der Landsturmmänner gewinnen, das ist die Verjüngung, die jetzt angestrebt wird und der Kern der Reform. Auch das bloße „Mehr", was sich ergiebt, ist nicht zu verachten, deckt aber nur einen Theil des Inhalts. Die Zahlenberechnungen „wie viel haben die Franzosen? wie viel haben die Russen? wie viel hat der Dreibund?" haben also, obgleich als Illustrationen sehr interessant, keine wirkliche Beweiskraft, weil außer den Zahlen zu viel andere Momente bei einer vollständigen vergleichenden Stärke-Abmessuug mitsprechen. Ja man kann sagen eine solche Vergleichung ist überhaupt von geringem Werth, vor Allem weil es im Kriege nicht bloß darauf ankommt, gleich stark, sondern stärker zu sein, als der Gegner. Der einzig richtige Grundsatz also, bei der gegebenen internationalen Lage ist, unsere Streitkraft auf den höchsten Punkt zu bringen, der politisch und wirthschaftlich zu erreichen ist.

Daß es durchaus falsch ist, die vorgeschlagene Armee-Reform als einen Abfall von den Ideen Kaiser Wilhelms I. darzustellen, glaube ich bereits im vorigen Heft nachgewiesen zu haben. Diese Ideen waren wie Alles in der Welt historisch bedingt und die Bedingungen haben sich geändert.

Die ernsthaften und sachlichen Erwägungen bewegen sich naturgemäß zwischen den beiden Sätzen, daß einmal das militärisch Nothwendige, nämlich die höchstmögliche Anspannung auch nothwendig bewilligt werden muß, auf der andern Seite die wirthschaftliche Kraft der Nation nicht überanstrengt werden darf. Zu meiner großen Freude hat auch ein deutsch-freisinniges Blatt, die „Breslauer Zeitung" (13. Oct.) diesen Satz wenigstens in thesi anerkannt und ihre Zweifel nur an die zweite Erwägung, die wirthschaftliche Erträglichkeit geknüpft. Hier ist nun zuzugestehen, daß der Moment für das Einbringen der Vorlage überaus unglücklich ist. Wir sind in einer sehr starken wirthschaftlichen Depression und deshalb habe ich auch schon im vorigen Heft den dringenden Wunsch der Verschiebung nicht verhehlt. Die Entscheidung über ein solches Werk darf aber nicht von augenblicklichen Conjuncturen abhängig gemacht werden. Auch bei den allerschönsten wirthschaftlichen Fortschritten ist die öffentliche Meinung stets geneigt von der Unerträglichkeit weiterer militärischer Lasten zu sprechen. Es ist jetzt unbestritten, daß die 60ger Jahre eine Epoche der höchsten wirthschaftlichen Blüthe darstellten. Trotzdem blieb in der ersten Hälfte die preußische und in der zweiten die französische Deputirtenkammer dabei, daß es schlechterdings unmöglich sei, die Last der geforderten Heeresverstärkung zu tragen. In Preußen war das Königthum stark

genug, trotzdem die Reform durchzusetzen und Preußen siegte in den folgenden Kriegen; in Frankreich erwies sich das Kaiserthum zu schwach, trat infolge dessen 1870 nur mit der halben Stärke den Deutschen entgegen (was zum Schaden nicht nur der Wahrheit, sondern auch der Einsicht die deutschen Kriegserzähler immer etwas zu verstecken pflegen) und erlitt die schimpflichste aller Niederlagen: schimpflich nicht sowohl durch die militärische Leistung auf dem Fleck — gegen 1½ bis 2fache Uebermacht ist eben schwer etwas zu machen — als dadurch daß eine große Nation nicht die Opferwilligkeit und den Verstand gezeigt hatte, im Frieden den Krieg richtig vorzubereiten. In Deutschland wird das geschehen, oder wir müßten kein hohenzollersches König- und Kaiserthum mehr haben. Das Geld zur Bezahlung der Heeresverstärkung ist da; es liegt bereits baar in den Kassen des Finanzministeriums. Nirgends hat man auch nur den Versuch gemacht, den Beweis, den wir im vorigen Heft geführt haben, daß was Preußen betrifft, die in diesem Jahre 1892/93 gezahlten Steuern bereits genügen, die Mehrkosten der Armee zu decken, daß wir gar keine Steuer-Erhöhung, sondern nur eine Unterlassung der bevorstehenden Steuerherabsetzung gebrauchen, zu widerlegen.

Das Eigenthümliche und Neue der beabsichtigten Organisation scheint in den vielen neuen Bataillonen zu liegen, denen besondere Funktionen zugewiesen werden sollen. In den Mittheilungen der „Kölnischen Zeitung" ist ein Satz so verstanden worden, als ob die neuen, vierten, Bataillone die Ausbildung der Rekruten übernehmen sollten. Das ist glücklicherweise unrichtig; es liegt offenbar ein Lese- oder Schreibfehler des Gewährsmannes der „Köln. Zeit." vor; nicht die „Diensttauglichen", sondern die zum eigentlichen Dienst „Untauglichen", also die für die Hülfsdienste Bestimmten sollen den vierten Bataillonen überwiesen werden, damit die drei andern sich ganz ungestört der eigentlichen Ausbildung widmen können. Diese vierten, so zu sagen „Hülfs"-Bataillone, brauchen deshalb auch nicht vollständig zu sein, geben aber doch für den Krieg sehr werthvolle Cadres ab. Mit dieser Art der Organisation hängt wohl zusammen, daß man sich auf eine so überaus kleine Zahl neuer Offiziere und Unteroffiziere beschränken will. Man hat offenbar die niedrigste Grenze zu finden gesucht, mit der man irgend glaubt auskommen zu können, und die neue, sehr klug erdachte Einrichtung eines Capitulanten-Handgeldes wird es wohl ermöglichen, die genügende Zahl von Unteroffizieren zu beschaffen. Wird das Ziel auf diesem Wege nicht erreicht, so wird nichts übrig bleiben, als schon im Frieden zu der jetzt nur im Kriege vorgesehenen Institution der Feldwebel-Lieutenants zu greifen.

Was die parlamentarische Behandlung betrifft, so darf selbstverständlich nicht die Rede davon sein, daß man sich vor der Bewilligung über den Modus die Mittel aufzubringen, geeinigt haben müsse. Wer die Heeresverstärkung überhaupt will, kann nicht anders als von ihrer absoluten Nothwendigkeit überzeugt sein. Die Mittel müssen also beschafft werden so oder so; es ist nichts anderes als eine Kriegscontribution, die man im Voraus freiwillig aufbringt,

um nicht dem Feind später das Hundertfache zahlen zu müssen. Wie nun diese Last zu vertheilen sei, ist eine völlig andere Frage. Interessen der verschiedensten Art, der Gewerbe, der Gegenden, der Stände spielen hinein. Es wäre also ganz verkehrt, eine solche Frage inneren Interessenkampfes mit jener viel höheren, im letzten Grunde doch in der auswärtigen Politik wurzelnden Frage zu vermengen.

Wie wird man aber mit dem Reichstag überhaupt fertig werden? Das hängt nicht nur von den Parteien, sondern vor Allem auch von der Taktik und dem Ernst der Regierung ab. Zum Ernst gehört, daß man nicht auf Dingen besteht, die nicht schlechterdings nothwendig sind, und sich selbst die liebsten Liebhabereien, die keinen wirklichen militärischen Werth haben, aus dem Herzen reißt. Dann wird es auch durchaus nicht unmöglich sein, so sehr im Augenblick der Schein dagegen spricht, an eine Auflösung des Reichstages zu denken. Man sagt jetzt, eine Auflösung ist unmöglich, denn dazu gehört, daß die Regierung sich auf bestimmte Parteien stützt und diesen zum Siege zu verhelfen sucht. Warum sollte aber nicht einmal eine andere Parole ausgegeben werden können? Warum sollte die Regierung nicht sagen, jeder Mann ist uns recht, der uns in diesem wichtigsten und ersten aller Lebensbedürfnisse des Staates nicht im Stich läßt? Sei er ein Pole, ein Ultramontaner, ein Deutschfreisinniger, wir werden die Autorität der Regierung für ihn in die Wagschale werfen, wenn er in dieser Sache zu uns steht? Dieses Vorgehen wäre sehr wohl möglich, wenn in den beiden großen Partein des Centrums und der Deutschfreisinnigen sich auch nur einige wenige Stimmen für die Regierung erklären. 1887 haben wir es ja erlebt, daß trotz des anfänglichen geschlossenen Widerstandes der Fraktionen aus dem Lande heraus allenthalben Stimmen für Septennats-Centrums-Männer und Septennats-Freisinnige sich erhoben, und von den ersteren sind auch mehrere gewählt worden. So wird es auch diesmal gehen: vorausgesetzt, daß die Regierung es versteht, der Nation den vollen Ernst der Lage und ihres eigenen Willens, der sich auch in Opfern kundgiebt, klarzumachen.

Ich will derartige Opfer zur Zeit noch nicht nennen; aber um zu zeigen, in welcher Richtung sie liegen, will ich eine Kleinigkeit, wirklich nur eine Kleinigkeit, aber als Symptom und Fingerzeig wichtig und bedeutsam, erwähnen. Die Verbesserung der modernen Gewehre hat es mit sich gebracht, daß der Gebrauch der Schußwaffen von seiten der Militärposten sich zu einer Gefährdung des bürgerlichen Daseins gestaltet hat. Es ist nichts als der Eigensinn des militärischen Hochmuths, der sich einer Reform dieses für ein Culturvolk unerträglichen und unwürdigen Zustandes widersetzt. Eine Regierung, die in einem so augenscheinlichen Nothstand bei einer so unbedeutenden Sache keine Reform zu finden weiß, die das militärisch Nothwendige mit den natürlichen Ansprüchen des bürgerlichen Daseins vereinigt, zeigt damit, daß sie keinen guten Willen hat und in militärischen Dingen nicht durchaus vorurtheilsfrei ist. Solcher Dinge giebt es noch mehr und größere; erst wenn damit vollständig

aufgeräumt ist, dann kann man auch mit völlig gutem Gewissen die stärksten Forderungen vor den Reichstag bringen und nöthigenfalls von dem Reichstag an das Volk appellieren. Dann werden die guten Bürger aus allen Parteien sich um die Regierung schaaren und werden auch stark genug sein, eine Mehrheit von Männern in den Reichstag zu bringen, die, was sie auch sonst treiben und fordern mögen, wenigstens darin einig sind, für die Vertheidigung des Vaterlandes nicht bloß Blut, sondern auch Gut zu opfern. Es handelt sich um eine Mark und 30 Pfennige auf den Kopf der Bevölkerung. Das ist die Höhe der neuen wirthschaftlichen Belastung, für die die Verantwortung zu übernehmen ist auf der einen Seite — auf der andern steht die Verantwortung für den guten Ausgang des nächsten Krieges. In einer alten griechischen Stadt gab es die Vorschrift, daß bei gewissen Gesetzen der Redner mit einen Strick um den Hals sprechen mußte. Erwies sich sein Antrag als schädlich, so wurde er mit diesem Stricke erwürgt. So ist wohl in naiven Zeiten der Begriff der politischen Verantwortung zuweilen verkörpert worden. Heute sind wir zu human dafür; aber es können auch wieder andere Zeiten kommen. Im Jahre 1867 lehnte die französische Kammer die Armee-Reorganisation des Marschall Niel ab, und ein Abgeordneter proclamirte den Grundsatz, daß diejenige Nation die mächtigste sei, welche am meisten entwaffne, weil sie wirthschaftlich um so mehr blühe. Man wolle aus Frankreich eine große Kaserne machen. „Hüten Sie sich, daß es nicht ein großer Kirchhof werde" antwortete der Marschall. Ich weiß nicht, ob im Spätherbst 1870 Jemand in Frankreich das Gesetz über den Strick in jener griechischen Stadt erwähnt hat. Aber das weiß ich sicher, daß wenn Jemand es gethan hätte, sehr, sehr viele Franzosen seufzend geantwortet hätten: o hätten wir doch ein solches Gesetz im Jahre 1867 gehabt! D.

Zur bevorstehenden Steuerreform*).

Im Oktoberheft der Preußischen Jahrbücher ist mir die Anerkennung zu Theil geworden, der Erste gewesen zu sein, der in einleuchtender Weise das Grundschema des Steuersystems aufgestellt habe, das man jetzt im Begriff sei, durchzuführen. Es sei dies geschehen in einem der Gutachten über die Personalbesteuerung, welche die Eisenacher Versammlung zur Besprechung der socialen Frage veranlaßt hatte, um ihrer Tagesordnung im Jahre 1873, auf der die Personalbesteuerung stand, eine Grundlage zu geben.

*) Ich gebe der nachfolgenden Zuschrift eines verehrten Mitarbeiters und um die theoretische Erkenntniß wie die praktische Gestaltung des politischen Lebens in Deutschland hochverdienten Mannes gern Raum, obgleich ich mit Manchem, was darin gesagt ist, nicht übereinstimme. Die Abweichungen ergeben sich bei einem Vergleiche mit meiner letzten „Pol. Correspondenz"; speciell hebe ich hervor, daß es mir nicht nöthig erscheint, den Communen jeden Zuschlag zu den Personalsteuern zu verbieten: er darf nur eine gewisse Höhe nicht überschreiten. Delbrück.

Meinerseits habe ich dieser Notiz hinzuzufügen, daß ich die Richtigkeit des Gedankens, Grund- und Gebäudesteuer zur Einnahmequelle der Gemeinden zu machen, aus Gneists ausführlichen Darstellungen der englischen Gemeindeverfassung erkannt hatte. Dagegen fehlte im Jahr 1873 noch ganz und gar die Erkenntniß, daß man für Reich und Einzelstaat die Steuersysteme nicht durcheinander werfen dürfe. Zum Beweis reicht schon die Thatsache aus, daß gleichzeitig mit unserer, der kathedersozialistischen Versammlung in Eisenach eine Versammlung tagte, die zusammenberufen worden war, um Anhänger für den Plan einer Reichseinkommensteuer zu werben. Dagegen kämpfte ich in meinem Gutachten. Ich suchte zu zeigen, daß indirekte Steuern in verschiedenen Einzelstaaten auf gleichartige Gegenstände gelegt, aber verschieden umgelegt und verwaltet, das wirthschaftliche Leben Deutschlands verwirren und verderben müßten. Daraus zog ich und ziehe ich die Folgerung: indirekte Steuern darf nur das Reich auflegen und verwalten. Diesen Satz einmal bewiesen, ergab sich von selbst der weitere Satz: die direkten Steuern müssen den Einzelstaaten verbleiben. Erstlich weil andernfalls die Einzelstaaten entweder gar nichts behalten würden, oder weil ein Durcheinander direkter Reichssteuern und Staatssteuern zwar nicht so nachtheilig wie bei dem entsprechenden Durcheinander indirekter Steuern sein würde, weil aber doch auch hier der Reichsverwaltung wie den Staatsverwaltungen unnütze Erschwerungen und den beiderseitigen Kontribuenten unnütze Plagen entstehen müßten.

Dies war der Gedanke, den ich 1873 verfocht, und es ist gewiß eine befriedigende Genugthuung, daß dieser Gedanke nach fast 20 Jahren von einem ausgezeichneten Staats- und Finanzmann unter lebhaftem Entgegenkommen der öffentlichen Meinung praktische Gestalt zu gewinnen Aussicht hat. Aber die praktische Durchführung begegnet Schwierigkeiten so erheblicher Art, daß auch hier wie so oft die richtige ursprüngliche Konzeption verunstaltet zu werden Gefahr läuft. Zuerst erhebt sich die Frage, in welcher Weise die Grund- und Gebäudesteuer, zu denen ich als dritte nothwendige Gemeindesteuer schon 1873 die Gewerbesteuer zu gesellen empfohlen hatte, in welcher Art also diese Steuern von den Gemeinden aufgelegt werden sollen. Denn mit der bloßen Ueberweisung der Staatsgrundsteuer und der Staatsgebäudesteuer wäre natürlich nichts gethan.

Meine Ansicht ist, daß ein geringer Betrag jener Steuern als Staatssteuer forterhoben werden muß, um die Katasterverwaltung aufrecht zu halten. Denn diese Verwaltung bewahrt in der sauberen und zuverlässigen Ordnung und Auseinanderhaltung des liegenden Eigenthums ein unschätzbares Gut. Ich glaube, dies bedarf keiner Ausführung. Was nun aber die Umlegung der Grundsteuer als Gemeindesteuer betrifft, so glaube ich, wäre diese Arbeit am besten den Kreisgemeinden, also dem Kreisausschuß und Kreistag zu übertragen, so zwar, daß diese Körper die ersten Vorschläge von den Lokalgemeinden einzuziehen, dann aber die nöthigen Berichtigungen vorzunehmen hätten. Das Resultat wäre dem Finanzminister einzureichen, damit dieser etwaige Be-

denken geltend machen kann. Oertliche Verhältnisse können dazu führen, daß der Kreis die Verwaltung der Steuer in der Hand behalten muß und den Gemeinden nur ihre Anteile herauszahlt. Nach welchem Maßstab soll aber die Steuer aufgelegt werden? Zuerst muß das Bedürfniß ermittelt und danach die Gesammtsummen festgestellt werden. Die Umlegung kann nur eine Repartition sein. Es kann dabei zu Streitigkeiten zwischen den leistungsfähigen Kontribuenten und den Kreisbehörden kommen. Dann ist an die Provinzialinstanz und zuletzt an den Finanzminister zu appelliren. Alle Schwierigkeiten, die sich bei der Einführung dieser Steuern geltend machen müssen, werden sich nach verhältnißmäßig kurzer Zeit hundertfältig belohnt machen durch sittliche und soziale Vortheile. Aber ein großer Grundsatz muß maßgebend bleiben, den schon die neue Landgemeindeordnung nicht ganz vernachlässigt: Steuerleistung und Gemeindebürgerrecht, also vor allem das Stimmrecht müssen in ein richtiges Verhältniß gebracht werden. Ich würde keinem Einwohner das Gemeindebürgerrecht geben, der nicht als Steuerzahler unter die Grundsteuer oder Haussteuer oder Gewerbesteuer oder unter mehrere dieser Steuern fällt. Dabei ist die Neugestaltung namentlich auch der Gewerbesteuer vorausgesetzt. Auch eine Fremdensteuer kann man den Gemeinden gestatten, die eine Anziehungskraft für Fremde besitzen, wenn sie selbst diese Steuer für vortheilhaft erachten. Damit muß aber das Gemeindebesteuerungsrecht ein Ende haben, alle andern Steuern müssen den Gemeinden verboten sein. Nur mit dem größten Befremden und mit der Besorgniß vor heilloser Verwirrung kann man Vorschläge lesen, die neuerdings überall auftauchen, wie diesen, den Gemeinden das Recht der Accise, des Octrois, der Schankbesteuerung u. s. w. zu gewähren. Das heißt uns um hundert Jahre zurückversetzen, heißt unserm Wirthschaftsleben solche Fehlerquellen nachträglich einimpfen, von denen wir glücklich verschont geblieben. Es heißt vor allem die Reichsbesteuerung lahmlegen. Jawohl, es giebt noch Wege indirekter Besteuerung, die nicht zur Ueberlastung des Wirthschaftslebens führen, aber sie müssen dem Reich verbleiben, sie können nur in der Hand des Reichs maßvoll und ohne Nachtheil gehandhabt werden.

Aber ebenso wie die indirekte Besteuerung dem Reich und nur dem Reich verbleiben muß, so muß die Einkommensteuer dem Staat und nur dem Staat verbleiben. Die Gemeinde darf keinen Pfennig vom Einkommen erheben. Dadurch kommt aber der Staat in die Lage, einen höhern Satz der Einkommensteuer erheben zu können, ohne die lästige Vermögensteuer aufzulegen. Es ist in diesen Jahrbüchern die Ansicht geäußert worden, die Vermögenssteuer bilde ja nur einen verhältnißmäßig geringen Zuschlag zur Besteuernng gewisser, in der Einkommensdeklaration bereits bezeichneter Einnahmequellen. Aber gerade diese Einkommensdeklaration, mit der man überhaupt noch merkwürdige Erfahrungen machen dürfte, wird durch die Vermögenssteuer um eine Schwierigkeit vermehrt, der es leicht beschieden sein könnte, die Rolle des Strohhalms im arabischen Sprichwort zu spielen. Das Sprichwort sagt: der Strohhalm

bricht den Rücken des Kameels. Dabei ist natürlich hinzugedacht: wenn der Rücken bereits die größte Last trägt, die er tragen kann.

Die Steuerreform ist ein so großes und eingreifendes Thema, daß noch viel, sehr viel darüber zu sagen wäre. Namentlich wäre der Einwand zu beleuchten, daß der Reformplan einen Antiklimax enthalte, indem er dem kleinsten politischen Lebenskreis die sichersten Steuern zuweise, dem größten und mit den gefahrvollsten Aufgaben betrauten Lebenskreise dagegen die unsichersten Steuern. Das ist aber schon ein Thema, das eine eigene Abhandlung erheischt. Für heute halte ich bei dem hier Angedeuteten inne.

Constantin Rößler.

Notizen.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Prof. Dr. E. Pohlmey und Hugo Hoffmann. 2. Heft: Jäger, Gymn.-Dir. Dr. O., Alexander d. Große. Mit Titelbild und einer Karte. 1,20 Mk. — 5. Heft: Jäger. Marcus Porcius Cato. 1 Mk. — 12. Heft: Hertzberg, Prof. Dr. G., Kurze Geschichte der altgriechischen Kolonisation. Mit einer Karte. 1,40 Mk. — 13. Heft: Urban, Propst Dr., Geographische Forschungen und Märchen aus griechischer Zeit. 60 Pf. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Achelis, E. Chr., Zur Symbolfrage. Zwei Abhandlungen. Berlin, H. Reuther's Verlag.

Appelius und Kleinfeller, Die strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reichs. I. u. II. Lieferung. Berlin, O. Liebmann.

Arndt, Dr. Rudolf, Bemerkungen über Kraft und auslösende Kraft im Besonderen. Greifswald, Julius Abel.

— Biologische Studien. 1. Das biologische Grundgesetz. Greifswald, Julius Abel.

Bulthaupt, Heinrich, Dramaturgie des Schauspiels. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 5. Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Buchhandlung.

Césař, Die Speisung armer Schulkinder (Les soupes scolaires). Uebersetzt von Agnes Blumenfeld. Berlin, E. Apolant.

Damme, Dr., Die Kriminalität und ihre Zusammenhänge in der Provinz Schleswig-Holstein. Berlin, J. Guttentag.

Fuhr, Dr. K., Strafrechtspflege und Socialpolitik. Berlin, O. Liebmann.

Gall, Julius, Von der Fluth überholt. Sprach-Gemälde. 2. Aufl. München, Verlag „Gegen den Strom" (J. Gallenkamp).

Hecht, Johs., Die Wirklichkeit als Erzieherin. Leipzig, M. Oelsner.

Hermann, K. F., Lehrbuch der griechischen Antiquitäten. I. Bd. Staatsalterthümer. Sechste Aufl. II. Abth. Freiburg, J. C. B. Mohr.

Kempert, Das alte und das neue Dogma. Offener Brief an den Verfasser der Schrift: „Brauchen wir ein neues Dogma?“ Herrn D. Julius Kaftan, Pro der Theologie in Berlin. Berlin, Bibliographisches Büreau.

Kratz, H., Das Weltproblem und seine Lösung in der christlichen Weltanschauung. 2. Ausg. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Lea, H. Ch., A formulary of the papal penitentiary in the thirteenth century. Philad., Lea bros. & Co.

Lubszynski, J., Zur Börsen-Enquête in Deutschland. Berlin, Klein u. Co.

Maurenbrecher, W., Gründung des Deutschen Reichs 1859 bis 1871. Leipzig C. E. M. Pfeffer.

Nordau, M., Entartung. I. Bd. Berlin, Carl Duncker.

Paulsen, Fr., Einleitung in die Philosophie. Berlin, Wilh. Hertz.

Pflug, August, Volksschulzwang als Reform unseres höheren Schulwesens. Berlin, C. Apolant.

Portugal, Dr. Fl., Bischof Hermann von Verden 1149—1167. 2. Aufl. Berlin J. A. Stargardt.

Schmidt, R., Geschichte des Araberaufstandes in Ost-Africa. Seine Entstehung, seine Niederwerfung und seine Folgen. Frankfurt a./O., Trowitzsch u. Sohn.

Schubert, A., Der deutschen Mütter Theil an deutscher Lande Heil. Berlin, L. Oehmigke.

Seehaussen, R., Graf Albrecht von Mansfeld. Erzählende Dichtung aus dem Zeitalter der Reformation. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Steig, R., Goethe und die Brüder Grimm. Berlin, W. Hertz. 5 Mk.

Tolstoi, Leo N., Krieg und Frieden. 2 Bde. Berlin, Rich. Wilhelmi.

Tovote, Heinz, Mutter! Roman. brosch. 3,50 Mk. geb. 4,50 Mk. Berlin, F. Fontane u. C.

Verding, G., Wie die deutschen Theater die Kunst fördern. Berlin, Rich. Heinrich.

Virchow, Rudolf, Lernen und Forschen. Rede beim Antritt des Rektorats an der Universität zu Berlin gehalten am 15. Okt. 1892. Berlin, August Hirschwald.

Weiß, Br., Volkssitten und religiöse Gebräuche. Bremen, J. Kühtmann.

Welzhofer, H., Geschichte des Orients und Griechenlands im 6. Jahrhd. v. Chr. Berlin, Osw. Seehagen.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs. Hersg. von seiner Tochter. Berlin, Wilh. Hertz.

G. E. Lessings Uebersetzungen aus dem Französischen, Friedrichs des Großen und Voltaires. Im Auftr. d. Ges. f. dtsche Literatur in Berlin hersg. von Erich Schmidt. Berlin, W. Hertz. 4 Mk.

Jahrbuch der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Alterthumskunde. Erster bis vierter Jahrgang (erste Hälfte) 1888—1892. Metz, G. Scriba.

Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz 1891.

Konservatives Handbuch, herausgegeben unter Mitwirkung der parlamentarischen Vertretung der konservativen Parteien. Berlin, Hermann Walther.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Der Onkel aus Californien

von

Bret=Harte.

Autorisirte Uebersetzung von G. v. N.

Es war ein bitter kalter Wintertag. Der Abend brach herein über Lakeville in Wisconsin, das matte Roth am westlichen Himmel wurde blasser und blasser, immer nordisch bleicher bis es erlosch. Nichts rührte sich. In der ruhigen, scharfen Abendluft stieg der Rauch kerzengrade empor und verschwand. Kalt und bleich blickten die Sterne nieder, der Mond ging auf, und unter seinen Strahlen schien sich einer Schneedecke gleich eine weiße Hülle über die erstarrte Erde zu breiten. Im trüben Glanze spielte sein Licht auf den drei jetzt mit Eis bedeckten Seen, welche die Stadt umgaben.

Die Lage der Stadt war außerordentlich schön, und ihre Begründer hatten die günstigen Vorbedingungen, welche sie antrafen, sich mit großem Verständniß und vielem Geschmack zu Nutzen gemacht. Sie selbst Flußschiffer, Pelzthierjäger, herumziehende Kaufleute liebten die Natur zu sehr, als daß sie diese aus dem friedlichen Heim, das sie sich gegründet, hätten verbannen mögen, nachdem sie Jahre lang gleichsam unter ihren Augen sich abgemüht und gearbeitet hatten. Auf der einen Seite reichte ein Streifen Urwald, auf der anderen ein Stück wogender Prairie an den Fuß des Hügels, auf welchem sie eine Anzahl stattlicher Häuser erbaut hatten, die eine zweite Generation dem modernen Geschmack gemäß verschönert, die aber ihre alten, festen Grundmauern und ihre gesunde, ländliche Umgebung behalten hatten. So standen sie noch zwischen den alten Bäumen, auf den großen Plätzen, längst der breiten, sich den Abhang hinabziehenden Alleen. Dem mit der Bahn Vorübereilenden verbargen am Tage die Bäume die Regelmäßigkeit der Anlage, er erblickte nur ein malerisches Durcheinander von Wipfeln,

dunkeln Dächern, Giebeln, Thürmen und Kuppeln, welche sich in dem See wiederspiegelten, aber an diesem kalten Abend konnte er die Lage der Straßen und Terrassen an den Reihen blitzender Lichter erkennen, welche zwischen den kahlen Aesten hervorschimmerten und den Hügel mit einem funkelnden Diadem umgaben.

Auf dem Markt und doch in stolzer Einsamkeit inmitten eines großen Gartens lag mit seinen neuern Anbauten das alte Haus Enoch Lanes. Es war nicht nur vielfach umgebaut und verschönert worden, es barg auch allerlei Schätze, welche die zweite Generation der Besitzer von Europa mitgebracht, das sie öfters aufzusuchen pflegten, von wo aus sie aber immer wieder gern in die kleine Provinzialstadt zurückkehrten. War es ein instinktives Sehnen, das im Blute lag, von den Vorvätern, den ersten Ansiedlern her oder besaß die anmuthige Hügelstadt Zauberkräfte? Jedenfalls zogen die reichsten Einwohner Lakeville allen anderen Aufenthaltsorten vor. Selbst die, welche in der Jugend ausgewandert, ihr Glück in der Ferne zu suchen, kehrten später wieder dorthin zurück, um sich des gewonnenen Erfolges in der alten ländlichen Heimath zu erfreuen. Deshalb erwartete auch Gabriel Lane und seine Familie am 22. December 1870 die Ankunft seines Bruders Sylvester aus Californien, welcher vor zwanzig Jahren in die Fremde gegangen war.

„Und Du weißt nicht einmal wie er aussieht?", sagte Kitty Lane zu ihrem Vater.

„Natürlich weiß ich es ganz genau: Etwas pausbäckig, blaue Augen, krauses Haar, zarte Hautfarbe! Er erröthet, wenn Du mit ihm sprichst."

„Aber, Papa!"

„Nun? Was denn? Wenigstens war dies früher bei ihm der Fall. Du mußt wissen, daß es fünfundzwanzig Jahre her sind, daß er Lakeville verließ, um in eine Pension gesteckt zu werden. Von dort lief er fort, wie ich Euch erzählte, ging zur See und kam endlich nach San Francisco."

„Und Du hast seitdem kein Bild, keine Photographie von ihm erhalten?"

„Nein, das ich nicht wüßte — aber hat nicht etwa jemand von Euch ein Bild von Sylvester?" und er blickte fragend auf den kleinen Kreis von Verwandten und Freunden, welche sich nach dem Mittagbrot im Wohnzimmer versammelt hatten.

„Cousine Jane hat eins; sie weiß alles über Onkel Sylvester."

Aber es stellte sich heraus, daß Jane nur gehört hatte, wie Susan Marckland sagte, Edward Bingham habe ihr erzählt, er wäre in

Californien gewesen, als Onkel Sylvester beinah von dem Sicherheitscomitee gehängt worden, weil er einen Pferdedieb oder einen Gauner beschützt habe. Als persönliche Beschreibung war dies herzlich wenig.

„Sicherlich trägt er einen großen Vollbart, den haben sie alle, wenn sie das erste Mal wiederkommen," sagte Amos Gunn mit der Sicherheit und Unfehlbarkeit eines Großstädters.

„Ich bin überzeugt, er hat einen langen, sich kräuselnden Schnurrbart, reiches, seidenweiches Haar und eine stattliche Gestalt", ließ sich Marie Du Page vernehmen.

Sie redete mit solcher Ueberzeugung und Wärme, daß sich auf einmal aller Blicke auf die Sprecherin richten, welche ein auffallend hübsches Mädchen war, und Kitty schnell sagte:

„Du hast ihn ja aber niemals gesehn?"

„Nein, aber —" sie hielt inne, und, indem sie mit den Schultern zuckte, die Augenbrauen hochzog, neigte sie bittend ihr kluges Gesichtchen seitwärts mit einem Mienenspiel, durch welches sie ihrer Ueberzeugung, der sie nicht Worte zu verleihen vermochte, beredten Ausdruck gab, ein Umstand, der die erfreuliche Thatsache bestätigte, daß sie, die Tochter eines Ausländers, eines alten französischen Militärs, sich selbst im angelsächsischen Lakeville noch etwas von gallischer Lebhaftigkeit bewahrt hatte.

„Nun, wer von Euch Mädchen geht mit mir zur Bahn?" fragte Gabriel, welcher diese nebensächliche Frage mit männlicher Entschiedenheit fallen ließ. „Es ist Zeit uns aufzumachen."

„Ich möchte wohl", sagte Kitty; „und ebenso Jane, aber weißt Du, Papa, da Du ihn nicht kennst, und wir ihn nicht kennen, und Du Dich erst überzeugen mußt, ob er der Rechte ist, dann Dich ihm vorstellen und darauf uns, und alles dies vor Jedermann auf dem Perron, so ist das Ganze eine etwas verlegene Geschichte. Ueberdies ist er Dein jüngerer Bruder, wir sind seine liebevollen Nichten; er müßte sich so lächerlich vorkommen!"

„Und wenn er Dich gar küssen sollte", sagte Marie düster, „und es sich dann herausstellte, daß er nicht der Rechte wäre — wie schrecklich?"

„Folglich", fuhr Kitty fort, „ist es besser, wenn Du Onkel John mit Dir nimmst, welcher auch mehr Onkel Sylvesters Zeit angehört, um die alte Generation, die Vergangenheit, zu repräsentiren und — vielleicht Mr. Gunn" —

„Als Vertreter der Zukunft, vermuthe ich", unterbrach sie Gabriel neckend.

„Als Vertreter eines Namens, der in New-York und San Francisco wohl bekannt ist," fuhr Kitty fort, ohne zu Erröthen. Es würde das Erkennen und Vorstellen erleichtern. Und nimm noch einen Extrapelz mit, Papa, aber für Dich, nicht für ihn, denn er wird so an ein Leben in frischer Luft gewöhnt sein, daß er über unsere Vermummungen lachen wird."

„Das weiß ich doch nicht", sagte ihr Vater nachdenklich. „In seinem letzten, unterwegs aufgegebenen Telegramm sagt er, daß er halb erfroren sei, wünscht einen geschlossenen Wagen an der Bahn zu finden."

„Natürlich", sagte Marie ungeduldig, „Ihr vergeßt, der arme Mensch kommt aus den Regionen der engen Felsenthäler, des heißen Goldsandes, des ewigen Sonnenscheins."

„Schon gut, Marie. Jetzt aber komm und sieh, wie ich sein Zimmer eingerichtet habe." Und als ihr Vater das Wohnzimmer verließ, führte Kitty ihre alte Schulgefährtin in das obere Stockwerk.

Das für Onkel Sylvester bestimmte Zimmer gehörte zu den besten Fremdenstuben, war aber jetzt zum großen Theil seiner eleganten Einrichtung beraubt und in eigenartiger, malerischer Weise ausgestattet worden. Selten schöne Büffel-, Bären- und Pantherfelle bedeckten den Fußboden, waren sogar geschickt geordnet über einige der Stühle ausgebreitet. Die hübsche französische Bettstelle hatte einer eisernen Platz gemacht und eine bunt gestreifte mexikanische Decke lag über diesem asketisch aussehenden Lager. Vor dem Camin war das Gitter entfernt worden, um Raum zu gewinnen für einen mächtigen, symmetrisch geordneten Haufen Moos überzogenen Wallnußholzes. Jagdtrophäen, Hörner und Geweihe schmückten die Wände, und in einer Ecke stand neben modernen Flinten ein Bündel Indianerpfeile.

„Ganz wunderhübsch", sagte Marie, „aber" indem sie fröstelnd zusammenschauerte, „ein wenig kühl und bivouakartig".

„Unsinn", erwiderte Kitty diktatorisch, „wenn ihm kalt ist, so kann er ja leicht das Holz anzünden. Ich weiß, sie legen ihre Feuer immer unter einem Baume an. Sogar Mr. Gunn machte es so, als er vorigen Sommer in den Aírondacks im Freien übernachtete. Ich finde das Zimmer außerordentlich behaglich, so recht für einen Naturmenschen geschaffen."

Nichtsdestoweniger hatte sie ebenso wie Marie ihre kalten Hände unter dem weichen, wärmenden Tuche verborgen, in das sich jede für diese nordische Expedition gehüllt hatte.

„Du hast Dir viel Mühe seinethalben gemacht, Kitty", sagte Marie, mit leichtem fremdländischen Accent. „Wird Dir der neue Onkel gefallen? Was meinst Du?"

„Er ist ein ganz merkwürdiger Mann, Marie, er ist überall gewesen, hat alles gesehen und die wunderbarsten Dinge gethan. Er hat Zweikämpfe gehabt, und ist von den Indianern gefangen genommen und an den Marterpfahl gebunden worden. Er ist der Oberste eines Sicherheitscomitees gewesen, und man sagt, daß er selbst häufig Leute erschossen habe. Ich fürchte, er hat ein schlechtes Leben geführt. Eine Zeit lang hat er wie ein Einsiedler einsam in den Wäldern gehaust, ohne eine Menschenseele zu sehen, dann wieder ist er Indianerhäuptling gewesen mit, der Himmel weiß, wie vielen Frauen. Sie nannten ihn ‚den bleichen Donnerkeil‘ oder ‚den jugendlichen Vertilger des Blitzes‘ oder so ähnlich.“

„Was mag er nur hier wollen?“ fragte Marie.

„Uns sehn, meine Liebe“, erwiderte Kitty stolz, „und dann Anordnungen über seinen Antheil an dem Vermögen treffen, Du weißt, Großpapa hinterließ ihm einen Antheil. Nicht als ob er sich je darum gekümmert hätte, denn er ist reich, eine Art Monte Christo, mit einer Goldmine und einer fernen Insel, zu geschweigen von einer ganzen Grafschaft, die ihm gehört und seinen Namen trägt und unzähligen wilden Heerden, inmitten derer er, den Lasso werfend, umherreitet. Es soll entsetzlich schwer sein. Man nimmt einen langen Strick mit einer Schleife und — wirft ihn, so, und —“

„Horch!“ sagte Marie, indem sie lebhaft zusammenfuhr und den Finger auf ihren kleinen Mund legte, „still, er kommt“.

Man vernahm deutlich das Rollen der Räder auf dem glatten, hartgefrorenen Fahrweg, der zum Hause führte, Hufschläge, das Oeffnen schwerer Thüren, das Geschwirr einander begrüßender aber nur bekannter Stimmen. — Doch wo war er? Gabriel Lanes fröhliche Stimme hörte man heraus, Janes und Emmas Sopran, den Bariton Mr. Gunns und Pastor Dexters, welcher sich auf dem Bahnhof der Gesellschaft angeschlossen, ernstes rednermäßiges Organ. Alles vertraute Klänge, keine einzige fremde Stimme. War er ausgeblieben? Doch, nein, soeben wurde sein Name gerufen. Maries scharfes Ohr vernahm leichte, weiche, unbekannte Tritte auf dem kalten Marmorboden des Flures. Er war da! Die Augen der jungen Mädchen begegneten einander, noch ein Blick in den Spiegel, ein fragender Blick hinüber und herüber, ein bejahendes Nicken des Kopfes und — hinunter in das Wohnzimmer. Um den Kamin herum hatte sich eine Gruppe gebildet, deren Mittelpunkt eine kleine, in einem riesigen Pelze steckende Gestalt bildete, welche sich die in zierlichen Lackstiefeln steckenden Füße an dem Feuer wärmte. Als die jungen Mädchen das Zimmer betraten, wurde mit

deutlichem Widerstreben der schwere Pelz abgeworfen und sie erblickten vor sich einen Mann von mittlerer Größe, dessen schlanke, elegante Gestalt durch einen vortrefflich sitzenden Reiseanzug noch mehr hervorgehoben wurde. Röthlich blondes Haar und Schnurrbart, sonnverbranntes Gesicht ließen alles gleichfarbig erscheinen und machten es unmöglich zu erkennen, ob das eine etwa mit Grau vermischt oder das andere bleich sei, gaben über sein Alter keinen Aufschluß. Jedenfalls war aber ein Irrthum hinsichtlich der Persönlichkeit ausgeschlossen, denn Gabriel Lane ergriff ihre zitternden kalten Hände und stellte sie Onkel Sylvester vor.

Weit entfernt davon, daß dieser einen Versuch wagte, Kitty zu küssen schien er sogar einen Augenblick die kleine, ihm dargebotene Hand nicht zu bemerken, als er halb in Gedanken versunken, ihr seine Verbeugung machte. Aber Marie wurde nicht so leicht übersehn. Ihr lebhaftes Auge blickte herausfordernd in das Seinige, und unwillkürlich drückte er ihr mit einer Herzlichkeit die Hand, wie sie eigentlich seiner Verwandten gebührt hätte. Dann wandte er sich wieder dem Feuer zu und hatte sie beide offenbar vergessen.

„Da Sie, mein Herr", begann der hochwürdige Mr. Dexter, indem er eine peinliche Pause benutzte und diese recht auffällig machte, „an das aufregende Leben einer gesetzlosen und abenteuerlichen Gemeinschaft gewöhnt sind, vielleicht sollte ich sagen, sich haben gewöhnen müssen, so werden Sie ohne Zweifel in einer ländlichen Zurückgezogenheit, wie Lakeville sie bietet, inmitten einer feinen und hochgebildeten Bevölkerung einen Grad von" . . . . .

„Oh, verschiedene Grade", sagte Onkel Sylvester, indem er spielend einzelne Büffelhaare aus seinen gutsitzenden Beinkleidern zog. „Es ist kälter wie Sie wissen werden, viel kälter."

„Ich dachte an einen Gegensatz mehr geistiger Art", sagte Mr. Dexter mit einem ergebungsvollen Lächeln, „aber was die Kälte anbetrifft, so hat man mir erzählt, daß es in Californien einige recht rauhe, hoch gelegene Regionen giebt, obgleich das dortige Klima insgemein" . . . . .

„Ich glaube, Ihr Californier, werdet unser Klima ein recht gemeines nennen", fiel Amos ein, indem er den übrigen einen vertraulichen Blick zuwarf, als wollte er sagen, ist das nicht ein Scherz nach californischem Geschmack. Aber Onkel Sylvester lachte keineswegs, er betrachtete Gunn prüfend, dann sagte er nachdenklich:

„Ich glaube nicht. Schon mancher hat ein kurzes, unbedachtes Wort mit dem Leben bezahlen müssen, ist um weniger als eines solchen Scherzes willen erschlagen worden", dann wandte er sich zu dem Geist-

lichen: „Sie haben ganz Recht, einige von den höher gelegenen Pässen sind sehr kalt. Ich verirrte mich auf einen derselben im Jahre 56 mit wenigen Begleitern."

„Wir waren siebzig Meilen von jeder menschlichen Wohnung entfernt, wir hatten während sechsunddreißig Stunden nichts gegessen, unser Lagerfeuer, welches den Schnee aufthaute, versank zwölf Fuß unter der Oberfläche". Der Kreis wurde enger und enger, Marie, Kitty, Jane rückten erregten Antlitzes immer näher, selbst der Geistliche schien lebhaften Antheil zu nehmen. „Ein Mann, ich glaube, er hieß Thompson, erfror wenige Fuß von uns entfernt. Gegen Morgen, nachdem wir achtundvierzig Stunden ohne Nahrung gewesen, unsern letzten Tropfen Whisky getrunken hatten, und das Feuer erloschen war, fanden wir" —

„Nur weiter, weiter", ließen sich ein halbes Dutzend Stimmen vernehmen.

„Fanden wir", fuhr Onkel Sylvester fort, indem er sich behaglich die Hände rieb, „fanden wir, daß es — sehr kalt war. — Ja, sehr kalt."

Totenstille trat ein.

„Aber ihr kamt glücklich davon?" sagte Kitty in athemloser Spannung.

„Ich denke, daß es der Fall war, daß wir alle davonkamen, ausgenommen Thompson, wenn er wirklich Thompson hieß, was ich nicht mehr recht weiß, er hätte auch Parker heißen können", fuhr Onkel Sylvester in gleichgültigem Tone fort, indem er mit einer gewissen Verwunderung die gespannten Gesichter um sich herum betrachtete.

„Aber wie kamt Ihr davon?"

„O, irgendwie! Ich erinnere mich nicht mehr genau der näheren Umstände. Ich denke nicht", sagte er sinnend, „daß wir nöthig hatten Thompson aufzuessen, wenn es wirklich Thompson war, wenigstens nicht damals. Nein" — es schien, als versuchte er Vergangenes sich wieder zurückzurufen — „das war eine andere Geschichte. Ja" — fuhr er zu Janes Beruhigung fort, welche ihn mit großen, erschreckten Augen ansah — „es ist richtig, dies war eine ganz andere Sache. Gütiger Himmel! Wie man die Dinge durcheinander bringt, — Heh! Was ist los?"

Einer der Dienstboten war eingetreten und nach einigen mit dem Hausherrn gewechselten Worten, wandte sich dieser an Onkel Sylvester —

„Entschuldige, aber ich glaube, es muß ein Versehn sein. Wir brachten Dein Gepäck mit, zwei Koffer. Nun ist eben ein Mann gekommen, welcher noch drei andere Koffer gebracht hat, welche Dir gleichfalls gehören sollen."

„Es müssen fünf im ganzen sein", sagte Onkel Sylvester.

„Das mag stimmen, Herr, ich habe sie nicht genau gezählt."

„Schon gut", erwiderte Onkel Sylvester, indem er sich heiter zu seinem Bruder wandte: „Du kannst sie in mein Zimmer oder auf dem Treppenabsatz stellen lassen, ausgenommen zwei mit ‚L' in einem Dreieck gezeichnete. Sie enthalten einige Gegenstände, welche ich Dir und den Mädchen mitgebracht habe. Morgen wollen wir sie auspacken. Uebrigens, wenn Du es nicht übel nimmst, so möchte ich zu Bett gehn."

„Aber es ist erst halb zehn", wandte Gabriel ein, „Du legst Dich doch sicherlich für gewöhnlich nicht um halb zehn zur Ruhe?"

„Gewiß, auf Reisen stets. Reisen ist sehr angreifend. Gute Nacht! Bitte, laßt Euch nicht stören, ich finde meinen Weg allein."

Er verbeugte sich nachlässig gegen die Uebrigen und verschwand, indem er einen Gähnanfall geschickt unter einem huldvollen Lächeln verbarg.

„Nun!" sagte Jane, indem sie tief aufathmete.

„Ich glaube, er ist gar nicht Onkel Sylvester", rief Marie lebhaft, „Gabriel hat sich einen Scherz mit uns erlaubt. Und er ist nicht mal ein guter Schauspieler, er fällt aus der Rolle."

„Dann ein einzelner Herr und fünf Koffer! Himmel! Was kann er nur darin stecken haben?" rief Emma.

„Vielleicht seine Helfershelfer, welche Nachts, wenn alles schläft, uns überfallen sollen."

„Bist Du ganz sicher, Papa, daß er es ist", fragte Kitty leise.

„Vollkommen. Ueberdies weiß er in der Familiengeschichte eben so gut als ich Bescheid, ich wollte nur", fuhr ihr Vater fort, indem er sich bemühte durch ein kurzes Lachen eine ihm sonst fremde, trübe Stimmung zu verbergen, „daß ich eben so viel wie er von Geldangelegenheiten verstünde."

„Uebrigens, Amos", brach er plötzlich ab, indem er sich zu dem jungen Manne wandte, „er schien ihre Familie zu kennen."

„Sie ist in der Finanzwelt sehr bekannt", sagte Gunn etwas hochmüthig.

„Ja, er fragte mich, ob Sie nicht einen Verwandten in Süd-Californien oder Mexico hatten?"

Ein flüchtiges Erröthen, so flüchtig, daß es nur Maries scharfe, lebhafte Augen bemerkten, zog über des jungen Mannes Antlitz.

„Ich glaube, es ist allgemein bekannt, daß unser Zweig der Familie niemals die Heimath verließ", sagte er mit Nachdruck. „Es war dies eine Eigenthümlichkeit der Gunns."

„Also hatte der alte Stamm keine Auswüchse", sagte Gabriel.

Aber selbst Gabriels Lieblingsscherz vermochte nicht das Gefühl des Unbehagens und der Enttäuschung zu bannen, welches sich der ganzen Gesellschaft bemächtigt hatte. Onkel Sylvesters Benehmen war zu eigenthümlich gewesen; die richtige Stimmung wollte sich nicht wieder einstellen, und man trennte sich bald. Vor allem waren Kitty und Marie froh, ungestört ihre Meinung austauschen zu können. Als sie zusammen die Treppe hinaufstiegen, trafen sie zwei der irischen Hausmädchen in sehr aufgeregter Stimmung. Es stellte sich heraus, daß „der fremde Herr" nochmals sein Lager hatte machen lassen; er schliefe nur in seinen eigenen Betten und Betttüchern, die er immer in seinen Koffern mit sich führe. Es schien jedoch, daß er die Mädchen reichlich für die ihnen verursachte Mühe belohnt hatte, denn sie suchten ihn Kittys flammenden Blicken zum Trotz zu entschuldigen. „Gewiß, Miß", sagte Norah, „wenn einer wie er immer zwischen Schlangen, giftigen Würmern, in Fieberluft hat leben müssen, da wird man wohl eigen mit Betten und Betttüchern. Was ist das? Heilige Mutter Gottes! Will er noch was?"

Die Thür von Onkel Sylvesters Zimmer hatte sich langsam geöffnet, ein blauer Aermel wurde sichtbar und eine Hand, welche vorsichtig das Bündel Bogen und Pfeile vor die Thür stellte. „Heda! Norah, Bridget, stellt mal das Teufelszeug fort. Aber nehmt euch in Acht, die Pfeilspitzen sind giftig. Der reine Tod! Der Narr, der sie hinstellte, wußte nicht, daß es afrikanische Pfeile waren. Aber halt!" Die Hand verschwand um bald wieder sichtbar zu werden und zwei Flinten herauszubefördern. „Fort mit diesen Dingern, aber Vorsicht! Sie sind geladen, und der Hahn gespannt! Ein Stoß, ein Fall, die kleinste Erschütterung genügt, damit sie losgehn!"

„Mir thut es schrecklich leid, daß Du unser Haus so ungemüthlich findest, Onkel Sylvester", sagte Kitty mit glühenden Wangen und vor Erregung zitternder Stimme.

„Oh, Du bist es", sagte Onkel Sylvester heiter, „ich dachte, es wäre Bridget. O, keine Sorge, ich mache es mir schon behaglich. Darum stelle ich diese Dinger heraus. Aber um Himmelswillen faßt sie nicht an. Ueberlaßt das dem Esel, welcher sie hinstellte. Gute Nacht!"

Die Thür schloß sich, die flüsternden Stimmen der jungen Mädchen verhallten auf dem Gange. Das Licht in dem die Mitte des Hauses einnehmenden Vorsaal erlosch, nur das feurige Cyklopenauge eines riesigen, einem Leuchtthurme gleichenden Säulenofens, strahlte durch das Dunkel.

Draußen war es still, kalt und klar.

Der schneidende Hauch der Winternacht malte an allen Fenstern zierliche Eisblumen, er schlich sich in das Haus ein, immer weiter und weiter drang er in sein Innerstes vor.

Nur einmal wurde die tiefe Stille durch das Oeffnen einer Thür unterbrochen, ein scharfer Geruch, wie der brennender Rinde machte sich in dem oberen Stockwerk und auch in Marie Du Pages Zimmer bemerkbar, dann kamen Schritte den Gang entlang. Marie Du Page, welche in dieser Nacht wenig und unruhig geschlafen hatte, stand auf, öffnete vorsichtig ihre Thür und erblickte — Onkel Sylvester. — Onkel Sylvester in einem prachtvollen, japanischen Schlafrock von Atlas mit Blaufuchs verbrämt, stand sein Licht in der Hand am unteren Ende des Corridors und betrachtete prüfenden Blickes die Wand des Ganges. Dann zog er einen Meßstab aus seiner Tasche und begann die Wand zu messen. Mehr sah Miß Du Page nicht. Schauder ergriff sie, sie machte schnell ihre Thür zu, verschloß, verriegelte diese, fest überzeugt, daß Gabriel Lane unter der Maske Onkel Sylvesters einen Nachtwandler, einen Verrückten oder einen Betrüger beherberge.

„Es scheint nicht, daß Onkel Sylvester trotz seines eigenen Bettes besonders gut geschlafen hat", sagte Kitty Lane, als sie am nächsten Morgen Maries Zimmer betrat. „Bridget hat ihn heute früh, wie eine Katze zusammengerollt, schlafend auf dem Sopha des Wohnzimmers angetroffen."

Marie stutzte. Sie erinnerte sich der Erscheinung der vorigen Nacht. Aber ein gewisses instinktmäßiges Gefühl, sie wußte selbst nicht recht was, hielt sie ab, ihre Beobachtungen mitzutheilen. Sie sagte bloß ein wenig spöttisch:

„Vielleicht fühlt er sich nach der zügellosen Freiheit seines barbarischen Lebens in einem kleinem Schlafzimmer bedrückt."

„Keineswegs. Bridget erzählt, er habe gesagt, daß ein albernes Holzfeuer ihn aus seinem Zimmer herausgeräuchert habe. Welcher Einfall! Als ob ein Mann, der gewohnt ist, sich in den Wäldern herumzutreiben, nicht ein wenig Rauch vertragen könne. Nein, das ist nur eine Ausflucht. Weißt Du, Marie, was ich fest glaube?"

„Nein", erwiderte Marie schnell.

„Ich glaube, der arme Mann schämt sich seines früheren, wilden Lebens und thut sein Möglichstes, um es zu vergessen. Darum spielt er den Ultracivilisirten, den Verweichlichten und fällt, wie es meistens geht, in das andere Extrem."

„Dann glaubst Du, daß er sich wirklich geändert hat und, daß er

nicht etwa auf einmal den Einfall bekommen könnte, wieder jemand zu berauben oder zu ermorden?"

„Ich bitte Dich, Marie, welcher Unsinn!"

Trotz der gestörten Nachtruhe erschien Onkel Sylvester sehr frisch und fröhlich am Frühstückstisch. Er habe vor dem Schlafengehen sein Feuer angezündet, aber die moosüberzogenen Scheite hätten so weit in das Zimmer hineingereicht, daß er vor Rauch fast erstickt sei. Da er fürchtete, die übrigen Hausbewohner zu beunruhigen, falls er den Rauch durch die Thür entweichen ließe, so habe er das Fenster geöffnet, und als sich dieser etwas verzogen, vor der arktischen Temperatur seines Zimmers in der Wohnstube Zuflucht gesucht.

„Haben Sie je die Angewohnheit gehabt, im Schlaf umherzugehn, Mr. Lane?" fragte Marie.

„Nein — aber" — indem er nachdenklich die Kuppe von seinem Ei abschlug — „ich glaube, ich bin im Schlaf geritten."

„Im Schlaf? O, bitte, erzählen Sie uns davon", riefen die Cousinen Jane und Emma im Chorus.

Onkel Sylvester blickte zum Fenster hinaus, als wollte er sagen, ich ergebe mich in mein Schicksal.

„O, sehr gern, aber es ist wenig darüber zu sagen. Sie müssen wissen, daß ich eine Zeit lang häufig weite, einförmige Reisen zu machen hatte, die oft sehr beschwerlich und" — die bloße Erinnerung schien ihn müde zu machen — „entsetzlich langweilig waren", fügte er hinzu. „Da der Weg manchmal sehr gefährlich und schwer zu verfolgen war, so ritt ich ein sicheres Maulthier, welches überall gehen konnte, wo nur irgend Raum für seine kleinen Hufe war. Einstmals in der Nacht ritt ich einen Abhang hinunter, einem kleinen Thale zu, durch welches ein Fluß ging. Hier befand sich eine alte, verfallene Schleuse, von der nichts übrig geblieben war als das noch aufrechtstehende Lattenwerk und der lange, horizontale Brückenbalken. Da der Weg sehr beschwerlich war, das Maulthier sehr langsam ging, so schlummerte ich von Zeit zu Zeit ein wenig ein, und zuletzt muß ich wirklich geschlafen haben. Ich denke, ich wachte auf durch die merkwürdige Regelmäßigkeit in den Bewegungen des Maulthiers oder umgekehrt, es war vielleicht die Gleichförmigkeit gewesen, welche mich eingeschläfert hatte, und jetzt, da sie aufhörte, erwachte ich. Anfangs wußte ich nicht, ob ich nicht wirklich träumte, denn der Pfad schien verschwunden, ebenso die Felswand auf der einen Seite, ich erblickte nichts als die gegenüberliegende Bergkette."

Onkel Sylvester hielt ein und blickte aus dem Fenster einem vorüberfahrenden Wagen nach, dann fuhr er fort. „Der Mond ging auf,

und jetzt sah ich, was geschehen war. Aus eigenem Antriebe oder vielleicht einem Drucke folgend, den ich den Zügeln im Schlaf gegeben, war das Maulthier vom Wege abgewichen, war auf die Schleuse geklettert und ging jetzt auf dem einen Fuß breiten, eine halbe Meile langen, sechzig Fuß vom Boden entfernten Brückenbalken über das Thal. Ich wußte", fuhr er fort, indem er nachdenklich auf das Tischtuch blickte, „daß mein Maulthier vollkommen sicher war, und daß, wenn ich mich ruhig verhielt, es den Weg ohne Unfall zurücklegen würde, aber plötzlich erinnerte ich mich, daß in der Mitte ein Bruch und ein zwanzig Fuß breiter Spalt war. Und der Brückenbalken hatte nicht die genügende Breite, daß das Maulthier hätte wenden und zurückgehen können.

„Gütiger Himmel!" rief Jane entsetzt aus.

„Was wünschen Sie?" fragte Onkel Sylvester höflich.

„Oh, ich sagte nur gütiger Himmel. Nun aber, was geschah?" fügte sie ungeduldig hinzu.

„Was geschah?" wiederholte Onkel Sylvester träumerisch. „Oh weiter nichts, das ist alles. Ich wollte nur meine Behauptung, ich hätte im Schlafe geritten, rechtfertigen."

„Aber", sagte Jane, indem sie sich mit hartnäckiger Entschlossenheit über den Tisch herüber beugte und jedem Wort durch eine Bewegung mit ihrem Messer Nachdruck verlieh: „Wie — kamen — Sie — und — das — Maulthier — hinunter?"

„Oh, durch Schlingen und Stricke. In dieser Weise, so", indem er seinen Serviettenring in eine aus seiner Serviette improvisirte Schlinge legte.

„Und ich vermuthe, Sie hatten die Schlingen und Stricke in Ihren fünf Koffern bei sich", stieß Jane zornig hervor.

„Keineswegs. Leute, die sich in der Nähe des Flusses aufhielten, brachten sie am Morgen. Wackere Burschen — diese Goldgräber."

„Ja, wackere Burschen!" sagte Jane.

Als das Frühstück vorüber, war niemand erstaunt, daß der sybaritische Gast erklärte, er verzichte auf eine Besichtigung der Stadt in der kalten Morgenluft und bäte, ihn zu entschuldigen, wenn er sich bei einem Ausflug nach dem See, wo Schlittschuh gelaufen werden sollte, nicht betheilige. Im Zimmer bei halb so viel Bewegung wäre ihm wärmer. Eine Stunde später stand er am Feuer in Gabriel Lanes Studirzimmer und blickte gleichmüthig auf seinen älteren Bruder nieder.

„So weit als ich urtheilen kann", sagte er ruhig, „bist Du Dein Geld so ziemlich los geworden und scheinst in der That ganz in den Händen dieser Menschen, Gunns und seines Vaters."

„Du gebrauchst einen etwas starken Ausdruck", sagte Gabriel beschwichtigend.

„Erstens ist meine Verbindung mit der Firma Gunn keine verfehlte Capitalsanlage, und nur als Bürgschaft ist ihnen der Wald am Fuß des Hügels verpfändet. Er ist kaum das Geld werth. Ich würde ihn schon lange verkauft haben, wäre es nicht Vaters Lieblingsidee gewesen, um alter Zeiten willen und aus Gesundheitsrücksichten den Wald der Stadt zu erhalten."

„Früher stand dort ein Blockhaus, wo Vater sich zurückzuziehn pflegte, wenn er der Civilisation hier überdrüssig wurde. War es nicht so?" fragte Onkel Sylvester nachdenklich.

„Ja", sagte Gabriel ungeduldig, „es steht noch — aber um auf Mr. Gunn zurückzukommen. Er hat eine Neigung für Kitty gefaßt, und selbst wenn ich das Pfand nicht einlösen könnte, so wäre Aussicht, vorhanden, das Land der Familie zu erhalten."

„Ich denke, ich fahre diesen Nachmittag hinüber und sehe mir, wenn das teuflische Wetter sich bessert, das alte Waldhaus einmal wieder an."

„Ja, aber nun, lieber Sylvester, wollen wir an die Geschäfte gehn. Ich möchte Dir diese Papiere zeigen."

„Oh, schon gut. Krame sie nur hervor", sagte Sylvester, welcher sich bemühte Interesse zu zeigen, als er sich zu ihm setzte.

Aus einer Schublade seines Pultes nahm Gabriel einen Pack Papiere und legte sie seinem Bruder vor.

Ein Lächeln, wie wenn man alten Bekannten wiederbegegnet, glitt über des Letzteren Gesicht. „Ja, ja", sagte er, sie betrachtend: „die alte Gesellschaft, ‚Carmelita', ‚Santa Maria', ‚Preciosa'! Ich dachte es mir. Aber wer hätte geglaubt, sie hier zu finden? Sie haben sich tüchtig geschminkt und gepudert, Miß Carmelita, seit der Zeit, da ich zuerst Ihre Bekanntschaft machte. Meine liebe Santa Maria! Seit dem Tage, da ich Dich zu meinem Schaden entdeckte, hast Du Dir wackere Stützen angeschafft, allerlei wunderbare Zeugnisse für Deine Macht und Kraft. Und Du, Preciosa, Schönste! ein schönes Stück Geld hast Du mir in alten Tagen gekostet!"

„Du scherzt", sagte Gabriel mit einem unruhigen Lächeln, „Du willst doch nicht sagen, daß diese Aktien alt und werthlos seien?"

„Es giebt keine Großstadt in Amerika oder Europa, in der sie nicht, jedesmal unter einem andern Namen in Umlauf gesetzt sind. Mein lieber Gabriel, diese Aktien sind nicht das Papier werth, auf dem sie gedruckt sind."

„Aber es ist unmöglich, daß ein so erfahrener Finanzmann wie Gunn sich hat täuschen lassen.“

„Es thut mir leid, dies zu hören.“

„Komm, Sylvester, gestehe, daß Du ein Vorurtheil gegen Gunn gefaßt hast, weil Dir sein Sohn von Anfang an antipathisch war. Was hast Du gegen ihn?“

„Ich kann es nicht recht sagen“, meinte nachdenklich Onkel Syl- vester. „Es mag an seinen Augen liegen oder an seiner Cravatte. Aber“, fuhr er fort, indem er aufstand und seine Hand leicht auf sei- nes Bruders Schulter legte: „Mache Dir darum keine Sorgen, alter Junge; ich will schon sehen, daß jemand anders die Zeche bezahlt, nicht Du. Und was das Land und Kitty anbetrifft, so — halte sie beide fest bis Du herausgefunden, um was es dem jungen Manne zu thun ist — Kitty oder das Land.“

„Und dann?“ fragte Gabriel lächelnd.

„Dann gieb ihm keins von beiden! Aber haben wir uns diesen Morgen nicht schon genug mit Geschäften befaßt? Laß uns von etwas anderem sprechen. Wer ist die junge Französin?“

„Marie? Sie ist Jules Du Pages Tochter, erinnerst Du Dich nicht des Freundes unseres Vates. Als Jules starb, glaubten wir, daß Vater welcher sie halb und halb an Kindesstatt angenommen, ihr ein Legat ver- machen würde. Aber, Du weißt, Vater starb, ohne ein Testament zu hin- terlassen, und daß, obgleich er reich war, er weit weniger hinterließ, als wir zu erwarten Grund hatten. Kitty, welche, ebenso enttäuscht war wie ihre Freundin, würde, glaube ich, gern mit ihr getheilt haben. Es ist übrigens merkwürdig, daß sich Vater so in dem Betrag seines Ver- mögens täuschen oder sein Geld in einer von niemand geahnten Weise los werden konnte. Weißt Du, Sylvester, ich habe manchmal vermuthet“ –

„Was?“ fragte Onkel Sylvester eifrig.

Der gleichgültige, gelangweilte Ausdruck, den sein Gesicht soeben noch getragen, war plötzlich verschwunden. Jede Muskel war gespannt; seine grauen Augen funkelten.

„Daß er Du Page Geld vorschoß, welcher es verlor oder, daß sie beide zusammen spekulirten“, fuhr Gabriel fort, welcher nur den Worten seines Bruders gefolgt aber nicht den Wechsel in seinen Zügen beob- achtet hatte.

„Das scheint eine Schwäche der Familie Lane zu sein“, sagte Onkel Sylvester verdrießlich. Er wurde jetzt wieder gleichgültig wie vorher. „Aber das ist nicht Deine eigene Meinung, das ist jemand anders Ver- muthung? Wie?“

„Nun", sagte Gabriel lachend und leicht erröthend, „es war Gunns Ansicht von der Sache als erfahrener Finanzmann und Menschenkenner."

„Und Du hast mit ihm darüber gesprochen?"

„Ja, die Geschichte machte vor Jahren allgemeines Aufsehn."

„Selbstverständlich, aber — meinst Du nicht, daß wir jetzt genug von Geschäften gesprochen haben", sagte Onkel Sylvester und zog gelangweilt seine Augenbrauen zusammen. „So", sagte er, sich im Zimmer umsehend, „Du hast das alte Haus innen verändert."

„Ja. Unglücklicherweise gerieth es kurz nach Vaters Tode in die Hände eines hiesigen Architekten, eines alten Freundes von Vater aber keines sehr geschickten Baumeisters, der, während die Familie auf Reisen, seine Veränderungen traf. Daher kommt es, daß von Deinem jetzigen Schlafzimmer, welches Vaters Studirstube war, ein Stück fortgenommen wurde, um den Corridor zu verbreitern. Der große Rauchfang und der Herdstein sind noch da, aber das Kamin ist nach modernem Geschmack umgebaut worden, das war Flints Dummheit."

„Wessen Dummheit?" fragte Onkel Sylvester, der sich mit seinen Nägeln zu schaffen machte.

„Flints, des alten Baumeisters."

„Warum ließest Du es ihn nicht wieder so herstellen, wie es früher war?"

„Er verließ bald darauf Lakeville, und nach meiner Rückkehr von Europa brachte ich einen Architekten von St. Louis mit. Aber mit Deinem Zimmer ließ sich nichts machen, wenn man nicht den Rauchfang abbrechen wollte; so blieb es, wie Flint es gelassen hatte."

„Da fällt mir ein, Gabriel, ich glaube, ich sprach gestern ziemlich freimüthig zu Kitty über die Einrichtung meines Zimmers. Die Wahrheit ist, das Zimmer hat es mir angethan, und ich möchte es mir gern selbst nach meinem Geschmack herrichten. Darf ich?"

„Gewiß, mein lieber Sylvester."

„Ich habe einige hübsche Kleinigkeiten in meinen Koffern mitgebracht und will mich gleich an die Arbeit machen."

„Ganz wie Du willst."

„Und Du wirst dafür sorgen, daß ich ungestört bleibe und mich bei Kitty entschuldigen und ihr alles erklären?"

„Ja."

„Dann ans Werk."

Verwundert, lächelnd betrachtete Gabriel seinen Bruder. Der müde Reisende, der Forscher, Goldsucher, Glückssoldat, er freute sich wie ein

junges Mädchen in der Aussicht sein Zimmer nach seinem Geschmack einrichten zu dürfen. „Sylvester!“ rief er ihm nach.

„Was ist?“

„Weißt Du, wenn Du heute Abend im Familienkreise etwas von Deinen Abenteuern erzählen wolltest, aber ernsthaft erzählen, als ob es Dir selbst darum zu thun wäre — so würde ich Dir sehr dankbar sein. Die Wahrheit ist — Du nimmst es mir nicht übel, daß man enttäuscht ist und sich mehr von Dir versprochen hat.“

„Sie wollen also eine Geschichte hören.“

„Ja, von Dir Selbsterlebtes.“

„Nun sie sollen eine haben. Nur zu!“

Während der übrigen Tagesstunden blieb Onkel Sylvester unsichtbar, obgleich lautes Hämmern und das Rücken von Möbeln in seinem Zimmer seine Anwesenheit verrieth. Da die übrigen Hausgenossen sich auf der Eisbahn befanden, bemerkte es niemand, als Marie Du Page, welche unter dem Vorwand, leicht erkältet zu sein, sich ausgeschlossen hatte. Sie hatte in der letzten Nacht Verdacht geschöpft und beschlossen den wunderbaren Gast der ihr so eng befreundeten Familie zu beobachten. Sie war den Lanes von Herzen zugethan, aber der eigenthümliche Fremde hatte auch zugleich ihre Neugierde erregt und einen gewissen Zauber auf sie ausgeübt.

Tiefe Stille herrschte im Hause, als sie sich aus ihrem Zimmer schlich und leise den Corridor entlang ging. Prüfenden Blickes betrachtete sie die Wand, ob sie irgend etwas entdecken könne, das die Aufmerksamkeit des Fremden hätte erregen mögen. Einige große Kupferstiche hingen an der Wand, konnte er die Absicht gehabt haben, sie durch andere zu ersetzen? Plötzlich wurde ihr an der Zimmerthür klar, daß Corridor und Zimmerwand nicht übereinstimmten. Zwischen beiden mußte ein Raum sein, dessen Vorhandensein sich nicht erklären ließ. Dies hatte unzweifelhaft seine Aufmerksamkeit erregt. Aber was ging es ihn an?

Sie erinnerte sich jetzt, daß vom Wintergarten eine alte, nicht mehr benutzte Treppe ausging, welche jetzt als Aufbewahrungsort für getrocknete Kräuter und Sämereien diente. Man hatte ihr erzählt, daß sie in früherer Zeit Großpapa Lanes Studirstube, welche jetzt der Fremde bewohnte, mit dem Garten verbunden habe. Vielleicht führte die Treppe noch höher hinauf, und daher der Zwischenraum.

Entschlossen ihre Neugierde zu befriedigen, ging sie leise hinunter in den Wintergarten. Ja, da war die Treppe, eine Reihe schmaler Holzstufen, mit Päckchen getrockneter Kräuter bedeckt. Weiter oben ver-

lor sich die Treppe in völliger Dunkelheit. Bei dem Schein einer Kerze gelang es ihr von Stufe zu Stufe weiterzuklimmen. Dann blieb sie stehn. Die Treppe endete plötzlich auf dem Niveau des Studirzimmers, von welchem sie jetzt durch die neue Zwischenwand getrennt war. Marie befand sich nun in einem erstickend engen, kaum achtzehn Zoll breiten Raum, der noch enger wurde durch einen eigenthümlichen Ausbau an der alten Wand, eine Art Schrank aus Backsteinen und jetzt halb zertrümmert.

Sie wollte eben wieder hinunter steigen, als ein eigenthümliches Geräusch von Onkel Sylvesters Zimmer her ihr Ohr traf. Es war, als ob jemand dicht an der Scheidewand auf den Fußboden klopfe, nur etwa einen Fuß von ihr entfernt. In demselben Augenblick bemerkte sie, wie die Diele unterhalb der Scheidewand sich stark bewegte, dann hinwegglitt und nach und nach in das Zimmer gezogen wurde. Schnell, mit Geistesgegenwart löschte sie ihr Licht aus und näherte sich athemlos der Scheidewand. Als die Diele ganz hinweggezogen war, drang ein Lichtstrahl durch die Oeffnung, sie erblickte die nackten Balken und bemerkte wie ein Arm und eine Hand sich unter der Scheidewand hindurch schoben und nach der Richtung des Schrankes sich tastend ausstreckten. An einem der ausgestreckten Finger bemerkte Marie einen eigenthümlichen Siegelring, wie sie ihn Onkel Sylvester hatte tragen sehn. Da durchschoß sie ein Gedanke. Bei der muthigen Marie waren Entschluß und Ausführung eins. Sie beugte sich vorsichtig über die Oeffnung und streifte schnell den Ring von dem ausgestreckten Finger. Die Hand zuckte und wurde dann mit einem unwillkürlichen Ausruf der Verwunderung zurückgezogen. Diesen Augenblick benutzte Marie um leise die Treppe hinunterzueilen. Unbeobachtet erreichte sie ihr Zimmer. Einen Augenblick später hörte sie zu ihrer Befriedigung wie die Thür von Onkel Sylvesters Zimmer sich öffnete und Schritte den Corridor hinabkamen. Aber augenscheinlich glückte es ihm nicht von außen her einen Zugang zu dem ummauerten Raum zu finden, oder er glaubte den Verlust seines Ringes einem Zufall zuschreiben zu müssen, jedenfalls kehrte er sehr bald in sein Zimmer zurück. Was sollte sie nun beginnen? Sollte sie Kitty ihre Entdeckung mittheilen und ihr den Ring zeigen? Nein, noch nicht! Wunderbar genug, jetzt, wo sie im Besitz des Ringes war, den sie von seiner bösen Hand gezogen, wo sie Sylvester gleichsam auf der That ertappt hatte, wurde es ihr schwerer als je an seine räuberischen Absichten zu glauben. Sie wollte die Sache abwarten. Der Schaden, wenn es ein Schaden, war geschehen. Das Erbrechen des Schrankes — war, nach den Trümmern zu schließen, eine längst

geschehene Thatsache. Sollte es ein Jugendstreich Onkel Sylvesters gewesen sein, dessen Schauplatz er, wie es bei Verbrechern wohl geschehn soll, einem inneren Drange folgend, hatte besuchen müssen? War irgend etwas aus dem Schranke entwandt worden oder war er bloß gelegentlich des Umbaues zerstört worden? Wie konnte sie das, ohne Kitty zu fragen, herausbekommen? Doch, es gab noch einen Weg. Sie erinnerte sich, daß Mr. Gunn einst in einem Gespräch mit Kitty viel Interesse für das alte Haus, ja, selbst für Mr. Lanes Blockhaus gezeigt hatte. Ihn wollte sie fragen. Es war ein Freundschaftsdienst, denn Kitty war in der letzten Zeit nicht sehr liebenswürdig zu ihm gewesen.

Die Gelegenheit bot sich in der Dämmerstunde, als Mr. Gunn in Gedanken versunken, allein an einem Fenster des Wohnzimmers stand. Marie redete ihn an, sie hoffte, daß er sich auf der Eisbahn gut amüsirt hätte; ihre dumme Erkältung habe ihr nicht gestattet auszugehen, und sie habe gesucht sich die Zeit zu vertreiben, indem sie im Hause Entdeckungsreisen gemacht habe. Es sei ein wunderliches altes Nest voller Ecken, Winkel und seltsamer Räume. Grade der Ort, wo man verborgene Schätze hätte vermuthen können. Nicht wahr?

Mr. Gunn antwortete nicht — er hustete nur. Aber in der Dunkelheit waren seine Augen zornig auf sie gerichtet. Sie bemerkte es nicht und fuhr mit ihrem Thema fort. Sie wüßte, daß er sich für das alte Haus interessire, sie habe ihn mit Kitty darüber sprechen hören. Hätte ihm Kitty jemals von einer verborgenen Schatzkammer erzählt?

Nein, gewiß nicht. Sie sei in völligem Irrthum, er habe sich niemals für das Haus interessirt. Er wüßte nicht, wer sie auf diesen Gedanken gebracht hätte! Es müßte jener geheimnißvolle Fremde sein, der sich für einen Onkel ausgebe. Es sehe ihm ähnlich. Ganz wie er.

„Bewahre, nein!“ rief Marie im Tone vollster Aufrichtigkeit.

„Er sagte nichts derartiges. Aber“, fuhr sie fort, indem sie plötzlich zum Angreifer wurde: „Sprechen Sie so zu Kitty von ihrem Onkel?“

Er erwiderte, daß er nicht wüßte, was er gesagt habe, es sei nur ein Scherz gewesen, aber er müßte sie bitten, ihn jetzt zu entschuldigen. Er hätte Briefe erhalten, nach welchen es möglich wäre, daß er augenblicklich nach New-York reisen müsse.

Marie machte große Augen. Augenscheinlich hatte er um Kitty angehalten und — einen Korb bekommen! Aber der Lösung ihres Geheimnisses war sie nicht näher gerückt.

Auch aus dem ruhigen, etwas gelangweilten Gesicht, mit welchem der böse Onkel bei Tisch erschien, ließ sich nichts entnehmen. Seine

Schandthaten, sowie der Verlust des Ringes, den sie nach sich gezogen, schienen ihn keineswegs zu bedrücken, so daß Marie der übermüthige Gedanke kam, jetzt vor allen Gästen den Ring aus der Tasche zu ziehen und ihn an ihren Finger zu stecken. Aber die Ueberzeugung, daß er ein ebenbürtiger Gegner und der Gelegenheit gewachsen sein würde, bestimmte sie, ihren Einfall nicht auszuführen. Die Stimmung bei dem Mittagsessen war etwas steif und gezwungen, Kitty und Gunn mußten durch ihre Befangenheit die anderen angesteckt haben. Als die Gesellschaft in das Wohnzimmer zurückkehrte, rieb sich Gabriel erwartungsvoll die Hände.

„Onkel Sylvester hat mir heute früh versprechen müssen, uns etwas von seinen Erlebnissen zu erzählen, diesmal aber kein Bruchstück. Nun, wie ist es Sylvester?"

Onkel Sylvester, welcher grade sein Fischblut am Feuer wärmte, sah in diesem Augenblick recht zerstreut und wenig verheißungsvoll aus. Jane und Emma zuckten mit den Achseln.

„Nun", sagte Onkel Sylvester wie geistesabwesend, „so — so — hm! Schon gut", fuhr er lebhafter fort, „aber was soll ich Euch erzählen? He?"

„Oh", rief Marie und heftete ihre dunkeln, magnetischen Augen fest auf den bösen Fremden, „erzählen Sie uns von der Entdeckung eines Goldfeldes, von der Auffindung eines verborgenen Schatzes, von einem Raubanfall!"

Zu ihrer großen Enttäuschung sah Onkel Sylvester weder niedergedrückt noch verwirrt, im Gegentheil recht vergnügt aus.

„Schon gut", sagte er: „Nun, dann wollen wir anfangen. Am San Joaquin Fluß lebte ein alter Bursche, einer der ersten Ansiedler, der von Oregon aus ins Land gekommen war, noch ehe man Gold gefunden. Sein Name war — war — Guter Himmel", Onkel Sylvester schien sich krampfhaft besinnen zu müssen, sein Interesse an der Geschichte war bereits im Schwinden, „sein Name — war — Flin — Flint."

Als Onkel Sylvester hier inne hielt, rief Jane ungeduldig aus: „Nun, dies ist doch keineswegs ein ungewöhnlicher Name. Zu Ihres Vaters Zeit lebte hier ein alter Baumeister, der Flint hieß."

„So", sagte Onkel Sylvester gleichgültig. „Aber das Merkwürdige daran ist oder war, und dies ist die Hauptsache bei meiner Geschichte, daß — in alter Zeit Flint und Gunn von demselben Stamm waren."

„Wenn dies ein Witz nach kalifornischem Geschmack sein soll", sagte Gunn mit hochgeröthetem Gesicht und einem erzwungenen Lächeln, „so können Sie sich ihn schenken, es ist ein alter, wohlbekannter."

„Die Geschichte, welcher ich mich aus meiner Knabenzeit her erinnere, ist viel älter. Als der erste Flint in der Nachbarschaft von Sault Sainte Marie seinen Handel trieb, wurde sein Name in Pierre A'Fusil übersetzt und er stets so genannt. Später als die Engländer die Franzosen an Zahl übertrafen, und ihre Sprache überwog, wurde sein Name in Gunn zurückübersetzt, welchen seine Nachkommen tragen."

„Der alte Scherz in etwas veränderter Auflage", sagte Gunn, indem er sich verachtungsvoll abwandte.

„Aber nun zur Geschichte", riefen Jane und Emma. „Die Geschichte von der Auffindung des Goldes! Auf die Namen kommt es ja nicht an."

„Bitte", sagte Onkel Sylvester, indem er eine Hand vorn in seinen Rock steckte und eine höchst beleidigte Miene annahm, „die Thatsachen, auf denen meine Geschichte beruht, sind angezweifelt worden, ich bedaure, nicht weiter fortfahren zu können".

Trotz seiner gekränkten Würde, lächelte er aber Miß Du Page ganz vertraulich zu, als er Gunn aus dem Zimmer folgte.

Diejenigen, welche das gespannte Verhältniß Kitty's und Mr. Gunn's beobachtet hatten, waren keineswegs erstaunt, als sie am nächsten Morgen erfuhren, daß letzterer dringender Geschäfte halber mit dem ersten Zuge nach New-York gefahren sei. Aber daß Onkel Sylvester mit dem Frühsten aufgestanden und diesen Herrn zur Bahn begleitet habe, dies setzte Gabriel Lane und Marie Du Page nicht wenig in Erstaunen. Der müde, gleichgültige Forscher und Goldsucher entwickelte auf einmal eine außerordentliche Energie. Am Frühstückstisch erschien er in einem derben Touristenkostüm und erzählte, daß er die Absicht habe den Wald, den er seit seiner Knabenzeit nicht besucht, einmal wieder gründlich zu durchstreifen. Zu diesem Zwecke hatte er sich mit einem Ränzel versehen und entsprach so ausgerüstet, wie er heute war, dem Bilde, welches sich Kitty von ihm gemacht hatte.

„Wage Dich nicht zu weit", sagte Gabriel, „die Kälte hat zwar nachgelassen, aber das Barometer ist gefallen, und es liegt Schnee in der Luft. Nimm Dich in Acht, daß Du nicht in einen unserer Schneestürme geräthst."

„Aber Ihr geht ja alle zur Eisbahn", wandte Onkel Sylvester ein.

„Ja, grade weil es voraussichtlich das letzte Mal sein wird. Aber sollte es schneien, so ist unser Heimweg vermuthlich der kürzere."

Nichtsdestoweniger befanden sich die Schlittschuhläufer, als es wirklich zum Schneien kam, keineswegs so nah dem Hause wie Gabriel gedacht hatte. Die frische anregende Luft, etwas Belebendes, Elektrisches,

das in ihr lag, hatte die jungen Leute verleitet, sich weit hinaus auf den See zu wagen. Sie hatten die ersten leichten Flocken, welche gleich kleinen Staub- oder Rauchwolken über den See dahin trieben, nicht beachtet. Dann wurde das Schneegestöber dichter und dichter, die dunkeln Wolken zogen sich immer mehr zusammen, die Flocken, welche ein rasender Nordwest ihnen entgegenpeitschte, wurden größer und hinhinderten am Vorwärtskommen. Ihre Schlittschuh, auf denen sie sich bereits mühsam weiter bewegt hatten, wurden jetzt vollkommen nutzlos. Schneefreie, vom Winde reingefegte Stellen wurden immer seltener. Sie konnten nur blindlings, so schnell als die Unbill des Wetters es erlaubte, das nächste Ufer zu gewinnen suchen. Auch waren sie noch nicht in Sicherheit, als sie es endlich erreicht hatten, sie konnten sich kaum aufrecht halten bei dem immer heftiger werdenden Schneesturm, der bald das Ufer und den angrenzenden Streifen Wiese verwehte, nur der an den Hügel anstoßende Wald konnte ihnen eine Zufluchtsstätte bieten, ihn mußten sie zu erreichen suchen. Die kleine Gesellschaft faßte sich bei der Hand, Kitty, Marie, Jane und Emma gingen in der Mitte, der unerschrockene Gabriel an der Spitze, und Vetter John bildete die Nachhut; so gelang es ihnen endlich den schützenden Wald zu erreichen, und groß war die Freude, als sie entdeckten, daß sie sich in unmittelbarer Nähe von Großvater Lane's halbzerstörten Blockhaus befanden. Die Freude und das Erstaunen nahm aber noch zu, wie sie Rauch aus dem alten Schornstein aufsteigen sahen. Alle stürzten auf die morsche Thür zu, deren altersschwaches Schloß nur schwachen Widerstand leistete und fanden in der Hütte — Onkel Sylvester, welcher am Feuer sitzend, behaglich seine Pfeife rauchte. Eine kleine, spitze Axt und ein Brecheisen lagen auf einen Haufen frisch umgegrabener Erde neben dem Kamin, wo der morsche Fußboden aufgerissen worden war. Das stürmische Eindringen der Schlittschuhläufer bedurfte keiner Rechtfertigung, aber als man sich gegenseitig Glück gewünscht, dem Unwetter entkommen zu sein, den Schnee abgeschüttelt und sich um das Feuer versammelt hatte, da wurden recht neugierige Blicke auf den einsamen Inhaber des Hauses und die vor ihm aufgeworfenen Erd- und Schutthaufen gerichtet.

„Ich glaube, Du hast Dich so gelangweilt", sagte Gabriel, „daß Du zum Zeitvertreib Goldsucher gespielt hast."

Onkel Sylvester nahm die Pfeife aus dem Munde und nickte.

„Es ist wohl ein gewöhnlicher Zeitvertreib bei Ihnen", sagte Marie muthig.

Onkel Sylvester lächelte mild.

„Und Sie sind diesmal erfolgreich gewesen?“ fragte Marie.

„Ich habe einen Treffer gezogen.“

„Wie?“

Onkel Sylvester stand auf, stellte sich mit dem Rücken an das Feuer und blickte die kleine Gruppe freundlich an.

„Ich wurde gestern bei einer Goldgräbergeschichte unterbrochen“, sagte er freundlich. „Wo war ich stehen geblieben?“

„Sie waren am San Joaquinfluß im Frühling 1850 mit einem Burschen, Namens Flint“, riefen Jane und Emma schnell im Chorus.

„Richtig“, sagte Onkel Sylvester. „Nun, damals gab es wenig Geld in der Nachbarschaft der Goldgruben. Goldstaub war in Menge vorhanden aber an Münzen fehlte es. Ihr werdet Euch vorstellen können wie unbequem es war, jedesmal eine Prise Goldstaub abwiegen zu müssen, wenn man ein Glas Whisky trinken oder ein Pfund Mehl kaufen wollte. Bald jedoch kursirten eine Anzahl Gold- und Silbermünzen in unserem Lager und in der Nachbarschaft. Es waren ausländische, alte französische und englische Münzen. Hier ist eine, welche ich aufbewahrt habe.“ Er zog ein Goldstück aus seiner Tasche und reichte es Gabriel.

Mit einem Ausruf des Erstaunens sprang Lane von seinem Platz auf. „Wie, grade wie die Louisdors, welche Großvater während der Kriegszeit aufsparte und Vater gab!“

Onkel Sylvester nahm die Münze zurück, klemmte sie in sein linkes Auge und blinzelte die Versammlung an.

„Es ist dieselbe“, fuhr er ruhig fort. „Mein Interesse war erregt worden, ich hatte ein gutes Gedächtniß und erinnerte mich, daß mir, als ich ein Knabe war, Großvater eine dieser Münzen gezeigt und mir gesagt hatte, er verwahre sie für den alten Jules Du Page, der nicht an Banken und Banknoten glaube. Nun, ich verfolgte sie zurück bis zu einem Händler, Namens Flint, der von Stockton aus Goldsand an Peter Gunn und Söhne in New-York versandte.“

„An wen“, fragte Gabriel schnell.

„An den alten Gunn, den Vater Deines Freundes“, sagte Onkel Sylvester sanft. „Wir sprachen über diese Angelegenheit heut morgen auf dem Wege zur Bahn. Nun, um zur Sache zu kommen, Flint sagte nur, daß er sie von einem Manne, Namens Thompson erhalten habe, der sie von irgend jemand anders für Waaren bekommen. Ein oder zwei Jahre später froren wir zusammen in dem „Hungerlager“ ein. Als er zu sterben glaubte, gestand er, daß Flint seine Aussage erkauft habe, er glaube, die Münzen seien gestohlen. Zu dieser Zeit

verschwand Flint. Andere Dinge nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich hatte ihn ganz vergessen, bis ich fünf Jahre später eines Nachts in ein verlassenes Goldfeld gerieth, indem ich auf meinem Maulthier einschlief, welches mich im Schlaf über eine zerstörte Schleuse trug, aber, ich denke, ich erzählte Euch bereits diese Geschichte?"

„Aber Sie beendigten sie niemals", sagte Jane scharf.

„Dann will ich es jetzt thun. Ich wurde wirklich durch Indianer gerettet, welche mich im Mondschein für einen Geist hielten und Lärm machten. Der erste Weiße, den sie zu mir führten, war ein elender Trunkenbold, bekannt unter dem Namen „Old Fusil" oder „Fusel-Oil", welcher bei meinem Anblick das delirium tremens bekam. Wer, meint Ihr wohl, daß es war? Flint! Flint, der seine Rolle ausgespielt hatte und zu Grunde gerichtet war.

Seine Verwandten in New-York hatten ihn verstoßen und entfernt, seine Verwandten, die Mitschuldigen bei dem Verbrechen, durch welches er den Grund zu ihrem Reichthum gelegt hatte. Flint hatte beim Umbau des Hauses den geheimen Schrank in der Wand von Großvaters Studirzimmer entdeckt, hatte ihn durch eine neue Wand vom Zimmer getrennt, so daß er jetzt unbemerkt einbrechen und ihn mit Muße plündern konnte. So schaffte er den größten Theil von Großvaters Schatz fort, welchen Vater dort verborgen hatte. Er wußte, dieser konnte von den Nachkommen niemals vermißt werden. Aber, geschah es aus Eile oder Unwissenheit, er rührte die dort verborgenen Papiere oder Dokumente nicht an. Diese berichteten von Großvaters zweitem Versteck unter diesem Herde, und erst ich habe sie entdeckt.

Er zündete ruhig seine Pfeife wieder an, richtete seine Augen fest auf Marie, ohne anscheinend zu beachten, daß die übrigen in athemloser Spannung unverwandt auf ihn blickten und fuhr fort: „Flint, einst Pierre Fusil, einst Peter Gunn, starb im Wahnsinn. Ich beschloß die Wahrheit der Geschichte zu erproben. Ich kam hierher. Ich kannte das alte Haus, welches ich in meiner Knabenzeit in allen seinen Theilen durchstreift hatte, weit besser als Du, Gabriel, oder irgend jemand. Der ältere Gunn erfuhr von der Sache erst durch die Enthüllungen seines Verwandten, er wünschte das Besitzthum mit der Zeit durch seinen Sohn an sich zu ziehen und so alle Spuren von Flint's That zu vernichten. Ich erkannte das Zimmer in allen Einzelheiten Dank unserer lieben Kitty, welche den Teppich aufgenommen hatte, wodurch die lose Diele sichtbar wurde, welche sich vor dem jetzt von der Scheidewand verdeckten Schranke befand. Ich [illegible]
Schrank erbrochen aber die Papiere noch unberühr[illegible]

vollständige Angabe der Summe, welche Flint genommen, erwähnten aber noch einer größeren Summe, welche neben dem Kamin vergraben war. Kurz ehe ihr kamt, war es mir gelungen sie zu heben. Ich hoffte anfangs, sie der Familie morgen als Weihnachtsgeschenk überreichen zu können, aber" — Onkel Sylvester hielt ein und that langsam einige Züge aus seiner Pfeife.

„Wir kamen Dir zuvor", sagte Gabriel lachend.

„Nein", sagte Onkel Sylvester ruhig, „aber es stellte sich heraus, daß sie Euch gar nicht gehört. Nach diesem Papier hier in meiner Tasche, einem so gesetzmäßigen Dokument, wie ich nur je eins sah, ist sie eine Schenkung Vaters an Miß Marie Du Page."

Kitty schlang jubelnd ihre Arme um den Hals ihrer bleichen, tief erschütterten Freundin, und Gabriels ehrliches Gesicht strahlte förmlich in selbstloser Freude.

„Was Dich anbetrifft, mein lieber Gabriel, so mußt Du Dich mit der Thatsache begnügen, daß die Firma Peter Gunn und Söhne Deine Schwindelpapiere zu dem Preise zurücknehmen will, den Du dafür bezahltest. Es ist die Buße, die sie zu entrichten haben für ihren Antheil an diesem kleinen Geschäft, wie ich die Ehre hatte heute dem Mr. Gunn auf dem Wege zur Bahn mitzutheilen."

„Dann glaubst Du, der junge Mr. Gunn wußte, daß Flint sein Verwandter war, und daß er Vaters Geld gestohlen hatte", sagte Kitty „und Mr. Gunn wollte nur", sie hielt ein, ihre Augen funkelten zornig.

„Ich denke, er würde gern ein Uebereinkommen getroffen haben durch welches das Geheimniß und der Besitz in der Familie geblieben wäre", sagte Onkel Sylvester. „Aber ich glaube, er vermuthete nichts von dem Vorhandensein dieses zweiten Schatzes."

„Und", rief Jane, „alle diese elenden unbefriedigenden Bruchstücke, welche Sie uns geben, waren nichts" . . . . .

„Als eine einzige Geschichte, auf meine Weise erzählt."

Als die andern sich um den ausgegrabenen Schatz zusammendrängten, näherte Marie sich schüchtern Onkel Sylvester, Thränen in den Augen. Ihr Uebermuth war ganz geschwunden, zögernd hielt sie den Ring zwischen ihren Fingern. „Wie soll ich Ihnen danken, und wie können Sie mir jemals vergeben?"

„Nun", sagte Onkel Sylvester, indem er ihr tief in ihre dunkeln Augen schaute, „behalten Sie den Ring, um über diese Frage nachzudenken."

Ein deutscher Kleinstaat in der französischen Revolution.

Von

Max Lenz.

Unter den Aufgaben, welche sich die badische historische Commission seit ihrem Zusammentritt im April 1883 gestellt, und wodurch sie unsere historische Literatur bereits um mehrere ganz hervorragende Werke bereichert hat, verdient die von Professor Bernhard Erdmannsdörffer unter Beihülfe des Archivraths Dr. Karl Obser mit vorzüglicher Sorgfalt edirte Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden mit besonderer Dankbarkeit hervorgehoben zu werden*). Karl Friedrich, der Fürst, unter dem das alte Markgrafenthum sich aus der Zersplitterung in kleine, unzusammenhängende Territorien zum Großherzogthum, zur deutschen Westmark entwickelt hat, von etwa 70 auf 250 Quadratmeilen angewachsen ist, hat sich bei Zeitgenossen und Nachwelt immer besonderer Schätzung zu erfreuen gehabt. Kein Geringerer als Friedrich der Große hat noch zu Ende seines Lebens von ihm gesagt, er sei derjenige von allen seinen fürstlichen Zeitgenossen, dem er die größte Achtung zolle. Seine humane Gesinnung bewährte Karl Friedrich in der Aufhebung der Gutshörigkeit; für seine literarischen Interessen ist das glänzendste Denkmal die Heidelberger Universität, die er zu neuem Leben erweckt hat; seine deutsch-nationale Gesinnung, die ihn zu einem Führer im Fürstenbunde machte und Zeit seines Lebens von ihm bekannt worden ist, hat ihm auch die Anerkennung der patriotischen Historiker späterer Zeiten eingebracht. Freilich war nicht zu übersehen, daß er die Größe seines Landes nur dem engsten Anschluß an Frank-

---

*) Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden, bearbeitet von B. Erdmannsdörffer, 1. Band 1888, 2. Band 1892. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

reich verdankt hat; daß er damit nichts Besseres that als seine vielgescholtenen Nachbaren von Württemberg und Bayern; daß er zu den napoleonischen Satrapen gehörte, die dem fremden Eroberer bei der Knechtung Europas zur Hand gingen. Und die Erinnerung daran war um so peinlicher, je anmuthender die deutsche Gesinnung der badischen Regierung im neunzehnten Jahrhundert erschien. Woraus es sich denn wohl erklären mag, daß die politische Geschichte Karl Friedrichs, mehr als ein halbes Jahrhundert und eine Epoche größter Wandlungen, von jedem eingehenderen, auf die originale Grundlage der Archive zurückgreifenden Studium verschont geblieben ist.

Wenn jetzt die badische Regierung ihre Zustimmung zur rückhaltlosen Aufdeckung der Quellen über die Gründungsepoche ihres Staates gegeben hat, so haben wir darin zunächst einen Akt hoher Objektivität, politischen und wissenschaftlichen Muthes anzuerkennen. Es wäre dringend zu wünschen, daß Württemberg und Bayern dem edlen Beispiel folgen möchten; und man muß die Engbrüstigkeit der Verwaltungsgrundsätze in Stuttgart und München laut beklagen, wo man sich nicht einmal entschließen konnte, wenigstens dem badischen Nachbarn die Archive zu öffnen*). Die Staaten des deutschen Südens gehören nun doch zu den Säulen, auf denen das neue Reich ruht, und haben darum den gleichen Anspruch wie der preußische Grundpfeiler, dem deutschen Volke in ihren Fundamenten bekannt zu werden. Die Fundamente sind aber in jener Zeit und unter dem Druck der ungeheuren Ereignisse, die gleich elementaren Naturgewalten vom Westen her über Deutschland hereinbrachen, gelegt worden; wie für das moderne Frankreich, so liegen auch für das neue Deutschland die Ursprünge in der großen Revolution, welche nicht blos die Kraft, das Alte und Ueberlebte zu zerstören, besaß, sondern (scheuen wir uns doch nicht mehr das auszusprechen) die politischen Zustände und Maximen unseres Daseins auch positiv tausendfach um- und ausgebildet hat.

Es ist ein schöner und gerechter Lohn für solch muthiges Beginnen, daß es nach Allem, was bis heute vorliegt, das Licht nicht zu scheuen braucht. Mit überwältigender Gewißheit ergiebt sich aus den Akten die zwingende Nothwendigkeit, unter welcher der Markgraf und seine Räthe sich in jedem ihrer Entschlüsse und Schritte befunden haben. Nicht daß sie gehandelt haben, wie sie mußten, darf man ihnen noch zum Vorwurf machen: unverzeihlich wäre es erst gewesen, wenn sie sich nicht von den zur Lüge gewordenen Formen und Forderungen des alten Rechtes los-

*) In München hat man sich jedoch wenigstens dazu verstanden, ein paar Stücke aus dem Geheimen Staatsarchiv abschriftlich mitzutheilen.

gesagt, wenn sie sich zu den Donquixotes des heiligen römischen Reiches deutscher Nation hätten machen wollen. Sie haben nur gethan was vernünftig war, sie haben die Pflicht gegen ihr Land erfüllt und sein Dasein gerettet, indem sie die Hand der Eroberer ergriffen, von denen ihre Vernichtung oder Erhöhung abhing. „Die Verhältnisse", so faßt der Herausgeber unserer Akten sein Urtheil prägnant zusammen, „waren in Deutschland dahin gediehen, daß die particularen Interessen des deutschen Reichsfürstenstandes, jedes anderen wirksamen Schutzes ledig, ihre Wahrung und Förderung selbständig in die Hand zu nehmen sich genöthigt sahen; der Trieb der Selbsterhaltung und der der Vergrößerung fielen dann fast mit Nothwendigkeit zusammen."

Das Werk soll bis zum Sommer 1806, also bis zur Auflösung des alten Reiches und zur Vollendung der Napoleonischen Vorherrschaft in Oberdeutschland geführt werden. Von den vorliegenden Bänden reicht der erste bis zum Eintritt Badens in den Krieg gegen Frankreich durch die Truppen-Convention mit Oesterreich und Preußen vom 18./21. September 1792; der zweite bis Ende 1797, vor den Beginn des Rastadter Congresses; der dritte wird diesen selbst umfassen; mit jedem Bande werden also die Ereignisse spannender und merkwürdiger auch für die allgemeine deutsche Geschichte werden.

Eine Art Einleitung, eher aber das gegensätzliche Bild zu der Hauptmasse der Ereignisse bietet uns die erste Hälfte des ersten Bandes, deren Gegenstand der Fürstenbund ist, diese eigenthümliche, fast posthum zu nennende Erneuerung oder Galvanisirung der alten deutschen Fürstenopposition gegen das habsburgische Kaiserthum. Die Geschichte dieser Union ist in den Hauptzügen bekannt; Ranke hat sie von dem maßgebenden Standpunkt der beiden deutschen Großmächte her in einem klassischen Werke beschrieben. Doch erweckt es, wie der Herausgeber treffend bemerkt, ein nicht geringes Interesse, diesen Dingen einmal von Seiten der Mittel- und Kleinstaaten nahe zu treten, die sich unter König Friedrichs starken Schutz gegen das rücksichtslose Umsichgreifen der Josephinischen Herrschsucht flüchteten. Niemand war darin eifriger, als der Markgraf von Baden, dem die patriotisch und liberal gefärbten Grundsätze des Verbandes so recht nach dem Herzen waren. Lange bevor Friedrich der Große den Gedanken aufgriff, hatte er ihn mit gesinnungsverwandten Fürsten, wie Franz von Dessau und Karl August von Sachsen-Weimar, erörtert. An Preußens Beitritt dachte man damals in diesen Kreisen noch nicht. Im Gegentheil, gerade um eine Zwischenstellung zwischen den beiden Großmächten zu gewinnen, ward der Bund der Kleinen beabsichtigt. Dann aber ward Prinz

Friedrich Wilhelm von Preußen mit dem Plan bekannt und nahm sich aufs wärmste seiner an, ohne daß zunächst sein königlicher Oheim darum wußte. Unsere Akten erläutern diese Beziehungen, die im Allgemeinen bekannt waren, und lassen sie uns jetzt um mehrere Monate zurück, bis in den Juni 1783 verfolgen. Der Rathgeber und eifrige Unterhändler Karl Friedrichs war hierbei vor Anderen sein Geheimer Rath Freiherr Wilhelm von Edelsheim. Das Bild dieses Mannes, das mit feinen Strichen schon von Ranke skizzirt worden ist, tritt uns jetzt aus zahlreichen Akten zum ersten Mal als ein geistvoll ausgeprägter Charakterkopf der Aufklärungsepoche voll entgegen. Ausgerüstet mit der Bildung des Jahrhunderts, liebenswürdig und beweglich, energisch und voll Hingebung an die Interessen seines Herrn, der es ihm mit herzlicher Freundschaft vergalt, hielt Edelsheim die Summe der Geschäfte in den Händen; man sagte ihm wohl nach, daß er nicht nur das Land, sondern auch seinen Fürsten beherrsche. Goethe, der ja in diesen Verhandlungen seinem Herzog ebenfalls beistand, verlebte im Sommer 1785 zu Karlsbad mit dem in „Staats- und Wirthschaftssachen“ wohlunterrichteten Collegen sehr angeregte Tage. Sein Umgang, schreibt er an Frau Stein, mache ihm mehr Freude als jemals; er kenne keinen klügeren Menschen. Auf badischer Seite war wieder Goethes Schwager, der Hofrath Schlosser in gleicher Richtung thätig, von Mainz her wirkte der schon damals einflußreiche Coadjutor Karl Theodor von Dalberg in demselben Sinne — ebenfalls Namen, die uns sonst besonders in unserer staatlosen Litteraturgeschichte begegnen; es ist von Interesse, ihre Träger so eifrig bei dem Versuch, der deutschen Einheit eine neue Form zu geben, anzutreffen.

Schon die Zeitgenossen haben den Fürstenbund mit dem Schmalkaldischen Bunde verglichen; Friedrich der Große selbst hat daran als das Vorbild der neuen Union erinnert. Daß sich auch der Papst um das Zustandekommen eifrig bemüht hat, indem er die geistlichen Herren in Mainz, Trier und Regensburg durch geheime Emissare anfeuern ließ, spräche nicht dagegen. Es war vielmehr curiale Tradition, die deutschen Ketzer direkt oder indirekt gegen die cäsarischen Gelüste Habsburgs zu unterstützen, und oft genug in den Tagen Clemens' VII. oder Urban's VIII. geübt worden. Dennoch wird mit jener Parallele offenbar nur ein sehr äußerliches Moment bezeichnet, das der Vereinigung deutscher Fürsten gegen die Uebergriffe der Kaisergewalt, und das Charakteristische des Schmalkaldischen Bundes außer Acht gelassen. Ein Analogon zu dem deutschen Fürstenbunde war nach Rankes zutreffendem Ausdruck etwa das Verständniß, welches Kurfürst Moritz in Passau zum Schutz der

fürstlichen Libertät und speziell der Integrität der Bisthümer mit den katholischen und geistlichen Reichsfürsten traf: das Lebensprinzip des Schmalkaldischen Bundes dagegen war das der Religion, der kirchlichen Reform, die Tendenz, aus der Reichsverfassung die römisch-katholischen Formen auszutilgen. An Stelle dieses für den deutschen Staat wirklich keimfähigen, triebkräftigen Elementes war in der Union von 1784 ein todter Punkt. Sie wollte nichts als das Bestehende conserviren; worauf selbst die Toleranz, zu der sich jetzt auch die geistlichen Fürsten bekannten, im Grunde hinauslief. Und wenn der gute Karl Friedrich im Anschluß an ein Herdersches Projekt für die Aufrichtung einer deutschen Akademie zur Pflanzung patriotischer und aufgeklärter Gesinnungen schwärmte, so konnte er sich den Weg dazu nur wieder in der Stiftung eines neuen deutschen Ordens im engen Anschluß an die Hierarchie des Reichs vorstellen: ein jedes Erz- oder Hochstift, das der Union beigetreten sei, müsse eine Domherrenpräbende vakant lassen, um daraus einige gute Commenderien für die Ritter der ersten Abtheilungen und Plätze der Akademie für die Mitglieder der dritten (d. h. die Gelehrten) zu stiften. Ganz schüchtern meint er: „vielleicht könnten auch einige Reichsprälaturen von ihrem Ueberfluß zu diesem gewiß nützlichen Institut beitragen, besonders wenn sie einige überflüssige Mönche abgehen lassen wollten, deren sie doch, wenn sie es nicht alle sind, gewiß welche haben müssen". Daß die Bücher Leben gewinnen und der Gedanke zur That werden, daß die Ideen der Aufklärung und der Nationalität, an die man so enthusiastisch appellirte, einmal den Staat und die Gesellschaft Deutschlands von Grund aus umbilden könnten, blieb dieser Generation noch verborgen.

Bemerkenswerth ist in jener Zeit das Verhältniß Badens zu Frankreich, dessen Angriffe hundert Jahre vorher das Reich kaum hatte eindämmen können. Damals hatte ein badischer Markgraf als Führer der Reichsarmee den deutschen Landen Schutz und sich selbst unsterblichen Ruhm gewonnen — Ludwig Wilhelm, dessen Biographie, gleichfalls ein Werk der badischen Kommission, auf breiter urkundlicher Grundlage fast gleichzeitig mit dem zweiten Bande unserer Publikation erschienen ist*). Zur Zeit des Fürstenbundes dagegen war im Westen Alles beruhigt. Während man in Karlsruhe von Wien her sich des Ruins aller Freiheit und Selbständigkeit versah, lebte man mit der Regierung Ludwigs XVI. in freundnachbarlichen Verhältnissen. Die Unterstützung der

*) Aloys Schulte, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693—1697. 2 Bände, Karlsruhe, J. Bielefeld's Verlag, 1892.

österreichischen Pläne durch die französischen Alliirten, nur halb gewollt und unpopulär, war ohne Nachdruck und Wirkung; denn ein Bund deutscher Kleinstaaten erschien, wenn auch nicht eben unter preußischer Hegemonie, keineswegs gegen das französische Interesse. Der diplomatische Vertreter Badens am Versailler Hof war ein Mitglied der dortigen Regierung selbst, Dupont de Nemours, einer der namhaftesten Vertreter der physiokratischen Schule, der dem Markgrafen seit Jahren bekannt war, längere Zeit in Karlsruhe sich aufgehalten hatte und mit ihm persönlich in einem intimen Briefwechsel nationalökonomischen Inhaltes stand*). Seine Berichte an Edelsheim, zahlreich und ausführlich, erörtern mit auffallender Offenherzigkeit und vielem Geist die schon so stark bewegte innere Lage Frankreichs zur Zeit der Notabelnversammlung von 1787, und gehören mit den Antworten Edelheims zu den werthvollsten Stücken der Publikation. Auch die nachbarlichen Irrungen über die Stapel- und Verfrachtungsrechte Straßburgs auf dem Oberrhein störten die Freundschaft nicht. Frankreich trat in ihnen als Erbe der Privilegien auf, welche sich die alte Reichsstadt im Laufe der Jahrhunderte erworben hatte, und die sie auch unter französischer Herrschaft eifersüchtig zu behaupten suchte; formell mit nicht geringem Nachdruck; in der That aber wußte sich die badische Regierung gleich den übrigen Rheinstaaten von den überlebten Ansprüchen des abtrünnigen Reichsgliedes ziemlich zu emancipiren.

II.

Da kam die französische Revolution, und mit ihr von Grund aus neue Verhältnisse. Es verträgt sich sehr wohl mit einander, daß der neue Staat auf dem Rhein die unbeschränkte Handelsfreiheit proklamirte, welche er Baden im Frieden von 1796 noch speziell garantirt hat, und die Ansprüche der Nachbarregierung auf die alten Besitztitel und Regierungsrechte in ihren elsaß-lothringischen Aemtern, Beinheim und Rodemachern, und in den sonstigen Flecken, Burgen und Dörfern links des Rheins annullirte: das neue Frankreich kehrte sich von der krausen Gestaltung der feudalen Ordnung durchweg ab; Alles ward nach einfachen, das Ganze der Nation umspannenden und gliedernden Normen eingerichtet. Die Sonderinteressen Straßburgs mußten davor ebenso zurücktreten wie diejenigen der rechtsrheinischen Territorien. Beides waren Reste der feudalen Staatsordnung, mit der ein radikales

*) Ebenfalls eine Publikation der badischen historischen Commission: Carl Friedrichs von Baden brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Du Pont, bearbeitet von Carl Knies, 2 Bände, Heidelberg, C. Winter's Verlag.

Ende gemacht wurde. In Frankreich sollten fortan nur Franzosen leben, Anhänger des neuen Staates, der das nationale Leben nach gleichartigen Grundsätzen regelte, einem Willen zu unterwerfen strebte.

Man kann nicht sagen, daß die neuen Machthaber in Versailles und Paris sich der Einsicht in die Berechtigung der erhobenen Klagen rücksichtslos verschlossen hätten. Sie erkannten ihre Verpflichtung zur Entschädigung der depossedirten deutschen Fürsten ausdrücklich an und eröffneten alsbald Unterhandlungen mit den Einzelnen und dem Reich. Aber von Anfang an ward von französischer Seite die Unausweichlichkeit und Unabänderlichkeit der neuen Ordnung proklamirt. Herr von Ternant, Oberst vom Regiment Royal Liégeois, der in Karlsruhe die Verhandlungen führte, erklärte dem badischen Minister, seine Nation wünsche den Beweis zu führen, wie sehr sie sich zu einer Entschädigung für den Besitzverlust verpflichtet fühle; aber das Prinzip, alle Theile des Reiches einem gleichartigen Regime zu unterwerfen, sei für Frankreich zu wichtig, als daß die Nationalversammlung sich davon lossagen könne. Ja, selbst wenn sie es wollte, würde es ihr doch unmöglich sein. Es wäre sogar einmal die Rede davon gewesen, den deutschen Fürsten die Ausübung der alten Rechte über ihre Unterthanen auf ihre Gefahr, mit eigenen Mitteln zu überlassen; aber inanbetracht, daß seit der nationalen Conföderation dann alsbald an 20,000 Mann von Paris aufbrechen würden, um ihre Mitbürger zu befreien, daß also der Bürgerkrieg die unvermeidliche Folge sein würde, habe man die Idee sofort aufgegeben. Und was sei natürlicher als eine Schadloshaltung, nachdem eine Totalumwälzung der Dinge das Eigenthum vernichtet habe, und man nicht nur seine Einkünfte vermehren, sondern vieles Unheil verhüten und sich die Freundschaft einer so mächtigen Nation erhalten könne! Und in der That, auch wir müssen bekennen, daß es undenkbar war, die westlichen Landschaften von der neuen Constitution ausschließen zu wollen, hier das zu erhalten, was überall sonst zerbrochen wurde, und dessen Beseitigung die Forderung der Theorie und der Leidenschaften, des unwiderstehlichen, auch schon im Elsaß lebendigen nationalen Willens Frankreichs war.

Wie so mit Naturnothwendigkeit, durch die unvermeidliche Erfüllung der Geschicke der revolutionäre Staat in wachsende Conflikte mit dem Reich und den deutschen Großmächten gerieth, das ist in den großen Zügen allbekannt. Unsere Akten geben nur wieder die Illustration und Ergänzung von dem Standpunkt eines kleinen deutschen Staates, der mit geringem Einfluß auf die allgemeinen Verhältnisse, auch meist ohne

tiefere Einsicht in ihren Verlauf, doch im Brennpunkt der Ereignisse und in jedem Moment unter ihrer Wirkung stand.

Sehr interessant ist es zu beobachten, wie gleich im Beginn sich die Ziele abheben, welche die großen Kriege der folgenden Jahre verwirklicht haben. So warf Ternant schon in der ersten Unterredung dem badischen Minister das Schlagwort von den natürlichen Grenzen entgegen, hinter denen sich Frankreich, indem es auf jede Vergrößerung verzichte, doch sichern müsse, und zu denen vor Allem der Rhein gehöre. Ganz konsequent war es, wenn er die Entschädigung auf dem rechten Ufer zu finden suchte und die Auftheilung des Kirchen- und Reichsguts in Vorschlag brachte: er bot für Baden zunächst die Besitzungen der Stadt und des Bischofs von Straßburg auf der rechten Stromseite an. Andernfalls bezeichnete er den Krieg als unvermeidlich und drohte mit der revolutionären Propaganda und der Zerstörung der alten Reichsordnung. Auch die Absicht, durch Sonderverhandlungen mit den geschädigten Fürsten zum Ziel zu kommen und durch eine Neutralitätserklärung des schwäbischen Kreises Oberdeutschland aus dem Reichsverbande und von Oesterreich abzulösen, tritt bald genug hervor.

Und von Anfang an kam im Rathe des Markgrafen die Meinung zur Geltung, daß man die Anträge nicht schlechthin von der Hand weisen dürfe. Denn auf den Beistand des Reichs oder eine Unterstützung durch die Garanten der letzten Friedensschlüsse sei nicht zu zählen, der Krieg sei eine höchst unsichere Sache, die Lasten in jedem Falle bei der Grenzlage des Landes unvermeidlich und auch bei glücklichstem Erfolge schwerer als der Gewinn, den man erwarten könne. Anfangs scheint die Stimmung im markgräflichen Rathe sogar überwiegend für eine friedliche Ordnung der Dinge gewesen zu sein. Selbst Edelsheim war Separatverhandlungen keineswegs abgeneigt, auch unter dem Gesichtspunkt, der später ebenfalls maßgebend wurde, daß sonst andere Mitstände, man fürchtete besonders Württemberg, das Prävenire spielen könnten. Der Bischof Karl August von Speier, ein Graf von Limburg-Styrum, der Heißsporn für die alte Reichsordnung, meinte damals, in Karlsruhe sage man oft ja und nein zugleich, ein Benehmen, das mit seinen Grundsätzen und mit der altdeutschen Freimüthigkeit, die er befolge, nicht übereinstimme. Der geistliche Herr sah voraus, daß es mit seiner Stellung im Reich am ersten vorbei sein würde, sobald man mit der Revolution paktire; und in der That ist das neue Baden aus den Spolien seines Bisthums bereichert worden.

Allmählich, und zwar in dem Verhältniß als Oesterreich und Preußen sich näherten und mit Frankreich auseinander geriethen, kam

man auch in Karlsruhe von der entgegenkommenden Haltung zurück und besann sich auf die Gemeinsamkeit der deutschen Interessen und seine Pflichten gegen das Reich. Karl Friedrichs Gesinnung entsprach diese Wendung an sich, und auch sein Minister befestigte sich in ihr mehr und mehr, welche ja auch durch den Tod des alten Gegners der Union, Kaiser Josephs, und die Liebenswürdigkeit seines klugen und geschmeidigen Nachfolgers außerordentlich erleichtert ward. Edelsheim hatte, wie wir gelegentlich erfahren, zu Leopold schon vor Jahren in Florenz Zutritt erhalten. Er erneuerte die Bekanntschaft gelegentlich des Frankfurter Wahltages im Herbst 1790 zu Aschaffenburg, wohin er vom Markgrafen gesandt war, um eine Zusammenkunft vorzubereiten, die dann zu Würzburg stattfand. Hier wußte der König von Ungarn den Minister durch seine bezaubernde Liebenswürdigkeit und die sichtliche Auszeichnung vor andern Gästen völlig für sich einzunehmen. Es möge mir erlaubt sein, die entzückte Schilderung, die dieser seinem Herrn davon machte, einzufügen: „Als ich an Hof kam", schreibt Edelsheim, „traf ich Graf Rosenberg*) nicht mehr in seinem Zimmer an. Der Mainzer Hofmarschall von Frankenstein, den ich im Vorzimmer nicht antraf, ließ mir aber sagen, er habe Ordre mich gleich zu melden. Endlich kam Graf Rosenberg, nahm mich beim Arm, führte mich zum König und sagte mir: 'Sagen Sie ihm nur viel Schönes vom Markgraf.' Das that ich in einer ganz stattlichen Anrede, worauf er mir sehr natürlich sagte: 'Ich hoffe, er soll von mir zufrieden sein. Sie kennen mich und wissen, wie ich es in Florenz gemacht habe; schlechter will ich es gewiß jetzt auch nicht machen. Die Erfahrung hat mich in meinen Grundsätzen fest gemacht. Sagen Sie dem Markgrafen, daß ich von seiner Attention flattirt bin und ihn gewiß hochschätze. Nun, mein lieber Edelsheim, wie ist die Zeit gangen? ich hab mich recht gefreut, Sie wieder zu sehen, mei Weib auch. Aber man sagt, Sie bringen sich mit dem Tintenfaß um. Das ist ja á Thorheit. Wenn man spürt, daß man was nutz ist, muß man außer in sehr wenig Gelegenheiten immer drauf denken, wie man's macht, daß man sich beim Arbeiten erhält. Und warum sind Sie denn nicht zu mir nach Wien kommen rc. rc.'

Im Auf- und Abgehen hörte mich die Königin und rufte: 'Edelsheim, intrade (sic), voi siete della casa, intrade subito!' Wie ich mit Ihrer Maj. sprach, sagte der König: 'jetzt will ich Ihnen meine Buben rufen', und brachte die zwei Erzherzoge: 'Das ist der Karl, den

*) K. k. Oberstkämmerer.

kennen Sie wie ein Kind [als Kind], und das ist der Leopold, der ist nach Sie angekommen; Kinder, das ist rc. rc.' Ich blieb, bis Rosenberg kam und sagte: 'der Herzog kommt' [von Württemberg?]; darauf spazierte alles in das Audienzgemach und ich meiner Wege. Sie blieben eine gute Viertelstunde bei einander und kamen, wie das Service angesetzt wurde, heraus; der König ließ mir sagen, ich sollte mich neben ihm setzen. Das behagte nun Prinz Friedrich von Württemberg Sohn nicht zum Besten; Erzherzog Karl nahm ihn und setzte sich mit ihm gerade dem König gegenüber, der aber die ganze Tafel durch nicht ein Wort mit ihm sprach. Ich habe über dieses Mahl einen steifen Hals bekommen; denn unaufhörlich sprach der Kaiser mit mir und Frau von Eudenhoven, die zu einer solchen Expedition ein ganz unique weibliches Geschöpf ist. Ueber diese Unterredung, wo Merkwürdiges und Schilderndes vorkam, im nächsten unterthänigen Brief ein mehreres. Nach der Tafel sagte mir der Kaiser: Edelsheim, in Frankfurt muß ich Sie alle Tag sehen."

Der Einfluß Edelsheims im badischen Ministerrath brachte jetzt die entgegengesetzten Stimmen zum Schweigen. Unter diesen hatte sich besonders Schlosser hervorgethan, der auf den Ehrgeiz Oesterreichs und die abweichenden Interessen der beiden deutschen Vormächte hinwies und mit heftigem Eifer einer friedlichen Auseinandersetzung mit Frankreich das Wort redete. Denn die Wirkung der Revolution werde nicht rasch vorübergehen, eine Despotie werde sie nach Analogie der englischen Geschichte voraussichtlich ablösen; aber folge selbst eine gemäßigte Monarchie, so sei ohne völlige Regeneration des Menschengeschlechtes an eine Wiedergewinnung der verlorenen Besitztitel nicht zu denken. Man solle zugreifen, zwar „vorbehaltlich der Zustimmung des Reiches", aber ohne Besinnen und für sich allein, was unter solcher Voraussetzung keinem Reichsstande verwehrt sei. Er war ganz damit einverstanden, die rechtsrheinischen Gebiete von Stadt und Bisthum Straßburg in Tausch anzunehmen. Als die Regierung mehr und mehr dem Kriege zusteuerte, hat sich der hitzige und eigenmächtige Mann, wie aus den Akten hervorzugehen scheint, hinter dem Rücken seines Herrn an die französische Regierung herangemacht, um Baden und womöglich das Reich selbst von dem Kriege zurückzuhalten; sein Mittelsmann war dabei Gottlieb Konrad Pfeffel in Kolmar, der Dichter, der durch seinen Pariser Bruder Beziehungen zum französischen Ministerium hatte.

So lange nun Oesterreich und Preußen an sich hielten, blieb auch in Karlsruhe Alles in der Schwebe. Man verkannte keineswegs die gefährliche Lage fast vor der Mündung der französischen Kanonen und

jeden Augenblick dem Uebertritt revolutionärer Banden ausgesetzt, ja selbst der eigenen Unterthanen nicht völlig sicher. Als aber die beiden Vormächte ihren Bund geschlossen und der Revolution den Krieg erklärt hatten, blieb auch Baden nicht zurück. Bevor das Reich noch beigetreten war, schloß der Markgraf einen Hausvertrag mit den beiden Höfen ab, in dem er sich zur Stellung von tausend Mann seiner Truppen verpflichtete. Im November verfügte der Reichstag zu Regensburg die Rüstungen; ein Triplum der gewöhnlichen Umlage, das waren auf dem Papier 120 000 Mann, wovon jedoch kaum auf mehr als die Hälfte zu rechnen war, ward bewilligt, im März 1793 folgte die Kriegserklärung.

III.

Unterdeß waren die Franzosen bereits mitten im Reich gewesen. Dem Rückzuge der österreichisch-preußischen Armee aus der Champagne folgte der Einbruch Cüstines in Oberdeutschland. Ende September nahm er Speier und Worms, im Oktober Mainz und gleich darauf Frankfurt. Von Mainz bis Basel gerieth Alles in jähen Schrecken. Der Markgraf ließ das Archiv und andere Werthsachen nach Ulm bringen, verließ selbst seine Residenzstadt und richtete an den König von Preußen das Gesuch, ihm für den Fall der Noth das Schloß zu Ansbach als Zufluchtsstätte einzuräumen. Im December jedoch wandte sich das Blatt. Frankfurt ward von den Preußen und Hessen wieder genommen, die Coalition der deutschen Großmächte festigte sich aufs neue, der Beitritt Englands, der Sieg der Oesterreicher bei Neerwinden, der Aufstand der französischen Provinzen gegen das Schreckensregiment der Jakobiner, schließlich die Eroberung von Mainz im Juli 1793 stärkten die Stimmung auch in Karlsruhe. Edelsheim wiegte sich damals in sanguinischen Hoffnungen. Im August richtete der englische Bevollmächtigte im preußischen Hauptquartier, Graf Yarmouth an ihn die Anfrage, ob sich Baden mit England in einen Subsidientraktat einlassen werde, wie ihn sein Cabinet mit dem Landgrafen von Hessen abgeschlossen habe, der nicht weniger als 12 000 Mann seiner gutgeschulten Truppen an die englische Armee abgegeben hatte. Begierig ging Edelsheim auf den Antrag ein. Er meinte, man könne 3000 Mann stellen, man müsse mit Nachdruck auftreten, denn nur so werde man bei dem künftigen Frieden mit zur Theilung kommen. Die Entschädigungen Badens sah er offenbar noch jenseits des Rheines. Indessen war die gemäßigtere Richtung im badischen Geheimen Rath immer noch von Einfluß; auch der landesväterlichen Gesinnung Karl Friedrichs

widerstrebte es, seine Landeskinder in die Ferne, auf den niederländischen Kriegsschauplatz zu schicken; und so schloß man, wie Edelsheim ärgerlich schreibt, nur einen „Pygmäen von Vertrag", wonach eine Abtheilung von 754 Mann an England abgegeben ward. Der Minister war so entrüstet, daß er den formalen Abschluß des Geschäftes für seine Person ablehnte: er wolle seinen Namen nicht „unter eine solche Kleinigkeit setzen", schrieb er an den Prinzen Ludwig, der damals in der preußischen Armee mit hoher Auszeichnung diente: „mit meinem Plan hätten wir Baden erhoben und soviel erlangt, daß der Krieg uns nichts gekostet hätte — alle meine Mühe und Arbeit ward abermals zu Wasser!"

Indessen war mit der Wiedergewinnung des rechten Rheinufers nicht allzuviel gethan. Immer blieb die Gefahr eines neuen Uebergangs der Franzosen über den Strom gerade nach der badischen Seite. Man hoffte eine Zeitlang ihr durch die Errichtung einer Landmiliz begegnen zu können und traf mit der österreichischen Regierung in Freiburg Verabredungen dazu: vom Breisgau sollten zunächst 10 000, von den badischen Oberlanden 5000 Mann aufgestellt werden; vereinigt mit den regulären Truppen sollten sie die Stromgrenze decken. Man theilte die Masse in Bataillone und Compagnien ein, bestimmte die Sammelplätze und Stellungen, und hoffte schließlich gar für die kurze Strecke von Basel bis Kehl eine Armee von 60 000 Mann zusammen zu bringen. Im österreichischen Hauptquartier und in Wien selbst fand die Idee großen Anklang. Man sprach hier wohl von einer deutschen levée en masse und einer guerre d'extirpation gegen die Franzosen. Der Schwäbische Kreistag faßte entsprechende Beschlüsse, mit dem Stuttgarter Hof setzte sich die kaiserliche Regierung ebenfalls in Verbindung, und im Januar 1794 ward in Regensburg der Antrag gestellt, von Reichswegen eine Volksbewaffnung der vorderen Reichskreise anzuordnen.

Aber die Ausführung so weittragender Pläne stieß alsbald auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Selbst die badischen Bauern, die doch unmittelbar ihr Hab und Gut zu vertheidigen hatten, und denen der Markgraf leidliche Ausrüstung und sogar Sold gab, begannen über zu harte Zumuthungen und mißbräuchliche Verwendung zu murren; sie sprachen wie ihre Vorfahren zu den Zeiten der Bauernkriege, daß sie zu nichts weiter verpflichtet wären als ihre Dörfer und Höfe zu bewachen. Mit den österreichischen Nachbaren kam es zu allerhand Weiterungen, und Preußen erklärte am Reichstag rundweg, daß es seine Truppen vom Rhein zurückziehen werde, wenn diese revolutionäre Maßregel, die nur zu einer allgemeinen Erschütterung der Ordnung führen

könne, durchgesetzt werde. In der That ward das Landvolk zwischen Basel und Kehl unausgesetzt von elsässischen und schweizerischen Emissären bearbeitet, und in Lahr weigerte sich die „mit Demokratismus und Sansculottismus angefüllte“ Bürgerschaft direkt an der allgemeinen Bewaffnung theilzunehmen. Hier war noch ganz der alte Gegensatz zwischen Stadt und Land lebendig. Es hieß, die Lahrer hätten 6000 Gewehre bei sich eingeschmuggelt, mit denen sie wahrscheinlich eine feindliche Diversion machen würden; wogegen sich die Ortenauische Ritterschaft anheischig machte, die Stadt zu beobachten und gegebenen Falls die Bürgerschaft vor sich her, dem Feinde entgegen zu treiben. Zugleich verschärfte sich die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen mit jedem Tage; und wenn man auch in Karlsruhe von den Absichten der mächtigen Verbündeten keine rechte Vorstellung besaß, war doch soviel klar, daß Preußen sich aus dem Krieg herauszuwickeln bestrebt war.

In dieser Verlegenheit, da auch vom Reiche nichts mehr zu erwarten stand, ergriff man von Neuem den Gedanken, durch einen engen Bund der kleineren deutschen Stände sich eine gewisse Sicherung in den Conflikten der großen Mächte zu verschaffen: eine Erneuerung also des Fürstenbundes nach seiner frühesten Absicht, eine dritte Partei im Reiche zu bilden. Die Anregung ging von einem Privatmann, dem Freiherrn von Botzheim aus, der, früher in kaiserlichen, zuletzt Regierungs- und Kammergerichtspräsident in Nassau-Weilburgischen Diensten gewesen war. Der gute alte Herr trug seine Gedanken in einem Ton vor, der uns Nachgeborene lebhaft an den Styl des seligen Schartenmeyers erinnert. Als „teutscher Biedermann“ fühlte er sich angeregt, trotz seiner Jahre und der Sehnsucht nach Ruhe bei der „epinösen“ Lage des Vaterlandes hervorzutreten und die „teutschen Biederfürsten“ Karl Friedrich und Landgraf Wilhelm von Hessen zur Rettung „Teutschlands“ gegen „die Tiegerwuth von Bürgerglückschimäre begeisterter Räuberhorden“ aufzurufen. Auch dem Kaiser Franz wagte er seine Gedanken vorzutragen, „in der allertiefften Ehrerbietung, aber auch mit der dem deutschen Manne, der nichts als das allgemeine Beste zum Augenmerk hat, eigenen und ächten Biedersprache allersubmissest;“ Seiner K. K. Apostolischen Majestät möge es gefallen, „ein allergnädigstes Gehör der Stimme zu geben, die ganz unabsichtlich nur allein des Vaterlands Rettung bezielet.“

Auf Karl Friedrich machten die Vorstellungen des alten Geheimraths einen tiefen Eindruck, und da Botzheim auch in Kassel Anklang fand, so gelang es ihm, beide Fürsten mit ihren Ministern auf Schloß Wilhelmsbad bei Hanau zusammenzubringen. Wilhelm von Edelsheim

war nicht mehr unter ihnen, er war im December 1793 einer jähen Krankheit erlegen; seine Stelle bekleidete jetzt sein Bruder Georg Ludwig, ein Diplomat aus der Schule Friedrichs des Großen, dem er in Paris, Berlin und Wien lange Jahre gedient hatte.

In Wilhelmsbad fand man sich bald in Allem einig: eine Liste der anzuwerbenden Fürsten wurde aufgesetzt, alle Organisationsfragen durchgesprochen, die Aufstellung einer Bundesarmee von 40 000 Mann beschlossen, außerdem aber erklärt, daß man allen Pflichten gegen das Reich mit Stellung der Contingente, Bewaffnung der Miliz und jeglichen Requisiten voll genügen werde. Neben den äußern gedachte man auch der innern Feinde. Mit Sorge sprach man von der Propaganda der revolutionären Ideen in Deutschland. Es gelte, heißt es in einem Promemoria, „die öffentliche Meinung, welche die Illuminaten, Philosophen und Buchhändler-Bande durch alle möglichen Mittel für Revolution, Sansculotterie und Anarchie gestimmt haben, für gesetzliche Ordnung und überhaupt für die gute Sache wieder umzustimmen und zu gewinnen". Mit gelegentlichen Flugschriften sei es nicht gethan; die Hauptsache bestehe darin: „1) gefährliche Schriften als solche anzuzeigen, 2) gute Schriften anzupreisen, 3) Antirecensionen über absichtlich boshafte Recensionen zu machen, 4) die Kunstgriffe der Gelehrten und Buchhändlerbande aufzudecken, 5) wenn die Gegner schreien, noch weit lauter zu schreien." Jetzt führe das Gegentheil allein das Wort, und man sage nichts, außer höchstens einmal lange après coup in einer kleinen Schrift. Hätte man ein Antirevolutionsjournal, wie trefflich und treffend könnte man darin für die gute Sache arbeiten! Erdmannsdörffer weist darauf hin, daß Jung-Stilling, damals Professor in Marburg, in dieser Zeit den gleichen Plan einer conservativen Zeitschrift gefaßt habe. Die Vermuthung liegt nahe, daß er mit den Vertretern jener ersten heiligen Allianz, vielleicht mit Botzheim selbst persönliche Fühlung gehabt habe.

Es kam nun darauf an, die Inhaber der deutschen „Thronen", die man schützen wollte, für den Bund zu gewinnen. Edelsheim hatte Anfangs „aus bewegenden Ursachen" gemeint, die geistlichen Fürsten diesmal zu übergehen. In Wilhelmsbad kam man aber davon ab, und es ergingen nun nach allen Seiten, an große und kleine Mitstände, auch an den Kaiser Franz, die beweglichsten Anschreiben; ganz besonderes versprach man sich noch von einem Memoire, das Baden an die „erhabene Katharina", deren Enkel Alexander vor Kurzem die Enkelin Karl Friedrichs heimgeführt hatte, als an die eifrigste Protektrice der alten Staatsordnungen zu richten hatte. An Sympathiebezeugungen mangelte

es dem neuen Bundesplane nicht; Katharina zumal verfehlte nicht, ihren Abscheu über die monströse und tyrannische Regierung in Frankreich, und ihr reinstes Interesse an dem Glück und Frieden des deutschen Reiches auszusprechen, wie auch ihre Unterstützung der Wilhelmsbader Beschlüsse an allen interessirten Höfen zuzusagen. Aber bei den guten Worten ließ es ein Jeder bewenden; und von Wien kam gar eine kühl ablehnende Antwort. Es braucht also kaum der Bemerkung, daß das ganze Projekt, dieser letzte Versuch einer deutschen Union im alten Reiche, ins Wasser fiel.

IV.

Denn nur die Entschlüsse der großen Mächte konnten noch in dem Weltkampfe Bedeutung behalten. Dem Wilhelmsbader Projekte aber entzog der Rücktritt Preußens von der Coalition, der eben jetzt sich vorbereitete, allen Boden. Deshalb versagten sich schon die alten Genossen vom Fürstenbunde, Franz von Dessau und Karl August von Weimar der drängenden Werbung. Dann sah sich auch Hessen-Kassel genöthigt dem preußischen System beizutreten und den Bund aufzusagen; schon im Sommer 1795 machte der Landgraf seinen Frieden mit der Republik. Norddeutschland trat aus dem Kriege zurück, dessen volles Gewicht nun auf den Süden fiel.

Die Ereignisse hatten dem Hofrath Schlosser Recht gegeben: die Revolution erwies sich stärker, als die Politiker des alten Systems gewähnt hatten; immer mächtiger ward der despotische Wille, der sich im Centrum der französischen Nation gebildet hatte. Das Liebste wäre jetzt den Herrn in Karlsruhe offenbar gewesen, gleichfalls aus allen Kriegssorgen heraus zu sein. Und an Versuchern dazu fehlte es nicht. Preußen konnte nichts mehr wünschen als die Neutralität über den Main hinweg auszudehnen, welche die eigene Sicherheit sowohl als auch seine Autorität im Reiche am besten gewährleistet hätte. Und auch den Franzosen konnte nur daran liegen, sich eine neutrale Zone zwischen ihren und Oesterreichs Grenzen in Oberdeutschland zu sichern, woraus sich dann von selbst der Gedanke entwickeln mußte, dort in Konkurrenz mit dem Berliner Cabinet den maßgebenden Einfluß zu gewinnen; um so gewaltiger konnten sie in den Niederlanden und in Italien auftreten. Sehr erklärlich daher, daß wir die Unterhändler des Baseler Friedens selbst, Hardenberg und Barthélemy, und zwar schon längere Zeit vor seinem Abschluß, eifrig bei der Arbeit finden, Baden mit Frankreich zu pacificiren. Und auch diesmal fehlte es im Rathe

des Markgrafen keineswegs an Stimmen, die für die entschlossene Ergreifung des Anerbietens sprachen.

Die Friedensneigung wuchs ungemein, als im September 1795 die Rheinlinie abermals durch den Angriff Jourdans und Pichegrus auf allen Punkten durchbrochen wurde. Karl Friedrich flüchtete aufs Neue mit seiner Familie nach Ulm; Edelsheim, der mit der Regierung in Karlsruhe zurückblieb, knüpfte sofort wieder mit Hardenberg an, und schon am 3. Oktober gab der Markgraf von Göppingen aus seine Einwilligung zur Eröffnung geheimer Verhandlungen mit dem Nationalfeinde, zu dessen Bekämpfung er im Jahr zuvor alle materiellen und geistigen Kräfte des „teutschen Vaterlandes" hatte vereinigen wollen.

Zum Unterhändler ward ein junger Mann ausgewählt, dessen Name fortan mit der badischen Geschichte durch ein halbes Jahrhundert aufs engste verknüpft sein sollte, Freiherr Sigismund Karl Johann von Reitzenstein, damals Landvogt von Rötteln im südlichen Baden, von wo er schon einmal nach dem nahen Basel zu jenen ersten Besprechungen mit den dortigen Vertretern der Republik hinübergegangen war. Im tiefsten Geheimniß ging, unter eifriger Theilnahme Hardenbergs, der noch immer in Basel war, Alles vor sich; Edelsheim selbst überbrachte an Reitzenstein, um jedes Aufsehen dem Argwohn der Kaiserlichen gegenüber zu vermeiden, die Instruktion, die vom 11. Oktober datirt ist.

Da ward die Lage durch die neuen österreichischen Siege abermals völlig verändert: dem Siege des Generals Quosdanowitsch bei Handschuhsheim, über den zwei gute Relationen mitgetheilt werden, folgten die glänzenden Operationen Clerfayts gegen Jourdan am Main und der Nidda und weiter im Verein mit Wurmser in der Pfalz gegen die Armee Pichegrus; der Waffenstillstand vom 1. Januar ließ die Oesterreicher im Besitze Mannheims und der gewonnenen Stellungen in der Pfalz und machte sie völlig zu Herren des rechten Rheinufers. Wir können uns die Unruhe vorstellen, welche die badischen Politiker ergriff, und ihre Genugthuung darüber, daß die Kaiserlichen nichts gemerkt zu haben schienen: sie waren im Begriff gewesen, sich glatt zwischen zwei Stühle zu setzen. Und es ist fast belustigend zu sehen, wie sich ihre patriotischen Wallungen wieder zugleich mit den österreichischen Erfolgen hoben. „Je trüber", schreibt Edelsheim, „unsere bangen Aussichten in die Zukunft noch vor einigen Monaten waren, um so heiterer und beruhigender ist unsere gegenwärtige Lage, nachdem die fast über alle Begriffe reichenden Fortschritte der kaiserlichen Kriegswaffen in wenigen Wochen die glorreichsten Siege errungen haben. Nun darf man sich

doch wieder freuen, ein Deutscher sein.“ Der Markgraf sei um so dankerfüllter, als er jetzt wieder nach seiner Residenz zurückkehren könne. Man dürfe zugleich hoffen, daß die Erfolge der kaiserlichen Heere, sowie die Excesse der Franzosen auf dem Rückzuge die Vaterlandsliebe und deutsche Entschlossenheit soweit belebt haben würden, daß bei etwaigen künftigen Bedrängnissen besser als vorhin auf echten Gemeingeist und thätige Mitwirkung von innen würde gerechnet werden können.

Diese Worte waren an den badischen Residenten in Wien gerichtet, und man darf vielleicht vermuthen, daß sie am kaiserlichen Hofe zu Gehör kommen sollten. Möglich sogar, daß die kaiserliche Diplomatie von jener Abirrung der Karlsruher Politik keinerlei Wind bekommen hat. Dahin mußte auch, wie Edelsheim mit Vergnügen bemerkte, die überstürzte Flucht des Markgrafen wirken, während sie in der That ihm den bedenklichen Schritt erleichtert und seinen Räthen die Hände freier gemacht hatte. Jedenfalls durfte man von Wien aus nicht zu scharf nach dem Verhalten des alliirten Reichsstandes inquiriren; dazu war die eigene Lage zu isolirt und der Gegner zu mächtig; Alles mußte der kaiserlichen Politik daran liegen, Oberdeutschland bei sich fest zu halten.

Im Sommer des nächsten Jahres wiederholte sich die Krisis. Jourdan brach wieder am Niederrhein, Moreau bei Kehl hindurch: die deutsche Armee ward völlig überrascht, die dünnen Postenlinien sofort durchbrochen, der glänzende Sieg Moreaus bei Malsch brachte das Gebirge und im raschen Fluge auch ganz Schwaben in seine Gewalt, während von Norden her unaufhaltsam die Jourdanschen Schaaren bis tief ins Fränkische vordrangen. Wieder mußte der Markgraf Hals über Kopf seine Hauptstadt räumen; erst im Preußischen auf Schloß Triesdorf bei Ansbach fand er eine Unterkunft.

Es ist in unserer historischen Litteratur häufig geschildert worden, wie fürchterlich die Franzosen damals in den wehrlosen deutschen Landen gehaust, durch welche Excesse der Barbarei sie die freiheitsstolzen Phrasen, die sie vor sich hertrugen, geschändet haben. Dies düstere Bild bedarf nach unseren Akten für Baden wenigstens einigermaßen der Correktur. Sie bestätigen freilich gleichfalls die fast unerträgliche Höhe der Contributionen, welche Moreau den eroberten Gebieten auferlegte, und lassen erkennen, daß die Requisitionen, die vielen Durchmärsche und Einquartierungen, sowie die Stockung im Handel und Gewerbe das Land aufs Schwerste drückten, und hier und da zu völliger Aufzehrung aller Lebensmittel führten. Auch melden sie von einzelnen Diebstählen und Ausschreitungen, die sich Soldaten, hier und da auch wohl Offiziere

zu Schulden kommen lassen mochten. A la guèrre comme à la guerre! Das waren zum Theil unvermeidliche Kriegsleiden, die übrigens auch, obschon gewiß in geringerem Grade, die österreichischen Freunde und die eigenen Truppen selbst ins Land brachten. Aber von Handlungen der Unmenschlichkeit und von Gräueln der Verwüstung reden unsere Urkunden nicht, und wir müssen daran so lange zweifeln, bis uns urkundliche Beweise geliefert werden. Auch wir glauben ja den Franzosen nicht, daß unsere Reservisten und Landwehrmänner ihnen im letzten Kriege ihre Pendulen im Tornister fortgetragen hätten.

Wenn zum Beispiel in einem Bericht des Geheimen Rathes an den Markgrafen aus den ersten Tagen der Okkupation über die grenzenlosen Einquartierungs- und Verpflegungskosten geklagt wird, so wird doch eingeräumt, daß die Residenz im Uebrigen von den Franzosen geschont würde. Zwei Tage darauf meldet Edelsheim, man betrage sich bis jetzt wechselseitig ungemein gut, und es sei fast unbegreiflich, wie ruhig sich die Besatzung bisher verhalte; einige Excesse in den ersten Stunden abgerechnet, ereigne sich selten etwas, das zu neuen Vorstellungen berechtige; freilich seien alle Vorräthe in Beschlag genommen, und schwer einzusehen, woher man die Lebensbedürfnisse für die Gäste und für sich selbst hernehmen solle. In einem etwas späteren Bericht heißt es: „Den 11. dieses, Abends 6 Uhr, rückten die Franzosen vor das Mühlburger Thor, aber kamen nicht in die Stadt, sondern sie baten, daß man ihnen zu essen und zu trinken vors Thor bringen möchte, welches auch im Ueberfluß herbeigeschafft wurde. Den andern Tag rückten einige hundert Mann mit dem General Fremon hier ein; die wenigsten Leute in der Stadt bekamen aber Einquartierung, sondern alle 2 oder 3 Tage müssen wir 2 Mann Essen und Trinken auf die Wacht schicken. Kein Mensch ist hier geplündert oder gröblich beleidigt worden; die strengste Mannszucht wird hier gehalten, und alles lebt in Ruhe — kurz es ist, als ob kein Mann Franzose hier wäre." Bei der Uebergabe der Stadt empfing der Commandirende, General Desaix die Deputirten, an ihrer Spitze Edelsheim, auf die höflichste Weise, zog sie an seine Tafel und versprach ihnen alle nur mögliche Schonung der Personen und des Eigenthums. Den badischen Offizieren wurde gesagt, man werde sie ihrem Range gemäß behandeln; selbst die Emigranten, deren mehrere zurückgeblieben waren, durften frei über die Straße gehen. Am 29. Juli ließ sich auf Schloß Triesdorf der Markgraf von einem Augenzeugen über die Zustände seiner Residenzstadt Bericht erstatten. Er lautete nicht anders wie die genannten: Anfangs hätten die bemittelten Einwohner starke Einquartierung gehabt, auch hätte jeder

Bürger ein Paar neue Schuhe liefern müssen; man habe beim Einzug mit Papiergeld bezahlt, jetzt aber zahle man in klingender Münze. Die nachfolgenden Truppen seien nicht durch die Stadt, sondern außen herum geführt worden, die Garnison aber, die in der Orangerie liege (nur der Commandant wohne im Schloß, doch in den gewöhnlichen Arbeitszimmern, und der Commissar beim Minister von Edelsheim), bestehe nur aus 80 Mann. Von den Lebensmitteln heißt es, sie ständen im selben Preis wie vor Ankunft der Franzosen, das Fleisch komme auf 15, die Butter auf 40 Kreuzer. Verdienst gäbe es sehr wenig, da die Ernte erst anfange; von den Franzosen wären keine Felder um Karlsruhe herum verdorben worden, und das Schlachtvieh brächten sie selbst in Menge mit. Noch zufriedener äußerte sich Reitzenstein über die Zustände in seinem Oberamt Rötteln. „So sehr ich mir auch schmeichelte", schreibt er am 1. August, „daß das hiesige Oberamt in der Nähe der französischen Gesandtschaft Schutz und Sicherheit finden würde, so konnte ich doch nicht einmal hoffen, daß es so über alle Erwartung gut gehen würde. Durchaus nichts ist geplündert worden; die Ernte und alles übrige Privateigenthum — blos 4 Pferde sind verloren gegangen — ist gesichert und selbst das herrschaftliche Eigenthum ist bis auf eine wahre Bagatelle verschont geblieben." Es sei dies dem Legationssekretär Herrn Bacher und dem Commissar Herrn Blanchard zu verdanken, deren biederen Gesinnungen man äußerst verpflichtet sei. Als kurz darauf der Divisionsgeneral Tuncq, ein in der That brutaler Mensch, der seine Schule in der Vendée gemacht hatte, in Lörrach erschien und unerhörte Frohnden und Lieferungen verlangte, wandte sich Reitzenstein sofort mit heftiger Beschwerde an die Pariser Regierung — und der General erhielt seinen Abschied*).

Denn nach wie vor waren die Franzosen bemüht, die oberdeutschen Stände von Oesterreich loszureißen und sich aus ihnen eine Gruppe folgsamer Neutraler oder gar Alliirter zu verschaffen. Auch kamen ihnen die Badenser weit genug entgegen. An dem Tage, wo Karl Friedrich seine Hauptstadt verließ, stellte er seinem Geheimen Rath die Vollmacht aus, im Falle einer Okkupation durch die feindliche Armee Unterhandlungen vorbehaltlich seiner Ratifikation anzubahnen, um dem Lande größere Schonung zu verschaffen; es war das, wie wir aus einem späteren Schriftstücke erfahren, in dem Sinne der vorjährigen Traktate

*) Später auf dem Rückzuge haben allerdings die Moreau'schen Truppen gerade im Oberlande arg gehaust. Auf die ernstlichen Vorstellungen Reitzensteins darüber erließen beide französische Kammern Resolutionen zur Herstellung einer schärferen Disciplin, und gab ihm der Minister die Erklärung, man werde Schadenersatz leisten, er möge also eine Liquidation aufstellen.

gemeint. Daraufhin übertrugen die Räthe am 8. Juli, bevor noch der entscheidende Zusammenstoß erfolgt war, das Geschäft aufs Neue dem Landvogt von Rötteln. Antreibend wirkte, daß die Württemberger schon im Juni sich entschlossen gezeigt hatten, ohne weiter Rücksicht auf Reich und Kaiserthum zu nehmen, mit der Republik Waffenstillstand und Frieden zu negociiren und daran selbst dann festzuhalten, wenn die österreichischen Waffen wirklich noch einmal vorübergehend siegreich sein sollten; da ihnen zunächst daran liegen mußte, Gesinnungsgenossen zu erhalten, waren sie eifrig bemüht, Baden zu dem gleichen Vorgehen anzureizen.

Reitzenstein zögerte keinen Moment: nach einer Besprechung mit seinen französischen Freunden in Basel begab er sich ins französische Hauptquartier zu Moreau selbst, und am 25. Juli bereits ward der Waffenstillstand ratificirt.

Er sollte von Anfang an, und darum acceptirte man auch die überaus drückenden Bedingungen inbezug auf Zahlungen und Lieferungen, nur die Einleitung sein zum Frieden selbst. Am nächsten Tage bereits ward Reitzenstein die Instruction ausgestellt. Man hoffte zunächst die Verhandlungen wieder mit Barthélemy in Basel führen zu können. Hier aber erfuhr Reitzenstein, daß das Direktorium sie unmittelbar in der Hand behalten wolle, und so machte sich der immer rasche und nach dem Abschluß begierige Unterhändler noch in der Nacht zum 4. August auf den Weg nach Paris. „Meine Empfindungen", so schrieb er einem Freunde noch in der Stunde der Abreise, „kann ich kaum beschreiben; denn es wäre fast ebenso leicht nach China zu reisen. Schließen Sie mich in Ihr kräftigstes Gebet ein!"

V.

Er fand die Lage so, daß er nur durch schnellstes Handeln und Zugreifen zum guten Ziele zu kommen glaubte. Charles Delacroix, der damals das Ministerium des Auswärtigen inne hatte, erklärte ihm gleich bei der ersten Unterredung seine Bereitwilligkeit, so rasch wie möglich abzuschließen, so wie er es mit Württemberg gemacht habe; die Republik wolle Frieden, freilich müsse er solide, dauerhaft und ihrer würdig sein. Was man darunter in Paris verstand, erfuhr Reitzenstein von Sandoz-Rollin, dem preußischen Gesandten, mit dem er sofort in enge Verbindung trat: die Rheingrenze stehe unwiderruflich fest. Also, schrieb er an seinen Minister zurück, sei es absolut nothwendig, sich nicht durch halbe Maßregeln die Hände zu binden: „Il nous faudra prendre ce que nous pourrons."

Blöde war er in seinen Ansprüchen nun eben nicht. Die Franzosen hatten Anfangs gemeint, den kleinen Staat mit dem Amt Ettenheim abfinden zu können, dem rechtsrheinischen Besitze vom Stifte Straßburg. Damit durften sie aber Reitzenstein nicht lange kommen. Er forderte außerdem große Stücke der Bisthümer und Stifter von Constanz, Basel, St. Blasien, Speier und Mainz, dazu die Klöster Gengenbach, Schuttern, Ettenheim-Münster und wieviel sonst noch, das Privileg de non appellando, die Unterdrückung der Taxis'schen Post, die Aufhebung jedes Diöcesanverhältnisses zu den Bisthümern. Denn man hoffte, wie Oesterreich in seinen Erbstaaten, einen eigenen landsässigen, von fremder erzbischöflicher Obergewalt eximirten Bischof zu erhalten. Aber damit nicht genug. Auch der Fall ward ins Auge gefaßt, daß die vorderösterreichischen Lande rechts des Rheins in die Disposition der französischen Republik gestellt werden könnten. Für ihn forderte Reitzenstein die Ortenau, den Breisgau, die Waldstädte, die man der Schweiz gegen Riehen, Bettingen und Klein-Hüningen abtreten möge, die Landgrafschaft Nellenburg und, zur Auswechselung gegen besser gelegene Striche an Württemberg, die Grafschaft Hohenberg. Und keineswegs wollte Reitzenstein diese Erbschaft an dem Gute seines kaiserlichen Herrn seinem Lande auf eigene Faust verschaffen. Ausdrücklich vielmehr war in Karlsruhe und in Triesdorf selbst sofort ins Auge gefaßt worden, daß Oesterreich sich gezwungen sehen könnte, seine oberdeutschen Besitzungen an die Nachbaren abzugeben. Man hielt das sogar für sehr wahrscheinlich — und dann würde es doch, schrieb Edelsheim an Reitzenstein, höchst tappig und tadelswerth sein, wenn man ein ganz unnützes Zartgefühl zur Schau tragen wolle, wodurch die Theilung durchaus nicht verhindert, sondern nur vortheilhaft für Andere und schädlich für die eigene Existenz werden würde*). Er konnte sich dafür auf den Markgrafen selbst berufen, der in der Geheiminstruktion Reitzensteins eigenhändig einen zwar sehr gewundenen, aber doch unzweideutig dahin zielenden Zusatz gemacht hatte**).

Es macht doch einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man ein Schreiben Erzherzog Karls an Karl Friedrich liest, das diesem in jenen Tagen zukam, wärmste Dankesworte im Namen des kaiserlichen Bruders

*) En ce cas on pense que ce serait sans doute une duperie fort blamable que de vouloir faire parade d'une délicatesse tout-à-faite inutile, qui n'empêcherait nullement le partage, mais le rendrait seulement disproportionné et préjudiciable pour notre future existence politique. Karlsruhe, 10. August (II 450).

**) Allerdings nur im Concept! „A moins que ces possessions ne soient entièrement abandonnées à la disposition de la France à la paix, de sorte que ces possessions pourraient être acquises alors avec le consentement même de l'Autriche."

selbst für das allerdings nur „vorläufig“ gegebene Versprechen, die badischen Truppen zu den kaiserlichen stoßen zu lassen: Seine Majestät hätten daraus die wahrhaft patriotische, immer sich gleich bleibende Gesinnung des Markgrafen erkannt, und wären vollkommen überzeugt, daß es besser um die gute Sache stände oder bald stehen würde, wenn Beispiele von Standhaftigkeit dieser Art im Reiche mehr Nachahmer gefunden hätten oder noch fänden.

Uebrigens sah Reitzenstein seine sanguinischen Hoffnungen nicht alle erfüllt. In dem Geheimvertrage, der neben den offiziellen Artikeln bereits am 22. August von ihm und Delacroix unterzeichnet wurde, waren die Forderungen an die geistlichen Besitzungen allerdings zum guten Theil concedirt worden, aber die österreichischen Gebiete fanden gar keine Erwähnung — so wie es der erhaltenen Instruktion gemäß wäre, bemerkte der badische Diplomat in der Begleitdepesche an den Markgrafen*). Er knüpfte daran sogleich den unverfrorenen Vorschlag, bei der Notifikation des Friedens in Wien durch den dortigen Residenten bemerklich zu machen, daß man nicht entfernt daran gedacht habe, sich irgendwelche österreichische Besitzungen von Frankreich zusichern zu lassen, zugleich aber unter der Hand zu versuchen, ob man nicht für die diesseitigen sämmtlichen Kriegsforderungen mit Einschluß des Anleihens, der Lieferungen 2c. die Landvogtei Ortenau cedirt erhalten könnte. Er meinte noch, sie sei damit eigentlich zu gut bezahlt und der Kaiser könne froh sein, auf so vortheilhafte Weise seine Schulden los zu werden.

Für jene Concessionen auf dem rechten Rheinufer hatte nun aber die Pariser Regierung Bedingungen in den Vertrag gesetzt, die selbst Reitzenstein als ungemein drückend bezeichnen mußte. Sie verstand nämlich unter der Rheingrenze nicht die Mitte des Flusses, sondern das ganze Strombett mit allen seinen Armen und Inseln, und forderte darüber hinaus die Festung Kehl, welche, obwohl badischer Besitz, doch als Reichsfestung angesehen wurde, sowie die Brückenschanze gegenüber Hüningen, weiter aber noch den Leinpfad des rechten Ufers in einer Breite von 36 Schuh.

Es geschah das im Zusammenhang mit einem außerordentlichen Plan, den Reitzenstein nun in seiner Depesche enthüllte. Man strebe nämlich in Paris danach, dem südlichen Deutschland eine eben solche Demarcations- und Neutralitätslinie zu verschaffen, wie das nördliche bereits habe, das höchst wahrscheinlich nächstens, wenigstens in essentia,

---

*) Da der betreffende Zusatz Karl Friedrichs ja nur im Concept stand! S. o.

von dem deutschen Staatskörper getrennt werde. Zu diesem Ende habe man es auf nichts weniger abgesehen als ganz Schwaben ebenfalls von Deutschland loszulösen, daraus ein besonderes föderirtes Staatensystem zu bilden, und dieses in Allianz mit Frankreich und der Schweiz zu bringen. Aus diesem Grunde, um jene Linie fester zu ziehen, wolle Frankreich die österreichischen und übrigen Reichslande auf der linken Rheinseite von Kaiseraugst bis an den Arlberg für sich behalten, um sie der Schweiz gegen Cession von Klein-Hüningen, Mühlhausen, einiger Solothurner Parcellen, vielleicht auch Genfs abzutreten. Man müsse, schaltet Reitzenstein sofort ein, genaues Augenmerk auf diese Unterhandlung haben, die Baden vielleicht die Dörfer Riehen und Bettingen eintragen könnte — wenigstens sei ein von ihm „nur discursive gemachter leiser Anwurf" garnicht von der Hand gewiesen worden. Vielleicht falle auch Basel mit dem linken Birsufer in diesen Plan — dann müsse Baden Klein-Basel zu enclaviren suchen. Er hatte diese Eröffnungen aus dem Munde Delacroix' selbst, der ihm gesagt hatte, das Direktorium rechne auf ihre Beförderung durch seine Regierung, da sie nur zu ihrem Besten gereichen und Badens Zukunft für alle Zeiten sichern würden. Den zwingenden Grund aber für die Annahme jener Artikel fand Reitzenstein noch in einem besondern Umstand, über den er, doch wohl nicht aus dem Munde des Ministers, ebenfalls Mittheilung zu machen wußte. Er betraf die Organisation des so geplanten süddeutschen Rheinbundes. Eine mächtige Partei, hinter der viele deutsche Republikaner ständen, sei für die republikanische Form; dies drohe seit sechs Monaten ganz Schwaben und besonders Baden, ja die Republikanisirung der Oberlande sei noch ganz kürzlich so gut wie entschieden gewesen. Eine noch stärkere Partei hingegen sei dafür, das Haus Württemberg zum Direktor des „umgeänderten Schwabens" zu machen. Reitzenstein war überzeugt, daß die Württemberger nichts eifriger betrieben und sich bereits in der Hoffnung wiegten, den Markgrafen seiner Souveränität zu berauben; er hörte von dahin zielenden Plänen, die geradezu zum Kopfstehen wären (à faire tourner la tête), und sandte ein paar Tage später einen derartigen Entwurf an Edelsheim ein, den ihm Sandoz-Rollin mitgetheilt hatte.

Wie weit diese Befürchtungen begründet waren, läßt sich nicht ausmachen: die Ausführungen Reitzensteins sind nicht völlig klar, und der junge rasche Mann hat sich vielleicht durch berechnete Uebertreibungen, die von verschiedenen Seiten an ihn gebracht sein mögen, ins Bockshorn jagen lassen. Richtig ist jedenfalls, daß die beiden Parteien, welche damals in Frankreich um die Herrschaft rangen, bis der 18. Fruc-

tidor des nächsten Jahres der radikalen den freilich nur momentanen Sieg verschaffte, wie in Allem so auch in der deutschen Frage auseinandergingen. Offenbar hatte Reitzenstein Recht, wenn er in dem Direktor Rewbel, dem Elsasser Republikaner, einen Hauptgegner und den Förderer des republikanischen Projektes erblickte. Von Barthélemy wird uns andererseits ein Entwurf aus demselben Monat mitgetheilt, der einer conservativen Gestaltung des Schwäbischen Bundes das Wort redete, ohne doch Württemberg an die Spitze zu stellen. Niemand ferner interessirte sich für Baden mehr als der alte Dupont de Nemours, damals einer der Führer der Gemäßigten im Rathe der Alten. Am 29. August konnte der badische Gesandte die frohe Meldung machen, daß der immer noch treue Freund des Markgrafen zum Berichterstatter im Geheimen Ausschuß der Alten über den badischen Vertrag, der bereits vom Direktorium genehmigt war, ernannt sei.

Sei dem nun, wie ihm wolle, so war Reitzenstein jedenfalls der Ueberzeugung, worin ihn der preußische Geschäftsträger eifrig bestärkte, daß nur im schnellsten Zugreifen die Rettung liege. „On signe ici et on ne discute pas!“, schrieb Sandoz-Rollin an Edelsheim, indem er ihm den Gesandten und sein Werk aufs Wärmste empfahl. Wie wenig Federlesens die Pariser Herren in den Unterhandlungen zu machen pflegten, sah Reitzenstein an dem Beispiel des päpstlichen Abgesandten, der kurz vorher auf die Weigerung, einen Artikel ohne Instruktion zu unterzeichnen, unter Abbruch aller Unterhandlungen angewiesen war, binnen drei Tagen die französische Hauptstadt zu verlassen. Und Delacroix unterließ gewiß nichts, um die Angst des jungen Diplomaten zu verstärken. So sah dieser keinen andern Ausweg vor sich als den Abbruch aller Verhandlungen, d. h. alle Leiden des Krieges und womöglich den Untergang der badischen Selbständigkeit, oder die Annahme der französischen Vorschläge, d. h. den Frieden und die Machterhöhung seines Landes, und entschloß sich, wie er schreibt, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen.

Als aber die Urkunde, der nun nichts mehr fehlte als die Unterschrift des Markgrafen (denn auch die Räthe der Alten und der Fünfhundert hatten sie genehmigt), in Triesdorf eintraf, war bereits die Lage auf dem deutschen Kriegsschauplatze wieder eine völlig andere geworden. An dem Tage etwa, da Reitzenstein sich zur Unterzeichnung herbeiließ, hatte sie sich gewandt: Erzherzog Karl hatte von Moreau abgelassen und sich auf die Armee Jourdans gestürzt; von Neumarkt ab trieb er seine zersplitterten Divisionen über Lauf, Nürnberg und Amberg vor sich her, ereilte die ganze Masse der Franzosen bei Würzburg

und schlug sie hier am 3. September so gründlich, daß sie in Eile und bald in völliger Zerrüttung dem Rheine zuflohen. Leider lassen uns unsere Akten in diesen Tagen recht im Stich; sehr wichtige Stücke fehlen, und noch mehr ist mündlich abgemacht worden, ohne daß ein Protokoll erhalten wäre; denn, wie begreiflich, wurde Alles aufs Vorsichtigste und Geheimste verhandelt. Karl Friedrich, der sich in dem Wirrwarr der Ereignisse offenbar kaum zurecht zu finden wußte, hatte seinen Minister wieder aus Karlsruhe zu sich beschieden. Auch Hardenberg, der damals in Ansbach die fränkischen Provinzen regierte, ward ins Vertrauen gezogen; Edelsheim kam zu ihm hinüber und trug ihm die Lage der Dinge vor. Der preußische Minister verkannte nicht, wie unendlich schwierig sie für den Markgrafen wäre: es handle sich nicht um einen Vertrag, sondern um eine Capitulation. Aber sein Rath ging unbedingt dahin, die Ratifikation zu vollziehen. Er gab Reitzensteins Alternative zwischen zwei kaum erträglichen Uebeln völlig zu, und nichts machte auch auf ihn größeren Eindruck als die Aussicht, daß im Falle der Weigerung die Revolution in Baden ihren Einzug halten könnte. Der Fürst könne nicht anders handeln; er möge nur noch vor der Unterzeichnung einige Punkte besser herauszubringen suchen, darauf die ganze Lage unter dem richtigen Gesichtspunkt den Höfen von Wien und Petersburg vorstellen, und günstige Aenderungen von den Ereignissen und dem allgemeinen Frieden erwarten. Von sich aus fügte er den Rath hinzu, den Baron von Edelsheim mit den Ratifikationen erst nach Berlin und von da nach Paris zu schicken. Er möge sich zunächst mit dem Grafen Haugwitz in Verbindung setzen, und durch diesen das Ohr des Königs zu gewinnen suchen. Mittlerweile, meinte er, sei es nicht schwer, durch Baron Reitzenstein einen plausiblen Vorwand zum Aufschub der Ratifikation bei der französischen Regierung vorzubringen.

Fast genau so lautete der Bescheid, den Edelsheim am 8. September, unmittelbar nach der Rückkehr von dieser Besprechung zum Markgrafen, an Reitzenstein aufsetzte: angesichts der geschilderten Alternative habe der Gesandte in der That nichts anders gekonnt als den Vertrag zu unterzeichnen. „Dieselben Erwägungen werden", fährt er wörtlich fort, „ohne Zweifel zur Ratifikation führen (détermineront), sobald man mit Sicherheit so wichtige Urkunden nach Karlsruhe bringen kann, da die Straße dorthin durch österreichische Patrouillen häufig beunruhigt wird". Indem er dann zwei mehr formelle Punkte namhaft machte, worin der Markgraf eine Aenderung wünschen müsse, erwähnte er zum Schluß nur obenhin, zur persönlichsten Information des Gesandten, die Absicht seiner Reise nach Berlin „gemäß den dringenden Rathschlägen

des Ministers von Hardenberg" (ohne jedoch von ihrer Fortsetzung nach Paris zu schreiben), und gab eine Deckadresse an, unter der ihn Briefe dorthin erreichen würden.

Hierauf blieb Reitzenstein kaum etwas anderes übrig als dem französischen Minister den Entschluß seines Herrn in der angegebenen Form mitzutheilen. Er that dies gleich nach Empfang der Depesche, am 18. September, allerdings in sehr bestimmten Worten, da ihm ja daran lag, seine Regierung fest zu halten: soeben habe er die offizielle und direkte Information erhalten, daß Seine Hoheit der Markgraf bereit sei den Friedensvertrag, den er in seinem Namen geschlossen habe, zu ratifiziren, sobald nur die und die Schwierigkeiten gehoben wären; welche er dann genau nach Edelsheims Angabe ausführlich erörterte.

Wie sehr mußte es ihn unter diesen Umständen überraschen und ägriren, als am zweiten Tage darauf zusammen mit einem Brief des Ministers ein chiffrirtes Schreiben des Markgrafen bei ihm eintraf, worin er allerhand Lamentationen und Vorwürfe zu lesen bekam. Leider fehlen uns diese beiden Stücke, und wir können nicht sagen, ob und wie weit sie etwa eine Rücknahme des Zugeständnisses vom 8. September enthielten. Klar ist nur, daß dem Markgrafen seine Einwilligung in den Vertrag alsbald wieder leid geworden war. Wir können ihm seine „grausame Lage", so bezeichnet er sie selbst in einem Brief an den König von Preußen, die Beklemmungen, welche ihm der Zwiespalt zwischen seinen landesväterlichen und reichspatriotischen Wünschen und Pflichten verursachte, sehr wohl nachfühlen. Er wußte wohl kaum noch, welcher Partei er eigentlich den Sieg wünschen sollte, der in jedem Falle seinem Lande verderblich zu werden drohte. Das Bild der kriegerischen Ereignisse verschob sich aber mit jedem Tage. Daß der deutsche Feldzug zu Gunsten der kaiserlichen Waffen endigen würde, ließ sich noch nicht übersehen: Moreau drang auch nach der Niederlage Jourdans bei Würzburg noch rechts vom Lech siegreich vor; am 7. September schloß er zu Pfaffenhofen mit Baiern einen Waffenstillstand, der ganz wie der badische und württembergische nur die Einleitung zu einem Sonderfrieden werden sollte, und wandte sich dann nordwärts, um, so schien es, den Erzherzog im Rücken zu fassen, so daß man in Triesdorf sich schon auf die neuen Quartiergäste gefaßt machte.

An dem Plan der Berliner Reise hielt man hier noch fest, sie ward aber, wie es scheinen will, um ein paar Tage verschoben. Am 14. September war der Minister noch in Ansbach und hatte da eine kurze Besprechung mit Hardenberg. In Fürth trafen beide noch einmal zusammen; mit einem Paß des preußischen Ministers, der auf den Namen

eines Regierungsrathes Meier lautete, trat Edelsheim die Reise nach der preußischen Hauptstadt an.

Wieder haben wir von dieser Mission nur ein paar Briefe, und man wagt kaum sie auszubeuten. Die Absicht, den Vertrag Reitzensteins schon jetzt zu ratificiren, hatte der Markgraf, wenn ich nicht irre, noch nicht aufgegeben; gerade um sich dafür die Protektion der norddeutschen Großmacht zu sichern, ward vielmehr der Minister, nach Hardenbergs Rathschlag, an den preußischen Hof geschickt. Ob die Reise überhaupt nach Paris ausgedehnt werden sollte, ist wohl fraglich und hing jedenfalls von dem Bescheid ab, den man in Berlin erhalten würde. Man hoffte vielleicht, die endgültige Bestätigung an gewisse Eventualitäten knüpfen zu können, etwa an die Genehmigung durch den künftigen Reichsfrieden. Das wäre also der Ausweg gewesen, auf den soeben Preußen selbst mit seinem Ergänzungsvertrage zum Baseler Frieden vom 5. August gerathen war. Wir bemerkten schon, daß gerade Hardenberg den Markgrafen auf etwaige Modifikationen des Pariser Vertrages durch den allgemeinen Frieden hingewiesen hatte. Ebenso hatte es Sandoz-Rollin Edelsheim gegenüber in dem Brief vom 28. August gethan, in dem er die Abmachungen Reitzensteins zur Annahme empfahl, sowie er darin auch nach Rücksprache mit diesem selbst die Verbindung mit seiner Regierung und eine Sendung nach Berlin in Anregung gebracht hatte.

Edelsheim aber fand am preußischen Hofe, wo er am 19. September eintraf und über eine Woche blieb, verschlossene Thüren. Man war bereits durch Hardenberg über sein Kommen und seine Absicht vorbereitet und nicht im Mindesten davon erbaut. Dennoch thaten die preußischen Minister ein Uebriges und empfingen den badischen Collegen mit aller Zuvorkommenheit, erwiderten auch seine intimen Eröffnungen, über die man durch Sandoz-Rollin schon einigermaßen orientirt war, mit der gleichen Offenheit — wenigstens hatte Edelsheim diesen Eindruck und hob es gegen seinen Herrn dankbar hervor; während wir doch in seinen Berichten von den preußischen Abmachungen mit der Pariser Regierung nichts lesen. Auch der König zeigte sich in einer Unterredung, die er ihm in Potsdam gewährte, von der freundlichsten Seite und erwiderte das Bittschreiben des Markgrafen mit der Versicherung, wie sehr er wünsche, ihm mit seinen Rathschlägen in seinen Kümmernissen und Gefahren helfen und überhaupt jeden Freundschaftsdienst leisten zu können. Aber auf das Verlangen, schon jetzt die Ratification des Vertrages gutzuheißen und unter ihren Schutz zu nehmen, ließen sich die Preußen nicht ein, riethen vielmehr dringend, sie zunächst noch in jeder Form hinauszuschieben, wozu es an plausiblen

Vorwänden gar nicht fehlen könne. Sie bemerkten, daß schon in dem offenen Vertragsentwurfe dem Markgrafen Abtretungen und Opfer zugemuthet würden, welche er ohne die Zustimmung des Reiches und der bei der allgemeinen Pacification mitwirkenden Mächte garnicht bewilligen dürfte. Dabei ließen sie erkennen, daß sie Säcularisationen vorhersähen und begünstigen würden, erklärten sich aber mit Nachdruck gegen die übergreifenden Pläne, welche Reitzenstein seitens des französischen Direktoriums denuncirt hatte: niemals würden sie die Abtrennung des schwäbischen Kreises vom Reich und überhaupt eine Erniedrigung der kaiserlichen Krone, wie Frankreich sie zu planen scheine, zugeben. Aufs Schärfste ward das Benehmen der Württemberger getadelt, deren offene und geheime Friedensartikel man zu kennen behauptete. Oesterreich, das durch die fortwährenden Kriege so sehr geschwächt sei, könne Preußen nicht mehr gefährlich, vielmehr eine zu tiefe Demüthigung dieser Macht ihm selbst bedrohlich werden. Man fürchtete nämlich, so berichtet Edelsheim, daß Unruhen in Böhmen und Ungarn ausbrechen und auf die eigenen Provinzen (es werden die polnischen gemeint sein) sich ausdehnen könnten. Falls Oesterreich aber in die Lage käme, seine eigenen Unterthanen bekämpfen zu müssen, würde man sich gewiß von Berlin her beeilen, ihm Hülfe zu leisten. Die preußischen Diplomaten suchten also, wenn ich recht verstehe, die badischen Freunde in ihrem Fahrwasser zu erhalten, ohne ihnen doch scharf die Richtung anzugeben, in der sie selbst steuerten — wahrscheinlich, weil sie ihnen selbst trotz ihres neuen Vertrages wieder unklar geworden war.

Wir dürfen niemals unterlassen, das Werk der Diplomaten mit den kriegerischen Ereignissen zusammenzuhalten. In diesen Tagen aber war es deutlich geworden, daß sich der deutsche Feldzug zu Gunsten der österreichischen Waffen entscheiden müsse: die Trümmer der Sambre-Armee waren jenseit des Rheines, Moreau im vollen Rückzuge, und Karl im Anmarsch von der Lahn her, um sich am Oberrhein ihm vorzulegen. Unter solchen Umständen sah Edelsheim keinen andern Ausweg, als noch von Berlin aus Reitzenstein anzuweisen, seinen Posten in Paris, so gut es eben gehen wolle, zu behaupten und dem Andrängen des französischen Ministeriums gegenüber in jedem Falle Krankheit und die Unmöglichkeit oder Unterbrechung der direkten Verbindungen vorzuschützen.

Ich unterlasse es nun, den Fortgang der Verhandlungen weiter zu entwickeln. Genug, daß Reitzenstein blieb und bleiben durfte, daß Delacroix trotz der offenbaren Tergiversationen der Badenser, trotz der Ratifikation durch Direktorium und beide Kammern, im Gegensatz auch zu den gewohn-

ten barschen Gepflogenheiten der französischen Diplomatie die Hinauszerrung der Verhandlungen sich gefallen ließ. Angenehm war freilich die Stellung des Gesandten nicht. Er war außer sich über die Unentschlossenheit und Duplicität seiner Regierung; immer wieder drängte er zum Abschluß, wies auf Württembergs skrupellosen Ehrgeiz hin, auf die Gefahr, nicht blos den Breisgau und weitere Vortheile, sondern geradezu Alles zu verlieren, es mit allen Parteien zu verderben, der ganzen Welt zum Gespött zu werden.

Auch der Markgraf war nicht auf Rosen gebettet. Nachdem die Truppen Moreaus bei ihrem Rückzuge die Oberlande aufs Aergste mitgenommen hatten (denn da mittlerweile der Termin für die Ratifikation abgelaufen war, hatten sie keinen Grund mehr Rücksicht zu üben), kamen die Oesterreicher ins Land, die sich nun auch nicht eben von ihrer liebenswürdigsten Seite zeigten. Denn nun war man auch in der Hofburg über das Ziel der badischen Wünsche nicht mehr im Unklaren. Mit harten Worten trat Erzherzog Karl den Geheimen Räthen in Karlsruhe entgegen, als diese sein Verlangen, eine Anzahl bewaffneter Landleute zur Bewachung des Rheins zu stellen, mit dem Hinweis auf den Waffenstillstand zurückgewiesen hatten, den Baden mit Frankreich nothgedrungen habe schließen müssen und den das Völkerrecht zu halten gebiete. Er sprach der badischen Regierung das Recht ab, sich von dem einmüthig beschlossenen Reichskriege durch Sonderverträge auszuschließen: „Halten sich Dieselbe durch die abgeschlossene Neutralität völkerrechtsmäßig gegen den Feind verpflichtet, so werden Sie wohl natürlich finden, daß ich die constitutions**widrig** eingegangenen Verbindlichkeiten gegen einen Feind nie als rechtlich geltenden Grund gegen die constitutions**mäßigen** Verbindlichkeiten eines einzelnen Reichsstandes im Verhältniß des Kaisers und Reichs werde annehmen können. Nach dem Geist dieser ächten Grundsätze der deutschen Verfassung habe ich das Angemessene an den Beamten zu Bühl erlassen und bin fest entschlossen, dem an ihn ergangenen Auftrag die sichere Folgeleistung zu verschaffen.“

Als der Markgraf am 12. November in seine Hauptstadt heimkehrte, wo ihm seine biederen Bürger einen jubelnden Empfang bereiteten*),

*) Ein Bild von der „guten alten Zeit“ gewinnen wir aus dem Bericht eines Hofbeamten an die Gräfin Hochberg, die zweite Gemahlin des Markgrafen, die mit der Familie in Triesdorf zurückgeblieben war: „Wenn doch nur Ew. Exc. diese feierliche Scene hätten können mitansehen! Viel tausend Menschen, Groß und Klein, stunden bis an Gottsau hin vor dem Durlacher Thor, alles überließ sich der freien Ergießung des Herzens, alles jubelte und rief ein Vivat nach dem andern. Gegen dem Thor hin stunden die Bürger in ihren Uniformen, hatten schon etliche Postpferde ausgespannt, um ihren Fürsten selbst nach dem Schloß zu führen. Smus gaben dieses nicht zu, mußten aber doch

entschloß er sich zu dem sauren Schritte, in demüthigen Briefen an den Kaiser und seinen Minister Thugut selbst den „reichsväterlichen Trost“ und „reichsoberhauptliche gnädigste Vorsorge“ für sein Haus und Land zu erbitten; er beklagte, durch sein Unglück vielleicht noch in ein falsches Licht bei Seiner Majestät und nach allen Opfern in den Verdacht gerathen zu sein, als ob er sich von der Verbindung mit dem Reich und seinem Allerhöchsten Oberhaupt habe lossagen wollen. Wenn er nach dem Vorgang anderer Stände durch den Rückzug der kaiserlichen Armee gezwungen worden wäre, den Stillstand mit den Feinden einzugehen, so glaube er dafür „in den edlen und erhabenen Gesinnungen“ der Kaiserlichen Majestät um so eher volle Rechtfertigung zu finden, als er es für seine Schuldigkeit halte, „Allerhöchstdieselbe zugleich unterthänigst zu versichern, daß er die in der Folge von dem französischen Gouvernement vorgeschriebenen Bedingnisse eines Separatfriedens in dem innigsten Gefühl von der Pflicht und Würde eines deutschen Fürsten nicht angenommen habe, auch keine Verbindung einzugehen gedenke, die ihn von dem bisher glücklich bestandenen Reichsverband zu trennen geeignet sein könnte.“ Eine Erklärung, für die ihm dann nach einem scharfen Verweise das erbetene „über alles schätzbare reichsväterliche Wohlwollen“ mit süßsaurer Miene zugesichert, auch das Versprechen ertheilt wurde, bei dem Friedensschlusse „auf die Erhaltung und Wohlfahrt“ seines Landes ein „gnädigstes Augenmerk“ zu richten.

Gleichzeitig mit der Abbitte ließ der Markgraf in der That seinem Gesandten die Anweisung zugehen, die Ratification aufzusagen und die französische Hauptstadt zu verlassen; er wies ihm Basel als Aufenthaltsort an, und beeilte sich darauf in das Asyl zu Triesdorf und in den Schooß der Seinen zurückzukehren.

Daß Reitzenstein auch in diesem Moment der tiefsten Depression (der übrigens sehr bald vorüberging, so daß die Regierung den Verkehr mit ihm fortsetzte, als ob nichts geschehen sei) ausharrte und zunächst auf eigene Verantwortung in Paris blieb, möchte ich ihm fast als das größte Verdienst anrechnen, das er sich in dieser schweren Krisis um sein Land erworben hat. Zu Hülfe kam ihm, wie auch aus seinen Berichten gelegentlich erhellt, ohne daß es ihm doch völlig zu Bewußtsein gekommen wäre, die Parteientwickelung in Frankreich, wo der Zwiespalt immer schärfere Formen annahm. Die gemäßigte Fraktion,

fichs gefallen lassen, daß sie alle in Ordnung vor dem Wagen hermarschirten bis gegen die „Sonne“ hin. S. Hfl. Dchl. fuhren bis zur Löwengasse und von dort nach dem Schlosse, wohin sie mit einer jubelnden Menschenmasse umgeben waren. Dort vor dem Schlosse war der hohe Adel versammelt, um S[illegible] zu empfangen“ 2c.

voll von royalistischen Elementen, friedlich gestimmt und auf eine conservative auswärtige Politik bedacht, war im siegreichen Vordringen; alle Welt erwartete, daß die im Frühling bevorstehenden Wahlen des neuen Kammerdrittels ihre Reihen mächtig verstärken würden. Reitzenstein erfuhr schon im Januar durch Dupont de Nemours, daß bei der gleichzeitigen Neuwahl für das aus dem Direktorium ausscheidende Mitglied wahrscheinlich Barthélemy eintreten würde, womit für Baden Alles gewonnen wäre. Der Deputirte zeigte sich äußerst erschrocken, als der Gesandte ihm bald darauf den Befehl des Markgrafen eröffnete, daß er die Ratifikation ablehnen und abreisen solle, und beschwor ihn bei seiner eigenen alten Anhänglichkeit an den Fürsten und sein Land, den Entschluß aufzuschieben: die Verwerfung der Ratifikation werde das Corps législatif aufs heftigste erbittern, man werde das als eine schwere Beleidigung Frankreichs ansehen, und Baden alles Vertrauen bei der Republik verlieren. Ein paar Tage darauf zeigte er jenem einen von ihm selbst in Carnots Auftrag redigirten und für das Direktorium bestimmten Pacifikationsentwurf, in dem die österreichischen Vorlande zwischen Württemberg und Baden aufgetheilt waren, so daß dieses die Ortenau, den Breisgau und die Waldstädte bekommen sollte. Dupont erzählte, daß die Grundlagen dieses Planes mehr und mehr Anklang unter den Mitgliedern beider Räthe fänden; daß Rewbell, Badens mächtigster Feind, ein Roß wäre (que R... était un cheval), den man sobald als möglich aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten entfernen werde; daß man Carnot diese anvertrauen wolle bis zur Wahl eines neuen Mitgliedes des Direktoriums, welche unzweifelhaft auf Barthélemy fallen werde, damit durch ihn dann der allgemeine Friede abgeschlossen werde. Auf die letzte Aussicht gründete er vor Allem seinen Rath an den Gesandten, wenigstens noch bis zu den Neuwahlen im Prairial bleiben zu wollen. Man sieht, welch ein dringendes Interesse die Friedenspartei in Frankreich daran hatte, Baden fest zu halten: sie vertheidigte damit gegen die Radikalen ihre eigene Position; der badische Friede sollte eine Stütze zu ihrer Machtstellung in Frankreich werden.

Aber schon war ein Stärkerer als alle die Andern auf dem Plan erschienen: Bonapartes Triumphe in Italien machten Karls deutsche Siege wett und nutzlos; jenseits der Alpen eroberte er seinem Staate die „natürliche Grenze“ am Rhein. Dennoch hat es noch über ein Jahr, bis Ende 1797 gewährt, ehe Markgraf Karl Friedrich sich entschließen konnte, seinen Namen unter den Pariser Vertrag zu setzen. Mit Reitzenstein kam es darüber noch zu sehr heftigen Auseinandersetzungen, so daß dieser einmal direkt um seine Demission einkam, wor-

auf ihn Edelsheim beschwor, das Schiff nicht zu verlassen; noch im Oktober glaubte der Gesandte den versteckten Vorwurf jakobinischer Gesinnung, den der Minister unter der Adresse Sandoz-Rollins in einem Briefe an ihn vorgebracht haben sollte, sich vertheidigen zu müssen. Als dann endlich die ersehnte Unterschrift gegeben ward, geschah es doch mit dem Ausdruck des wärmsten Dankes: Reitzenstein allein würde, so schrieb ihm Edelsheim, den Ruhm davon haben, und Zeitgenossen wie Nachwelt würden ihn gleichermaßen segnen.

VI.

Wollte man an diese Vorgänge nichts als den Maßstab unseres nationalen Empfindens legen, so könnte man ja immerhin mit einem Schein des Rechtes behaupten, daß Karl Friedrich an seiner oft bezeugten Reichstreue bis zuletzt, so lange es irgend anging, festgehalten habe. Aber das deutsch-patriotische Empfinden jener Tage hatte überhaupt, wie ein Blick auf die Wilhelmsbader Projekte lehrt, einen ganz andern Inhalt als das von heute, und wir würden also damit zwei ganz verschiedene Größen einander gleichsetzen. In Wahrheit bemerkten wir in dem Verhalten des Markgrafen, dessen ehrenhafte und deutsche Gesinnung im Uebrigen keinem Zweifel unterliegt, fast durchweg Kleinmuth, Unentschlossenheit und eine Duplicität, die gerade dann um so unerfreulicher berührt, wenn sie sich unter reichspatriotischen Phrasen und demüthigen Treuversicherungen verbirgt. Und auf der andern Seite zeigen wieder die entschlossenen Naturen, wie Reitzenstein, in ihrer nationalen Indifferenz, ihrer politischen Skrupellosigkeit und in ihrem partikularistischen Ehrgeiz Eigenschaften, welche uns ebenfalls nicht sympathisch sein können. Von einer „Conservation" des deutschen Reichs und seiner Verfassung könne fortan keine Rede sein, so meldete der Gesandte gleich nach seiner Ankunft in Paris, sondern sie müsse nothwendig zusammenstürzen oder doch mindestens „wesentliche und Hauptänderungen" erleiden. Unter solchen Umständen habe er keinen bessern Weg einschlagen zu können geglaubt als gegenüber dem unverhältnißmäßig geringen Anerbieten eine ebenso unverhältnißmäßig hohe Forderung zu machen, „damit sodann durch beiderseitiges Marchandiren doch ein halbwegs leidliches Medium herauskomme". „Die treue Anhänglichkeit an das österreichische System", hatte er schon im Herbst 1795 einmal bemerkt, „hat uns bisher nicht den geringsten Nutzen gebracht; man verwüstet und ruinirt rücksichtslos unser Land; die österreichischen Commissare behandeln uns als ihre Subalternbeamten, und wenn nicht eine Aenderung eintritt — die wir jetzt fast nur von den Franzosen erhoffen

können — so werden wir uns bald in dem Zustand völliger Incorporirung in die österreichische Monarchie befinden; in Wahrheit sind wir bereits auf dem direkten Wege zu dieser espèce de réunion." Noch schärfer formulirt er die Aufgabe der badischen Politik in einem Brief an Edelsheim vom 3. März 1797: „Es ist offenbar, daß wir uns einmal für ein System entscheiden müssen, welches ich niemals aufgehört habe anzurathen. Auf der einen Seite sehen wir eine furchtbare Macht, welche in Ewigkeit unser Nachbar sein wird, von deren Wohlwollen unsere ganze Existenz abhängt, welche selbst in Friedenszeiten tausend Gelegenheiten hat, uns ihren schlechten Willen zu zeigen, falls wir sie reizen . . . ., welche aber auch ein von ihrer Ehre und dem eigenen Vortheil diktirtes Interesse daran hat, uns Entschädigungen zu bewilligen, falls wir es verstehen uns ihre Freundschaft zu erhalten. Auf der andern Seite sehen wir ein Haus, welches der ewige und gefährlichste Feind der Reichsstände ist, dessen theuerste Interessen sich durchaus allem entgegensetzen, was uns einige Entschädigung gewähren kann, welches uns seit langem soviel Uebles anthut als es vermag, welches uns absolut nicht mehr vertheidigen kann und, wie sehr es das auch weiß, trotzdem fortfährt Deutschland zu verwüsten, weil sein Minister im Solde Englands steht. Mir scheint, die Wahl zwischen beiden Parteien kann nicht zweifelhaft sein."

In Reitzenstein tritt uns ein Mann entgegen, wie wir sie unter den deutschen Diplomaten jener Zeit im Norden und Süden, an großen und kleinen Höfen häufig genug antreffen: Thugut, Montgelas, Sandoz-Rollin, und damals auch noch Hardenberg gehörten zu ihnen. Es waren aufgeklärte, französisch gebildete Herren, klarblickend und energisch, rücksichtslos, von undeutscher Art. Unter den Patrioten vom Schlage Botzheims nannte man sie gerne Jakobiner; auch Thugut hat sich das oft genug gefallen lassen müssen. Uns können, wie gesagt, weder die Einen noch die Andern sonderlich gefallen. Aber der deutsche Geist, der nun bald unter dem übermächtigen Andrang fremder Gewalten sich zu einer neuen, noch viel tiefer als im sechzehnten Jahrhundert die Massen packenden und zusammenfassenden Form hindurchringen sollte, mußte wohl durch solche unerfreulichen Vorstufen hindurchgehen. Glücklich diejenigen, welche wie Hardenberg in der Erfüllung bedeutender Aufgaben die große Wandlung an sich selbst erleben durften.

An Karl Friedrich aber nehmen wir in kleineren Verhältnissen die gleiche Unaufrichtigkeit wahr, welche uns in dem Verhalten der französischen Königsfamilie zu der Revolution so peinlich berührt: so ward auch der arme Ludwig XVI. durch ein grausames Geschick dahin getrieben, gegen

den Eid, den er auf die Verfassung geschworen hatte, die Fremden in das Land zu rufen. Jedoch behaupten konnte sich in dieser Welt des Kampfes nur noch, wer sich nicht mehr durch die alten Traditionen fesseln ließ und sich rücksichtslos auf sich selbst stellte. Wer, wie etwa der Bischof von Speyer, sich zum Ritter sinn- und zwecklos gewordener Zustände hergab, war nach Edelsheims treffendem Ausdruck der Blamirte und Dupirte. Das galt für die Kleinen so gut wie für die Großen.

Daß das alte Reich dem Untergange geweiht sei, erkannten auch diejenigen, welche darüber trauerten. So schrieb der langjährige Vertreter Preußens und Badens am Regensburger Reichstage, Graf Görtz dem Markgrafen im Juli 1797, indem er ihm die Protokolle des Kur- und Fürstenrathes schickte: „Fast alle darinnen bis jetzt abgelegte kur- und fürstlichen Abstimmungen, da sie in dem kritischsten und verworrensten Zeitpunkt nur leere Worte und nichts Wesentliches enthalten, geben den redendsten, aber niederschlagendsten Beweis von dem gesunkenen Gemeingeist des sich am Rand des Umsturzes ganz verlassenen deutschen Reichs, und lässet für dasselbe bei allen übrigen Aussichten nichts als ein trauriges Schicksal erwarten."

In der Bevölkerung Deutschlands begegnen wir den verschiedenartigsten Strömungen, monarchischen und republikanischen, katholischen, aristokratischen, bürgerlichen, bäuerlichen — alte, halbvergessene Gegensätze werden wieder lebendig, und dicht daneben treten neue, doch noch ganz unklare Regungen des nationalen Genius zu Tage. So waren die katholischen Bauern des Breisgaus, hinter denen ihre Pfaffen und, wie die Badenser meinten, ihre Regierung selbst steckte, im Herbst 1796 drauf und dran, auf ihre protestantischen Nachbarn in Rötteln loszuschlagen; während wieder in eben diesen Gegenden die republikanische Propaganda vom Elsaß und der Schweiz her manchen deutschen Hitzkopf verwirrte.

Je mehr aber die Last des Krieges auf das Land drückte, desto lebhafter und allgemeiner wurde der Ruf nach Frieden. Indem die Geheimen Räthe in Karlsruhe wiederholt auf eine friedliche Entscheidung drängten, wiesen sie dabei auf den „fortdauernden Beifall" und die „unverhohlene Zufriedenheit" des ganzen Landes mit der Neutralität und auf die von allen Seiten erhobenen Klagen über die Kriegsleiden hin. Unverhohlen wurden auch im Süden Deutschlands, wie im Norden, die „weisen und biedern Grundsätze" gepriesen, von denen sich der preußische Hof in seiner Neutralitätspolitik leiten lasse.

Hier erkennen wir wieder den unermeßlichen Vorsprung, den Frank-

reich vor uns gewonnen hatte — die Einheit des nationalen Willens, die, in Jahrhunderten vorbereitet, sich in der letzten großen Krisis zu den grandiosesten Formen entwickelt hatte. Niemand hatte im Anfang ahnen können, wohin das französische Wesen sich von den Ideen des Jahrhunderts, die es in sich zu verkörpern suchte, tragen lassen würde. Eine Aera des Friedens, des weltbürgerlichen Glückes, so meinte man wohl, würde über Europa heraufziehen, und die kriegerischen Eigenschaften der Franzosen völlig erlöschen; also daß Edmund Burke das Wort Caesars von neuem auf sie anwenden wollte: „Gallos quoque in bellis floruisse audivimus“. Danach, Angesichts der sich häufenden Trümmer und der durcheinander tobenden fessellosen Leidenschaften, stand man entsetzt und rathlos über das Woher und Wohin dieser dämonischen Gewalten. Jetzt erst, nachdem die Fluthen der Anarchie zurückgetreten und die radikalen Strömungen eingedämmt waren, erkannte man allgemein, welch eine massive, felsenharte Macht sich in den Stürmen und Gluthen der Revolution jenseits des Rheines ausgebildet hatte. Ein Urtheil dieser Art bieten uns unsere Akten in dem genannten Briefe Sandoz-Rollins an den badischen Minister aus dem August 1796. Es ist in die sententiöse Form gekleidet, welche Sandoz liebte und seinem Voltaire nachgebildet hatte, aber nicht geistlos und ganz treffend: „Quelles masses de force et de puissance“, schreibt er, „s'élèvent dans cette République française! Peu de politiques l'auront prévu. Quatre grands hommes seraient bien surpris, s'ils pouvaient rouvrir les yeux: Louis XIV, Voltaire, Frédéric et Jésus-Christ.“

Goethe und Friederike.

Wider ihre Verleumder.

Von

Albert Bielschowsky.

„Sei so keusch wie Eis, so rein wie Schnee,
du wirst der Verleumdung nicht entgehn."

Es ist ein unsagbar widerwärtiges Geschäft, in den ekeln Sumpf niederzusteigen, aus dem die giftigen, Goethes und Friederikens lichte Gestalten verdüsternden Nebel emporqualmen. Bisher waren es ultramontane Schreiber, die ihre Federn stumpf schrieben, um den großen Heiden und Ketzer Goethe von seinem erhabenen Piedestal herunterzuzerren; aber sie gingen doch an Friederiken, als einer frivol Verführten, einer unschuldigen Schuldigen mit mitleidiger Verbeugung vorbei. Der Goetheherostratus unserer Tage, Dr. **Froitzheim** in Straßburg, ist von härterem Stoff. Auch Friederike muß als buhlerische Dirne an den Schandpfahl gebunden werden; denn so will es — die Wahrheit. Es ist ein wunderlich Ding um die Wahrheit. Dem Einen ist sie eine keusche Diana, der er dient um der Göttin willen, dem Andern eine üppige Venus, der er dient, um seinen Lüsten zu fröhnen. Herr Froitzheim spricht mit Stolz von der urkundlichen Forschung, auf der seine Schrift „Friederike von Sesenheim" (Gotha, F. A. Perthes 1893) ruht. „Urkundliche Forschung" — das nöthigt uns das Pamphlet, das wir sonst mit stiller Verachtung, wie jene ultramontanen Produkte, bei Seite geworfen haben würden, etwas schärfer ins Auge zu fassen.

Herr Froitzheim hat in den Akten des Findelhauses von Stephansfeld im Elsaß ein Protokoll aufgestöbert, welches unter dem 31. Mai 1787 bekundet, daß der katholische Pfarrer Reimbolt aus Sesenheim dem Findelhause einen in Straßburg am 3. März desselben Jahres unehelich geborenen Knaben überbracht habe, dessen Eltern laut Taufschein

Johann Friedrich Blumenhold aus Pfaffenhofen und Franziska Luise Wallner aus Schweighausen seien. Diese Angaben stimmen überein mit denen des Taufbuches der Kirche zu St. Stephan in Straßburg, die sich auf das unter dem Amtseide abgegebene Zeugniß der Hebamme und Küstersfrau Kuhn stützen*). Der damals getaufte Johann Lorenz Blumenhold ist nach dem Straßburger Sterberegister als Pastetenbäcker im Alter von 20 Jahren am 14. Februar 1807 gestorben.

In diesen wenigen Zeilen liegt die gesammte urkundliche Forschung Froitzheims eingeschlossen.

Erstaunt wird man fragen: Was gehen diese Urkunden Friederike, was Goethe an? Freilich, an sich gar nichts. Sie werden erst verwerthbar, indem man das windigste Gerede, den gewissen- und bodenlosesten Klatsch als ebenso vollwichtige Urkunden behandelt, wie jene Tauf- und Todtenscheine. Sucht man nach dem Quell der schmutzigen Wässer, die Froitzheim so wohlgefällig in sein Dintenfaß geleitet hat, so entdeckt man ihn in dem einstmaligen protestantischen Pfarrer Sesenheims, Friedrich Schweppenhäuser. Dieser ehrwürdige Herr eröffnete im Jahr 1822 dem Bonner Professor Näke, der ihn bei einer Wallfahrt nach Sesenheim besuchte, Folgendes: „Es sei ihm eine Freude, den Ruf des großen Mannes (Goethes) ganz retten zu können: Goethe würde ganz gewiß Wort gehalten haben, wenn nicht ein Unfall dazwischen gekommen wäre. Die Beschuldigung als habe Goethe das Mädchen sitzen lassen, sei ungegründet. „Diese Affaire erhöht vielmehr sein Lob und ist ein Beweis seiner Großmuth.“ Goethe hätte in seiner Erzählung doch wenigstens so viel sagen können, daß ein Unfall sein Verhältniß zu dem Mädchen aufgehoben, aber auch das habe er nicht einmal gethan; habe vielmehr aus Delikatesse sein Betragen einer Mißdeutung ausgesetzt. Nämlich, nachdem Goethe treu von Straßburg weggegangen, sei Folgendes geschehen. Es ist damals der katholische Pfarrer in Sesenheim**) ein gewandter und einnehmender Mann gewesen: mit dem ist Friederike in ein Verständniß getreten, und „kommt zu Fall“. Der Verführer hat Reinbold geheißen. Als nun nach acht Jahren [1779] Goethe wiedergekommen, „um sein Wort zu lösen“, da habe er diesen Stand der Dinge gefunden und sich natürlich zurückgezogen.“ „Ich fragte, erzählt Näke weiter, was aus Friderikens Kinde geworden sei: Schweppenhäuser wußte es nicht. Reinbold ist nachher

*) Froitzheim hält trotzdem die Angaben für erfunden und Reimbolt für den Vater. Hätte dieser dann wohl das Kind selbst übergeben?

**) Sesenheim ist ein Dorf von 1000 Einwohnern, zu $^2/_3$ evangelisch, zu $^1/_3$ katholisch. Das katholische Pfarrhaus liegt neben dem evangelischen.

in der Revolultion emigrirt; ist wiedergekommen, doch nicht nach Sesenheim und vor drei Jahren irgendwo in der Nähe gestorben."

Also Pfarrer Schweppenhäuser zu Näke im Jahre 1822. Als dreizehn Jahre später der junge Heinrich Kruse, nachmals als Chefredacteur der Köln. Zeitung und als Dichter wohlbekannt, ebenfalls bei dem Pfarrer erschien und nach Goethe und Friederike fragte, war der Alte zurückhaltender geworden. Er rief nur: „O großmüthiger Goethe! — Sie und Ich, wir alle hätten nicht anders gehandelt, als Er." „Und so sprach er weiter, fügt Kruse hinzu, in dem Sinne, daß Goethe lieber die Schuld habe auf sich wollen fallen lassen, als ein geliebtes Wesen oder Personen, denen er Dank schuldig sei, anklagen. Doch weiter war Nichts aus ihm herauszubringen." Die Lücke ergänzte auf einem Spaziergange der junge Pfarrer, sein Schwiegersohn, der die Reimbolt'sche Verführungsgeschichte genau so wie sein Schwiegervater einst Näken, nur etwas drastischer, zum Besten gab.

Diese Schweppenhäuseriade und die „Urkunden" sind für Herrn Froitzheim herrliche Instrumente. Die Schweppenhäuseriade muß dazu dienen, den Urkunden die rechte Beziehung zu geben, und die Urkunden müssen wiederum dazu dienen, die Schweppenhäuseriade zu beglaubigen. Froitzheim vermag nicht zu begreifen, wie „gebildete Männer" bisher dem Schweppenhäuser mißtrauen konnten. „Wie konnten sie wähnen, der alte Pfarrer, dem, da sein Bruder der unmittelbare Nachfolger Brions war, die besten Quellen zu Gebote standen, würde einem Manne von der Bedeutung [?] Näke's über seinen katholischen Ortskollegen [er war seit 1791 aus Sesenheim fort!] so Ehrenrühriges erzählt haben, wäre es nicht begründet gewesen!" „Schweppenhäusers Leumund", so ruft Froitzheim in inniger Theilnahme für seinen Gewährsmann aus, „ist wiederhergestellt und die Wahrheit durch mich ans Licht gebracht."

Wenn Brüllen den Löwen machte, so müßten jetzt alle Goethe- und Friederikenverehrer Reißaus nehmen; aber ich fürchte, sie werden an dem Brüllen den Schreiner Schnock erkennen und weiter Herrn Schweppenhäuser für keinen Thucydides und eine Verleumdung für keine Wahrheit halten.

Es ist richtig, daß Schweppenhäuser die besten Quellen hätten zu Gebote stehen können, da sein älterer Bruder wenige Monate nach der Geburt des ominösen Blumenhold dem alten Brion in der Pfarrei folgte. Wenn aber seine Angaben aus diesen besten Quellen geflossen sind, dann sind sie für Herrn Froitzheim nicht brauchbar. Denn dann stimmen sie absolut nicht zu seinen Urkunden. Dann fällt die Ver

führung Friederikens durch Reimbolt in oder vor das Jahr 1779 und nicht in das Jahr 1786. Man sage nicht, es handle sich nur um einen Irrthum in der Jahreszahl. Es handelt sich vielmehr um die Wurzel und Krone der Schweppenhäuserschen Aussage. Denn Schweppenhäuser bringt die Verführung in ausdrückliche Verbindung mit dem zweiten Besuch Goethe's in Sesenheim, um diesen zu entlasten; und das konnte er von seinem älteren Bruder, wenn dieser den 1787 geborenen Blumenhold für den Sohn Friederikens ansah, nie und nimmer gehört haben, oder der Bruder war schon ein leichtfertiger Märchenschmied. Ich lasse Herrn Froitzheim die Wahl, welchem der beiden Brüder er das Verdienst der Erfindung zuerkennen will.

Ueber den Charakter des ersten sind wir nur auf Vermuthungen angewiesen; der des zweiten liegt für Jeden, der sehen will, offen zu Tage. Er ist der Typus des heuchlerischen, vorsichtigen Verleumders. Als Näke, der in Sesenheim mehr pokulirt, als geforscht hatte, nach Bonn zurückkehrte, erwachte sein philologisches Gewissen. Er fragte brieflich Herrn Schweppenhäuser nach den Quellen seiner Mittheilungen, und obwohl diese nach Froitzheim die „besten" waren, mit denen also der Pfarrer getrost hätte hervortreten können, bleibt er doch dem Fragenden, den er so freundlich aufgenommen hatte, die Antwort schuldig. Und als nach 13 Jahren Heinr. Kruse, der Schüler Näkes, vor ihn tritt, entschuldigt er sich wegen der Nichtbeantwortung, giebt aber diesem weder über die Quellen Bescheid noch wagt er es die Erzählung von anno 1822 zu wiederholen, sondern zieht sich hinter dunkle, vielsagende Bedeutungen zurück, mit dem Bemerken, er selbst möge es nicht sagen; es lebten noch so viele Verwandte und Bekannte; doch wisse es Jedermann, man könne jeden alten Mann darnach fragen. Dann klagte er, daß ihn der Schwindel überfalle, er kam auf seine Krankheit zu sprechen u. s. w. Ein typisches Bild.

Schweppenhäuser hatte Kruse an die Leute im Dorfe verwiesen. Er mochte hoffen, daß die von ihm ausgestreuten Verleumdungen bereits Wurzel gefaßt hätten. Der Ruf der Brions und insbesondere der Friederikens saß aber so fest im Dorfe, daß im Jahre 1835 noch Niemand dort an die Fabel glaubte. Aber ihre Quelle war bekannt. Der Ochsenwirth sagte es Kruse'n, als dieser mit der Verführungsgeschichte auspackte, sofort auf den Kopf zu: das hätte gewiß der alte Herr Pfarrer gesagt. Denn sonst wisse kein Mensch im ganzen Dorfe Anderes als lauter Gutes von den Brions. Und diese Versicherung fand Kruse vollkommen begründet. „Es lebten", schreibt er in seinem Reisebericht, „noch einige Menschen, die Goethe, noch viele, die

Friederiken gekannt, und Alle wußten nicht das Geringste von jenen Friederikens Ehre verletzenden Gerüchten, sie gaben ihr Alle aus einem Munde das beste Zeugniß, und bemerkten mit Recht, daß sie an Ort und Stelle von den Fehltritten einer Pfarrerstochter, der Tochter ihres eigenen Pfarrers, doch gehört haben müßten." Nur der Schwiegersohn des Pfarrers wußte, wie wir vernommen haben, davon. Aber auch er traute den „besten Quellen" seines Schwiegervaters, von denen Froitzheim so erbaut ist, so wenig, daß er seiner Erzählung die Klausel vorausschickte: „Verbürgen könne er es nicht!" Dieser Zusatz ist für die Glaubwürdigkeit Schweppenhäusers fast noch vernichtender, als der Ausspruch des Ochsenwirths, der zu Kruse sagte: „Von tausend Worten, die Ihnen der alte Pastor über die Brions sagte, glauben Sie keine halbe Silbe." Was sonst noch der Ochsenwirth ihm über den Pastor erzählt, das wolle, meint Kruse, und dürfe er nicht anführen*).

---

*) Froitzheim fühlt sich in seinen Zirkeln durch den Bericht Kruse's sehr gestört. Er sucht deshalb seine Bedeutung durch allgemeine Redensarten, wie neunzehnjähriger Student u. s. w. zu erschüttern. Ein vergebliches Bemühen. Kruse hat in gradezu musterhafter Weise seine Aufgabe durchgeführt. Während den Lehrer Näke, nachdem er im Pfarrhause Kaffee, Zwetschgenwasser und die schöne Geschichte von Reimbolt und Friederike in sich aufgenommen, einfach quasi re bene gesta davon fuhr, ging Kruse bei allen Leuten umher, von denen er annehmen konnte, daß sie etwas Zuverlässiges über die Brion'sche Familie wissen konnten, und forschte sie aus: in erster Linie den alten Dorfschulzen und den Ochsenwirth, die beide noch persönlich die Brions gekannt hatten. Wie gut unterrichtet die Kruse'schen Gewährsmänner waren, zeigen am besten ihre Mittheilungen über die Brion'schen Familienverhältnisse. Während z. B. Schweppenhäuser die jüngere Sophie als älter wie Friederike bezeichnete und die bald zu nennenden Geschwister Weill von ihren Autoritäten die allerfalscheste und verworrenste Auskunft empfingen, orientirten die Kruse'schen Gewährsmänner ihn völlig richtig über Zahl, Alter und Schicksal der fünf Brion'schen Kinder. Selbst von der schon 1772 gestorbenen ältesten Tochter Catharina Magdalena und ihrer Verheirathung mit einem Pfarrer wußten sie noch.

Kruse hielt seine Aufgabe mit den Nachforschungen in Sesenheim nicht für erschöpft, sondern wanderte — auch hierin sich vortheilhaft von Näke unterscheidend — noch nach Niederbronn zur jüngsten noch lebenden Schwester Friederiken's: Sophie. Von ihr erhielt er nicht bloß weitere schätzbare Nachrichten, sondern sie überließ ihm auch eine Rolle ihrer Schwester gewidmeter Lieder zur Abschrift. Trotz der Eile, in der Kruse diese Abschrift nehmen mußte, ist sie überraschend sorgfältig ausgefallen. Ein Anderer in gleicher Lage hätte wahrscheinlich auf die Orthographie keinen Werth gelegt. Kruse dagegen giebt ihre sehr starken Eigenthümlichkeiten mit der peinlichen Gewissenhaftigkeit eines gereiften und geschulten Philologen wieder, z. B. den dritten Vers in dem Liede „Mit einem gemalten Bande" in folgender Schreibung: „gute iunge frühlings Götter" oder den letzten: „sey kein schwaches Rossen Band" u. s. w. Ebenso hat er die Vorsicht gebraucht, wie man sich an den Originalblättern in der Leipziger Universitäts-Bibliothek überzeugen kann, die eingezogenen Nachrichten sofort an Ort und Stelle niederzuschreiben und sie dadurch jeder späteren Verschiebung und Verwischung zu entziehen.

Alles in Allem kann man dem jungen Studenten seine Bewunderung nicht versagen. Er hat mit der Umsicht und der Sorgfalt eines ernsten Mannes und eines tüchtigen Gelehrten gehandelt. Daß er das, was er hörte,

Fünf Jahre später (1840) wird der Bericht Näke's und auszugsweise auch der Kruse's*) bekannt. Der in der Nähe von Sesenheim gebürtige und in der Sesenheimer Schule unterrichtete Schriftsteller Alexander Weill liest die sich widersprechenden Angaben und läßt, da er selber fern ist, durch seine täglich aus dem Nachbardorfe Schirhofen nach Sesenheim kommende Schwester Blümchen (Florette) beim Pfarrer über den Thatbestand anfragen. Schweppenhäuser, obwohl seine eigene Ehre bereits in Mitleidenschaft gezogen ist, rückt trotzdem mit seinen „besten Quellen" nicht heraus, sondern erklärt jetzt — von der Geschichte überhaupt nichts zu wissen! Herr Weill meint geistreich hierzu, Schweppenhäuser spiele den Verstorbenen; dann bemerkt er uns, die Biographie des Pfarrers sei romantischer als so manche, er wäre lange Soldat gewesen, habe einmal eine Pistole auf seine Tochter abgeschossen u. s. w. — Ein eigenthümlicher Pfarrer. Warum mag er auf die Tochter geschossen haben? Sollte dieser etwa passirt sein, was er von Friederiken erzählte? —

Da Blümchen Weill beim Pfarrer nichts erfährt, so läuft sie zu den Frau Basen, an die ihr Bruder sie vorsorglich verwiesen hatte, und unter diesen findet sie einige, die vom Pfarrersklatsch inzwischen etwas angesogen und selbständig verarbeitet hatten. Jungfer Weill ist in der glücklichen Lage, dem Bruder eine ganze Novelle über das Paar Reimbolt und Friederike zu übermitteln. Sogar das Hotel und das Zimmer, in dem der kleine Blumenhold geboren wird, sowie der Geldbriefträger, der von Reimbolt das Geld bringt, figuriren darin. So interessant die Novelle ist, so leidet sie an dem Uebel, daß sie weder mit der Historie des braven Schweppenhäuser noch mit den Urkunden des Herrn Froitzheim übereinstimmt. Sie verlegt den Ort der Handlung in das Steinthal, und die Zeit in die neunziger Jahre. So handgreiflich das alles erlogen ist, so widersprechen sich doch die alten und ältesten Weiber in ihren Aussagen nicht und können alles als selbsterlebt bekunden.

Zu dem trefflichen Rapport der Schwester giebt Herr Weill auf Grund der von ihm selbst sechs Monate vorher in Sesenheim eingezogenen Erkundi-

---

in „strengster Wahrhaftigkeit" dem Papier überlieferte, auch das hat Kruse mich, obwohl es dessen nicht erst bedurfte, dieser Tage versichert.

Näke wiewohl durch die Korrektur seines Schülers schwer getroffen, ertheilte ihm trotzdem das Zeugniß „eines nicht nur für diese Sache höchst eifrigen, sondern auch im Allgemeinen zur Unterscheidung von Wahr und Falsch wohlbefähigten jungen Mannes" und drückte „seine bestimmteste Abneigung" aus, seinen eigenen Aufsatz jemals zu veröffentlichen. Es geschah nach seinem Tode durch Varnhagen von Ense. (Vgl. Blätter f. liter. Unterhaltung 7. Mai 1840 und Morgenbl. f. geb. Leser 4. und 7. September 1840.)

*) Aus dem Nachlasse Näke's, dem Kr. ihn übergeben hatte. Im Wortlaut hat ihn Kr. erst 1878 im Novemberheft der deutschen Rundschau veröffentlicht.

gungen einige „Erläuterungen“. Aus diesen erfahren wir unter Anderem, daß Friederike schon als Goethe sie verlassen, also etwa 1771/72, in Reimbolt einen „Tröster“ gefunden (Reimbolt kam 1776 nach Sesenheim). Somit hätte das Verhältniß einige zwanzig Jahre gedauert und erst am Ende dieses Zeitraums zu dem Falle Friederikens geführt. Diese und andere Albernheiten leimt Herr Alexander Weill anmuthig zu einem Artikel für die Zeitung für die elegante Welt (1840. No. 199 und 200) zusammen und krönt ihn mit dem ebenso tiefsinnigen wie tiefsittlichen Schluß: „Die arme Friederike ist zu entschuldigen; am Ende stimme ich mit meiner alten Bäbe überein, besser ein Pfarrer und sei's auch ein katholischer, als gar keiner!“ Herr Froitzheim aber ist entsetzt, daß die Goetheforschung das Weill'sche Erzeugniß*) mit seinen „wichtigen Enthüllungen“ bisher „in unbegreiflicher Verblendung mißachtet“ habe. Allerdings hat jenes Elaborat für Herrn Froitzheim noch seinen besonderen Werth. Wir kommen darauf zurück. —

So weit war ich in der leidigen Untersuchung der unsaubern Lappen, die Froitzheim wahrheitseifrig zusammengenäht hat, gelangt, als ich von vertrauenswerthester Seite Nachrichten über Pfarrer Schweppenhäuser jun. erhielt, die das, was man nach den Andeutungen von Weill und Kruse vermuthen konnte, über Erwarten bestätigen. „Pfarrer Schweppenhäuser (so lautet die Mittheilung) war, bevor er nach Sesenheim kam, in Birlenbach angestellt. Unter der Schreckensherrschaft der Revolution gehörte er zu denjenigen Pfarrern, die ihren Glauben öffentlich verleugneten. In dem Buche von Pfarrer Schneider: „Die elsässische Kirche während der Revolution“ heißt es S. 133: „Pfarrer Schweppenhäuser von Birlenbach schwor förmlich ab. Die Bibel warf er über die Kanzel hinunter mit den Worten: „Hier liegt das Lügenbuch!“, ihr nach den Kirchenrock mit den Worten: „Hier liegt der Lügenrock!“ Dieser Schweppenhäuser kam im Jahre 1814 nach Sesenheim. Aus seiner dortigen Amtsthätigkeit geht hervor, daß seine Abschwörung in der Schreckenszeit seiner innersten Gesinnung entsprach. Mit cynischer Offenheit bekannte er manchmal, daß er selbst nicht glaube, was er predige.

*) Nach einem inzwischen in der Straßburger Post vom 13. November d. J. 3. Blatt veröffentlichten Aufsatz des evangelischen Pfarrers von Sesenheim Rübel, vereinigt der Artikel in der Zeitung für die elegante Welt Erfindungen der Bauern und grobe Flunkereien der Weill'schen Geschwister. Diese berufen sich u. A. auf Personen, die im Jahre 1840 längst gestorben waren. Von den Erzählungen der Dorfleute nimmt Rübel an, sie seien der Blümchen aufgebunden worden, um sie zu närren. Dasselbe Spiel wiederholte sich im August dieses Jahres, wo die 81jährige Blümchen noch einmal Nachforschungen veranstaltete. Der Nachbar gestand dem Pfarrer lachend, er hätte ihr „ein paar Schnitz“ erzählt. „Wenn ich in der rechten Laune gewesen wäre, hätte ich ihnen einen ganzen Sack voll Neuigkeiten mitgegeben.“

oder rief Kirchgängern zu: „Bist du denn auch noch so dumm, daß du in die Kirche gehst?“ Sein sittlicher Lebenswandel war mehr als bedenklich. Auch gegen seine Tochter wurden schwere Anklagen erhoben. (In Rücksicht auf etwaige Nachkommen übergehe ich die weiter folgenden Einzelnheiten.) — Schweppenhäuser, so schließt die Mittheilung, dessen Leben eine einzige Lüge war, mußte sich schließlich mit Schimpf aus dem Pfarramt zurückziehen.“

Nun mag Herr Froitzheim Arm in Arm mit seinem Schweppenhäuser weiter die „Wahrheit ans Licht bringen“.

Leider können wir hier uns noch nicht von ihm verabschieden. Noch steht uns das schlimmere und für uns wichtigere Hauptstück seines „Lebensbildes nach geschichtlichen Quellen“ bevor: Goethe und Friederike.

Zwar den Pastetenbäckerjungen kann er nicht mit dem Straßburger Klatsch, der ihm sonst so verehrungswürdig erscheint, dem Dichter aufbürden. Dazu hat er sich selber mit seinen Urkunden den Weg verrannt. Aber wenn es nicht der Pastetenbäcker ist, kann nicht Friederike von Goethe ein anderes Kind gehabt haben?

Nur frisch zu! Es kommt nur auf das rechte Verfahren an.

Wir haben das Altweibergewäsch, das Alexander und Florette Weill in der Zeitung für die elegante Welt ausgekramt haben, kennen gelernt. Jedoch nur zum Theil. Herr Weill meldet nämlich weiter: „Wozu es verhüllen, daß des Pfarrers Nachbarin noch von einem Kinde munkelte? Folgendes sagte mir Herr Schöpfling, der Chirurgus in Sesenheim, ... dessen Vater und Sohn dasselbe Geschäft trieben und letzterer noch treibt*). Wenn er mit seinem Vater von Goethe sprach, der ihn kannte, zuckte er immer die Achseln und meinte, seine schnelle Abreise habe eine andere Ursache gehabt. Sicher ist, daß Friederike nicht rein aus Goethe's Armen kam und daß es in Sesenheim noch viele Leute giebt, die behaupten, Friederike habe von ihrem ersten Geliebten ein Kind gehabt, das gestorben ist!“ Zwar hatte die Schwester in ihrem Briefe an den Bruder ausdrücklich berichtet: „Von dem Goethe weiß man nicht viel, als daß sie sich geliebt haben.“ Aber dieser Widerspruch zwischen seiner Behauptung und der Meldung der Schwester störte Herrn Weill 1840 so wenig, wie jetzt Herrn Froitzheim. Herr Weill mag ihn in der journalistischen Rascharbeit kaum bemerkt haben, und Herr Froitzheim sucht ihn bei Seite zu schaffen, indem er zu der

*) Schöpflin war nach Pfarrer Rübel schon 1836 verstorben! — Blümchen Weill will ihn trotzdem sogar noch nach 1840 gesprochen haben.

noch in Bischweiler lebenden Blümchen Weill eilt und jetzt aus der 81jährigen Matrone, nachdem er ihr den Aufsatz des Bruders von 1840 vorgelesen, herausbringt: „Alte Bäuerinnen erklärten mir ganz offen, Friederike habe auch von Goethe ein Kind geboren.“ (S. 61.)

Nach diesen „Feststellungen“ erklärt der Urkundenforscher Froitzheim in einem angenehm bescheidenen Tone: „Ich behaupte mit Recht: Da die Erkundigung Weill's inbetreff der Verführung Friederikens durch den katholischen Pfarrer Reimbolt von der Wahrheit bestätigt wurde, so wäre es kritiklos, seine andere Mittheilung, daß auch das Verhältniß Goethe's zu Friederike mit einer Niederkunft geendigt habe (wie zart und geschmackvoll!), von vornherein zurückzuweisen.“ Diese Zurückweisung wäre, so belehrt er uns an einer anderen Stelle (S. 59), um so weniger berechtigt, als die Mittheilung von — Juden herstammte. Denn also steht es im Unterelsaß: „Keine Kuh, kein Pferd, kein Ballen Hopfen, kein Grundstück kann dort ohne den Juden verkauft oder beliehen werden .... Der Jude ist Vertrauensperson des Bauern, der ihm nichts verheimlichen kann. Unaufgefordert sagte mir deshalb ein in der Sesenheimer Gegend wohlbekannter Pfarrer hinsichtlich meiner Forschungen: „Wenn Sie Ihre Mittheilung von Juden haben, dann freilich sind Sie gut unterrichtet. Die bringen heraus, was unser einem verschwiegen bleibt.“ (!!)

Zu dieser allgemeinen Beglaubigung, die keiner Kritik bedarf, tritt noch die spezielle, daß Alexander Weill von 1840 und Blümchen Weill von 1892 ihre Nachrichten auch von dem Chirurgen Schöpflin bezogen haben, dessen Vater mit der Familie Brion gut bekannt und dessen Mutter sogar Hebamme war. Zwar hat Vater Schöpflin nie etwas Bestimmtes gesagt, sondern immer nur die Achseln gezuckt, aber was besagt nicht ein Achselzucken, zumal wenn man bedeutungsvoll hinzusetzt, Goethe's schnelle Abreise habe eine andere Ursache gehabt? — Wäre Herr Froitzheim in seiner krankhaften Manie, Goethe und Friederike sittlich bloßzustellen, nicht so völlig kritiklos, so müßten die wenigen angeblichen Worte Schöpflin's ihm sofort gezeigt haben, daß er es mit einer lächerlichen Erfindung entweder des Zeugen oder, wie es thatsächlich der Fall ist, der Weill'schen Geschwister zu thun habe. Denn von einer schnellen Abreise Goethes zu reden, ist eine Sinnlosigkeit.

Endlich producirt uns Herr Froitzheim als letzten Zeugen einen ungenannten Arzt, einen nahen Verwandten Friederikens, der zu ihm einmal gesagt habe: „Goethe hat das Mädchen unglücklich gemacht.“ „Dieser Ausspruch im Munde eines Arztes“, merkt Herr Froitzheim mit

ernster Miene an, „deutet auf mehr als eine Herzenskränkung!“ — Ist's Tollheit zwar, liegt doch Methode drin.

Nach dem Zeugenverhör befragt Froitzheim den Angeklagten selbst. Natürlich hat dieser direkt seine Schuld nirgend bekannt, aber in seinen Briefen und Dichtungen wird er unwillkürlich seine unmoralische Handlungsweise verrathen haben. Von Sesenheim hat Goethe im Mai und Juni 1771 vier Briefe an seinen väterlichen Freund Salzmann geschrieben. Ein Jeder weiß, daß der Dichter zu jener Zeit nach einem mehrmonatlichen Liebesleben aus seinem Traum und Rausche erwachte und zu fühlen begann, daß er „nach Schatten greife“. Seine Seele wird unruhig in dem Gedanken, daß er Hoffnungen entfacht, die er nicht erfüllen könne, und dieser Unruhe giebt er in den Briefen hie und da lebhaften Ausdruck. Welche Fundgrube für Froitzheim! — Schreibt doch Goethe sogar von seinem Gewissen, das sich des Rechten nicht bewußt sei! — Der Schuldige hat sich aber in einem späteren Briefe noch mehr entschlüpfen lassen. Als Goethe, nach Frankfurt zurückgekehrt, über dem Goetz brütete, schreibt er mit dem heißen Athem einer erregten Dichterbrust, in der ein großes Werk zum Leben ringt, an Salzmann: „Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft; Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Zirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissens lang, und koste was es wolle, ich stürze mich drein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten.“ „Diesmal sind keine Folgen zu befürchten“, hier hat der Schuldige sich verschnappt. Der gute Froitzheim hat den schlechten Goethe beim Kragen, und er hätte kaum es nöthig, noch die Dichtungen, in denen ja Goethe, wie männiglich bekannt, zu beichten pflegte, zu verhören. Er thut es in übergroßer Gewissenhaftigkeit. Die beiden Marien im Goetz und Clavigo, die einzigen Gestalten, auf die der Dichter uns beim Abschluß der Sesenheimer Episode verweist, wollen zwar nicht in die Froitzheim'sche Anklageacte passen, aber das gefallene Gretchen und das gebrochene Heideröslein genügen, um die Schuld Goethe's auch auf Grund der poetischen Urkunden zu erweisen.

Obwohl nunmehr der Angeklagte von allen Seiten überführt ist, schließt Herr Froitzheim auch jetzt noch nicht die Verhandlung. Noch quält ihn die Furcht, es könnte Jemand es wohl für möglich halten, daß auch ein edles Mädchen einem bestechenden und geschickten Verführer erliege, aber nicht, daß sich dies zweimal wiederhole. Solche Leute würden dann entweder an die Goethe'sche oder an die Reimbolt'sche

Verführung oder an beide nicht glauben, und Oel und Mühe wären umsonst verschwendet. Darum muß auch Friederike, ja die ganze Familie Brion in den Höllenpfuhl, in dem Goethe schon siedet, gestoßen werden. Und dieses hohe Streben ist von Glück begünstigt. Mit vergnügtem Gesicht meldet Froitzheim auf S. 83 dem theilnehmenden Publikum: „Durch eine der glücklichen Wendungen, die dem Forscher manchmal in seiner Arbeit zu Hilfe kommen, bin ich mit dem Tagebuch jenes Mannes bekannt geworden, der als Lieblingsschüler Blessig's sich frühzeitig durch Talent auszeichnete, in der Folge als evangelischer Geistlicher die ehrenvollsten Stellungen einnahm und als solcher seine Erlebnisse zum Nutzen seiner Söhne aufgezeichnet hat.“ Schön, sehr schön! Aber wie heißt denn dieser würdige Mann? Froitzheim erspart uns ja sonst nicht den letzten Vornamen seiner urkundlichen Helden, warum geht er hier um den ganzen Namen, wie die Katze um den heißen Brei herum? Warum sucht er uns durch eine Laudatio den größten Respekt vor seinem anonymen Helden zu erwecken und verschweigt den Namen? Sollte er vielleicht gar — Schweppenhäuser heißen? Dann wäre freilich alles klar.

Der Verfasser des Tagebuches war anscheinend in dem Jahre 177., in welchem der von Froitzheim ausgehobene Abschnitt beginnt, eben von der Schule gekommen; denn, wie er erwähnt, hatte er noch kein theologisches Kolleg gehört. Trotzdem will er es wagen, nachdem man ihm bei einem Biergelage gut zugeredet hatte, in Sesenheim eine Predigt zu halten. Candidat Marx soll ihm beim Gottesdienst behilflich sein.

„Von Goethe's Roman mit Friederike wußte ich nichts; sie selbst hatte, seitdem er sie verlassen, ihre Gesundheit durch Gram zerrüttet, war schon 27 Jahr alt und die Jugendblüthe war ganz verwelkt, und dennoch umschwebte mich vom ersten Augenblick, als ich ins Haus trat ein unaussprechlicher, unwiderstehlicher Liebeszauber; ich lebte in einer ätherischen Atmosphäre. . . . Friederike wagte nicht (?!), meine Predigt, die ich den andern Morgen in Runzenheim [Filialdorf der Parochie Sesenheim] hielt, mit anzuhören, aber Salome, die ältere Schwester, begleitete mich nebst dem Vater. . . . . Pfarrer Brion war mit meiner Predigt sehr zufrieden. . . . Salome rühmte mich ihrer Schwester mit Begeisterung und so mußte ich um diese zu befriedigen, meine Predigt Nachmittags in Sesenheim wiederholen. Da wurde ich nun vollends bei lebendigem Leibe apotheosirt und Friederike schmiegte sich immer mehr an mich. Hatte ich wirklich Eindruck auf sie gemacht, oder machte sie blos auf den unerfahrenen Jüngling Jagd, wie Salome auf Marx, das weiß ich nicht. . . . .

Im Monat September machte ich einen zweiten Besuch in Sesenheim. . . . .

Friederike war mir ein überirdisches Wesen, um so weniger konnte es mir einfallen mich in sie zu verlieben. Ich fühlte, selbst ohne mir es deutlich bewußt zu sein, den Abstand der Jahre, den Mangel körperlicher Reize. Alles, was ich für sie empfand, war innige Werthschätzung. Dies äußerte ich ihr eine halbe Stunde vor meiner Abreise und bedauerte die wieder bevorstehende nahe Trennung. Da sagte sie mir mit thränendem Auge, ihre Ruhe, ihr Lebensglück ginge mit mir fort, und nun war ich verliebt. Die Eroberung einer Geliebten Goethe's (denn dies hatte ich seitdem erfahren) schmeichelte meiner Eitelkeit. . . . .

Dritthalb Jahre dauerte der Rausch und er hätte vielleicht noch länger gedauert und mich zu einer unbesonnenen Heirath verleitet, wenn Friederike nicht meine Sinnlichkeit zu früh aufgeregt hätte und ich nicht in andere Verhältnisse gekommen wäre. Ich war ein reiner unverdorbener Jüngling; meine glühendste Einbildungskraft schweifte nicht über einen Kuß hinaus und so verging mir das ganze Jahr 1779 in den Seligkeiten reiner Liebe. War dies Friederiken zu wenig? Genug im Jahre 1780 gab sie mir Blößen, die meine bis dahin unentweihte Schamhaftigkeit aufschreckten, und ob sie gleich meine Sinnlichkeit reizten, die Achtung, die ich bisher für sie als ein reines Wesen gehabt hatte, zerstörten."

Auf diese Weise ist denn glücklich das Brion'sche Haus zu einem Kupplerhaus, Friederike zur gemeinen Dirne erniedrigt. Für was für Leute hält denn Herr Froitzheim seine Leser? Hält er sie für solche Cretins, daß sie bei dem Geschwätz jener boshaften, hanswurstigen Zwergseele irgend etwas anderes als Ekel und Empörung empfinden können? — Welche vollendete Schauspielerin muß doch zugleich diese gemeine Kokette gewesen sein, daß sie sich 2½ Jahre die Gloriole einer überirdischen Erscheinung zu geben weiß! Und welche zähe Geduld muß sie gehabt haben, daß sie 2½ Jahre das Wildpret umkreiste, um erst dann von ihren robusten Mitteln Gebrauch zu machen! — Begreiflich, daß nach diesem giftigen Gefasel Herr Froitzheim zu der Ansicht neigt, Friederike habe auch Lenz verführen wollen, und es als eine offene Frage behandelt, ob sie nicht dem katholischen Pfarrer entgegengekommen und ob nicht die Mittheilungen der Weill'schen Waschweiber noch auf einen dritten oder vierten Fehltritt schließen lassen. —

Damit sind wir mit Herrn Froitzheim und seinen Urkunden und Zeugen — Gott sei Dank — fertig.

Wir können aus dem Sumpfe emporsteigen, und unsere Urkunden und Zeugen nach unserer Weise befragen. Vielleicht, daß dann das Antlitz Goethe's und Friederikens doppelt schöner herkehrt und wir nicht umsonst die Höllenstrafe des Froitzheim'schen Pamphlets erlitten haben. Wir beginnen mit „Dichtung und Wahrheit".

Das Sesenheimer Idyll ist von einer heiteren Heiligkeit umflossen, wie ein Raphaelisches Madonnenbild. Kein zweites Haus hat Goethe so rein und warm gezeichnet, wie das Brion'sche, kein zweites Liebesverhältniß so keusch, so völlig unsinnlich hingestellt, wie das zu Friederike. Das innigste Familienleben tritt uns entgegen. Der Vater eine mittlere, gutmüthige, brave Natur; die Mutter emporragend, „man konnte sie nicht ansehen, ohne sie zugleich zu ehren und zu scheuen"; die ältere Schwester Salomea (Olivie) tüchtig im Hauswesen, vollkommen neidlos auf die Vorzüge und Bevorzugungen der jüngeren, die der Stern, die Liebe, die Sorge der ganzen Familie ist: Friederike. In einem „heitern-sittlichen Lebensgenuß" war sie aufgewachsen, ein „erquicklicher Aether" umgiebt sie; sie ist der gute Geist, der Verwirrungen ausgleicht, unangenehme Eindrücke auslöscht: eine spiegelblanke, feine, fröhliche Seele.

Wer etwa meinen sollte, der alternde Dichter habe hier den Abglanz der Jugend und den verklärenden Schein der Dichtung auf die Schilderung geworfen, der wird durch den im September 1779 zwei Tage nach dem Sesenheimer Besuche an Frau von Stein geschriebenen Brief eines Andern belehrt. Jener Brief giebt uns genau dasselbe Bild von der Familie; ja von Friederike, nach meinem Gefühl, ein noch größeres. So bekannt er ist, so scheint es doch nützlich ihn hier einzurücken, schon um den Kontrast zu der gleichzeitigen Tagebuchfratze zum stärksten Bewußtsein zu bringen.

„Den 25. (September) Abends ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die andern ihre Reise grad fortsetzten und ich fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor 8 Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin, wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller*) Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter des Hauses hatte mich ehemals geliebt, schöner, als ich es verdiente, und mehr als Andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise darüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit

*) Im prägnanten Sinne der Winckelmann'schen Aesthetik.

noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mirs ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm.

Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen, ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand ich sei jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Zu dem herrlichen Briefe kann ich eine frühere Bemerkung nur wiederholen: „Wenn wir über die sittliche Größe Friederikens kein Zeugniß hätten, als ihn, er würde genügen um sie den edelsten Frauencharakteren an die Seite zu stellen."

Verlassen wir jetzt die geschichtlichen Dokumente Goethe's und suchen wir nach Friederike in seinen poetischen. Als Nachbildungen Friederikens bezeichnet der Dichter uns selber die madonnenhaften Marien — der Name wird nicht zufällig gewählt sein — im Goetz und Clavigo. Es bedarf keiner Charakteristik der beiden Figuren, einige Citate genügen für unsern Zweck. Im 1. Act des Goetz sagt Weislingen: „Meine sanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele bildet sich in ihren blauen Augen. Und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit*)." Im Clavigo (I, 2) ruft Marie: „Ich zittere, nicht für mich, ich stehe vor Gott in meiner Unschuld"; Beaumarchais (II, 2): „Meine Schwester! Wer glaubte, daß du so unschuldig, als unglücklich bist?" Beaumarchais diktirt Clavigo (II, 3): „Im Gegentheil ist die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, untadelich und aller Ehrfurcht würdig gewesen."

*) Derselbe Wortlaut schon in der ersten, zwei bis drei Monate nach dem Abschiede von Sesenheim geschriebenen Fassung des Goetz.

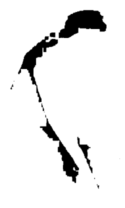
Man hat auch Gretchen auf Friederike zurückgeführt. Nach meiner Meinung zu einseitig. Ich glaube, daß in ihr eine Mischung von Friederike und dem Frankfurter Gretchen vorliegt; namentlich wird dieser der leichte Anflug von Sinnlichkeit zugehören. Erst im Himmel ringt sich Gretchen zu der Reinheit und Hoheit Friederikens durch und leitet als Engel Faust zur Ruhe und Glückseligkeit, wie es Weislingen von seiner Marie schon auf Erden erträumt.

Ist es nöthig erst auszusprechen, daß Goethe unmöglich die poetischen Doppelgängerinnen Friederikens so sittlich rein und groß hätte schaffen können, wenn nicht das lebende Vorbild ihm ähnlich vorgeschwebt hätte? —

Kehren wir aus der Dichtung zum Leben zurück.

Es wäre thöricht und vergeblich, leugnen zu wollen, daß in Goethe's Mikrokosmus die Sinnlichkeit ein starkes Element war. Aber von früher Jugend an war seine sittliche Kraft so groß, daß er jenes Element überall da zurückdämmte, wo ihm seelische Liebe aus reiner Frauenbrust entgegenwehte. Ja im Anblick edelster Weiblichkeit überkam ihn das Gefühl des Frommseins (vgl. Marienbader Elegie). Darum sind auch alle seine Verhältnisse höherer Art vollkommen fleckenlos geblieben. Und wer das Verdienst hiervon ausschließlich den weiblichen Partnerinnen zusprechen wollte, der verkennt die Thatsachen und unterschätzt die ungeheure Gewalt seines zauberischen Feuers, dem, wenn er es ungezügelt lodern ließ, kaum diamantene Naturen hätten widerstehen können.

Von Lili berichtet uns die Gräfin Egloffstein aus den Jahren 1794/95 ein eigenthümliches Bekenntniß: „ihre Leidenschaft für Goethe sei mächtiger als Pflicht und Tugendgefühl in ihr gewesen, und wenn seine Großmuth die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin, ihrer Selbstachtung und ihrer bürgerlichen Ehre beraubt, auf die Vergangenheit zurückgeschaut haben, welche ihr jetzt im Gegentheil nur beseeligende Erinnerungen darböte." Wenn man nun auch überzeugt sein darf, daß der 1830 verfaßte Bericht der Gräfin auf einer phantastischen Fortbildung des mißverstandenen, von Lili gleichzeitig gebrauchten Wortes „Goethe sei der Schöpfer ihrer moralischen Existenz" beruht, so beweist er doch zum mindesten so viel, daß Goethe von jedem Versuche, Lili anzutasten, weit entfernt gewesen ist. Ganz zuverlässig und für Goethe noch weit ehrender ist aber die Aeußerung Lili's zur Bäbe Schultheß: „Ich freue mich beim Andenken an ihn das reine Bild, das er durch sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren, und werde



es durch nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen lassen." Erinnern wir uns ferner an das wunderbare, 11 jährige Verhältniß zu Frau von Stein, über dessen Reinheit ich mit Hermann Grimm und Erich Schmidt nicht den geringsten Zweifel habe. Denken wir an sein Verhalten gegen Lotte. Man erkennt die sittliche Grundlage seines Wesens nicht genug, wenn man nur sein Losreißen von der Braut Kestner's, an der sein Herz mit tausend Klammern hing, in Anschlag bringt; man muß das Gespräch lesen, das er mit seinem Freunde Born mitten in der Hochfluth seines schwärmerischen Enthusiasmus für Lotte führte. Born sagte zu ihm: „Wenn ich Kestner wäre mir gefiel's nicht. Worauf kann das hinausgehen? Du spannst sie ihm wohl gar ab?" Darauf Goethe: „Ich bin nun der Narr, das Mädchen für was besonders zu halten; betrügt sie mich, und wäre so, wie ordinär, und hätte den Kestner zum Fond ihrer Handlung, um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern, der erste Augenblick, der mir das entdeckte, der erste, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unserer Bekanntschaft."

Noch trefflicher und wackerer hat sich Goethe gegenüber der schönen Maxe La Roche gezeigt, die an den trockenen, häßlichen, mit fünf Kindern gesegneten Wittwer Peter Brentano unglücklich verheirathet war. Der einzige Trost der schöngeistigen blutjungen Frau in dem dunklen Kaufhause war Goethe. Er aber hält sich von dem Augenblick ab von ihr fern, wo er merkt, daß Brentano eifersüchtig ist und die Maxe sich mehr zu ihm hinneigt, als für den Bestand der Ehe dienlich war. Und er bleibt fern, trotzdem ihre Mutter und aus Höflichkeit auch der eigene Mann ihm den lebhaften Wunsch zu erkennen geben, daß er seinen Verkehr im Hause fortsetzen möge, und trotzdem es ihn selber mit Macht dorthin zieht. Er trifft die Maxe öfters an dritten Orten. Jedesmal hört er ihre Klagen über ihre Vereinsamung und die Seufzer ihrer Sehnsucht nach ihm. Wie verführerisch für einen heißblütigen 25jährigen Mann, dem ohnehin die Augen der Maxe es angethan haben! Er aber hält sich fest. Er vermeidet jede andere, als zufällige Begegnung. Er wartet, bis die Maxe ihren Mann mit einem Kinde beschenkt hat, und als dann von neuem die Mutter, die junge Frau und gelegentlich auch der Mann ihn drängen, seine Besuche wieder aufzunehmen, nimmt er die Maxe vor und predigt ihr: „Wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen würde, wolle er wiederkehren; und er wolle bis an sein Ende da bleiben, wenn sie Gattin, Hausfrau und Mutter bliebe." (Brief an Sophie La Roche vom 28. März 1775.)

So handelte der frivole und sittenlose Goethe.

Man denke ferner an seine Liebe zu Käthchen Schönkopf; man rufe sich in Erinnerung sein warmes Verhältniß zu den Darmstädter und Frankfurter Freundinnen; zu den Sternen des Weimarer Theaters, zu Corona, Euphrosyne, der Malcolmi, um von Anderen und Späteren zu schweigen. Wie vorwurfsfrei hat er alle jene intimen Beziehungen erhalten! Und grade bei Friederike, wo ihm die höchste Unschuld entgegentrat, hätte der große Mensch die Herrschaft über sich selbst verloren? —

Nun setzen wir aber trotz alledem den Fall, Goethe hätte an Friederiken sich versündigt. Dürfen wir annehmen, daß er sie dann kalt und rücksichtslos hätte vertrauern lassen? War das seiner Natur möglich? Hören wir doch, wie der um drei Jahre jüngere Goethe in der leichtsinnigsten Periode seines Lebens über seine Pflichten gegen Käthchen denkt! Von einer Verführung, von einer Verlobung, von einem Eheversprechen war keine Rede, beider Liebesfeuer hatte sich um Ostern 1768 zu freundschaftlicher Wärme gemildert; und Goethe ist entschlossen, jetzt völlige Klarheit zu schaffen. So schwer es ihn ankommt, er will ihr alle Hoffnung benehmen. „Das muß ich," schreibt er an Behrisch, „denn wer einem Mädchen Hoffnung macht, der verspricht. Kann sie einen rechtschaffnen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich sein. Ich weiß, was ich ihr schuldig bin, meine Hand und mein Vermögen gehört ihr, sie soll alles haben, was ich ihr geben kann. Fluch sei auf dem, der sich versorgt eh das Mädchen versorgt ist, das er elend gemacht hat. Sie soll nie die Schmerzen fühlen, mich in den Armen einer andern zu sehen, bis ich die Schmerzen gefühlt habe, sie in den Armen eines andern zu sehen*)."

Und dieser selbe Goethe sollte Friederike, nachdem er ihre jungfräuliche Ehre vernichtet, ihrem Schicksale preisgegeben haben? — Nimmermehr! Er hätte unerbittlich die Konsequenzen seiner That gezogen und wenn es ihn seine ganze Zukunft gekostet hätte.

Wie viel milder lag die Sache bei Christiane! Weder war das Verhältniß aus seelischen Motiven hervorgesprossen noch hätte er bei einer Lösung desselben ein sonderliches Unglück angerichtet. Aber durch die Art und Weise, wie er es eingeleitet und gepflegt hatte, fühlte er sich schon dauernd gebunden. Und er war daher durch kein Bedenken, keine Rücksicht, weder durch das stille noch durch das laute Widerstreben der besten und geschätztesten Freunde davon abzubringen, es seit der Geburt August's wie ein Ehebündniß zu betrachten und schließlich dazu umzuwandeln. Selbst der vortreffliche Schiller sprach der Gräfin Schimmel-

*) Käthchen war verheirathet, als die Neigung zu Friederike in Goethes Herzen aufging.

mann im November 1800 sein Bedauern aus, daß Goethe „zu schwach und zu weichlich sei das Verhältniß abzuschütteln." Freilich, fügt er hinzu, hänge diese Schwäche „auch mit einer sehr edlen Seite seines Charakters zusammen". Nun, diese edle Seite hat sich bei Goethe nicht erst im Laufe der Jahre entwickelt und was Schiller Schwäche nennt, war nicht bloß der Ausfluß seines Edelsinns, sondern zugleich seiner sittlichen Strenge gegen sich selbst.

Ich darf hier vielleicht noch eine charakteristische Geschichte einfügen, die uns Jung-Stilling erzählt. Jung studirte gleichzeitig mit Goethe in Straßburg. Er hat eine Braut daheimgelassen, von der er plötzlich hört, sie sei schwer erkrankt. Sofort eilt er zu ihr, läßt sich am Krankenbette mit ihr trauen und kehrt, sowie es ihr etwas besser geht, nach der Universität zurück. „Sein erster Gang", berichtet er, „war zu Goethe. Der Edle sprang hoch in die Höhe, als er ihn sah, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. „Bist du wieder da, guter Stilling!" rief er, „und was macht dein Mädchen?" Stilling antwortete: „Sie ist mein Mädchen nicht mehr, sie ist nun meine Frau." „Das hast du gut gemacht," erwiderte jener, „du bist ein excellenter Junge*)." — Wer diesem Goethe zutraut, daß er im selben Moment oder bald darauf von einer viel schwereren Verpflichtung, als sie ein Verlöbniß auferlegt, sich losgesagt habe, der mag es mit Herrn Froitzheim thun.

Ist es denn aber — von allen diesen Erwägungen abgesehen — denkbar, daß Goethe, wenn er Friederike verführt hatte, 1779 das Brion'sche Haus wieder aufgesucht hätte? Und wenn er die Stirn dazu hatte, ist es denkbar, daß er so liebevoll von der ganzen Familie aufgenommen worden wäre? Spricht nicht vielmehr dieser Empfang dafür, daß selbst sein geistiges Verschulden milder von den Brions beurtheilt wurde, als von ihm selber? Daß sie fühlten, wie er absichtslos, nachtwandelnd sich und Friederike in eine tiefe Leidenschaft verstrickte, und wie diese Leidenschaft beim ersten Selbstbesinnen in seiner weltumfassenden und nach Weltdurchdringung dürstenden Seele verglimmen mußte, und wie schwer er an dem Leid, das er jugendträumerisch hervorgerufen, seitdem getragen hatte? —

Noch aber haben wir einen werthvollen Zeugen, der uns für Goethe und Friederike zur Verfügung steht, nicht aufgerufen: Lenz. Goethe hatte im August 1771 Sesenheim verlassen und schon Ende

*) Froitzheim greift allerdings in einer früheren Schrift auch die Glaubwürdigkeit dieser — höchstens fünf bis sechs Jahre nach dem Erlebniß niedergeschriebenen — Erzählung auf ein nichtiges Argument hin an. Für ihn sind nur die Schweppenhäuser's und Weill's glaubwürdig.

Mai 1772 finden wir Lenz dort. Lenz war seit Ostern 1771 in Straßburg gewesen und hatte mit dem Goethe'schen Kreise viel verkehrt. Und nun sollte man meinen, sofern die Verleumdung Recht hat, müßte doch Lenz, wenn nicht schon in Straßburg, so jedenfalls an Ort und Stelle von dem Falle Friederikens etwas gehört oder gemerkt haben. Aber davon nicht die geringste Spur. Lenz spricht in seinen zahlreichen Briefen an Salzmann mit derselben Begeisterung von Friederike und mit derselben Hochachtung von der Familie, wie Goethe 1779 in seinem Briefe an Frau von Stein und 1812 in seiner Lebensgeschichte. Ebenso wirft der Spiegel der Lenzischen Dichtungen dasselbe Bild von Friederike zurück, wie die Goethe'schen. In dem berühmten Gedichte „die Liebe auf dem Lande“ singt er von Friederike

— — — — — — zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich:
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maß zurück,
All' itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heil'genbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlass'ne Liebe trug sie nach.

Und weiter hören wir in dem Gedichte, daß Friederike, die einige Jahre später einen unreifen Studenten mit allen buhlerischen Künsten geködert haben soll, damals so weltabgewandt war, daß sie nur im stillen Kämmerlein für den verlorenen Geliebten sich putzt, — „kam aber etwas Fremd's in's Haus, that sie sich schlecht und häuslich aus“. Auch die Huldigungen von Lenz, die sie anfangs als Liebenswürdigkeiten eines Freundes von Goethe*) gern annimmt, weist sie, als sie zudringlicher werden, ab; ja sie sucht sogar, Lenzens Herz, um ihn von sich abzulenken, wieder für die in Rußland gelassene Geliebte zu stimmen. Wir verstehen es danach, warum Lenz mit so tiefem Respekt von Friederike redet. In einem wahrscheinlich aus dem Jahre 1775 stammenden dramatischen Fragment („Zum Weinen“) nennt er sie „die Beste ihres Geschlechts“. Im Jahre 1778 ist er — schon in halbirrem Zustande — das letzte Mal in Sesenheim gewesen. Im Steinthal, wohin er von dort geht, bricht der Wahnsinn aus; er wird geheilt und kehrt nach Rußland zurück. Von Petersburg richtet er am 27. März 1780 einen Brief an Friederike. Das wenig gekannte Schreiben mag als Seitenstück zu dem Goethe'schen Brief von 1779 hier in seinen wesentlichsten Stellen Platz finden:



*) In dem dramatischen Fragment „zum Weinen“ läßt Lenz Friederike sagen: „Ich glaubte immer Goethe in ihm zu sehen, wenn er mir am besten gefiel.“

. . . „Sie und Ihre fürtreffliche Familie waren es, die in einem fremden Lande, auf immer, wie es schien, getrennt von den Meinigen, an einem kleinen, ungesunden Ort (Fort Louis), ohne Umgang, ohne Verbindungen den trübsten Stunden meines Lebens diejenige Aufmunterung gaben, deren Eindrücke mich über das Grab hinaus begleiten werden. . . . .

. . . . . . „Sie hatten die Züge einer meiner geliebtesten Schwestern und wenn die Verschwisterung der Seelen keine Schimäre ist, so erlauben Sie mir, Sie unter diesem Charakter noch abwesend zu verehren. Ja theure, sanfte Seele, wenn ich Sie mir unter diesem Klima denken könnte, hier wo der Mangel der lieblichen Witterung und Früchte, fremde Sitten und eine fremde Sprache, Ihren Lebensgeistern vielleicht den glücklichen Umlauf wehren und Sie hindern würden, Sie selbst zu sein: so würd' ich sie ganz in Ihnen wiederfinden. Wenigstens sagen Sie denen, die itzt ein näheres Recht auf Ihre Theilnehmung und Freundschaft haben, daß der Eindruck Ihres Charakters, das Nachahmungswürdige desselben, mir oft die schwierigsten Knoten des Lebens habe lösen können: ein Vorzug, den Sie mit noch einer Freundin aus jenen Gegenden, die itzt in erhabenere versetzt ist — theilen." (Gemeint ist Cornelia Schlosser, † 1777.) . . . .

. . . . . . Lassen Sie mich hier abbrechen und nur noch fragen was Ihr Herr Bruder (Christian) macht — was Ihre würdigen Schwestern machen: Die schalkhafte Salomea und die altkluge Sophie. — Konnte es ein schöneres Conzert für Ihre weiche, sanfte Seele geben, als der Rath, der Umgang, die Laune solcher Schwestern. Wie? sie sollten sich verändert haben? Nimmermehr! so wenig als F(riederike) B(rion) sich verändern kann . . . . . ."

So fügen sich die Zeugnisse zweier so verschiedenartiger Naturen, wie Goethe's und Lenzens, gegenüber Friederike und den Brion's, zu schönstem Einklang zusammen. —

Doch wir dürfen nicht schließen, ohne Friederiken, der so schimpflich Beschmutzten noch vollere Genugthuung zu gewähren. Müssen wir doch auch die Ausflucht abschneiden, als ob sie später eine Andere geworden wäre. Nach der Anklageacte des Herrn Froitzheim ist Friederike im März 1787 zum zweiten Male eines Kindes genesen. Im October stirbt der Vater, und kurz nachher ziehen Friederike und Sophie nach Rothau im Steinthal, wo ihr Bruder Pfarrer war. Am 12. Februar 1788 finden wir bereits Friederike als Taufpatin im Kirchenbuch eingetragen; in gleicher Eigenschaft erscheint sie auch in den Kirchenbüchern von Sesenheim, Meißenheim, Eichstetten u. s. w. Nun erklärt

uns der vor einigen Jahren gestorbene Pfarrer Sesenheim's, Lucius, in seinem lehrreichen Büchlein über Friederike (Straßb. 1877), daß in jenen Zeiten der streng gehandhabten Kirchenzucht Männer und Frauen zu diesen Ehrenstellen nur dann zugelassen wurden, wenn sie eines guten und unbescholtenen Rufes genossen und ihr Leben ein sittlich reines war. Dem gegenüber wendet Froitzheim (S. 29) ein:

„Was die zuletzt genannten Gründe betrifft, so sind diese zwar theoretisch richtig, aber wie mir mehrere ältere geschichtskundige Pfarrer des Elsaß von selbst erklärten, praktisch stets unhaltbar gewesen. Wenn Friederike von Dorfbewohnern als Patin gebeten wurde, so würde der Vater in Sesenheim, der Bruder und dessen Schwager Jonas Böckel in Rothau, ihre Schwäger Gockel in Eichstetten und Marx in Diersburg und Meißenheim Friederikens Fehltritt erst recht offenbart haben, hätten sie dieselbe zurückgewiesen."

„Zurückgewiesen." Aber brauchten sie es denn bis zum Zurückweisen kommen zu lassen? Konnten sie nicht Friederike bewegen, unter irgend einem Vorwande die Patenschaft abzulehnen, damit ihnen der Konflikt zwischen ihrer Amtspflicht und ihrem Familieninteresse erspart wurde? Konnten sie nicht überhaupt Friederike von sich fern halten? Die Schwestern waren durchaus nicht auf den Bruder oder die Schwägersleute angewiesen. Der Vater hatte ihnen eine kleine Besitzung gekauft, auch erhielten sie sich in Rothau ganz selbständig. Und ferner: was war denn in Sesenheim noch zu „offenbaren"? Herr Froitzheim wird uns doch nicht einreden wollen, daß man in einem Dorfe den Fehltritt, und gar den zweimaligen, eines Mädchens verbergen könne; daß etwas verborgen geblieben war, was 50 Jahre später angeblich alle alten Leute aus eigenem Wissen bekunden konnten? — Weiter: diese zweimal Gefallene wird in Rothau sofort die geschätzte Freundin der Schloßherrin, der Frau von Dietrich; es werden ihr und ihrer Schwester junge Mädchen — ich wiederhole: junge Mädchen — zur Erziehung übergeben und zwar nicht bloß aus Orten, in denen vielleicht ihr Vorleben unbekannt war, sondern auch aus dem Heimathdorfe. Und wie die dortigen Leute zu ihr stehen, mag eine Stelle aus einem Neujahrsbriefe lehren, den sie an den Vater einer Pensionärin, den Agenten und Ankerwirth Heintz am 30. Dezember 1798 richtete: „Profit's Neujahr, ihr Lieben. Ja gewiß muß euch in diesem Jahre ein besonderer Segen zufließen, weil Ihr uns mit so vielen Wohlthaten im verflossenen beschenkt habt."



Im Jahre 1801 wurde Friederike von ihrer Schwester Salomea, der Frau des Pfarrers Marx, gebeten, zu ihrer Pflege nach Diersburg

in Baden zu kommen. Friederike gedachte nach der Wiederherstellung oder dem Tode der Schwester wieder zu Sophie zurückzukehren. Aber Salomea nahm ihr auf dem Todtenbette das Versprechen ab, ihre einzige Tochter zu erziehen. Und so blieb sie bei ihrem Schwager, erst in Diersburg, dann (seit 1805) in Meißenheim bis zu ihrem 1813 erfolgten Tode. — Sonderbare Pfarrersleute! Daß man einer Schwester und Schwägerin, auch wenn sie mehrfach sich vergessen, nach Jahr und Tag verzeiht und im Hause eine Zuflucht gewährt, kann man begreifen, aber daß man sie, die so schlechte Proben weiblicher Ehrbarkeit gegeben hat, zur Erzieherin der einzigen Tochter und zur Hüterin des Pfarrhauses wählt, ist dem normalen Gefühl und Verstande unfaßbar. Und damit nicht genug, nach dem Tode bewahren der Pfarrer und seine Tochter und deren Nachkommen die Kleider dieser Gefallenen wie Reliquien einer Heiligen auf; und so konnte sie der Konsistorialrath Dr. Leyser aus Neustadt a. d. Haardt noch kurz vor 1870 im Besitz der Familie sehen*).

Räthselhafte Erscheinungen, wenn wir an den Lichtbringer Froitzheim glauben, sehr erklärliche, wenn wir unsern Zeugen trauen, und zu ihren Bekundungen noch hinzunehmen, was wir bei Pfarrer Lucius über Friederikens Aufenthalt im Badischen lesen: „Sie lebte still und zurückgezogen, von Armen und Reichen gleich lieb und werth gehalten; allenthalben spendete sie bereitwillig Rath und Trost, und ihr größtes Glück war das, Bedürftigen und Nothleidenden Hülfe zu bringen, oft ohne Rücksicht auf die geringen Mittel, die ihr zu Gebote standen .... Auch in ihren vorgerücktern Jahren noch hatte sie etwas so Freundliches, Liebevolles und Herzliches in ihrem Benehmen, daß sie ohne Mühe die Zuneigung aller derer gewann, welche mit ihr in Berührung kamen. Auch schrieb mir zur Zeit eine Dame, (es war die vor Kurzem verstorbene Frau Lehrer Jaeckel in Hördt) an welcher Friederike während etwa anderthalb Jahren (1804 und 1805) Mutterstelle vertrat und die Aufsicht über das Hauswesen führte: „Sie war sehr gut mit uns Kindern und behandelte uns außerordentlich liebevoll. .... Noch lange, wenn ich als Kind von einem Engel reden hörte, so dachte ich mir ihn wie Tante Brion in einem weißen Kleide. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie sie heftig weinte, als sie uns nach der Ankunft meiner Stiefmutter verließ und mich zu wiederholten Malen in die Arme nahm und küßte. Ihr Verhältniß in meines Vaters Hause war ein sehr achtungsvolles."

*) Eins dieser Kleider ist seit 1875 im Besitz des freien deutschen Hochstifts in Frankfurt a./M.

In Sesenheim war es dasselbe. Wir haben's schon von Kruse's Gewährsmännern gehört und konnten's Friederikens Brief an Heinß entnehmen. Aber auch die Ankläger müssen es zugeben. Herr Alexander Weill schreibt: „Der Vater betete sie an, alle liebten sie." Wie wunderbar stimmen diese Zeugnisse über die reiferen Jahre Friederikens überein mit den Worten Goethe's, die der Neunzehnjährigen gelten: „Schon die freundlichen, vorzüglich an sie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verstehen, daß sie ihnen wohlthätig sei und ihr Behagen errege!" (Weim. Ausg. 28, 15.)

Und zuletzt mag sie noch selbst zu uns reden. Briefe von ihrer Hand existiren außer dem angeführten nur noch zwei an einen jungen Neffen gerichtete aus spätester Zeit (1811 und 12). So unerheblich ihr Inhalt ist, so verrathen sie doch eine ganz in sich ausgeglichene heitere Seele, wie sie nur ein rein und gut verbrachtes Leben erzeugen kann. Dann besitzen wir noch einige Stammbucheinträge, die weiter zurückreichen und uns über ihre Lebensgrundsätze einigen Aufschluß gewähren.

In das Stammbuch des Heilbronner Senators Schübler schreibt sie gegen 1780, also zur selben Zeit, wo sie von dem famosen Tagebuch als schauspielernde Dirne geschildert wird:

„Immer die Wahrheit reden und empfinden"
Dieses wünscht u. s. w.

Und im Jahre 1785 trägt sie in das Stammbuch des jungen Jonas Böckel die Verse ein:

„Verfolge ihn zärtlich, o Freude,
O Unschuld, o Liebe, ihr drei!
Doch bringt ihm im lachenden Kleide
Die göttliche Tugend dabei."

Im Jahre 1808 unterzeichnet sie sich in einem Eintrag als „wahrheitsliebende Freundin". Und endlich im Jahre 1809 widmet sie einem Neffen die Zeilen:

„Laß weder Leichtsinn noch Laster
Die Blüthe zu so vielem Guten vergiften!"

So ist sie immer dieselbe. Ob wir anfragen bei Goethe oder bei Lenz, ob in der Geschichte oder in der Dichtung, ob bei den Gebildeten oder den Leuten aus dem Volke, ob bei Männern oder Kindern, ob wir sie im Alter oder in der Jugend, ob wir sie an ihren Thaten oder Worten prüfen, immer erscheint sie vor uns als die gleiche edle, reine, liebe Gestalt. Ihr Leben bildet eine einheitliche, fest in sich gegliederte Kette, in der keine Lücke ist, durch die ein Giftpfeil hindurch könnte. Wer ihn abschießt, auf den prallt er mit vernichtender Kraft zurück.



Der Ursprung des Krieges von 1870.

Von

Hans Delbrück.

Der Generalstabschef des Marschall Bazaine, General Jarras hat „Erinnerungen" an den großen Krieg hinterlassen, die in diesem Jahr von seiner Witwe publicirt worden sind. Sie sind nicht grade so sehr reichhaltig, aber gewähren doch im Einzelnen manchen interessanten Beitrag zur Geschichte jener Tage und Einzelnes, was in diesem Augenblick in Deutschland doppelte Beachtung verdient. Es handelt sich um die Vorbereitung des Krieges, über die der Bericht des Generals in's Gewicht fällt, da er Director im Kriegsministerium war. Es ist eine der wichtigsten Fragen, wie es möglich war, daß die französische Regierung sich so vollständig über das Stärkeverhältniß bei einem Kampfe mit Deutschland täuschte. Schon wenige Tage nach Beginn des Krieges erkannten die französischen Generale, daß sie nicht im Stande seien, die Offensive zu ergreifen und es mit einer großen Ueberlegenheit zu thun haben würden. Wie ist es denkbar, daß man sich das nicht vorher klar gemacht hat, da doch die deutsche Wehrverfassung das Gegentheil eines Geheimnisses war? Deutschland und Frankreich hatten damals etwa gleich viel Einwohner (38½ und 38 Millionen) und Frankreich hatte den anscheinenden Vorzug einer absoluten Einheitlichkeit. Deutschland aber hatte vermöge der allgemeinen Wehrpflicht mit seinen Reserven und Landwehren ein doppelt so großes Heer als Frankreich. War es die blinde Zuversicht des gallischen Leichtsinns und Hochmuths, die darüber hinweg sehen ließ?

Bei den Volksmassen war es allerdings so, da sonst die öffentliche Meinung die militärische Reform, die der Kaiser rechtzeitig vorschlug, nicht abgelehnt haben würde. Aber die Regierung sah doch schärfer und nach Jarras' Zeugniß war namentlich auch der Marschall Niel sich dessen bewußt, daß Frankreich allein nicht im Stande sei, den

Kampf mit Deutschland aufzunehmen. Er verlangte Allianzen und als die Kaiserin Eugenie ihn einmal drängte, erwiederte er ihr, daß er seinerseits fertig sei, d. h. für die Armee soviel gethan habe, als möglich; sie aber nicht, d. h. daß die diplomatische Vorbereitung des Krieges noch fehle.

Diese diplomatische Vorbereitung war ein Bündniß mit Oesterreich und Italien. Wie es damit stand, erfährt man am besten, wenn man die Depesche liest, die der österreichische Reichskanzler Graf Beust am Tage nach der französischen Kriegserklärung nach Paris sandte (20. Juli 1870). Sie lautet:

„Graf Vitzthum hat unserm erhabenen Herrn von dem mündlichen Auftrage Kenntniß gegeben, welchen der Kaiser Napoleon ihm ertheilt hat. Diese kaiserlichen Worte haben jede Möglichkeit eines Mißverständnisses beseitigt, das das Unvorhergesehene dieses plötzlichen Krieges entstehen lassen konnte. Sie wollen daher Sr. Majestät dem Kaiser und seinen Ministern wiederholen, daß wir getreu den Verpflichtungen, wie sie in den zu Ende des vorigen Jahres zwischen den beiden Souverainen ausgetauschten Schreiben festgestellt sind, die Sache Frankreichs wie die unsere betrachten und in den Grenzen des Möglichen zum Erfolge seiner Waffen mitwirken werden. Diese Grenzen sind einerseits durch unsre inneren Verhältnisse, andrerseits durch politische Erwägungen von der höchsten Wichtigkeit bestimmt. Ich will besonders von den letzteren sprechen.

„Wir glauben, trotz der Versicherungen des General Fleury zu wissen, daß Rußland bei seiner Verbindung mit Preußen verharrt, der Art, daß unter gewissen Eventualitäten die Einmischung russischer Armeen nicht als wahrscheinlich, sondern als gewiß anzusehen ist. Unter diesen Möglichkeiten beschäftigt uns diejenige, welche uns selbst betrifft, nothwendigerweise am meisten. Wenn wir nun diese Besorgniß mit aller Offenheit, welche man sich unter Freunden schuldet, aussprechen, so wird, wie wir glauben, der Kaiser Napoleon uns die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, es nicht als engherzigen Egoismus anzusehen; wir denken dabei an ihn ebenso wie an uns. Erfordert nicht das Interesse Frankreichs ebenso wie das unsrige, daß das zwischen zwei Mächten begonnene Spiel nicht allzubald weitere Verwicklungen erfahre?

„Wir glauben aber zu wissen, daß unser Eintritt in die Handlung sofort den von Rußland nach sich ziehen würde, das uns nicht bloß in Galizien, sondern auch am Pruth und an der untern Donau bedroht. Rußland neutral zu erhalten, bis zu dem Zeitpunkt, wo die vorgerückte Jahreszeit ihm nicht mehr gestattet, an die Concentration von Truppen

zu denken; Alles zu vermeiden, was es verletzen oder ihm einen Vorwand zur Einmischung geben könnte, das muß für den Augenblick das ostensible Ziel unserer Politik sein. Man möge sich darüber in Paris nicht täuschen: Die Neutralität Rußlands hängt von der unsrigen ab. — — Wie ich in den Besprechungen des letzten Jahres stets bemerkt habe, wir dürfen nicht vergessen, daß unsere 10 Millionen Deutsche im gegenwärtigen Kriege nicht ein Duell zwischen Frankreich und Preußen, sondern den Anfang eines nationalen Kampfes erblicken. Wir können uns auch nicht verhehlen, daß die Ungarn sich sehr zurückhaltend erweisen werden, wenn es gilt, ihr Blut und ihr Geld für die Wiedergewinnung unsrer Stellung in Deutschland zu opfern.

„Unter diesen Umständen ist das Wort Neutralität, welches wir nicht ohne Bedauern aussprechen, eine gebieterische Nothwendigkeit für uns. Aber diese Neutralität ist nur ein Mittel, nämlich das Mittel, uns dem wirklichen Ziel unserer Politik zu nähern, das einzige Mittel, unsere Rüstungen zu vollenden, ohne uns einem vorzeitigen Angriffe Preußens oder Rußlands auszusetzen.

„Während wir aber unsre Neutralität verkünden, haben wir keinen Augenblick verloren, uns mit Italien wegen der vom Kaiser Napoleon uns überlassenen Vermittlung in Verbindung zu setzen. — — Ich habe bereits telegraphisch von der Nothwendigkeit der Räumung Roms gesprochen. — An demselben Tage, wo die Franzosen Rom verlassen, müßten die Italiener mit Zustimmung Frankreichs und Oesterreichs einrücken. Niemals werden wir die Italiener von Herzen für uns haben, wenn wir ihnen nicht den römischen Stachel ausziehen. Mit einem Act unzweifelhaft liberaler Politik würde Frankreich seinem Feinde eine Waffe entreißen und einen Damm gegen jenes Ueberfluthen des Teutonismus aufwerfen, welchen Preußen, eine vor Allem protestantische Macht, in Deutschland aufzunehmen gewußt hat, und welchen wir wegen seiner ansteckenden Kraft doppelt zu fürchten haben."

Diese Depesche muß man lesen und wieder lesen, um die Situation völlig zu verstehen. Im deutschen Volke ahnte man nichts von solchen Plänen und sang, wo man poetisch war, „Die Wacht am Rhein" oder sagte, wo man die harte Prosa des Krieges schon kannte, wie jener märkische Landwehrmann mit ebenso viel Zuversicht wie die Sänger „nu jeht dat alte Siegen wieder los". In der preußischen Regierung aber ahnte man etwas von den Gefahren, die im Hintergrunde lauerten, und man begreift wohl, daß König Wilhelm so wenig wie 1866 mit

fröhlichem Vertrauen, sondern sorgenvollen Herzens und mit schwerem Entschluß in diesen Krieg gezogen ist.

Seit der persönlichen Zusammenkunft des französischen und österreichischen Kaisers in Salzburg im Jahre 1867, war an dem großen Bündniß gegen das „protestantische" und „teutonische" Neupreußen gearbeitet worden. Zunächst wurde in Salzburg ein Protocoll aufgesetzt, aber nicht unterzeichnet, das die Harmonie der Ideen feststellte. Dann wechselten die Souveräne im Jahre 1869 persönliche Briefe, worin sie im Allgemeinen aussprachen, daß jeder, nach dem Ausdrucke in der Beust'schen Depesche, die Sachen des Andern als die seinige ansehe und die Verpflichtung einging, sich nicht mit einer anderen Macht verständigen zu wollen. Aehnliche Briefe wurden mit dem König von Italien gewechselt. Im Frühjahr 1870 erschien der Sieger von Custozza, der Erzherzog Albrecht in Paris. Was hier abgemacht wurde, erfahren wir in Uebereinstimmung mit früheren Verlautbarungen durch den General Jarras.

Am 19. Mai 1870 Morgens 10 Uhr erzählt er uns, fand in den Tuilerien ein Kriegsrath statt, zu dem auch er als Director des Kriegsdepots zugezogen worden sei. Ihm war befohlen, die nöthigen Karten mitzubringen. Nach der genügenden Verwahrung, daß man im Frieden sei, und nichts in den Beziehungen zu den auswärtigen Mächten vermuthen lasse, daß der Friede gestört werden könne, „wenigstens zunächst", theilte der Kaiser den Operationsplan mit, den ihm Erzherzog Albrecht unterbreitet habe. Sofort nach der Kriegserklärung sollte Frankreich mit seiner Hauptarmee über Straßburg und Kehl in Deutschland einbrechen und sich in schleunigen Märschen auf Stuttgart dirigiren, um darauf der österreichischen Armee die Hand zu reichen, welche sich während dieser Zeit in Böhmen, sei es bei Prag, sei es an der württembergischen Grenze formiren würde. Mit einer zweiten Armee sollte Frankreich mittlerweile die Saarlinie halten und in die Rheinlande eindringen, in der Richtung auf Mainz. Der Erzherzog hoffte, daß die Bewegung unserer ersten Armee leicht mit solcher Schnelligkeit geschehen könne daß die süddeutschen Staaten sich von Norddeutschland getrennt fänden, vor ihrer eigenen Concentrirung, die sie, wie man meinte, mit absichtlicher Langsamkeit vollziehen würden. Der Nordbund würde nicht wagen, weder die Rheinlande, die durch die zweite Armee bedroht würden, noch Hannover, das sich noch aufbäumte gegen die gewaltsame Annexion, noch die Nord- und Ostseeküsten, die durch eine Landung und durch eine dänische Armee bedroht würden, zu entblößen. Die französische Hauptarmee würde also keinem

ernsthaften Hinderniß auf ihrem Marsche begegnen, mit den Preußen, die sich etwa entgegenstellten, leicht fertig werden, und sich mit den Oesterreichern und 100000 Italienern, die gleichzeitig in Bayern erscheinen würden, vereinigen. In dem Augenblick würden die Süddeutschen, umringt und angefallen von allen Seiten, glücklich sein, das preußische Joch abzuschütteln, ihre Interessen von Neuem mit denen Oesterreichs vereinigen, und so würde Norddeutschland nicht im Stande sein, den Streit zu bestehen.

Wir mögen heute bei verschiedenen Stellen dieses Operationsplanes lächeln. Ganz „französisch" kommt es uns vor, wenn der Generalstabschef der Rheinarmee die Oesterreicher in Böhmen an der württembergischen Grenze aufmarschiren läßt, also offenbar glaubt, daß Oesterreich an Württemberg grenze. General Jarras erzählt an anderer Stelle seines Werkes, daß er alle Wege zwischen Straßburg und Düsseldorf, die nach Berlin führten, habe im Frieden recognosciren lassen; da hierbei die „württembergisch-österreichische" Grenze nicht berührt wird, so mag seine Unkenntniß entschuldigt sein. Die Zuverlässigkeit der Erzählung wird durch die etwas phantastische Geographie jedenfalls nicht berührt.

Im Juni, man beachte wohl, im Juni 1870, wurde der General Lebrun, der an jenem Kriegsrath theilgenommen, nach Wien geschickt, um eine Modification des Planes vorzuschlagen. Danach sollte die zweite französische Armee, an der Saar, die Hauptarmee werden. Aber der Erzherzog Albrecht verwarf die Aenderung, da Alles darauf ankomme, schnell und mit Uebermacht in Süddeutschland zu erscheinen und hier den Oesterreichern und Italienern die Hand zu reichen.

Es war in denselben Tagen, daß der Minister Ollivier in der französischen Kammer erklärte (30. Juni): „Zu keiner Zeit war die Aufrechterhaltung des Friedens mehr gesichert als jetzt. Wohin man auch blickt, kann man nirgends eine Frage entdecken, die Gefahr in sich bergen könnte." Dabei beantragte er für das nächste Jahr, nämlich 1871, die Rekrutenziffer um 10000 Mann herabzusetzen.

Nur vier Tage später aber ward Herrn Ollivier und aller Welt klar, wie irrig jene günstige Meinung gewesen war. Auch Herr Ollivier wußte damals wohl noch nicht, daß die Wetterecke, aus der das Gewitter aufgezogen, nicht Madrid war, sondern Salzburg.

Wir wollen übrigens nicht unterlassen uns klar zu machen, daß es keineswegs bloß ein blindes Gefühl der Rachsucht war, das Oesterreich damals in den Gedanken eines französischen Bündnisses gegen Deutschland getrieben hat. Man sah schon, daß in nicht langer Zeit

die orientalische Frage wieder aufgerollt werden würde und da nun Preußen in dauernd guten Beziehungen zu Rußland stand, so schien Frankreich für Oesterreich die einzig mögliche Anlehnung zu bieten. Das ist nicht ungeschickt in den Memoiren des Grafen Beust auseinandergesetzt. Zwar hatte Graf Bismarck schon von Königgrätz an, sobald die Entscheidung gefallen war, immer von Neuem zu verstehen gegeben, daß Preußen bereit sei, sich vollständig und ehrlich mit Oesterreich auszusöhnen, aber es ist wohl noch nicht der härteste aller Vorwürfe, daß man in dem besiegten Staat dem genialen Schwunge dieses Gedankens nicht auf der Stelle zu folgen und Vertrauen zu dieser überraschenden Wendung zu fassen vermochte. Herr von Beust war am wenigsten der Mann dazu, dem Kaiser Franz Joseph diesen Gedanken zu vermitteln, aber er war keineswegs der allein Schuldige. Die Mobilmachung ist nicht etwa bloß auf seinen Antrag, sondern im Kronrath mit Zustimmung der beiden Ministerpräsidenten Potocki und Andrassy beschlossen worden. Gerade in Ungarn herrschte in jener Zeit noch eine enthusiastische Franzosenfreundschaft. Wenn daher Beust in seinen Memoiren (II, 385) behauptet, daß es nicht so sehr schwer gewesen sein würde, Oesterreich in den Krieg zu stürzen, wenn man gewollt hätte, so ist das nicht wohl zu bestreiten. Nicht die Russen haben es verhindert, sondern die stürmische Gewalt der deutschen Siege. Während des ganzen Monats Juli wurde auf's eifrigste zwischen den drei im Princip schon verbündeten Mächten verhandelt und man war dem Abschluß ganz nahe. Unter dem Deckmantel einer bewaffneten Neutralität sollte mobilgemacht und im September unter der Devise der Aufrechterhaltung des Prager Friedens an Preußen der Krieg erklärt werden. In Oesterreich sind auch wirklich umfassende Kriegsvorbereitungen gemacht worden und die österreichisch-ungarischen Parlamente haben zur Deckung der dadurch entstandenen Unkosten nachträglich 20 Millionen Gulden bewilligen müssen.

Ehe aber der September kam, hatte man alle Kriegslust verloren. Den Russen ist dabei nur zu verdanken, daß Oesterreich sich nicht sofort und mit aller Gewalt in den Kampf stürzte, sondern nur mit umsichtiger Vorbereitung herangehen wollte, wie denn Andrassy in jenem Kronrath die Kriegsbereitschaft beantragt haben soll nicht mit der Absicht eines Angriffs auf Deutschland, sondern im Hinblick auf die Möglichkeit einer Verwickelung mit Rußland. Eine Verschiedenheit der Motivirung, die natürlich nicht verhindert hätte, daß, wenn der ersehnte September herankam, wo nach der Depesche des Herrn von Beust die Russen nicht mehr marschiren konnten, und die Franzosen dann noch

das Feld behaupteten, Oesterreich sich ihnen kampfesmuthig beigesellt haben würde, und dann hätte Italien auch nicht gefehlt.

Wie aber, wenn nun die Franzosen so klug waren, von vornherein den Krieg bis in den Herbst aufzuschieben und mittlerweile in der Stille, so weit es irgend möglich war, an der Donau wie an der Seine die Kriegsvorbereitungen getroffen wurden? Wie hätte es dann mit den deutschen Siegen ausgesehen?

Der Leser sagt sofort: so weit hätte es nie kommen dürfen. Sobald man bemerkte, daß die beiden Staaten rüsteten, hätte Preußen mit seinen Verbündeten sofort Frankreich als dem gefährlicheren den Krieg erklären müssen, um es niederzuschlagen, ehe Oesterreich im Felde war. Ein derartiger zuvorkommender Angriff ist nicht bloß Recht, sondern Pflicht. Ganz recht — aber wann bemerkt man die Rüstungen? Wann sind sie so weit, daß die unmittelbare Kriegsabsicht deutlich wird? Wie beweist man der öffentlichen Meinung, dem eigenen Volke, daß man in der Form des Angriffs doch nur einen Vertheidigungskrieg führt? Wie den Bundesgenossen, den Süddeutschen, mit denen Preußen damals so sehr zu rechnen hatte, und wo noch sehr starke antipreußische Strömungen bestanden?

Sollte sich der leitende Minister in Preußen, der Graf Bismarck, der schon bei der Ernennung des Herzogs von Grammont zum französischen Minister des Auswärtigen (15. Mai 1870) ausgerufen haben soll: „Grammont? das ist der Krieg!" und der doch wohl von den österreichisch-französischen Zettelungen eine gewisse Ahnung hatte, sich nicht recht oft diese Frage vorgelegt haben? Im Reichstag und Landtag hatte er immer von Neuem die vorwurfsvollen Reden über den drückenden Militarismus, über die Unerträglichkeit der Steuern, über den Rückgang des Wohlstandes mit anzuhören; da kam ein Antrag über den anderen, der Herabsetzung des Militär-Etats, Abrüstung, ja sogar ein gutes Beispiel im Vorangehen mit der Abrüstung verlangte — wie wohl einem Minister des Auswärtigen zu Muthe sein mag, der solche Reden hört, nachdem er eben die Berichte der Gesandten gelesen, wie wir uns diejenigen aus Paris und Wien in den Jahren 1867—70 vorstellen dürfen?

Bleiben wir aber bei unserer historischen Darstellung. Wir sahen, wie es im Sommer 1870 in Europa ausschaute, als Frankreich plötzlich die spanische Thron-Candidatur eines hohenzollern'schen Prinzen zum Anlaß einer Kriegserklärung nahm. Ein formulirtes Offensiv-Bündniß zwischen Oesterreich, Italien und Frankreich existirte nicht, aber ein Verständniß, auf Grund dessen bereits die Operationspläne

verabredet waren und das, wie die Franzosen hofften, im Augenblick des wirklichen Ausbruchs des Krieges in ein festes Bündniß übergeleitet werden würde.

Wie ist es nun gekommen, daß die Franzosen statt bis zum Herbst, oder bis zum nächsten Frühjahr zu warten, wie es der Erzherzog Albrecht in Paris gerathen hatte, plötzlich und ohne jede Vorbereitung im Juli losschlugen?

In den Besprechungen mit den erhofften Verbündeten, Oesterreich und Italien hatte man auch schon die Gründe erwogen, deretwegen der Krieg einmal ausbrechen könne oder solle. Es bot sich die nicht ausgeführte (weil unausführbare) Bestimmung des Prager Friedens über die Rückgabe von Nord-Schleswig an Dänemark; ferner war auf das Uebergreifen über die Mainlinie hingewiesen; schon die Schutz- und Trutzbündnisse mit den Süddeutschen sollte eine Vertragsverletzung sein, die einen Kriegsgrund abgäbe. Aber in beiden Fällen hätte man die nationale Empfindung in Deutschland gegen sich gehabt. Nun bot sich plötzlich die hohenzollersche Kron-Candidatur in Spanien. Da glaubte man in Paris einen rein dynastischen Conflict provociren zu können, bei dem die deutsch-nationale Empfindung außer Spiel bleibe. Da in dem Operationsplan, wie wir wissen, die Haltung der Süddeutschen eine ganz entscheidende Rolle spielte, so erschien es eine unerhörte Gunst des Schicksals, daß den Franzosen ein solcher Kriegsgrund in die Situation, man möchte sagen in den Schooß, fiel. Dieser herrliche Gegenstand schien aber wieder zu entschlüpfen, als Preußen bei allen Provocationen in der französischen Kammer und Presse ruhig blieb und der Prinz den Spaniern erklären ließ, daß er unter den obwaltenden Umständen verzichte, ja auch König Wilhelm nichts dagegen hatte zu versichern, daß er mit diesem Verzicht in seiner Eigenschaft als Familienhaupt einverstanden sei. Graf Beust warnte von Wien aus dringend (11. Juli), die Sache nicht weiter zu treiben. Man solle sich mit dem erreichten diplomatischen Erfolg zufrieden geben; man setze sich jetzt ins Unrecht und Oesterreich sei durchaus nicht vertragsmäßig verpflichtet, den Franzosen ganz nach ihrem Belieben Heerfolge zu leisten.

Sollte man wirklich den unschätzbaren „dynastischen" Kriegsgrund entschlüpfen lassen? Man erfand zunächst die Steigerung, daß der König von Preußen auch für die Zukunft die Verpflichtung übernehmen sollte, die Erlebnisse zu einer solchen Kron-Candidatur nicht wieder zu ertheilen. Diese Zumuthung lehnte der König rundweg ab. Das Gespräch fand statt auf der Emser Promenade (13. Juli Vormittags). Benedetti berichtete darüber: „Der König hat unbedingt abgelehnt, mich zu er-

mächtigen, Ihnen eine solche Erklärung zu übermitteln.“ „Der König hat unsere Unterhaltung beendet, indem er sagte, daß er eine derartige Verpflichtung weder eingehen könnte noch wollte.“ (Le roi a absolument refusé de m'autoriser à vous transmettre une semblable déclaration. „Le roi a terminé notre entretien, en me disant qu'il ne pouvait ni ne voulait prendre un pareil engagement.“) Ferner in seinem ausführlichen Bericht: „Der König hat unserer Unterhaltung auf der öffentlichen Promenade bald ein Ende gemacht, indem er bedauerte, uns nicht, was er nannte eine neue und unerwartete Concession machen zu können“ („a bientôt mis fin à notre entretien sur la promenade publique, en m'exprimant ses regrets de ne pouvoir nous faire ce qu'il a appelé une concession nouvelle et inattendue“).

Als dieses Gespräch stattfand, war die formelle Entsagung des Prinzen Leopold noch nicht in Ems angelangt und der König hatte Benedetti noch in Aussicht gestellt, daß er ihn rufen lassen werde, sobald er sie habe, um sie ihm persönlich mitzutheilen. Mittlerweile kam aber ein Bericht des preußischen Botschafters aus Paris in Ems an und brachte abermals eine neue und unerhörte Forderung, daß nämlich der König einen persönlichen Entschuldigungsbrief an den Kaiser Napoleon schreiben solle. Das war dem König zu viel und er ließ nunmehr*) die endlich angekommene Entsagung des Prinzen dem harrenden Botschafter, statt sie ihm selbst zu geben, durch den Flügel-Adjutanten Fürsten Radziwill überbringen und auf die Bitte um eine neue Audienz antworten, daß er sich auf das berufe, was er ihm am Morgen schon selbst erwidert habe. Auf die noch einmal wiederholte Bitte brachte Fürst Radziwill von Neuem die Antwort: „Se. Majestät müsse es entschieden ablehnen, in Betreff der bindenden Erklärungen für die Zukunft sich in weitere Diskussionen einzulassen. Was er heute Morgen gesagt, wäre sein letztes Wort in dieser Sache, und er könne sich lediglich darauf berufen.“ Die erbetene Audienz war also dem französischen Botschafter abgeschlagen. Die Berichte des Fürsten Radziwill und des Grafen Benedetti selbst über diese Verhandlungen stimmen bis ins Einzelne vollständig miteinander überein. Die jüngst im Reichstage mitgetheilte Depesche enthält das letzte Stadium nicht mehr, da sie schon vom Nachmittag 3 Uhr 50 Minuten datirt ist, während Fürst Radziwill das letzte Mal erst um 6 Uhr bei Benedetti war. Der Radziwill'sche Bericht

*) In der am 23. d. M. vom Grafen Caprivi verlesenen Depesche ist dies Motiv nicht angegeben, sondern bloß der Vortrag des mittlerweile angekommenen Ministers Grafen Eulenburg und des Cabinetsraths Abeken. Beides wird einander nicht ausschließen.

schließt mit den Worten „erklärte Graf Benedetti, sich seinerseits bei dieser Erklärung Sr. Majestät des Königs beruhigen zu wollen". Auch das wird bestätigt und zugleich erläutert durch Benedetti's Meldung nach Paris, er habe sich nicht von Neuem an den König wenden können (je ne pouvais m'adresser de nouveau à Sa Majesté). Es heißt also nicht etwa, die französische Regierung sei befriedigt und wolle sich beruhigen, sondern nur er, Benedetti, dringe nicht weiter auf eine Audienz*). Nur zur Verabschiedung hat ihn der König auf dem Bahnhof noch einmal empfangen.

Die letzten Forderungen der Franzosen waren also von König Wilhelm rund abgelehnt worden. Für fernere Verhandlungen überhaupt war der Botschafter an die Regierung verwiesen worden.

Trotz dieser Ablehnung hat man in Paris wirklich einen Augenblick geschwankt. Es fand am 14., also am Tage nach der berühmten Verhandlung in Ems, ein Minister-Conseil statt, das mit Unterbrechungen den ganzen Tag währte. Der Beschluß der Mobilmachung wurde gefaßt und wieder zurückgenommen. Am Nachmittag hat Kaiser Napoleon geäußert, der Friede sei gesichert**).

Wir wissen heute, auf wie lange er gesichert gewesen wäre. Wir wissen, daß der Vortheil, den die Franzosen sich von dem „dynastischen" Kriegsgrund, der spanischen Kron-Candidatur versprachen, auf einer völligen Illusion beruhte, daß das deutsche Volk sich keinen Augenblick dadurch in seiner Gewißheit hat irre machen lassen, daß es in einen nationalen Krieg gehe; wir wissen auch, welchen unermeßlichen, ja geradezu entscheidenden Vortheil es uns gewährt hat, im Juli und nicht erst im September zum Kriege zu kommen. Wir segnen den Tag und die Stunde und die Hand, die den Umschwung zu dem verfrühten Losschlagen der Franzosen im letzten Augenblick herbeiführte. Wie ist es geschehen? Wer hat es gethan? Was war das Mittel?

Der König war in Ems ohne den Beirath eines Ministers. Erst am 13. kam der Minister des Innern Graf Eulenburg von Berlin an. In seiner vornehm-milden, von jeder Kriegslust weit entfernten Art,

*) Auch in den Zeitungen ist kürzlich häufig auf den Bericht des Fürsten Radziwill hingewiesen. Die Wiedergabe war aber meist nicht genau, sondern immer nur ein Auszug. Der vollständige Bericht steht z. B. in Schulthess' Europäischen Geschichtskalender Jahrgang 1871. Der letzte Absatz lautet wörtlich „Auf die Versicherung, daß auf die Ankunft des Grafen Bismarck in Ems auch für den nächsten Tag bestimmt nicht zu rechnen sei, erklärte Graf Benedetti, sich seinerseits bei dieser Erklärung Sr. Majestät des Königs beruhigen zu wollen".

**) Die Aeußerungen des Kaisers sind unbestritten; daß wirklich geschwankt wurde scheint mir auch die Depesche Grammonts an Benedetti v. 13. Juli Ab. 9,45 zu beweisen.

hatte der König Benedetti bei den Gesprächen, auch am 13. Juli Morgens auf der Promenade mit aller Höflichkeit behandelt. Dann hatte er im Laufe des Tages seinen Flügel-Adjutanten, den Fürsten Radziwill noch drei Mal zu ihm geschickt. In der Sache war er, wie wir aus Benedetti's Meldungen ersehen haben, durchaus fest geblieben, und hatte endlich beschlossen, ihn nicht mehr zu empfangen; aber als der telegraphische Bericht hierüber nach Berlin kam, waren die Minister doch mit dieser Haltung nicht zufrieden. Wenn die Franzosen sich jetzt beruhigten, so konnten sie vor der öffentlichen Meinung Europas mit dem Schein eines großen diplomatischen Sieges paradiren. Bismarck, Roon und Moltke waren zusammen, als die Depesche von Ems ankam. Die Stimmung wurde dadurch gedrückt und erregt. Da war es zuerst Roon, der den Gedanken hinwarf, man solle den Bericht über die Verhandlungen weglassen und nur die Anforderung und die Ablehnung veröffentlichen. Bismarck griff den Gedanken sofort auf, strich die Depesche zusammen, die nunmehr Abends um 9 Uhr als Extrablatt der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ausgegeben und den preußischen Geschäftsträgern telegraphirt wurde.

Die Depesche lautete:

„Ems, 13. Juli 1870. Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Se. Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Se. Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe."

Diese Depesche ist das Senfkorn gewesen, aus dem im Umsehen der Baum der Emser Legende emporwuchs. Gern ruht der deutsche Patriotismus aus in seinem Schatten. „König Wilhelm saß ganz heiter" — wir wollen unten genau festzustellen suchen, wie sich Legende und Geschichte im Einzelnen zueinander verhalten.

Ein guter Diplomat hat stets mehrere Pfeile im Köcher. An demselben Tage, wo er das Emser Telegramm „redigirte", befahl Bismarck dem preußischen Gesandten in Paris, Herrn von Werther, auf der Stelle seinen Urlaub anzutreten. Endlich hatte er an diesem Tage eine Unterredung mit dem englischen Gesandten, Lord Loftus. Der Lord

gratulirte, daß die Krisis vorüber sei. Bismarck antwortete, daß er es bezweifle. Die extreme Mäßigung des Königs und die höfliche Aufnahme Benedettis nach den drohenden Worten der französischen Regierung in der Kammer und in der Presse habe in ganz Preußen eine allgemeine Entrüstung hervorgerufen. Die Ehre des Landes dürfe nicht in dieser Weise preisgegeben werden. Er habe die Nachricht, die Franzosen würden sich mit der Lösung dieser Frage nicht zufrieden geben. Sie sei nur ein Vorwand. In diesem Falle müsse Preußen sich sichern und seinerseits Garantien verlangen.

Graf Bismarck wußte wohl, warum er den edlen Lord so ins Vertrauen zog. Loftus war durchaus französisch gesinnt und am andern Tage waren die französischen Minister Wort für Wort von diesem Gespräch unterrichtet.

Eben also, indem man in Paris anfing zur Besinnung zu kommen und von dem Sprungbrett zurücktreten wollte, da kamen im Laufe des 14. die drei Nachrichten: die Abreise Werthers, die Meldung von Loftus, das Extrablatt der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung".

Man hat wohl gesagt, dieses Extrablatt habe die Franzosen vor die Alternative gestellt: Demüthigung oder Krieg, und dadurch den Krieg erzwungen. Das ist zu viel gesagt; wirklich erzwingen läßt sich ein Krieg so leicht nicht. Die Erzählung des Extrablatts konnte so ausgelegt werden und ist so ausgelegt worden, daß persönliche Beleidigung zwischen dem König von Preußen und dem französischen Botschafter stattgefunden habe. Wie man es anfängt, auch trotz solcher Vorkommnisse im Frieden zu bleiben, wenn man es will, hat Fürst Bismarck gezeigt, als in dem Karolinenstreit mit Spanien am deutschen Botschaftshotel in Madrid erregte Volksmassen das deutsche Wappen herunterrissen. Da erklärte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" eine Sachbeschädigung sei kein Grund zum Kriege zwischen zwei großen Nationen. Wenn die Franzosen 1870 einen Moment der Besonnenheit erübrigten, so hätten sie sich gesagt, daß der Vortheil des „dynastischen" Kriegsgrundes jedenfalls schon verschwunden sei, daß aber der ganze militärische Vortheil, den man durch heimliche Vorbereitung erlangt, verloren gehe, wenn man jetzt plötzlich zum Kriege schreite. Man brauchte dem „Extrablatt" gegenüber blos die Berichte des eigenen Botschafters zu veröffentlichen und auch sonst dafür sorgen, daß der Verlauf klargestellt würde, so war der ganze Zwischenfall überwunden. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" ist zwar officiös, aber keineswegs amtlich; wie andere Zeitungen zuweilen auch, hatte sie eine zu Mißverständnissen verleitende Mittheilung gebracht, die man mit den

schwereren Gewicht einer amtlichen Darstellung ohne Weiteres corrigiren konnte. Die Depesche selbst enthält nicht entfernt etwas direct Beleidigendes. Sie ist auch anfänglich von den Franzosen garnicht so aufgefaßt worden. Benedetti selber hat sie noch in Ems erhalten und stellt in seinem Telegramm an seinen Minister nur fest — daß die Nachricht nicht von ihm ausgegangen sei!

Es ist das Verdienst von Oncken in seiner Geschichte des „Zeitalters Kaiser Wilhelms" den Zusammenhang hier zuerst klar erkannt und speciell den Nachweis geführt zu haben, daß es der Bericht von Lord Loftus gewesen ist, der ganz spät am Abend des 14. Juni den Ausschlag gegeben hat für den Krieg. Der Urlaub Werthers und die Depesche der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" waren schon im Lauf des Tages bekannt geworden und man war nach einem Bericht des englischen Gesandten der Ansicht, daß wenn die Abendblätter die Depesche brächten, die wild erregte öffentliche Meinung, die schon seit Tagen „à Berlin" schrie, nicht mehr zu halten und zu bändigen sein würde. Der wirkliche Beschluß der Mobilmachung ist aber, nachdem der Ministerrath schon Morgens 9 Uhr begonnen hatte, erst am Abend um 11 Uhr (14. Juni) gefaßt worden und eben um diese Zeit gelangte der Bericht von Loftus in die Hände des Herzogs von Grammont. Man entnahm daraus, daß die preußische Regierung keineswegs gesonnen sei, die Rolle einer untergeordneten Macht auf sich zu nehmen und den Conflict in einer Demüthigung vor Frankreich auslaufen zu lassen, daß also der diplomatische Scheinsieg, den man bisher errungen, schnell genug wieder verfliegen werde, und man dann entweder vor der öffentlichen Meinung in Frankreich als schwach dastehen oder dennoch in den Krieg werde hineingehen müssen. Da war es viel besser, den Rausch der nationalen Erregung und den kleinen Vorsprung in den Vorbereitungen, den man hatte, zu benutzen, um auf der Stelle loszuschlagen. Jetzt also erfand man, daß der französische Botschafter in Ems beleidigt worden sei: war der „dynastische" Kriegsgrund verloren, so hatte man hierin einen noch viel schöneren, wenigstens für das französische Volk. Aus dem namenlosen Zeitungsartikel der „Norddeutschen" wurde eine amtliche „Note" der Regierung gemacht; damit war die „Beleidigung" ein Factum und mit einem Kopfsprung stürzte sich die „große Nation" in die Fluth des rettungslosen Verderbens.

War nun die Depesche, die diese weltgeschichtliche Wirkung hatte, wie es heute in deutschen Zeitungen heißt, gefälscht? Fürst Bismarck hat sie in einem Gespräch kürzlich als Beispiel angeführt, wie man durch bloße Auslassungen den Sinn einer Rede in's Gegentheil ver-

kehren könne und dabei erzählt, wie Moltke nach seiner „Redaction" der Depesche gesagt habe: vorher war's Chamade, jetzt ist's Fanfare. Wir kennen heute den Urbericht durch den Grafen Caprivi und ich setze ihn hier noch einmal her*). Wo steckt denn der Unterschied? Es scheint ja wirklich wie ein genau nach Vorschrift angefertigter Auszug?

Der ganze Unterschied ist, daß die höflichen Reden und die eigenen Ueberlegungen ausgelassen sind und nur Forderung und Ablehnung stehen geblieben. Moltkes Witz von „Chamade" und „Fanfare" ist daher eine Uebertreibung, wie sie bei solchen Scherzworten stets stattfindet, aber immerhin ist ein sehr wesentlicher Unterschied, der Moltkes Sentenz und Bismarcks Erzählung erklärt. Der Unterschied liegt nicht in der Sache, aber im Tone. Benedetti hat später gesagt, in Ems gab es weder einen Beleidiger noch einen Beleidigten. Ganz richtig: nämlich was den König und Benedetti angeht. Aber gab es wirklich keinen Beleidiger und keinen Beleidigten in den Emser Verhandlungen? Ich denke, es gab einen Beleidiger und einen Beleidigten, das waren die französische und die deutsche Nation. Diese Beleidigung war keine andere, als daß das französische Volk einen Vorrang vor dem deutschen zu haben und zu behalten beanspruchte und als Zeichen dessen dem deutschen Volke eine Demüthigung auflegen wollte. Daß sich das deutsche Volk diesen französischen Anspruch nicht, man darf sagen, nicht länger gefallen lassen wollte, das war der wahre Kriegsgrund und alle einzelnen Ereignisse sind nur Momente des Ausdrucks für diesen einen Alles umspannenden Gegensatz. Wir Deutschen

---

*) Ems, den 13. Juli 1870.

Seine Majestät der König schreibt mir:

„Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisiren, sofort zu telegraphiren, daß ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt etwas ernst zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte und, da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei, als ich, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei."

Se. Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten bekommen. Da Se. Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe, mit Rücksicht auf die obige Zumuthung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag, beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch einen Adjutanten sagen zu lassen, daß Se. Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe.

Se. Majestät stellt Eurer Excellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich, sowohl unseren Gesandten, als in der Presse mitgetheilt werden soll.

gez. Abeken.

fühlten, daß wir das Recht hatten als ebenbürtig dazustehen unter den großen Völkern der Culturwelt. Eben deshalb verlangte unser Volk den nationalen Staat und empfand den alten deutschen Bund, der uns unser Recht nicht zu wahren vermochte, als die nationale Schande. Die Franzosen empfanden, wie der General Jarras es mit einer gewissen treffenden Naivetät ausdrückt, (S. 29) 1866 als eine Niederlage und „konnten" sich in ihrer Stellung als die „große Nation" nicht verkleinern lassen" („la grande nation ne pouvait pas se laisser amoindrir"). Wir stehen heute fest genug in unseren Schuhen, um uns darüber nicht mehr zu entrüsten. Im Gegentheil, es war ja ganz richtig, daß die Franzosen bis dahin eine geistig wie politisch fast hegemone Stellung in Europa inne hatten. Ueber zwei Jahrhunderte haben sie sich trotz der großen Niederlagen, die sie zwischendurch erlitten, trotz der ungeheuren inneren Erschütterungen, die sie durchgemacht, in dieser Stellung behauptet. Ludwig XIV., das Zeitalter Voltaire's und Rousseau's, die große Revolution, Napoleon, das sind Fahnen und Standarten, die ein Volk hoch flattern lassen darf. Der größte König, den Deutschland gehabt, der König, der den Deutschen erst wieder das Bewußtsein eines großen Volkes gegeben hat, dachte, sprach und empfand selber französisch und noch nicht 100 Jahre war es her, seit der große Friedrich von dieser Erde geschieden. Ist es unnatürlich, wenn ein Volk dessen geistige Superiorität solche Zeugen aufzuweisen hat, darauf pocht? Immer neue Ideen, Talente und Kräfte sind aus diesem Boden aufgesprudelt; wie haben die Franzosen selbst die Niederlage von 1870 überwunden, wie groß, angesehen und leistungsstark steht heute dieser Staat, der jeder festen Regierung entbehrt, da! Gern erkennen wir das heute an, wo sie nicht mehr den Anspruch machen, mehr zu sein als wir. Vor 1870 aber machten sie ihn und drohten ihn mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Da wäre es ja, möchte man fortfahren, ganz consequent und passend gewesen, wenn sie dieser Gesinnung in einer persönlichen Beleidigung des Oberhauptes der deutschen Nation Ausdruck gegeben und ein solcher Conflict zum blutigen Austrag der Rivalität geführt hätte, wie es die Legende von der Emser Promenade erzählt. Aber in so einfachen geraden Linien bewegt sich das Leben nicht. Versetze man sich nur einen Augenblick hinein, daß in Ems wirklich jene Scene gespielt und zum Kriege geführt hätte, so würde das den wahren Zusammenhang nicht zum Ausdruck gebracht, sondern verdunkelt haben. Es wäre dann der Schein erweckt, als ob ein weltgeschichtlicher Kampf, der mit Strömen von Blut und Thränen dahinrauschte, um einer leeren Schale willen wäre entfesselt worden. Wir, die

wir noch immer mit einer gewissen Leidenschaft in jenen Gegensätzen leben würden das nicht so sehr empfinden, aber die Nachwelt würde das empfinden. Zwei Herren wie der König von Preußen und der Botschafter des Kaisers der Franzosen dürfen niemals gegeneinander aus den Formen der vornehmen Gesellschaft heraustreten. Freilich die Helden von Troja schimpfen sich bei Homer recht gründlich zwischen ihren Kämpfen; aber wenn wir das heute lesen, lächeln wir auch dabei über das naive Zeitalter. Schon im Nibelungenliede verweist es Dietrich seinem alten Hildebrand, als einmal ein Ansatz dazu gemacht wird. „Wie ziemt solchen Degen sich mit Worten schelten, wie alte Weiber pflegen!“ Ich habe nicht verhehlt, daß die preußischen Minister mit dem Verhalten des Königs in Ems nicht ganz einverstanden waren. Aber das Urtheil der Mithandelnden ist befangen und ist nicht das Urtheil der Geschichte. Es wäre nur gerechtfertigt, wenn der König sachlich zu viel nachgegeben hätte. Das hat er aber nicht gethan und daß er in den Formen die äußerste Langmuth und die äußerste Höflichkeit bewahrte, gereicht ihm zum Ruhm und hat Deutschland zum höchsten Vortheil gereicht. Die ideale Haltung, wenn Jemand in Händel geräth, ist äußerste Nachgiebigkeit in der Form und bis auf einen gewissen Punkt zu verbinden mit äußerster Festigkeit in der Sache. Das ist sehr schwer und wird meistentheils verfehlt. Durch die Rollenvertheilung, wie sie die Emser Ereignisse 1870 zwischen König Wilhelm und seinem Minister mit sich brachten, hat die deutsche Regierung vor dem eigenen Volke und vor der Nachwelt diese Position gewonnen. König Wilhelm behandelte Alles höflich, wohlwollend, langmüthig; es kann kein Zweifel sein, daß er den Krieg nicht wollte. Aber dafür hat ein König seine Minister, um die falsche Auslegung zu verhüten, als ob die Liebenswürdigkeit jener Formen Schwäche der Gesinnung bedeute. Die in Berlin redigirte Emser Depesche ist es gewesen, die dieses Mißverständniß abschnitt. Diese Depesche hat nicht den wahren Sachverhalt gefälscht, sondern umgekehrt, sie hat die Umkleidung, mit der die unverbrüchlichen Formen der Diplomatie und der modernen Gesellschaft den wahren Hergang, nämlich die Herausforderung der französischen Nation an die deutsche, verhüllten, mit einem Ruck hinweggerissen und nackt und groß das ungeheure Bild in Wahrheit aller Welt vor Augen gestellt. Wohl gemerkt: das Bild der Wahrheit. Die Wahrheit selbst ist ein Begriff, ein Gedanke, der nicht angeschaut, sondern nur mit dem Verstande gefaßt werden kann. Nur der kleinere Theil der Menschheit, der fähig ist, abstract zu denken vermag sie sich in dieser Form anzueignen. Das Volk aber will Anschauung, womöglich die stärkste der Anschauungen, die Personi-

fication, das Ereigniß. Was ist ihm ein Begriff wie „Vorrang" einer Nation vor der anderen, oder gar „Hegemonie"? Die Sprache des Volkes ist deshalb die Legende und die echte Legende ist die, welche die Wahrheit giebt im Schleier der Dichtung. So bemächtigte sich die dichterische Volks-Phantasie auf der Stelle der Auslegung der Emser Depesche, daß ein persönlicher Conflict stattgefunden habe, und die Erzählung, das Lied, die Stelle, der Denkstein an der Emser Promenade, wo König Wilhelm Herrn Benedetti den Rücken drehte, sind da und werden dem Gedächtniß und dem Glauben des deutschen Volkes niemals wieder entrissen werden.

Wie ist es nun aber, möchte schließlich Jemand fragen — Bismarck muß doch den Erfolg der Hohenzollernschen Kron-Candidatur in Spanien vorausgesehen haben? Ist das ganze am Ende doch tiefer angelegt gewesen und hat er diese Candidatur zugelassen oder gar eingefädelt in der Hoffnung, daß die Franzosen sich darauf festbeißen würden? Wenn er das nicht vorausgesehen hat, wäre diese Candidatur doch wohl ein Fehler gewesen, da es immerhin als eine Niederlage Deutschlands erschienen wäre, wenn sie vor dem Widerspruch Frankreichs einfach zurückgezogen worden wäre?

So steht die Sache nun doch nicht. Was auf den ersten Blick erstaunlich erscheint, ist doch ganz richtig, daß nämlich keineswegs vorauszusehen war, daß die Franzosen den Hohenzollern-Prinzen mit solcher Leidenschaft als Kron-Candidaten in Spanien bekämpfen würden. Das fürstliche Haus Hohenzollern ist zwar nicht bloß von Japhet her mit dem königlichen Hause Hohenzollern eines Blutes, aber doch schon von ihm getrennt seit $6^1/_2$ Jahrhunderten; im Jahre 1227, als noch die Hohenstaufen in Deutschland regierten, schied sich die schwäbische von der fränkischen Linie des Hauses. Die fürstliche (schwäbische) Linie hat auch keinerlei Erbrecht an der Königskrone. Auch eine weibliche Verwandtschaft existirt nicht. Dagegen war der Prinz Leopold doppelt und sehr nahe verwandt mit dem Kaiser Napoleon. Seine Großmutter war eine Murat und seine Mutter eine Tochter der Stephanie Beauharnais, einer Cousine und Adoptiv-Schwester der Königin Hortense, der Mutter Napoleons III. Es war also sehr wohl möglich, daß der französischen öffentlichen Meinung eines guten Tages die freudige Anzeige gemacht wurde, ein Vetter des Kaisers sei König des benachbarten und befreundeten Reiches Spanien geworden. Die Wendung, daß nicht den Spaniern verboten wurde, den Prinzen zum König zu wählen, sondern dem König von Preußen die Erlaubniß zu geben, daß er sich wählen lasse, war so original, daß selbst der Scharfblick eines Bismarck das sicherlich nicht vorausgesehen hat; noch

weniger, daß nach Beilegung dieses Conflicts die Franzosen die Erfindung des Verbots einer zukünftig möglichen Erlaubniß machen würden. Man darf also als ganz sicher annehmen, daß Bismarck wie der König auf die erste Mittheilung von jener Absicht der Spanier gar kein Gewicht gelegt haben. Es steht nicht einmal fest, ob und was sie darüber miteinander gesprochen haben, da ihre Aeußerungen hierin nicht harmoniren. Es erschien ihnen eben als eine ganz untergeordnete, indifferente Sache, von der man vergißt, ob man eigentlich darüber gesprochen hat oder nicht. In der diplomatischen Welt war sie längst erörtert; schon im Jahre 1869 haben Bismarck und Benedetti gelegentlich davon gesprochen. Der König hat mehrfach erklärt, daß er in dem Antrag überhaupt keine politische, sondern eine bloße Familienangelegenheit gesehen habe. Jeder Gedanke einer von ferne her angelegten preußischen Intrigue muß also fallen. Es ist durchaus nur die grenzenlose Thorheit der Franzosen gewesen, die erst in der Candidatur, dann in der Forderung einer Verpflichtung für alle Zukunft, endlich in dem als Beleidigung auslegbaren Zeitungs-Artikel einen günstigen Kriegs-Anlaß zu finden wähnte. Vorauszusehen war nicht einmal das Dritte, da auch um diesen Anruf, mehr war es ja thatsächlich nicht, die Franzosen auf die leichteste Weise hätten herumkommen können, wenn sie gewollt hätten. Sie wollten nicht und setzten damit Deutschland erst in die volle Gunst der Lage. Der König hatte in der Form die äußerste Milde walten lassen, und uns damit in den Augen von ganz Europa Recht verschafft. Gleichzeitig hatte der Minister dafür Sorge getragen, daß der wahre Geist des französischen Vorgehens von aller Welt erkannt werden konnte, so daß der deutsche Nationalstolz sich dagegen aufbäumte; jede Hoffnung, daß Deutschland die Rolle des Demüthigen sich gefallen lassen werde, war den Franzosen abgeschnitten: da ließen sie sich von blinder Leidenschaft hinreißen den Krieg zu beginnen, so daß sie den unschätzbaren Vortheil einer vorbereiteten Mobilmachung und sogar die Cooperation mit Oesterreich und Italien verloren.

Die Eroica ist kürzlich durch Hans von Bülow dem Fürsten Bismarck gewidmet worden. In der ewigen Symphonie seiner Staatskunst darf man die „Emser Depesche“ und das Gespräch mit Lord Loftus vielleicht das Capriccio nennen.

Das Leben der Studentinnen in Zürich.

Von

Frau Cläre Schubert-Feder, Dr. phil.

Neugierde, wohlgeleitet, führt zum Wissen; Wissen aber fördert die Gerechtigkeit. Die große Gesellschaft hat angefangen, sich für das Universitäts-Studium der Frauen zu interessiren, und es ist erklärlich, daß sie, gleichviel, ob sie denselben Sympathien entgegenbringt oder nicht, die Frage aufwirft: Wie leben die Frauen als Studentinnen? Wie gestalten sich für sie die Existenzbedingungen? Wohl uns, wenn die Gesellschaft frägt. Vielfach, anstatt zu fragen, urtheilt und verurtheilt sie mit jener verblüffenden Sicherheit, die Sachkenntniß zur Voraussetzung zu haben scheint, in den meisten Fällen aber nur von Voreingenommenheit und Vorurtheil Zeugniß ablegt. Da jedoch die Fragen, wie sie hundertmal in Gesellschaft an mich gerichtet wurden, vielfach phantastische Begriffe darüber, schiefe, wenn nicht falsche Vorstellungen davon, oftmals vollständigste Unkenntniß der obwaltenden Verhältnisse bekundeten, so begrüße ich freudig die Gelegenheit, durch wahrheitsgetreuen Bericht die Auffassung der geschätzten Leser darüber zu klären, Vorurtheile zu zerstreuen und, wills Gott, der an sich guten Sache neue Freunde zu gewinnen. Gelänge es mir gleichzeitig, geeignete Elemente aus der Frauenwelt, die mit dem nothwendigen heiligen Ernst die erforderliche intellectuelle Kraft und körperliche Rüstigkeit verbinden, zum Studium anzuspornen, andere aber, die sich die Sache als zu leicht vorstellen, oder die nur Ehrsucht oder Hang zur Unabhängigkeit treibt, davon abzuhalten, so wäre mir das eine weitere Genugthuung. Und wenn ich im Laufe der Darstellung manches Selbsterlebte mit einflechte, so wolle man das nicht für Selbstgefälligkeit halten, sondern nur so erklären, daß das eigen Erlebte uns am nächsten ist und in Ursache und Wirkung am bekanntesten.

Bereits in den vierziger Jahren hatten (laut amtlicher Nachricht des Rektorats Zürich) 2 durch Begabung und Gesinnung hervorragende

schweizerische Damen als Auditorinnen philosophische Collegien besucht. Frl. Josephine Stadlin aus Zug, die spätere pädagogische Schriftstellerin und Gattin des Herrn Bürgermeister Zehnder in Zürich und Frl. Sidler aus Zug, spätere Gattin des Herrn Prof. Dr. H. Schweizer-Sidler in Zürich, in deren dauernd hochgehaltenen Andenken dieser äußerst gelehrte, wohlwollende, nun schon recht alte Herr der wärmste Freund des Frauenstudiums geworden ist. Immatriuclirt wurde zuerst Frl. Nadejda Suslowa aus St. Petersburg, und zwar in der medicinischen Facultät am 1. Febr. 1867. Somit feiert eigentlich in diesem Jahre das Züricher Frauenstudium das 25jährige Jubiläum seines Bestehens. Erst nachdem noch 3 andere Russinnen, 2 Engländerinnen und 1 Amerikanerin immatriculirt worden waren, trat, im Wintersemester 1868/69 die erste Schweizerin, Frl. Marie Vögtlin aus Brugg, jetzige Gattin des Professors der Geologie Albert Heim, in die Reihe der studirenden Frauen.

Bis zum Jahre 1873 blieb die Zahl der studirenden Frauen eine beschränkte, und es ist bedauerlich, daß sie alsdann mit einem Schlage und zwar durch den starken Zuzug der Russinnen, auf 114 anwuchs. Jene vielgeschmähten Russinnen, meine verehrten Leser, mögen das Studium wohl manchmal als Vorwand für politische Zwecke benutzt haben, in ihrem Leben mag nicht eben alles klipp und klar gewesen sein — aber so schlimm, wie es von den Gegnern gemacht und durch die Tagespresse in alle Welt posaunt worden, so schlimm ist's bei Weitem nicht gewesen. Ein Arzt, welcher in Zürich studirt hat, gerade in jener, für das Frauenstudium verhängnißvollen Zeit, schreibt in dem Leitartikel „Weibliche Studenten" (Braunschweigische Landes-Zeitung vom 13. Mai 1891): „Weil die Russen überhaupt Anstoß erregt hatten, wurden die weiblichen russischen Studenten ausgeschlossen; daß der weibliche Theil büßen mußte, war nur in der Ordnung; denn die geringe Verletzung der Sitte wirkt beim Weibe schwerer, als die große beim Manne." Das ist an sich ohne Zweifel richtig, obwohl es beinahe klingt wie eine Beschönigung der Unsittlichkeit seitens des Mannes, für welche uns jede Sympathie fehlen würde. Um der Wahrheit auf den Grund zu kommen, habe ich über die russischen Colleginnen mehrfach mit älteren Professoren und verständigen Bürgersleuten gesprochen; es wurden von ihnen die oben erwähnten Andeutungen gemacht, auch hie und da eine Einzelheit berichtet, im Allgemeinen aber auf die vielbewährte Kunst des Multiplicirens verwiesen, welche das Publikum bei Wiedergabe anrüchiger Berichte in so hohem Maße liebe. Wir glauben's gern, ohne damit die Thatsachen irgend wie bemänteln oder

entschuldigen zu wollen, allerdings auch die Thatsache nicht, daß sich unter den Professoren nur recht wenige Vertheidiger, ich meine öffentliche Vertheidiger, der studirenden Frauen fanden. Während in den letzten Jahren auch Professor von Meyer und der hochsinnige, leider kürzlich verstorbene Aloys von Orelli in der Presse für uns einstanden, war es damals fast ausschließlich Prof. Arnold Dodel, der sich nicht scheute, einem Heere spöttelnder, übelwollender Gegner die Wahrheit und seine Meinung zu sagen und warmherzig für uns Frauen einzustehen. Nicht jeder freilich ist zum Kämpfer geboren, fühlt den inneren Antrieb und den Muth, eine sowenig geschützte Position, wie es zu jener Zeit das Studentinnenthum war, mit Darbietung der eigenen Person zu vertheidigen. Aber der Sache geneigt war manch einer der schweigenden Herrn, was sie unter anderem auch dadurch bethätigten, daß sie Studentinnen heiratheten. Der damalige Präsident der Maturitätsprüfungscommission, um nur ein Beispiel anzuführen, nahm in zweiter Ehe eine meiner älteren Colleginnen zur Frau und füllte die entstandene Lücke wieder aus, indem er seine Tochter aus erster Ehe unter die Studentinnen einreihte. Man wird nicht behaupten wollen, daß die Professoren sich bemühten, Studentinnen zu heirathen, um dem Frauenstudium zu schaden. —

Unter den Vertheidigungsmomenten des Studentinnenthums von damals ist übrigens eines kaum je genannt worden: Daß nämlich jene Russinnen immatriculirt worden waren auf Grund der bis 1873 geltenden, oder besser gesagt mangelnden speciellen Vorschriften bezüglich der Aufnahmebedingungen von Nichtkantonsbürgern als Studirende. Man verlangte von ihnen, wie von Jedermann, ein genügendes Sittenzeugniß und weiter nichts. Das 1873 erlassene Gesetz, die Aufnahme von Studirenden an der Hochschule betreffend und die Verordnung gleichen Titels aus derselben Zeit, forderten zuerst auch von Nichtkantonsbürgern außer dem erwähnten Sittenzeugniß und dem amtlichen Ausweis über das zurückgelegte 18. Lebensjahr noch eine Bürgschaft für eine bestimmte, wissenschaftliche Vorbildung durch Zeugnisse oder zu bestehendes „Zulassungsexamen". Die Verordnung erwähnt, übrigens in völliger Gleichstellung, männliche und weibliche Studirende. Daß speciell auch an die Vorbildung der Frauen strengere Anforderungen als vordem gestellt wurden, war von den tüchtigeren Elementen der bereits immatriculirten Damen, unter Führung von Fräulein Vögtlin, in besonderer Eingabe ausdrücklich erbeten worden. Um die völlige Gleichstellung der weiblichen mit den männlichen Studirenden in der angeführten Verordnung erwarb sich der damals amtirende Regierungs-

rath und Erziehungsdirektor Sieber, der stets ein Förderer strebsamer Frauen gewesen, dankenswerthe Verdienste.

Erst nachdem jener vielbesprochne Ukas, der den meisten Russinnen das Signal zur Abreise gab, ergangen war, hob die gesunde Entwickelung des Frauenstudiums in Zürich an. Aber wenn schon für eine Frau immer viel Muth dazu gehörte und voraussichtlich noch für eine lange Weile gehören wird, ein regelrechtes Berufs-Studium an der Universität durchzumachen, unmittelbar nach dem Jahre 1873 mußte er doppelt groß sein. Die Vorurtheile waren allseitig himmelhoch gethürmt: nicht nur, daß der Wunsch zu studiren in der eignen Familie für durchaus verwerflich, wenn's gut ging, für ein Zeichen hochgradiger Ueberspanntheit galt, daß Bekannte, daß die Gesellschaft das innige, aus der Seele der Einzelnen keimende Verlangen, zu wissen und mit dem Wissen zu nützen, schonungslos geißelte, nein auch in Zürich, an der Universität, unter den Einwohnern der Stadt selbst hatte die Voreingenommenheit tiefe Wurzeln geschlagen, und man begegnete den studirenden Frauen mit jeder Art von Mißtrauen. Es galt, die Position, die man noch kaum inne gehabt hatte, neu zu erringen und das Mißtrauen zu besiegen, nicht durch schöne Worte, nicht durch irgend welche Mittel der äußeren Erscheinung, sondern durch die stillwirkende Kraft des täglichen Lebens. Daß es gelungen, daß der Stand der Studentinnen in Zürich heute ein durchaus geachteter ist, in all den Kreisen, denen Erfahrung ein Urtheil zugesteht, daran hat jede der Colleginnen ihren Theil des Verdienstes und also auch ihren Theil der Freude und der Genugthuung. — Gegenwärtig ist, wie der Herr Rector von Zürich mir zu versichern so gütig war, der moralische Ruf der Russinnen dem der übrigen studirenden Frauen gleich, d. h. er ist durchaus gut.

Um nun die Lebensumstände der Studentinnen möglichst genau kennen zu lernen, wollen wir dieselben beobachten in ihrem Verhältniß zu den Professoren, zu den Collegen, den Colleginnen, in ihrem häuslichen Leben, in ihren Beziehungen zur Gesellschaft und zur Bürgerschaft. Obwohl ich nun seit dem Jahre 1886 fern von Zürich lebe, weiß ich doch, daß die Verhältnisse im Großen und Ganzen dieselben geblieben sind, und ich darf daher unbedenklich meine damaligen Erfahrungen als auch der Gegenwart noch entsprechend bezeichnen.

Die Studentin, nunmehr nach dem Gesetz als academische Bürgerin zugelassen, darf natürlich nach freiem Ermessen die Collegien der Herren

Professoren belegen, und dem oberflächlich Beobachtenden könnte es scheinen, als stünden diese letzteren der Sache ganz indifferent gegenüber. Dieser Schein trügt: es nimmt in Wahrheit ein jeder innerlich Stellung dazu, pro oder contra, und wenn nicht eher, so wird bei den Examen diese Sachlage zum Ereigniß. Fast eine jede Candidatin, die geistig selbständige vorweg, hat unter ihren Examinatoren einen principiellen Gegner, der, von Galanterie ganz zu geschweigen, des Billigkeitsgefühls in jener Stunde des Gerichts vergißt und ihr gehäufte Schwierigkeiten entgegenbringt. Da gilt es: alle Mann an Bord, unverzagt und ohne Grauen! In den meisten Fällen wagt sich die Studentin nicht ins Examen, wenn sie sich nicht ziemlich sicher fühlt, und deshalb geht sie aus dem Kampf, der Regel nach, als Siegerin hervor und nimmt als Trophäe die Achtung ihres Gegners mit hinweg. Von sogenannteu „meineidigen“ Examen, d. h. von solchen, bei denen der Candidat mit dem Prüfungsstoff unrechtmäßigerweise vorher bekannt gemacht worden, die hier und da von der Gesellschaft mit schmunzelnd spöttischem Behagen für die Studentinnen vorausgesetzt wurden, ist eben bei diesen am allerwenigsten die Rede. —

Bei dem an den deutschen und auch an den schweizerischen Universitäten herrschenden System hat die Studentin außerhalb des Collegs wenig oder gar keine Gelegenheit, mit ihrem Professor in Berührung zu kommen, und doch wird sie, vielleicht viel öfter als ihr männlicher College, den Wunsch hegen, um Rath zu fragen, um mancherlei Erklärungen zu bitten; denn sie leidet mehr als jener an Vereinsamung und an Lücken ihrer Vorbildung. Voll herzlichen Dankes bleibe ich der Erlaubniß meiner Lehrer eingedenk, Fragezettel für einen jeden von ihnen anzulegen, mit welchen, wenn gefüllt, ich an ihre Thür klopfen durfte, freundlicher Auskunft und manchen nützlichen Winkes gewiß. Auch mein principieller Gegner, der beim Doctoratsexamen mich seine Principien hart entgelten ließ, Herr Professor Dr. Rahn, pflegte bei solcher Gelegenheit mich gütig zu empfangen und sagte höchstens: Ahso, iez gahn i widder ihs Aexame (jetzt gehe ich wieder ins Examen). Ganz unmöglich ist es mir aber, meine Dankbarkeit in dieser Hinsicht gegen die Herren Professoren Dr. Blümner, Stadler und vor Allem meinen unvergeßlichen, so früh dahingegangenen Salomon Vögelin in Worten auszudrücken. Es widerfahren uns im Leben mitunter Freundlichkeiten, denen kein Dank zu entsprechen vermag, und zu diesen zähle ich die selbstlose Förderung, die in ihren freien Stunden meine Lehrer mir gegönnt. Denn einzige Hörerin eines besonderen Faches unter ungezählten Herren, überkam es mich oft wie Hilf- und Rathlosigkeit, „Hirtenlosigkeit“, wenn das Bild

vom irrenden Schaf nicht mißverstanden wird. Alle diese Herren stellten mir großmüthig auch ihre Privatbibliothek zur Verfügung, wo die städtischen Bibliotheken versagten, und beim Holen und Bringen der Bücher ward wieder manches Interessante erörtert, manch Unverstandnes aufgeklärt. Leise tritt mir die Thräne schmerzlicher Rührung ins Auge, gedenke ich der unerschöpflichen Güte des wohlwollendsten aller meiner Universitätslehrer, Vögelins, der, volldurchdrungen von der dem Manne gleichwerthigen, geistigen Begabung der Frau mir, seiner ersten Specialschülerin, nie müde wurde zu rathen und auszuhelfen, und indem er die höchsten Anforderungen stellte, mich doch stetig zu ermuntern. Mögen den Colleginnen einst auch im deutschen Vaterlande gleich gütige Freunde in ihren Professoren beschieden sein!

Dann und wann, aber auch nicht öfter, erfreut sich die Studentin einer Einladung in die Familie ihrer Professoren, vorzugsweise ihrer deutschen Professoren, und solche Einladungen würden wahre Lichtblicke in ihrem Leben sein, wenn nicht auch hier ihr manchmal Schwierigkeiten erwüchsen durch die kleinliche, meist jeden factischen Anhaltes entbehrende Eifersüchtelei der resp. Professorsgattin. Da nach dem Gesetz von der Anziehung der Gegensätze, die gescheidtesten Herren nicht immer Geschmack finden an Frauen von ihnen ebenbürtiger Bedeutung, so wird die Frau Professor, im Gefühl ihrer geistigen Unzulänglichkeit leicht von Eifersucht geplagt, und die Studentin kann diese Klippe nur bei feinstem Takt glücklich umschiffen. Hierzu bemerkt der anonyme Verfasser des Artikels „Bemerkungen zum Frauenstudium“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 110 vom 20. April 1892), indem er meine Darstellung als eine „sehr komische“ Behauptung qualifizirt, daß in der Regel unter den studirenden Damen ein verführerisches Aeußere, welches den Professorenfrauen berechtigten Grund zur Eifersucht geben könnte, nur recht selten anzutreffen sei. „Es giebt ja Ausnahmen“, so fährt er fort, „das ist selbstverständlich, und hie und da begegnet man einer wirklich anmuthigen Erscheinung mit der Collegienmappe unter'm Arm: aber im Allgemeinen ist es nicht grade der schönere Theil des schönen Geschlechts, der sich den Wissenschaften in die Arme wirft, was am Ende begreiflich ist, da manche sich doch erst dann zum Studium entschließen, wenn sie anderweitigen Hoffnungen Valet gesagt haben.“ — Lassen Sie mich um Beantwortung der Frage bitten: mit wieviel Jahren sagt die Unverheirathete anderweitigen Hoffnungen Valet? Gewöhnlich nicht, bevor sie stark ergraut ist, und auch das ist relativ. Finge sie dann erst an, auf das Universitätsstudium sich vorzubereiten, so würde sie sich lächerlich machen, denn sie hätte keine Aussicht mehr, der

Welt noch viel zu nützen. Hie und da begegnet der Verfasser einer anmuthigen Erscheinung mit der Collegienmappe; aber im Allgemeinen ist es nicht der schönere Theil des schönen Geschlechts, sagt er, der sich den Wissenschaften in die Arme wirft. Ja, seit wann decken sich Anmuth und Schönheit? Viele sogenannte schöne Frauen sind weit entfernt davon, zugleich anmuthig zu sein und viele, deren jede Bewegung Anmuth athmet, dürfen keinerlei Anspruch darauf erheben, nach landläufiger Auffassung schön genannt zu werden. Und ist denn der Herr Verfasser so gar unerfahren in der Kenntniß der Durchschnittsfrauenseele, daß ihm entgangen ist, wie weit mehr als auf viel Schönheit die Frauen gegenseitig eifersüchtig sind auf ein bischen Geist? Ich darf meine „sehr komische“ Behauptung um so mehr aufrecht erhalten, als ich nicht gesagt habe, die Eifersucht der Professorenfrauen habe den Studentinnen „anfangs“ Eintrag gethan, sondern meine Andeutung nur ganz allgemein giltig hinstellte.

Für mich gab es noch eine Gelegenheit, wenigstens mit einem meiner Professoren, dem botanischen, freundlich zu verkehren, nämlich die Excursionen, die jeden Sonnabend Nachmittag während des Sommers stattfanden. Nicht etwa, um meine botanischen Kenntnisse zu erweitern, betheiligte ich mich an diesen, oft viele Stunden langen und recht anstrengenden Märschen, sondern um die schöne Umgegend Zürichs im weitern Umkreis kennen zu lernen, der Gesundheit einen Dienst zu thun und in Gesellschaft des Herrn Professors und seiner Frau, die selbst Studentin gewesen, auch einmal mit einem Collegen eine Meinung austauschen, ein Plauderwort reden zu können. Denn vor oder nach dem Colleg geschieht das nur in höchst seltenen Fällen, vielleicht, wenn man sich in einer gemeinsam befreundeten Familie getroffen und kennen gelernt hat; sonst pflegt sich der „Verkehr“ auf das stillschweigende Grüßen zu beschränken, was übrigens durchaus nicht obligatorisch, sondern ein freiwilliger Achtungsbeweis des Collegen für die Collegin ist. Die Chemikerin, die Medizinerin hat bei den practischen Uebungen öfters Anlaß oder Ursache, mit den männlichen Commilitonen eine kurze Unterhaltung zu führen, die fast immer rein sachlicher Natur und oft für beide Theile lehrreich ist; die Philosophie hingegen nicht.

Das factische Verhältniß der männlichen und weiblichen Studenten zu einander wird vielleicht am einfachsten charakterisirt durch das an sich völlig harmlose, kleine Begegniß, welches meinen Eintritt in die Universität bezeichnete. Ich habe noch kurze Zeit bei

Gottfried Kinkel Collegien hören können, und Kinkel war es, der mich auf der Hochschule einführte. Ich war vorher in schriftlicher Verbindung mit ihm gewesen, und er erwies sich mir bis zu seinem Tode als aufrichtig wohlgesinnt. Ihn also durfte ich im Professorenzimmer abholen, als die Stunde meines ersten Collegs geschlagen hatte, und hinter seinem breiten Rücken hoffte ich unbemerkt in das große Auditorium zu schlüpfen, in welchem er seine Vorlesungen über Kunst- und Literaturgeschichte hielt, die stets auch von Damen, vielfach von Damen der Züricher Gesellschaft, besucht waren. Aber so hatte Gottfried Kinkel nicht gewettet: Ostentativ machte er die Thür weit auf und sagte laut und nachdrücklich mit seiner wuchtigen Stimme: „So, mein liebes Fräulein, da nehmen Sie nur hier Platz!“ Damit wurde ich natürlich zur Zielscheibe aller Blicke, und es langte mir kaum der Muth, meinen Hut an die schon reichbeladenen Kleiderriegel aufzuhängen. Nach Schluß des Collegs ging es mir noch schlimmer: Die Verlegenheit machte mich ungeschickt, der unglückselige Hut fiel zur Erde. Anstatt nun, daß einer der Herren Studenten sich gebückt und mir ihn aufgehoben hätte, wichen sie alle einen Schritt zurück, damit ich Raum genug haben sollte, ihn mir selber aufzuheben. — Das ist die Stellung der Studentin gegenüber dem Studenten: gleiche Rechte, gleiche Pflichten, aber keine Galanterie, oder doch nur so viel, als der Anstand gebieterisch fordert. Dies völlig sine ira et studio, bereits in einem Vortrag im vergangenen Jahre wiedergegebene Geschichtchen ist es wohl gewesen, das Herrn Professor Dr. Eulenburg, einem sehr anregenden Aufsatz in der „Nation“ zufolge, („Die Frauen und das Studium der Medizin“ Nr. 41 und 42 vom 4. und 11. Juli 1891) zu der Annahme veranlaßt hat, als ob die Beziehungen zwischen den männlichen und weiblichen Studenten keine freundlichen wären. Das anzudeuten lag nicht in meiner Absicht, denn es würde der Wahrheit nicht entsprechen. Aber freilich, das wünschte ich anzudeuten, daß das Verhältniß zwischen Herren und Damen, wie es im Salon sich abspielt, im Auditorium sich nicht fortsetzt. Hie Welf, hie Waibling, heißt es; Student und Studentin bewegen sich in gesonderten Kreisen, die nur hie und da sich berühren, ohne jedoch hart auf einander zu stoßen. Besucht eine Frau als einzige unter Männern eine Vorlesung, wie mir das häufig erging, so kann auch in Zürich das Gefühl des nur Geduldetseins über sie kommen. Wenn ich in dieser, manchmal auftauchenden Empfindung, bei Vorweisungen z. B., bescheiden zurückstand, da machten die Herren Collegen wohl meistens Raum, damit ich vorträte und sagten etwa: Wänd Se nüd velicht vorga? (Wollen Sie nicht vortreten?) Dies eben er-

wähnte Bewußtsein der Isolirung und Verlassenheit unter so vielen Herren wurde mir besonders schwer in Wien zu überwinden, wo es mir gelungen ist, offiziell Bahn für uns zu brechen, und wo ich unter 5000 Herren das einzige weibliche Wesen war. Ich gestatte mir diesen Seitenblick auf mein Wiener Intermezzo, um die nicht geringen seelischen Schwierigkeiten ins rechte Licht zu setzen, die heute noch der studirenden Frau entgegenstehen können. Die innern Schwierigkeiten sind hiebei — ich rede allerdings in erster Linie von mir selbst — überhaupt die überwiegenden. Damals — im Jahre 1882 — wurde in Wien noch das alte Kloster als Universität benutzt. Wenn ich mit stets klopfendem Herzen durch die dichtgedrängten, engen Corridore hindurchschritt, da half mir einzig und allein der Rath einer freundlichen, alten Dame, die mir einmal anempfahl: „Reden Sie sich nur ein, die Studenten seien alle Luft; sehen Sie durch sie hindurch." Das that ich nach besten Kräften, indem ich in meinem Innern vielmals das Napoleonische Motto: sans haine et sans amour, dahin abgeändert: sans gêne et sans amour vor mich hinsprach, etwa wie ein furchtsames Kind seine Gebete. Es half nach Wunsch: die Herren Collegen von damals wollen mir Alles verzeihen, aber es gab kein anderes als dieses radikale Mittel, um mich bei ruhiger Fassung zu erhalten.

Wenn nun die verehrten Leser die Frage aufwerfen wollten: wie steht es denn nun in Zürich mit dem Verhältniß der Verhältnisse zwischen Student und Studentin, so kann ich darauf wahrheitsgetreu erwidern: Es kommt wohl dann und wann vor, daß sich aus gegenseitiger Schätzung, für welche das Miteinanderarbeiten eben einen sehr sichern Maßstab abgiebt, eine ernste Neigung entwickelt, die zur Heirath führt — Niemand wird das als ein Unglück bezeichnen. Mir selbst sind mehrere verheirathete Collegenpaare bekannt, deren Ehe eine völlig glückliche geworden ist. Leichtere, als Liebeleien qualifizirbare Beziehungen gehören zu den großen Seltenheiten und sind wohl kaum jemals von Bestand. Das hat verschiedene Ursachen, und ich muß mich überwinden, stark aus der Schule zu plaudern, um hierin ganz klar zu sein. Die Studentin ist heute noch meist älter als ihr männlicher Commiliton, weil sie oft nach langen, innern und äußern Kämpfen erst zur Möglichkeit des Studiums gelangt, sie ist daher zweck- und zielbewußt, und es würde viel dazu gehören, sie vom rechten Wege abzubringen. Sodann — und dies Bekenntniß fällt mir besonders schwer — hat die Studentin zu oft Gelegenheit, die Herren Collegen in ungünstigem Lichte zu sehen: sie kommen entweder früh in's erste Colleg mit übernächtigem Gesicht, matten, schläfrig trüben Augen u. s. w., oder mit wenig sauberer Wäsche

u. s. w., oder es ergiebt sich in den verschiedenen Seminaren, daß ihr Wissen ein großes Stückwerk ist — kurz, es fehlt der poetische Duft der unbestimmten Ferne und der verklärende Reiz des sich nur selten Sehens. Die Studentin will aber von ihrem Commilitonen auch gar nicht geliebt, sie will nur von ihm geachtet sein und, wofern sie fleißig und tüchtig, einfach bescheiden und natürlich in ihrem Auftreten ist, wird diese Achtung ihr nicht fehlen. Würden männliche und weibliche Studenten, statt an derselben, an zwei gesonderten Universitäten studiren, dann wäre vielleicht der Liebe zwischen ihnen mehr, aber der Achtung sicher weniger; denn gerade das Miteinanderarbeiten, das sich geistig an einander Messen führt auch die gegenseitige Achtung auf das richtige, objectiv verdiente Maaß. Man denke an die durchschnittlich ganz ungehörige, weil unverdiente Geringschätzung, mit welcher der Volksschullehrer auf die Volksschullehrerin herabzusehen sich für berechtigt hält. Da, wo beide in den Seminaren auf denselben Bänken sitzen, dieselben Lehrer haben, dieselben Examen bestehen, wie z. B. in Küßnacht bei Zürich in der Schweiz, da würde der Lehrer sich selbst und sein Können herabsetzen, urtheilte er gering über das Wissen der Lehrerin. Und darum werde ich stets mit aller Kraft einstehen für gemeinsames Studium, mit alleinigem Ausschluß gewisser, besonders heikler Themata des jeweiligen Faches. Der sittliche Ton der Vorträge sowohl, als des collegialischen Umgangs auch der Studenten unter einander, mindestens, wo sie mit Colleginnen zusammen sind, wird durch diese Gemeinsamkeit nichts verlieren; ich verweise noch einmal auf den Artikel „Weibliche Studenten" in der Braunschweigischen Landeszeitung (13. Mai 1891), worin es heißt: „In mehr als einem Colleg hat Schreiber mit Studentinnen zusammen gesessen und mit ihnen sogar lebhaft disputirt. Der gegenseitige Verkehr war der höflichste von der Welt, und man kann entschieden mit mehr Recht behaupten, daß das weibliche Element einen wohlthätigen Einfluß auf das studentische Leben haben werde, als umgekehrt. Oder glaubt man wirklich, daß dem Ernst der Wissenschaft gegenüber der Umgang der beiden Geschlechter freier sein werde, als in der erhitzenden Fröhlichkeit des Ballsaals?" —

Die Gesammtheit der Colleginnen bietet in ihrer Zusammensetzung ein so buntes Bild, daß man beinahe ausrufen möchte: Wer zählt die Völker, nennt die Namen! Sie stammen buchstäblich aus aller Herren Ländern, was bei ihrer relativ geringen Anzahl nur um so mehr hervortritt. Im Sommersemester 1892 waren 70 Damen immatrikulirt,

und dieselben gehören 15 verschiedenen Ländern an: Preußen, Bayern, Hessen und Baden, das Sachsenland, Italien, Oesterreich und Ungarn, Serbien und Rumänien, die freie Reichsstadt Lübeck, Rußland, England und Amerika und selbstredend die Schweiz sandten Töchter an die Züricher Universität, und meist sendet Zürich sie ihnen wieder als fertige Doctoren.

Wenn nun auch in manchen Fällen Gemeinsamkeit des Strebens zusammenführt und freundschaftlich verbindet, so ist es doch begreiflich, daß in den weitaus zahlreicheren Fällen das nicht geschieht. Die allzu große Verschiedenheit trägt daran Schuld. Ihrer Landeszugehörigkeit entsprechen ihre Sitten und Gewohnheiten nicht minder als ihrer sehr verschiednen Herkunft d. h. dem Stande ihrer Familie; das Alter, die Vermögensverhältnisse bestimmen tiefgehende Unterschiede. Neben der hohen Aristokratin studirt vielleicht ein Handwerkerkind, und die Vossische Zeitung, welche in dem Artikel „Höhere Frauenbildung" vom 20. November 1890 erklärte, es seien nur Töchter des niedrigeren Bürgerstandes und verarmter Familien, die sich dem Studium widmeten, hat sich eines groben Irrthums schuldig gemacht. Ich erinnere mich einer lieben ungarischen Collegin, die ihren Familiensilberkasten mitgebracht hatte nach Zürich, und bei der es hoch und fein herging, wenn sie mitunter etliche von uns zum Thee geladen hatte, und Anderer erinnere ich mich, von denen es bekannt wurde, daß sie Monate hindurch von nichts gelebt, als von Thee und Brod, und denen einzig die Liebe zum Studium und die Hoffnung auf die Zukunft den Heldenmuth gegeben, dies zu ertragen.

Seitdem die Leistungsfähigkeit der Züricher höheren Töchterschule derartig gewachsen ist, daß die wohlbestandene Schlußprüfung am Seminarkurs zum Eintritt in die Universität berechtigt (weil auch Mathematik und Latein ausreichend und vorzüglich da gelehrt werden), seitdem giebt es ja unter den Colleginnen etliche sehr junge; die große Mehrzahl aber ist wohl majorenn, ja etliche sind sogar von sehr bestandenem Alter. Einer medizinstudirenden Amerikanerin passirte es, daß sie als Studentin Großmutter wurde. Es hat sie das gar nicht gestört; sie genoß allgemeine Hochachtung, auch gerade bei den Collegen, und machte bald danach ein glänzendes Examen. Ihr Alter war übrigens kein so unerhörtes, da sie mit 41 Jahren doctorirte.

Es wird nach den gemachten Andeutungen gewiß einem Jeden klar werden, daß in der That nur ganz ausnahmsweise zwischen den Studentinnen echte Freundschaft erwachsen kann. Die Studentin hat zu vielem Verkehren keine Zeit; sie hat zu viele und

zu vielseitige Pflichten. Nur zu häufig fühlt sie arge Lücken in ihrer Vorbildung, die allmählich auszufüllen sie Zeit und Mühe nicht sparen darf. Sie muß, um den immerhin nicht geringen Anstrengungen des jahrelangen Studiums gewachsen zu bleiben, ihrer Gesundheit Zeitopfer bringen, sich täglich in frischer Luft bewegen; sie muß oft noch Privatunterricht nehmen und, wie oft, um dies zu ermöglichen, selbst Unterricht ertheilen. Sie pflegt einen ausgebreiteteren Briefwechsel zu führen als der Student, auch der Familie gegenüber; denn als gute Tochter schreibt sie eben nicht bloß nach Hause, wenn sie Geld braucht. Wenn ich nun hinzufüge, daß zum mindesten die Hälfte der 70 Studentinnen ihr Frühstück und Abendbrod sich selbst bereitet, viele von ihnen keinen Anzug tragen, den sie nicht eigenhändig genäht, dann wird es einleuchten, daß die studirende Frau haushalten muß mit ihrer Zeit. Und damit sind wir bereits mitten im häuslichen Leben der Studirenden. Es spielt sich fast ausnahmslos in einem einzigen Zimmer ab, und um die Behausung unserer Studentin mit derjenigen ihres männlichen Collegen anschaulich vergleichen zu können, möchte ich einen Rückblick werfen auf das, was ich vor 2 Jahren in England in dieser Beziehung sah und hörte. Dort öffnete sich mir, infolge besonderer, huldvoller Empfehlungen manche Thür, die sonst den Reisenden verschlossen zu sein pflegt, und so durfte ich auch die Wohnräume der Herren Studenten in den großen Colleges zu Oxford, ganz besonders auch die von Queens College, betreten. Kurz vorher hatte ich Girton College in Cambridge, Newnham College in Oxford, also weibliche Universitäten, besichtigt und war ganz erfüllt von dem fast unbeschreiblichen Behagen, das die jungen Damen über ihre, an sich so einfachen Wohnräume zu verbreiten gewußt hatten. Ueber die weiblichen Colleges von Oxford und Cambridge haben die Preuß. Jahrb. im Januarheft 1891 eine ganz ausführliche Abhandlung gebracht, worin das Wohlbehagen der Räumlichkeiten ebenfalls lobend hervorgehoben wird. Die Zimmer der Herren waren viel reicher ausgestattet (denn die Einrichtung ist persönliches Eigenthum): schöne, alte Fauteuils mit schweren, eleganten Bezügen, reiche Thürvorhänge 2c. Aber dennoch, es lag etwas Oedes, Unwohnliches über diesen Gemächern, etwas Frostiges mitten im Sommer, so daß ich mit Vergnügen wieder hinaustrat in den unvergleichlich schönen, epheubewachsenen Collegehof. Aehnlich werden die Eindrücke sein, welche die Wohnungen der Züricher Studentinnen im Gegensatz zu denen der Herren hervorrufen. Die Frau weiß mit einem Nichts, oder doch mit nicht viel mehr, ihren Wohnraum zu schmücken: eine Blume im Glas, eine Schleife an der Wand, ein Deckchen, ein Figürchen hier und da,

und die Sache ist gemacht. Während ich mich aufs Examen vorbereitete, war mir von meiner guten Wirthin noch eine ganz besonders stille Klause eingerichtet worden, — aus einer Bodenkammer — die durch all' den lieben Kram, mit dem der, oder doch die reisende Deutsche sich so gern befrachtet, dermaßen behaglich und anmuthend geworden war bei all' ihrer Einfachheit, daß Freunde und Bekannte mir diesen bescheidenen Winkel fast mißgönnten. Mein Professor, der für die Wissenschaft, seine Schüler und Freunde viel zu früh geschiedene, von mir bereits erwähnte Salomon Vögelin, der um jene Zeit öftere Besprechungen mit mir hatte, pflegte stets die Bedingung zu stellen: Also gewüß, abber i das Studdirchämmerli — das war die Bodenkammer. —

Bei Gelegenheit der 25jährigen Jubiläumsfeier des Lettehauses in Berlin, im Frühjahr 1891, hob der Herr Geheimrath Schneider, der die Festrede hielt, es quasi als ein besonderes Verdienst der Anstalt hervor, daß sie, zum Unterschied von andern Bildungsanstalten höherer Ordnung, die jungen Töchter niemals ihrem häuslichen Beruf entfremde. Dem Herrn Geheimrath sind wahrscheinlich keine Studentinnen persönlich bekannt, und er kann über ihre Lebensweise nicht wohl unterrichtet sein; denn sonst würde er sich kaum in dieser Weise geäußert haben. Jede echte Frau ist Hausfrau, wohin sie auch gehe, und was sie auch treibe, zum mindesten die deutsche; das Häusliche liegt in ihrer Natur, und darum steckt auch in den Studentinnen ein gut Theil vom Hausmütterchen. Wer sie in ihrer Mehrzahl beobachten kann, wird das ohne Weiteres bestätigen; der Herr Geheimrath hätte auch auf die studirenden Frauen exemplifiziren dürfen. Aber freilich, es thut dieser häusliche Sinn auch noth; denn selbst als Studirende lebt die Frau mehr im Hause, als außerhalb. Wenn nach arbeitsschwerem Tage der kühle Sommerabend zum Spaziergang lockt, so ist es fraglich, ob sie folgen darf, eben um ihrer exponirten Stellung willen: Verabredungen mit andern Damen lassen sich nicht immer treffen; ginge sie allein, so könnte sie verdächtigt werden. So bleibt sie oft zu Haus, trotz allen Luftbedürfnisses, und sieht vielleicht die männlichen Collegen, sieht städtische Familien mit ihren Töchtern fröhlich vorüberziehn an ihrem Fenster. Während also die Herren in unbeschränkter Freiheit ihre Abende verbringen, „bummeln“, Theater oder Conzerte besuchen, last not least mit Zechcumpanen in ihrer berühmten Weise des Lebens sich freuen, müssen wir uns die Studentin fast ausnahmslos daheim denken. Denn zu Conzerten und Theater fehlt ihr, wie gesagt, die Zeit: die schon erwähnte, „aufzubessernde“ Vorbildung, häufig Reparaturen ihres Anzugs, nicht selten auch die

mangelnde pecunia fesseln sie zu Hause. Ist sie musikalisch und besitzen ihre Wirthe ein Clavier, so erblüht ihr wohl an diesem manch schöner Augenblick — aber, Alles in Allem genommen, hat die Studentin jede Ursache, sich mit Genügsamkeit zu rüsten. Das wird vielleicht später einmal besser werden, nachdem die jetzt hindernden „Wenns und Abers" werden gehoben sein — gegenwärtig jedoch ist dies der durchschnittliche Thatbestand. Die Studirende sei glücklich in ihren vier Pfählen, im Gefühl des allmählichen Vorwärtsschreitens, in der Vorfreude des erreichten Ziels. Und wenn auch, zum mindesten in unserm Deutschland, dies „erreichte Ziel", noch jede staatliche Anstellung ausschließt, die halbwegs den gemachten Anstrengungen entspräche, wenn es auch nur in dem empfehlenden Aushängeschild des Doctortitels besteht und in dem, eine gewisse Sicherheit verleihenden Gefühl eine bestimmte Stufe der Bildung erklommen zu haben, so ist auch dies schon „des Schweißes der Edlen werth". Und am Ende ist es auch für einen ernster und tiefer angelegten Menschen nichts gar so Schreckliches, selbst in noch jungen Jahren, 4—5 Jahre lang das gesellschaftliche Leben mit seinem „Drum und Dran" zu missen und stille Einkehr in sich selbst zu halten; denn wird man auch hier und da einmal in eine Züricher Familie gebeten, so ist das doch als kein geselliges Vergnügen zu bezeichnen.

Ueberall, wo starker Fremdenverkehr herrscht, hält sich die einheimische Gesellschaft reservirter, abgeschlossener als anderswo, und so ist es denn auch der Züricher, bei dem das etwas schwerfällige, fast möchte ich sagen, unbeholfene Wesen des Deutschschweizers diesen Eindruck noch verschärft. Aber dabei ist er, und das dürfte nicht minder bekannt sein, von großer Treue und Zuverlässigkeit, und hat man die etwas harte Rinde, die scheinbar sein Herz umschließt, durchbrechen können, — wozu unter Umständen freilich recht lange Bekanntschaft gehört — dann darf man Häuser auf ihn bauen. Hält es also auch schwer, daß eine Studentin Zutritt findet in echt züricherische Familien, so kann sie dafür um so heimischer darin werden: mein Herz schlägt in beständigem Dank für die freundschaftliche Liebe, die ich in mehr denn einem Züricher Hause jahrelang erfuhr. Die Zaghaftigkeit bei neuen Bekanntschaften darf bei dem beständigen Zuzug und Wechsel kaum in Erstaunen setzen.

Es ist bei den Zürichern Sitte, den Studirenden bereits in den letzten Semestern als Dr. anzureden, und unter Dr. versteht das große

Publicum noch immer den Mediciner; also heißt eine Candidatin der Medicin kurzweg: „es Fräule Docter“. Das Fräulein Doctor nun hat sich in den Spitälern, und besonders in den Frauenabtheilungen, durch gütiges, zartes, verständnißvolles Entgegenkommen, durch liebevolle und theilnehmende Freundlichkeit in hohem Grade die Sympathie, ja die Dankbarkeit der Kranken erworben, so daß man behaupten darf, das niedere Volk sei in seiner Weise für die Doctorinnen begeistert. Nur dem Verdienst meiner medicinischen Colleginnen schreibe ich die bescheidenen Huldigungen zu, welche mir bei zwei verschiedenen Veranlassungen von Leuten aus dem Volke zu Theil wurden, und die in ihrer Schlichtheit mich noch in der Erinnerung rühren: Mein Heft mit Notizen in der Hand, spazirte ich eines Nachmittags im Spätsommer in der Nähe meiner Wohnung auf den ländlichen Wegen, welche die Außengemeinden von Zürich so angenehm als Wohnort machen und war fleißig im Recapituliren, denn ich ging aufs Examen zu. Da tritt mir aus einem an der Straße gelegenen Gärtchen eine ältliche Frau entgegen mit einem Strauß frischgepflückter Dorfblumen. Nach dem üblichen: Grüez Sie (Grüß' Sie) bleibt sie vor mir stehen und frägt: Sind Sie öpe (etwa) es Fräule Doctere? Ja früli (freilich) gebe ich zur Antwort. Da streckt sie mir den Blumenstrauß entgegen, so jäh, als ob sie mich damit niederstoßen wollte und ruft aus: So, da müend Sie abber au es Blümele ha! (Da müssen Sie aber auch ein Blümchen haben). — Zwei Jahre darauf, als ich, von Florenz nach Zürich reisend, in Mailand in den Nachtschnellzug stieg und in meinem Schaffner wieder das erste Schwizer Gesicht vor mir hatte, sprach ich vor Freude „züridütsch“ mit ihm und bedeutete ihn, daß ich gerne ruhig schlafen wolle, er möge für mich sorgen. Das wolle er schon thun, erwidert er, aber er fahre bloß bis Rothkreuz, worauf ich ihn auffordere, mir zu sagen, wann wir in Rothkreuz sein würden, in der Absicht, seine Fürsorge alsdann zu belohnen. Mitten in der Nacht thut sich die Coupéthür auf, und in der bekannten breiten Mundart tönt es herein: So, iez sin mer also in Rothchrüz! Ich zeige ihm mein Billet, er sieht, daß ich nach Zürich fahre, frägt, ob ich dort bekannt sei, und ich sage, daß ich etliche Jahre dagewesen. Oh, sind Sie öpe e studirte Doctere? Das bejahe ich, zugleich mein Portemonnaie ziehend, um die Unterhaltung zu beenden. Nai, vo Ine nieme iez kai Trinkgält a, nai gewüß nüd, machet Sie e guhte Reis und schlafit Sie wohl, bringt da der Biedermann heraus, der doch sonst auch dem Stamme angehörte, von dem es heißt „kein Geld, kein Schwizer“, grüßt und schließt die Thüre hinter sich. Ich sah ihm nach, aufs Angenehmste berührt und

beobachtete, wie er mit einem andern Schaffner, seinem Nachfolger, eifrig redete. Gleich darauf kommt auch der an mein Coupé, öffnet die Thür und meldet in denselben Worten und genau in demselben Tonfall dieselbe Neuigkeit: So, iez sin mer au in Rothchrüz. Ohne viel zu überlegen war ich im Begriff, nun diesem zu geben, was der andere ausgeschlagen, muß aber hören, daß er abwehrend ausruft: Nai, das wär iez au e Sünd und e Schand, wän ich von Ine es Trinkgält nem. Läbbet' Se wohl und p'hüet' Se Gott.

Das ist Volkes Stimme — möge sie uns Gottes Stimme werden, d. h. möge sich vom Volke aus diese günstige Meinung von den studirten Frauen Bahn brechen bis zu den maßgebenden Kreisen der Gesellschaft, damit dieselben in unsern Bestrebungen ein Heil, eine Quelle des Glückes, nicht nur für die Frauen selbst, sondern für die gesammte Nation erblicken lernen und, Gerechtigkeit übend, mit unserer Existenzberechtigung auch die Berechtigung zu freier Arbeits- und Berufswahl anerkennen.

Voll Dank sind wir für die edeldenkenden Männer erfüllt, die in letzter Zeit auch in Deutschland ihre gewichtige Stimme einsetzten zu unsern Gunsten, so Rechtsanwalt Muser im badischen Landtage, im Februar dieses Jahres, so Geheimrath Professor Dr. Herm. Grimm in der Nationalzeitung vom 26. Juni. Daß die modernen Bestrebungen der Frauen, das Gebiet zulässiger Erwerbsthätigkeit zu erweitern, bisher nur getragen und gestützt waren von der Partei der Freisinnigen (unendlich dankenswerth, wie es war und ist) wurde stetig von den Frauen selbst lebhaft beklagt. Daß im Parlament nun auch Herr Geheimrath Schneider, daß auch Herr Hofprediger a. D. Stöcker verständnißvoller unsern Bitten und Wünschen begegnete, das sollen und werden ihnen die gebildeten Frauen Deutschlands tiefempfunden danken; denn es ist damit endlich ein Schritt zu der Erkenntniß gethan, daß die sogenannte „Frauenfrage“ über den Parteien steht, oder, was dasselbe sagen will, alle Parteien angeht.

Die Frauen erstreben die Möglichkeit des Universitätsstudiums zwar nicht ausschließlich in dem Hinblick auf nothwendigen Broderwerb, aber ein großer Theil derjenigen, die den Wunsch hegen zu studiren, haben in der That die Aussicht, einst für sich selber sorgen zu müssen. Da sich nun Eines nicht für Alle schickt, also der Beruf der einfachen Lehrerin und der Krankenpflegerin, sowie die andern, den Frauen bereits erschlossenen Berufsarten dem Charakter und den Talenten Vieler nicht entsprechen, so wird eben auch in diesem Punkt nur die Mannigfaltigkeit, die möglichst vollkommene Freiheit, wahre Hilfe

bringen. „Die Väter und Brüder pflegen das spätere bürgerliche Schicksal ihrer Töchter und Schwestern mit starkem Fatalismus mehr der Vorsehung als ihrer eigenen speziellen Fürsorge zu überlassen, und keine Instanz hat das Recht, ihnen deshalb Vorstellungen zu machen. Vielleicht wird es der Staat später einmal in Anspruch nehmen, denn die unversorgten jungen und älteren Mädchen fallen ihm mehr oder weniger einmal zur Last, eventuell sammt den Müttern, wenn auch diese nichts gelernt haben, was zum Broderwerbe dient. Dies jedoch wäre nicht einmal der wichtigere Grund für ein Eingreifen, sondern so gut wie der Staat das Recht hat, darauf zu sehen, daß den Söhnen diejenige Schulerziehung zu Theil werde, deren sie als zukünftige Staatsbürger bedürfen, könnte auch für die Mädchen verlangt werden, daß sie eine Erziehung erhalten, welche sie, verheirathet oder unverheirathet, später zu pekuniär unabhängigen, selbständigen Mitgliedern der Staatsgemeinschaft macht." — Für diese goldenen Worte, mit denen der Herr Geheimrath Grimm selbstredend das Universitätsstudium nicht für Alle verlangen, sondern es nur mit inbegriffen wissen will in das erreichbar Mögliche, bringe ich ihm meinen Herzensdank entgegen und wünschte, dieselben fänden ein Echo in den Herzen von Tausenden von Eltern, gerade der höheren Stände, deren unversorgte, alternde Töchter nach dem Tode ihrer Ernährer am elendesten werden. Die Noth dieser Art, wie sie in den Hof- und Kellerwohnungen der Großstädte in ungezählten, unzufriedenen, verbitterten Herzen heimisch ist, wird erst dann aufhören, unser Mitleid zu verdienen, wenn, wie lange schon für die Söhne der höheren und höchsten Stände, auch für deren Töchter das Motto ausgegeben sein wird: Arbeit ist Ehre und Pflicht, Müßiggang ist verächtlich. Die Freigebung des Universitätsstudiums für die Frauen führt uns diesem Zeitpunkt näher; denn es liegt auf der Hand, daß die begabten Töchter der „upper ten" den gelehrten Beruf demjenigen der Verkäuferin oder Näherin vorziehen werden, und daß damit für sie die Zahl der, mit gewissen Standesrücksichten sich vertragenden, Berufsarten erheblich vergrößert wird.

Wenn nun der Hunger der Frau ebenso wehe thut wie dem Manne, wenn die Sehnsucht nach seelischer Befriedigung wie im Manne so in der Frau rege ist und je nach der Individualität auf verschiedenem Wege sich erfüllt, wenn also sowohl innere als äußere Noth uns Frauen treibt zur Bethätigung in Berufsarbeit, so wolle man anstatt zu schelten, loben und diesen Fortschritt im allerbesten Sinne froh begrüßen. Aber freilich, wenn es sich herausstellen sollte, daß die studirten Frauen minder liebevolle Gattinnen, minder verständige Mütter und minder

tüchtige Hausfrauen wären, als die andern Frauen ihrer resp. Gesellschaftsschicht, dann entziehe man ihnen die Berechtigung wieder, in die höheren und gelehrten Berufe einzutreten, denn dann freilich wären sie derselben nicht würdig, und der Rücksicht auf das Ganze weiche stets der Vortheil des Einzelnen. Davor aber werden die Frauen sich selber schützen, davor wird ihr angeborener Hausfrauensinn sie sicherlich dauernd bewahren.

Und wenn meine Mittheilungen aus dem Leben der Züricher Studentinnen durchweht sind von dem Gefühl des Dankes gegen das Land, das uns Frauen gewährt, was das Vaterland uns bis jetzt versagte, so darf ich sie doch schließen in der freudigen Hoffnung, daß bald die deutschen Töchter nicht mehr werden ins Ausland ziehen müssen, um fern von ihren Lieben und dem Heimathlande sich Berufsbildung zu erwerben, manchen Entbehrungen und Gefahren ausgesetzt, sondern daß in nicht ferner Zeit, und nicht minder Gutes, wird zu melden sein von dem Leben der Studentinnen im deutschen Vaterlande.

Berlin, Juli 1892.

Politische Correspondenz.

Die Einbringung der Militär-Vorlage.

In der Begründung der Militär-Vorlage steht eine Behauptung, die mich aufs äußerste frappirt hat; sie ist zwar in den letzten Wochen schon hier und da erwähnt worden, ich schenkte ihr aber keinen rechten Glauben, da sie, wenn wahr, ganz anders, mit ganz anderem Ton hätte ausgesprochen und in der Presse behandelt werden müssen. In Rußland wurde bisher die Stärke der stehenden Armee auf 800 000 Mann angegeben. Das ist soviel wie Deutschland (500 000) und Oesterreich (300 000) zusammengenommen. In dem sehr sorgfältig gearbeiteten „konservativen Handbuch", das in diesem Jahre erschienen ist, ist die Stärke der Russen noch etwas niedriger, mit 726 000 Mann, ausschließlich der Offiziere berechnet. Nunmehr heißt es in der Begründung der Militär-Vorlage: die russische Friedenspräsenzstärke habe bereits im Jahre 1889 926 000 Mann betragen und beziffere sich in diesem Jahre auf 987 000 Mann; davon stünden nur etwa 100 000 Mann in Asien. Die russische Armee ist also in den letzten Jahren um ein volles Viertel vermehrt worden. Sie ist jetzt so stark, nicht bloß wie die deutsche und österreichische, sondern nahezu wie die deutsche, österreichische und italienische Armee zusammengenommen. Friedenspräsenzstärke ist noch nicht Kriegsstärke, aber sie ist immerhin der allerwichtigste Theil der Kriegsstärke, namentlich wenn hinter einer solchen Armee unerschöpfliche Volksmassen stehen, die es erlauben, während des Krieges die Armee mit schnell ausgebildeten Ersatzmannschaften unaufhörlich aufzufüllen.

Lassen wir aber den Vergleich der absoluten Zahlen, da ja, wie ich schon im vorigen Heft ausgeführt habe, daneben noch eine ganze Reihe anderer Momente in Betracht kommen. Halten wir uns an das Relative, die Vermehrung, die die russische Armee erfahren hat. Sie ist von etwa 800 000 Mann auf fast eine Million gebracht worden: die deutsche von 468 000 auf 486 000 Mann. Wer diese Zahlen hört und weiter die Vermehrung unserer Armee bekämpft, der — nun, was wird man wohl mit ihm thun, wenn die Nachricht von einer Niederlage kommt und man ihm an den Kragen will und er sich vertheidigt: „Ich habe aber jedem von Euch jährlich 1 Mark 20 Pfennige erspart!"*)

---

*) In der dankenswerthen Broschüre des Major Keim „Warum muß Deutschland seine Wehrkraft verstärken?" (Berlin, Mittler u. Sohn) ist (S. 34) die Stärke

Der Grundgedanke der Militär-Vorlage, die jetzt von der Regierung eingebracht ist, ist groß, einfach und klar. Es ist für einen Staat wie Deutschland, der von zwei so furchtbaren Feinden, wie Frankreich und Rußland bedroht ist, schlechthin unmöglich, jährlich einige 40 000 völlig dienstfähige junge Leute ohne militärische Ausbildung zu lassen und auf die Hülfe ihrer Arme bei dem bevorstehenden Weltkampf zu verzichten. Wenn das bisher geschehen ist, so ist das schlimm genug; einmal aber mußte der Moment kommen, wo in der Fort- und Fortentwickelung, auch ohne daß ein besonderer plötzlicher Umstand eingetreten, die Regierung endlich sagte: wir können die Verantwortung nicht länger tragen; es muß etwas und zwar etwas großes geschehen, um unsere Zukunft zu sichern. Es ist jetzt urkundlich nachgewiesen, daß der Kriegsminister von Verdy das bereits im Jahre 1890 unter Zustimmung des Fürsten Bismarck festgestellt hat. Es ist also kein Jahr mehr zu verlieren, sondern zur Ausführung zu schreiten. Unendlich dankbar werden die zukünftigen Generationen Deutschlands dem Kaiser und dem Grafen Caprivi sein, daß sie durch eine Reihe organisatorischer Aushülfen die Mittel gefunden haben jenen Ueberschuß an Kraft, über den Deutschland thatsächlich verfügt, nutzbar, und die allgemeine Wehrpflicht endlich zur Wahrheit zu machen, indem sie sie auf die zweijährige Dienstzeit basiren. Wir sollen eine Armee erhalten, die so vorzüglich organisirt ist und von so energischen Lebensfunctionen, daß sie ihre Rekruten in zwei Jahren zu vollkommenen Soldaten umschafft; eben indem sie das thut, wird sie fähig, die gesammte junge Mannschaft des Landes der militärischen Erziehung zu unterwerfen und der deutschen Wehrkraft die denkbar höchste Spannung zu geben. Wer kann gegen einen solchen Gedanken etwas sagen? War es nicht bisher mehr als ein Mißstand, ein moralisches Uebel, daß in Deutschland einige 40 000 und mit den Ersatzreservisten 60 000 junge Leute jährlich übrig blieben, die an der größten und sittlichsten aller Pflichten, die Freunde, Brüder und Genossen tragen mußten, einfach vorübergingen? Ist es nicht mehr als ein Mißstand, ein Verbrechen, bei den unermeßlichen Gefahren, denen wir entgegengehen, einen Theil unserer Wehrkraft unbenutzt zu lassen, sobald die Möglichkeit ihrer Verwendung gezeigt ist? In der vollkommensten Weise vereinigt die heutige Militär-Vorlage vermöge des muthigen Entschlusses und der geschickten Ausführung das militärische Bedürfniß des Vaterlandes mit wohlerwogener Wirthschaftlichkeit.

---

der Russen ebenfalls noch mit 800 000 Mann angesetzt. Das ist aber nach der Darlegung S. 33 nur geschehen unter Rücksicht auf die asiatischen Truppen und die bei der russischen Verwaltung zu präsumirende Divergenz zwischen Wirklichkeit und Amtlichkeit. Wenn solche Abstriche (wozu noch manche andere kommen, wie die weiten Räume, die wenigen Eisenbahnen, die geringere Intelligenz im Officiercorps 2c.) nicht wären, so wäre das Stärke-Verhältniß für uns natürlich völlig unerträglich. Die Zahlen, die als solche in Vergleich zu setzen sind, sind aber wirklich die oben im Text angegebenen. Höchstens sind noch die 9000 Einjährigen dem deutschen Heer zuzurechnen, auf der andern Seite aber analog dem Abschlag bei den Russen abzuziehen, daß die Zahl 486 000 bei uns Maximal-Zahl ist, also immer ein Theil Beurlaubte, Kranke 2c. davon abgehn. Das Officiercorps ist auf beiden Seiten nicht eingerechnet.

Nichts, schlechterdings nichts ist hiervon abzudingen. Die Sache ist unangreifbar; wenn sie fallen sollte, so würde sie nicht durch sich, sondern nur durch Ungeschicklichkeit der Personen, die sie vertreten, fallen. Ich sage nicht, daß die Personen, die sie heute vertreten, ungeschickt oder unfähig sind, wie in der feindseligen Presse behauptet wird. Wer solche Grundgedanken schaffen kann, wird auch wohl sonst einige Fähigkeiten haben. Der Erfolg wird es entscheiden; aber man muß es jetzt gleich aussprechen, woran es liegen würde, wenn die Reform wirklich ins Stocken gerathen sollte.

Die Rede, mit der der Herr Reichskanzler die Militär-Vorlage im Reichstage eingebracht hat, ist vom Hause ziemlich kühl aufgenommen worden, und das ist ganz natürlich, da die Taktik dieses parlamentarischen Feldzuges Kraftwirkungen von vornherein ausschließt. Fürst Bismarck führte seiner Zeit die „nationalen Parteien" gegen die unnationalen in den Kampf. Ein solcher Gegensatz bringt Zorn, Leidenschaft, Pathos, Enthusiasmus, glänzende Reden. Graf Caprivi sucht zu wirken durch einen einfach nüchternen Nachweis, dem alle Parteien gleichmäßig zugänglich sein sollen. Diesen Nachweis aber hat er in geradezu glänzender Weise geführt. Gelesen ist die Rede ein wahres Meisterstück und wird die Wirkung, die sie vielleicht im ersten Moment nicht hatte, mit der Zeit unzweifelhaft erzielen. Namentlich hebe ich hervor die Auseinandersetzung, wie verschieden unsere Empfindung in militärischen Fragen von der unserer Nachbarn ist, weil wir in den letzten Kriegen die Sieger waren, die Franzosen die Besiegten und die Russen, obgleich endlich Sieger über die Türken, doch mit ihrer eigenen Leistung höchst unzufrieden. Wir müssen uns zu jeder Verbesserung im Militärwesen erst künstlich zureden, um uns ihre Nothwendigkeit einleuchtend zu machen; bei jenen ist jeder Vorschlag, sobald er als sachlich gut erkannt worden ist, auch angenommen. Das Wort von 1806 „Wir waren eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs der Großen" muß uns heute zur Warnung dienen. Was unter Friedrich dem Großen gut war, war es nicht mehr unter seinem Großneffen Friedrich Wilhelm III., und was unter Kaiser Wilhelm dem Alten genügte, genügt nicht mehr unter seinem Enkel Kaiser Wilhelm II. Wie haben Scharnhorst und Gneisenau noch nach 1806 kämpfen müssen für die Abschaffung der Prügelstrafe und der Spießruthen im Heer! „Es sei unmöglich, ohne sie die Disciplin aufrecht zu erhalten," behaupteten die Anhänger des Alten. Das ist genau das Wort, unter dem heute die dreijährige Dienstzeit gegen die zweijährige vertheidigt wird. Auch die Vertheidiger der Spießruthen waren ehrenwerthe Leute, die das Andenken eines großen Königs heilig hielten, aber sie haben dem preußischen Staate unendlich geschadet.

Der Nachweis, daß die Verhältnisse sich geändert haben und daß König Wilhelm I. im Jahre 1861 ebenso recht hatte, auf der dreijährigen Dienstzeit zu bestehen, wie heute sein Enkel, von ihr abzugehen, ist nicht schwer zu führen und in früheren Heften dieser „Jahrbücher" geführt worden. Es ist ja natürlich, daß es Leute giebt, die für dergleichen Beweise keinen Sinn haben und

auf dem Alten bestehen, eben weil sie immer darauf bestanden haben. Praktisch parlamentarisch kann der Standpunkt aber nicht werden, da in solchen Fragen der Kriegsherr schlechthin entscheidend ist. Es ist völlig unmöglich, im Volke Anklang zu finden für die dreijährige Dienstzeit, wenn der König selber die zweijährige für genügend hält.

An anderer Stelle aber ist diese conservative Opposition höchst gefährlich, nämlich in der Regierung selbst.

Das Unglück der Könige ist immer die Partei gewesen, die königlicher sein wollte, als der König. An diesen Leuten ist das alte französische Königsthum zu Grunde gegangen. Ludwig XVI. hat, woran man immer wieder erinnern muß, die wesentlichsten Reformen, die nachher von der Revolution unter so unendlichen Gräueln durchgeführt worden sind, längst vorher freiwillig und von oben seinem Volke verleihen wollen. Aber schwachen Charakters, wie er war, ließ er sich durch das allgemeine Geschrei der herrschenden Stände, die sich nicht scheuten, unter die Demagogen zu gehen und kleine Revolutionen zu insceniren, einschüchtern und lenkte wieder in die alten Bahnen Ludwig XIV. zurück. Noch näher liegt uns der Vergleich mit der Regierung König Friedrich Wilhelms IV. Auch dieser König hat ja freiwillig der absoluten Monarchie landständische Beschränkungen einfügen wollen, und im Jahre 1847 zu diesem Zweck einen „Vereinigten Landtag" nach Berlin berufen. Warum hat diese Bewegung sich nicht in gesetzlicher Weise fortentwickelt? Warum ist Preußen die betrübende Erfahrung einer revolutionären Erschütterung nicht erspart worden? Nur deshalb, weil Friedrich Wilhelm IV. sich nicht entschließen konnte, das, was er that, ganz zu thun. Er wollte einen Landtag schaffen, aber er wollte ihm nicht das Recht der Periodizität geben, d. h. er wollte es ganz in seiner Hand behalten, ob er ihn einberufe oder nicht, unter Umständen das Einberufen also auch wieder aufgeben. Ich muß dem Herrn Reichskanzler den Vorwurf machen, daß seine Militär-Vorlage mit dieser Taktik Friedrich Wilhelms IV. eine böse Aehnlichkeit hat. Der Soldat wie der Staatsmann muß, was er will, ganz wollen; das heißt nicht, daß nicht Mittelwege oft, ja sogar meistentheils auch sehr gut sind, sondern das heißt, daß Dinge, die einmal nothwendig geschehen müssen, auch mit guter Miene geschehen, nicht mit Klauseln behängt werden, die keinen wirklichen Werth haben, keinen wirklichen Mittelweg darstellen, sondern bloße Exponenten einer nicht völlig ausreichenden Entschlossenheit sind. Se. Majestät der Kaiser hat selber einmal in einer Rede auf die innere Schwäche der Regierung dieses seines erlauchten Ahnen König Friedrich Wilhelms IV. mit aller Offenheit hingewiesen. Es wird daher nicht zu vermessen sein, wenn mit aller Offenheit heute bemerkt wird, daß in diesem Augenblick die preußische Politik an einem Punkt steht, wo eine ähnliche Gefahr im Anzuge scheint. Die neue Vorlage will die zweijährige Dienstzeit — gut. Es mag nicht angezeigt sein, deshalb den Wortlaut der Reichsverfassung zu ändern, aber jedenfalls genügt es nicht, eine Bestimmung von solcher Tragweite so beiläufig und bloß implicite einzuführen, wie es die Vorlage thut. Der Herr Reichskanzler hat

in seiner Rede nachdrücklich hervorgehoben, daß die zweijährige Dienstzeit „thatsächlich dauernd ohne Hintergedanken und ohne Einschränkung" gegeben werden soll, und es ist klar, daß das auch garnicht anders sein kann. Warum das dann aber nicht auch im Gesetz so formuliren, daß kein Zweifel bleibt? Erinnert diese Unklarheit nicht auf das allerunangenehmste an jenes Vorgehen mit dem Vereinigten Landtag? Kein politischer Kopf konnte sich darüber täuschen, daß wenn Preußen einmal einen Landtag bekomme, daß das eine dauernde und regelmäßig funktionirende Institution werden müsse. Die Vorenthaltung der gesetzlichen Periodizität hatte also keinerlei wirklichen Werth, war nichts als eine Dekoration, um derentwillen es nun gleich auf dem ersten Landtag zum heftigsten Conflict kam. Nehmen wir einmal an, die zweijährige Dienstzeit zeige sich wirklich als unzulänglich und man müßte zur dreijährigen zurückgehen, so ist völlig sicher, daß bei dem bestehenden Budgetrecht des Reichstages die Wiederherstellung nur mit seiner Zustimmung oder unter Verfassungskämpfen, bei denen alles formale Verfassungsrecht gleichgültig ist und unter die Füße getreten wird, durchgeführt werden könnte. Was wir in das neue Gesetz schreiben, würde dabei gar keine Rolle spielen. Wozu hier also den Schein von Vorbehalten erwecken?

Etwas, aber nicht viel besser steht es mit dem Quinquennat. Das Septennat war zwar kein Prinzip, wie immer gesagt worden ist, aber es hatte doch einen großen politischen Werth. Namentlich war gar kein Grund, nur ein Titelchen davon aufzugeben, da, wie die Wahlen gezeigt haben, die große Majorität des Volkes auf dieser Seite stand. Wenn die Regierung glaubt, mit dem Quinquennat ebensolchen Erfolg bei Neuwahlen erzielen zu können, so ist nichts dagegen zu sagen. Wenn sie aber, wie es allen Anschein hat, nicht darauf ausgeht, so ist doch sehr zu erwägen, ob sie nicht, da das überlieferte Septennat einmal gefallen ist, mit der einfachen jährlichen Bewilligung weiter kommt, als mit der fünfjährigen. Man vergegenwärtige sich einmal, was es heißt, wenn ein Abgeordneter nicht einmal für ein einziges Jahr die von der Regierung für unbedingt nothwendig erklärte Truppenstärke bewilligen will. Will eine Partei einen Militärkonflikt provoziren, so kann sie es auch jetzt bei Bewilligung der Offizier- und Unteroffizierstellen. Bei fünfjähriger Bewilligung der Mannschaft können die Böswilligen sich immer dahinter verschanzen, daß sie wohl auf ein Jahr bewilligen würden, aber nicht auf fünf. Bei jährlicher Bewilligung ist jede solche Ausrede abgeschnitten, und für eine Auflösung jedenfalls eine viel günstigere Position geschaffen als bei einem Quinquennat.

Alles hängt davon ab, daß die Regierung jetzt in diesen Fragen eine richtige Taktik beobachtet. Wie nun, wenn, sei es durch Fehler der Regierung, sei es, weil der Reichstag wirklich die nöthigen Opfer nicht bringen will, die Vorlage fällt? Ich glaube, die Meisten haben sich noch nicht klar gemacht, was das heißt. Man meint vielleicht, dann gehe etwa der jetzige Reichskanzler ab, wir bekommen einen andern und der Zwischenfall wäre vorüber. Wer soll aber dieser andere Reichskanzler sein, der es wagt, die Verantwor-

tung für die Regierung Deutschlands auf sich zu nehmen ohne die Heeresverstärkung? Der kaltblütig ausspricht, eine Million Soldaten weniger macht mir nichts aus?*) Nachdem die gesammten Bundesregierungen, mit dem Kaiser an der Spitze erklärt haben, daß sie nöthig sei? Man vergesse doch nicht, daß wir keine parlamentarische Verfassung haben, sondern eine lebendige Monarchie, in der die persönliche Autorität des Kaisers und Königs das stärkste aller Elemente ist und die stärkste Eigenschaft wieder in diesem Monarchenthum ist die Eigenschaft als Kriegsherr. Diese Autorität ist für die Vorlage eingesetzt, nicht etwa die des augenblicklichen Reichskanzlers oder des gesammten preußischen Staatsministeriums. Es ist nicht nöthig, daß die Vorlage im ersten Anlauf durchgebracht wird, es mag ja ein längerer Kampf darüber stattfinden. Setzen wir aber den Fall, daß sie wirklich überhaupt nicht durchgebracht würde, so bedeutet das nichts anderes, als eine Verfassungsveränderung in Deutschland. Es bedeutet den Uebergang vom konstitutionellen zum parlamentarischen System; die Autorität der Monarchie ist rettungslos und für alle Zeiten zerstört. Es giebt gewisse Dinge, die zu groß sind, als daß man sich darüber irren darf. 86000 Mann Soldaten im Frieden, eine Million im Kriege mehr sind entweder nothwendig und dann müssen sie durchgesetzt werden und wenn es einen Staatsstreich kostet, denn was ist ein Staatsstreich für eine Kleinigkeit im Leben eines Volkes gegen einen verlorenen Krieg? Und einen Krieg, wie ihn der uns zunächst bevorstehende sein wird? Oder aber jene 86000 Mann und 57 Millionen Mark jährlich sind nicht nothwendig, wie kann ein Volk sich eine Regierungsform länger gefallen lassen, in der mit solchen Dingen gespielt wird? Diese Alternative muß man sich nur einmal ganz klar machen und bis zur letzten Konsequenz durchdenken, um völlig sicher zu sein, daß die Armeereform garnicht abgelehnt werden kann, sondern angenommen werden muß.

Die Situation erinnert in mancher Beziehung an den großen Militärkonflikt König Wilhelms I. Aber es sind doch auch große Unterschiede vorhanden, die bewirken, daß die Aufgabe, vor die unser Kaiser heute gestellt ist, doch noch lange nicht so schwierig ist wie die seines Großvaters. Die heutige Opposition gegen die Militär-Vorlage ist mißmuthig, die damalige war leidenschaftlich. Damals hatten wir noch ungeklärte Verfassungszustände; auch unter den Alt-Liberalen herrschten noch Vorstellungen von einer parlamentarischen Regierung, die heute überwunden sind. Die Verbindung einer Volksvertretung mit einer starken Monarchie ist durch die Praxis zu einem festen System ausgebildet wor-

*) Es handelt sich wirklich um nicht weniger als etwa eine Milliou. Die Berechnung, die ich darüber im Octoberheft angestellt habe, ist nur um eine Kleinigkeit fehlgegangen. Die Mehreinstellung ganz neuer Rekruten wird einige 40000 Mann betragen; dazu die Ersatzreservisten, die jetzt nur eine cursorische Ausbildung erhalten, giebt reichlich 60000, während ich damals 65000 berechnet hatte. Rechnet man die Ersatz-Reservisten nicht mit, als nicht völlig neuen Gewinn, so bleiben immer noch über 800000 Mann; davon gegen 300000 für die Feldarmee.

den, das nur noch hier und da Anfechtung findet. Damals verflocht sich der Militärkonflikt mit dem konstitutionellen Machtstreit und eigentlich deshalb war er unlösbar. Heute ist es wirklich nur der Streit um einige Dutzend Millionen. Da auch die Opposition etwa die Hälfte der Forderung von vornherein zu bewilligen bereit ist, so handelt es sich in Wirklichkeit um etwa 30 Millionen, das ist etwa 60 Pfennige auf den Kopf der Bevölkerung. Zu behaupten, daß diese Last nicht getragen werden könne, ist eine Lächerlichkeit oder eine Unverschämtheit. Selbst in der allerrohesten und ungerechtesten Form der Besteuerung, die es giebt, in der Form der Kopfsteuer, wären wir fähig diese Last zu tragen, wenn wir müßten. Kein Dienstmädchen, kein Laufbursche, kein ländlicher Tagelöhner ist heutzutage in Deutschland so arm, daß er das nicht könnte.

Aber darum handelt es sich ja garnicht. Es giebt viel rationellere, indirekte und direkte Arten der Besteuerung, die die Last passender vertheilen, und sie auch für den Familienvater und unter Hinzurechnung aller schon bestehender Steuern noch erträglich machen. Es ist also nichts als die gemeinste und niedrigste aller Eigenschaften, der Geiz, der sich der Bewilligung widersetzt. Wir wollen aber gerecht sein und unser Volk nicht zu schlecht machen. In dem Augenblick, wo man an den Einzelnen die Frage stellte, ob er dies Opfer bringen wolle, würde natürlich die ungeheure Mehrheit sie ohne Weiteres bejahen. Das Parteiinteresse ist es aber, was die Frage nicht klar an die Staatsbürger kommen läßt. Die Parteien haben einmal das natürliche Bedürfniß, sich bei den Wählern einschmeicheln zu wollen, und deshalb kommt keine rein mit der Sprache heraus, sondern sucht den Schein zu erwecken, als ob ihr das Interesse der Bürger mehr als ihren Rivalen am Herzen läge. So schrauben sie sich gegenseitig in der Bemängelung der Forderungen der Regierung fort und erzeugen künstlich in der Bevölkerung den Glauben, als ob ihr etwas Ungeheures zugemuthet würde, wovor ihre wackeren Volksvertreter sie bewahren wollen.

Für einen Fehler halte ich es, daß die Regierung schon jetzt mit ihren Steuerprojekten hervorgetreten ist. Das war garnicht nöthig. Der Regierung lag nur der Nachweis ob, daß die Last ertragen werden könnte. Dieser Nachweis war mit Leichtigkeit zu führen. Es bedarf dazu in Preußen nur eines Gesetzes von zwei Zeilen, welches lautet, daß der in Aussicht genommene große Steuererlaß, über den jetzt im Abgeordnetenhause berathen wird, nicht stattfinden soll; dann ist das Geld da. Wollen wir statt dessen andere Steuern, nun wohl, das ist eine Frage der Vertheilung, der Opportunität, der Praxis, die mit der Frage der Heeresverstärkung schlechterdings nichts zu thun hat. Man hat ja schon oft gesagt, Preußen werde von den Subalternbeamten regiert; in dieser gleichzeitigen Einbringung der Militär- und der Steuervorlage im Reichstag steckt wirklich etwas von der Kalkulatorweisheit eines Geheimen Rechnungsraths. Glücklicherweise braucht man ja nicht daran festzuhalten, sondern kann, sobald die Einigung schwierig wird, die Vorlage zurückstellen und die Kosten für das erste Halbjahr auf die Matricular-Beiträge verweisen. Die von der

Regierung eingebrachten Vorschläge alle drei, Biersteuer, Börsensteuer, Branntweinsteuer, haben überdies so viel gegen sich, daß es noch gar nicht das schlechteste wäre, wenn sie einfach abgelehnt würden und auch in den Reichssteuern endlich einmal, wie jetzt in Preußen, ganze Arbeit gemacht.

Ich knüpfe noch einmal an an die Bemerkung des Herrn Reichskanzlers, daß es unsere Siege sind, welche uns in Deutschland erschweren, die militärische Situation richtig zu würdigen. Nichts ist lehrreicher, als in dieser Hinsicht die Geschichte Frankreichs vor 1870 mit unserem heutigen Zustande zu vergleichen. Wir wissen heute, daß wir damals nicht bloß von den Franzosen, sondern von einer großen französisch-österreichisch-italienischen Allianz bedroht waren, deren gemeinschaftlichem Angriff wir nur wie durch ein Wunder entgangen sind. Wir wissen heute, wie diese Allianz durch die persönliche Zusammenkunft der Kaiser in Salzburg, durch einen Besuch des Erzherzogs Albrecht in Paris, des französischen General Lebrun in Wien vorbereitet war. Alle diese Vorbereitungen wurden verborgen hinter einer Wolke unablässiger Friedensversicherungen. Noch vier Tage vor dem Ausbruch des Conflikts versicherte der französische Minister Ollivier von der Tribüne der Kammer: „Wohin man blicke, könne man nirgends eine Frage entdecken, die vielleicht Gefahren in sich tragen könnte.“ Haben die Friedensbetheuerungen, die wir heute Tag für Tag erhalten, mehr Werth? Ist die Aehnlichkeit der Demonstration von Kronstadt mit derjenigen von Salzburg zu verkennen? Erfährt man nicht, daß der russische Chef des großen Generalstabes, General Obrutscheff wiederholt nach Frankreich gereist ist? Weiß nicht Jedermann, ganz wie es damals Jedermann wußte, daß wir einem ganz bestimmten furchtbaren Kriege, sei es etwas früher, sei es etwas später, entgegengehen? Das Herz bangt sich, wenn man liest, wie damals der Kaiser Napoleon in rechtzeitiger Absicht die französischen Streitkräfte vermehren wollte, und genau mit denselben Worten und Wendungen, die wir heute in unserem Reichstage hören, von der damaligen französischen Deputirtenkammer zurückgewiesen worden ist. Das französische Volk, das sich empfand als Sieger über die Russen im Krimkrieg und über die Oestreicher im italienischen Krieg, konnte den Gedanken nicht fassen, daß seine Armee nicht auch für jeden zukünftigen Krieg ausreiche. Vor der wilden Entrüstung der öffentlichen Meinung wagte der Kaiser seinen eigentlichen Reformplan der Kammer garnicht vorzulegen. Stück für Stück wurde davon abgeschnitten und das Heeresbudget verkürzt. „Ich sehe ihn noch,“ hat später ein Augenzeuge von dem Kriegsminister Niel geschrieben, „den unglücklichen Marschall, wie er mit den Blicken eines Verzweifelnden, mit der Geberde eines Gnadeflehenden das Herz der Kammer zu erweichen suchte.“ „Lange werde ich die Rolle nicht durchführen können,“ sagte er, „daß ich Ihnen alle Augenblicke sagen muß, was Sie für die Armee thun, reicht nicht aus.“ Selbst Thiers, der in der Opposition war, konnte sich nicht enthalten, zu sagen, Oesterreichs Niederlage habe in der unzeitigen Sparsamkeit seinen Grund gehabt, „hüten wir uns in denselben Fehler zu verfallen“. Aber dem Urtheil des Kriegsministers hielt der Abgeordnete

Magnin entgegen, man dürfe sich ihm nicht einfach unterwerfen, dann sei ja die Kammer überflüssig und es gebe nur noch einen Kaiser und einen Kriegsminister. Und fast genau die Worte, die heute der Abgeordnete Richter gebraucht hat, gebrauchte damals der Abgeordnete Favre. Herr Richter erwiderte auf die Rede des Reichskanzlers: „Es ist die alte Ueberschätzun'g der militärischen Kräfte und die alte Unterschätzung der wirthschaftlichen und anderen Kräfte der Nation, welche durch solche Vorlagen geschädigt werden.“ Herr Favre aber sagte in der französischen Kammer: Die Sicherheit der Völker beruht nicht auf einer Konkurrenz des Heeresaufwandes. Ich bin überzeugt, daß die Nation die mächtigste ist, welche am meisten entwaffnet. (Je suis convaincu que la nation la plus puissante est celle qui serait la plus près du désarmement.) Den Franzosen ist es ja vergönnt gewesen, sofort die Probe auf diesen Grundsatz zu machen. Sie haben sich bis zum Jahre 1870 das Vergnügen einer billigen Armee gegönnt. Was haben ihnen die Schätze, die der Steuerzahler nun in diesen Jahren gespart hat, genützt, als sie im Jahre 1870 auszogen, ihr vermeintliches Vorrecht als die „große Nation“ zu behaupten? Nicht bloß auf dem Schlachtfeld, nein, in der Kammer, erst im Landtag, dann im Reichstag hat König Wilhelm sie besiegt, als er mit unerschütterlicher Festigkeit an der Grundlage aller Kriegführung, der starken und tüchtigen Heeresverfassung festhielt.

Ich besitze eines der köstlichsten Schriftstücke der preußischen Geschichte. Es ist der ganz von Gneisenaus eigener Hand niedergeschriebene Armeebefehl Blüchers an die Sieger von Belle-Alliance. Er schließt mit den Worten „Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen.“

An diesen Worten will ich mich heute aufrichten in der trüben Stimmung, die sich wie ein dicker, erstickender Nebel über unser Volk gelagert hat. Nein, Preußen und Deutschland wird nicht untergehen, denn der Sohn und Enkel wird seinen Vätern gleichen.

* * *

Ahlwardt.

Indem das Heft abgeschlossen wird, kommt die Nachricht, daß Herr Ahlwardt nächstens Mitglied des deutschen Reichstags sein wird. Die Forderung der „Freisinnigen Zeitung“, alle Besitzer öffentlicher Locale, alle Buchhändler und Colporteure sollten „in Acht und Bann gethan“ werden, welche Ahlwardt's Schriften auslegen und verbreiten, ist nicht in Erfüllung gegangen; im Gegentheil, das deutsche Volk hat ihm die Ehrenstelle eines Vertreters übertragen. Es ist ein Skandal, hört man von allen Seiten; das moralische Ansehen des Reichstages wird dadurch auf's schwerste geschädigt. Das ist wohl nur zu wahr und dennoch ist die Wahl kaum als ein Unglück anzusehen. Der Reichstag soll das Abbild des Volkes sein; sind also solche Bewegungen, wie dieser Antisemitismus im Volke vorhanden, so müssen sie auch im Reichstag vertreten sein. Hier sind sie viel leichter zu bekämpfen und niederzuhalten, als

draußen in den Volksversammlungen. Hier mag Herr Ahlwardt nun seine Anklagen vorbringen und die Minister mögen sie widerlegen. Wer sich an den Proceß Manché erinnert und die Broschüre über den Nicht-Proceß des Herrn von Bleichröder gelesen hat, der wird meinen, daß dieser Ahlwardt nicht unverdient über uns verhängt worden ist. Was er gegen die Gewehr-Fabrik des Herrn Löwe vorgebracht hat, war ja genau dasselbe, was Andere gegen Herrn Baare geschleudert haben und an der einen Stelle wird es genau so wenig substantiirt sein, wie an der anderen. Ist es nicht auch Herrn Eugen Richters tagtägliches Geschäft, Argwohn zu schüren, böse Motive unterzulegen, die Staatsbürger gegen einander und gegen die Regierung aufzuregen? Beide, Ahlwardt und Richter, haben manchmal Recht gehabt, meistentheils Unrecht. Der Unterschied ist nur, daß sie auf verschiedenen Seiten stehen, daß Herr Richter unendlich viel mehr Verstand, Wissen, Feinheit hat und daß er kein Einzelner, sondern Führer einer großen Partei und deshalb unendlich viel gefährlicher und schädlicher als sein Gegenbild. Wenn Herr Ahlwardt Erfolg hat, so leiden doch nur Einzelne darunter, wenn Herr Richter Erfolg hat, so leidet Deutschland. An der Persönlichkeit des Herrn Ahlwardt mögen die Herren Freisinnigen es einmal ermessen, welchen Eindruck es auf uns Anderen macht, daß sie einen Mann wie Herrn Richter als Führer über sich dulden. Man muß es dem Centrum hoch anrechnen, daß es den Dritten, den man etwa in dieser Zusammenstellung nennen könnte, Herrn Majunke aus seinen Reihen entfernt hat.

Parteipolitisch ist die Wahl von der allergrößten Bedeutung. Sie zeigt den Conservativen, wohin die Demagogie führt, mit der sie versucht haben, ihre Stellung im Volke zu verstärken. Jetzt heißt's entweder vorwärts, um ganz zu Grunde zu gehen oder zurück zu den Mittelparteien. Auch unter den Freisinnigen werden Viele zu sich kommen und sich fragen, ob sie in der Verhetzung mit Herrn Ahlwardt weiter concurriren sollen oder ob es gegenüber solchen Erscheinungen nicht besser ist, etwas engeren Anschluß an die Regierung zu suchen. Wir also brauchen uns über die Wahl Ahlwardt's nicht zu grämen.

D.

Notizen.

Die „Preußischen Jahrbücher“

werden vom nächsten Bande ab eine wesentliche Umgestaltung und Erweiterung erfahren.

In den fast zehn Jahren, seit ich die Redaction führe, habe ich es mehr und mehr als eine drückende Fessel empfunden, daß die 6—7 Bogen, die mir monatlich zur Verfügung standen, nicht ausreichten, ein annähernd vollständiges Spiegelbild von dem Reichthum und der Fülle des modernen wissenschaftlich-literarischen und politischen Lebens zu geben. Der Gedanke einer einfachen Erweiterung in der bisherigen Art erschien aber unrealisierbar, da passende Essays in erheblich größerer Zahl überhaupt in deutscher Sprache nicht geschrieben werden. Auch die Bücher-Besprechungen zu vermehren, trug ich stets Bedenken, theils aus Raummangel, theils weil ohnehin bei ernsthaften wissenschaftlichen Werken mehr Zeitschriften zu existieren pflegen, die eine Recension bringen wollen, als Gelehrte, die in vollem Sinne dazu qualifiziert sind, sie zu liefern. Ich glaube die rechte Lösung endlich auf folgendem Wege gefunden zu haben.

Das Material, was ich suche, ist vorhanden, aber es geht in die gelehrten Fach-Zeitschriften. Diese Organe sind eine Consequenz der wissenschaftlichen Arbeitstheilung und ebenso nothwendig und unentbehrlich wie diese. Sie haben aber die üble Nebenwirkung, den Nachtheil, den ohnehin die Arbeitstheilung mit sich bringt, die Zersplitterung und Isolirung in der Wissenschaft noch zu verschärfen. Was in den Fachzeitschriften steht, wird fast nur von den betreffenden Fachmännern gelesen, und auf diese Weise werden sehr häufig werthvolle Früchte der wissenschaftlichen Forschung der Allgemeinheit so ferngerückt, daß diese nur noch indirekt von ihnen berührt und genährt werden kann.

In Frankreich und England ist das anders; dort spielen die Fachzeitschriften eine viel geringere, dafür die allgemeinen Wochen- und Monatsschriften eine viel größere Rolle, weil ihnen nicht das beste Lebensblut durch jene entzogen wird.

Es wäre verkehrt, etwa die deutschen Verhältnisse nach dem Muster der englischen und französischen umschaffen zu wollen, da die Fachzeitschriften der Wissenschaft als solcher, sobald sie einen höheren Standpunkt erreicht hat, unentbehrlich sind. Der einzige Weg, die widerstreitenden Interessen der allge-

meinen Bildung und der Spezialwissenschaften zu versöhnen, scheint zu sein, daß diejenigen Arbeiten, die nach Inhalt und Form sowohl vor die Fachmänner als vor die allgemeinere Lesewelt gehören, Jedem auf seinem Wege zugänglich gemacht werden.

Dieses offenbare Bedürfniß des geistigen Lebens in Deutschland trifft zusammen mit dem natürlichen Bedürfniß einer Zeitschrift, die wie die „Preußischen Jahrbücher" es sich zur Aufgabe macht, in der ganzen Strenge der Wissenschaft der allgemeinen Bildung zu dienen. Vom nächsten Jahre ab sollen daher die „Preußischen Jahrbücher" in einem Umfange bis zu zwölf Bogen monatlich, also dem Doppelten des ursprünglichen, erscheinen, indem sie den Originalbeiträgen, die nach Wesen und Umfang bleiben wie sie gewesen sind, geeignete Aufsätze hinzufügen, die aus den Fachzeitschriften übernommen werden. Die Quelle wird ausdrücklich angegeben; es bleibt jedoch vorbehalten, den Aufsatz für den Neudruck irgendwie zu adaptieren, zu kürzen, Anmerkungen wegzulassen u. dergl. Der Zwischenraum zwischen beiden Publikationen darf nur sehr kurz sein. Eine Anzahl der wichtigsten Fachzeitschriftenverleger hat mir bereits die Erklärung abgegeben, daß sie, den einzelnen Fall natürlich vorbehalten, einen prinzipiellen Widerspruch gegen dies Verfahren, von dem man hoffen darf, daß nicht bloß den Autoren und den Lesern damit gedient ist, sondern daß es dem geistigen Leben unserer Nation zum Gewinn reichen wird, nicht erheben werden.

Nach ähnlicher Methode soll auch die Rubrik der „Notizen und Besprechungen" erweitert werden. Es sollen hier nicht eigentliche Kritiken und Recensionen gegeben werden, es sollen naturgemäß auch keine Bücher besprochen werden, die nur ein Fach-Interesse haben. Es soll vielmehr auf diejenigen Bücher aufmerksam gemacht werden, die ihrer Natur nach ein allgemeines Interesse beanspruchen dürfen. An dem Hinweis allein aber ist es nicht genug, es muß sich daran irgend eine Mittheilung oder Betrachtung aus dem Buch oder über das Buch schließen, die an sich ein allgemeines Interesse hat, also wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Besprechung soll ein Miniatur-Essay sein. Die „Preußischen Jahrbücher" wollen also jetzt so wenig wie früher in Concurrenz mit den wissenschaftlichen Kritiken treten. Die Besprechungen, die die „Jahrbücher" bringen, werden sich vielmehr am allerbesten an eine, in einer Fachzeitschrift erscheinende Recension desselben Autors anschließen und ausdrücklich auf diese, als auf eine etwaige ergänzende Begründung verweisen.

Die Novellen, die versuchsweise seit zwei Jahren beigegeben worden sind, fallen wieder weg.

Bei Durchführung des vorstehenden Planes werden die „Preußischen Jahrbücher" eine Central-Zeitschrift für die gesammte deutsche Wissenschaft darstellen, an dem Punkt, wo diese in die allgemeine Bildung übergeht. Der Original-Inhalt, durch den sie ihre Stellung erworben haben, bleibt wie er war und wird um eine Bibliothek ausgewählter Stücke aus der Werkstatt der gesammten Wissenschaft vermehrt.

Die Firma Georg Reimer, welche ihrer Zeit die „Preußischen Jahrbücher"

mit thatkräftiger Hand geschaffen und mehr als ein Menschenalter in ihrem überlieferten vornehmen Charakter erhalten hat, hat sie jetzt mit Bereitwilligkeit zur Durchführung des Reform-Planes an mich abgetreten. Der Verlag geht an Herrn Hermann Walther über.

Hans Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bilbassoff, B. v., Geschichte Katharina II. Deutsch von P. v. R. 2 Bände. Berlin. S. Cronbach.

Binterim u. Mooren, Die Erzdiöcese Köln bis zur französischen Staatsumwälzung, neu bearbeitet von Dr. A. Mooren. I. Bd. Düsseldorf, Voß u. Co.

Busley, C., Die neueren Schnelldampfer der Handels- und Kriegsmarine. Kiel, Lipsius u. Tischer.

Bismarck. Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Histor.-krit. Gesammtausg. besorgt von Horst Kohl. III: Band 1866—1868. Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Dopsch, A., Das Treffen bei Lobositz (1. Oct. 1756) sein Ausgang und seine Folgen. Graz, Verlagsbuchh. Styria.

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im sechzehnten Jahrhundert bis zum Augsburger Religionsfrieden. II. Band. (1526—1555.) Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.

Exner, Ad., Ueber politische Bildung. Rede. Leipzig. Duncker u. Humblot.

Evangel.-sociale Zeitfragen. II. Reihe. 6., 7. Heft. Die Religion der Socialdemocratie, von Dr. Th. Arndt. — Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage, von Lic. J. Weiß. Leipzig. Fr. W. Grunow.

Fahrow, E. Haidekraut. Gedichte und Gedanken. Dresden. Wochenblätter.

Gymnasialbibliothek. X., XIV. Heft.: Röm. Lagerleben, von Dr. O. Müller. Aus Sicilien, von Dr. E. Ziegeler. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Fischer, K., Grundzüge einer Socialpädagogik und Socialpolitik. Eisenach, M. Wilckens.

Gizycki, H. v., Der Krieg. Ethische Betrachtungen. Berlin, Bibl. Bureau.

Jaeger, H., Kamerun und Sudan. I. Berlin, Fr. Benge.

Jhering, Festgabe Rudolf von Jhering zum 6. Aug. 1892. Gewidmet von der jurist. Facultät. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Kaufmann, Dr. G., Die Legende vom heiligen ungenähten Rock in Trier und das Verbot der vierten Lateransynode. Berlin 1892, Hermann Walther.

Kniest, Ph., Kaufleute und Schiffer. 2 Bde. Oldenburg. G. Stalling.

Kuleman, W., Der Arbeiterschutz sonst und jetzt, in Deutschland und im Auslande. Leipzig, Duncker und Humblot.

Lea, Ch. H., Superstitution and force. Philadelphia, Lea bros. & Co.

Loening, R., Die Hamlet-Tragödie Shakespeares. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.

Lubrès, Dr. J., Die gegenwärtigen Geschichtsbestrebungen in Aachen. Eine kritische Studie. Aachen, Otto Müller.



Menger, Dr. Max, Die Valutaregierung in Oesterreich-Ungarn. Separat-Abdruck aus der Freien Schlesischen Presse. Troppau, Aug. Strafilla.

Mistral, F., Mirèio. Provençalische Dichtung. Dtsch. v. A. Bertuch. Straßburg, K. J. Trübner.

Moltke, Ges. Schriften u. Denkwürdigkeiten des Gen.-Feldmarschall Grafen Moltke. VI. Band. Briefe an seine Braut u. Frau. Berlin, Mittler u. Sohn.

Pecher, J. K., Diätetik u. Lebensregeln für geistig Beschäftigte. Leipzig, K. Fr. Pfau.

Philander., Medicinische Märchen. Stuttgart. Levy u. Müller.

Pietsch, D. L., Festberichte über die Feier des 31. October 1892 in Wittenberg. Wittenberg. R. Herrosé.

Pudor, H., Wiedergeburt in der Musik. Dresden. Verl. d. Wochenblätter.

Reynolds, Sir Josua. Zur Aesthetik und Technik der bildenden Künste. Uebers. von Dr. E. Leisching. Leipzig. E. E. M. Pfeffer.

Richter, Eugen., Jugend-Erinnerungen. Berlin 1892. Verlag „Fortschritt", Aktiengesellschaft.

Schall, Eduard., Die Socialdemocratie in ihren Wahrheiten und Irrthümern und die Stellung der protestantischen Kirche zur socialen Frage. Berlin. E. Staude.

Schauer, R., Zum Begriff der unzüchtigen Schrift. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung.

Scheele, G., Das deutsche Urheberrecht an literarischen, künstlerischen und photographischen Werken — erläutert. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Schmidt, A. B., Der Austritt aus der Kirche. Eine kirchenrechtliche und kirchenpolitische Abhandlung. Leipzig, Duncker & Humblot.

Karl Stauffer-Bern, Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Dargestellt von O. Brahm. 2. Aufl. Stuttgart, Göschen.

v. Schroetter, Fr., Die brandenb.-preuß. Heeresverfassung unter dem Großen Kurfürsten. (Staats- u. socialwiss. Forsch. XI. 5.) Leipzig, Duncker & Humblot.

Steiner, Rudolf, Wahrheit und Wissenschaft. Vorspiel einer „Philosophie der Freiheit". Weimar 1892, Herm. Weißbach.

Talleyrand, Memoiren des Fürsten Talleyrand herausgeg. vom Herzog von Broglie. Deutsche Ausgabe von A. Ebeling. 4. u. 5. Band. Köln, Alb. Ahn.

Triepel, H., Das Interregnum. Eine staatsrechtliche Untersuchung. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Woermann, K., Zu Zwei'n im Süden. Dichtungen. Dresden, L. Ehlermann.

Handbuch der klassischen Alterthums-Wissenschaft. In Verbindung mit zahlreichen Gelehrten herausgegeben von Dr. Iwan v. Müller. Vierter Band, erste Abtheilung, 2. Hälfte: Die griechischen Privatalterthümer von Dr. J. v. Müller. Die griechischen Kriegsalterthümer von Dr. Adolf Bauer. 2. umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. München 1893. Oscar Beck.

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. Herausgegeben von G. Schmoller. XVI. Jahrg. 4. Heft. Leipzig. Duncker u. Humblot.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Register

zu den

Preußischen Jahrbüchern.

Einundfunfzigster bis siebenzigster Band.

Einzelne Hefte der Preußischen Jahrbücher, soweit vorrätig, sind zum Preise von M. 1,50, einzelne Bände zum Preise von M. 9,– zu beziehen.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
189[illegible].



Register

zu den

Preußischen Jahrbüchern.

Einundfunfzigster bis siebenzigster Band.

Einzelne Hefte der Preußischen Jahrbücher, soweit vorräthig, sind zum Preise von M. 1,50, einzelne Bände zum Preise von M. 9,— zu beziehen.

Berlin.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

1893.

Inhalt.

I.

Die Reihenfolge.

Einundfunfzigster Band.

Zweiundfunfzigster Band.

Dreiundfunfzigster Band.

Vierundfunfzigster Band.

Fünfundfunfzigster Band.

Sechsundfunfzigster Band.

Siebenundfunfzigster Band.

Achtundfunfzigster Band.

Neunundfunfzigster Band.

Sechzigster Band.

Einundsechzigster Band.

Zweiundsechzigster Band.

Dreiundsechzigster Band.

Vierundsechzigster Band.

Fünfundsechzigster Band.

Sechsundsechzigster Band.

Siebenundsechzigster Band.

Achtundsechzigster Band.

Neunundsechzigster Band.

Siebenzigster Band.

II.

Autoren-Verzeichniß.

III.

Sachregister.

1. Geschichte und Politik.

2. Rechts- und Staatswissenschaft.

3. Literatur und Kunst.

4. Sprach- und Alterthumswissenschaft.

5. Socialwissenschaft, Volkswirthschaft, Culturgeschichte &c.

6. Kirchengeschichte und Kirchenpolitik, Theologisches.

7. Philosophie.

8. Schul- und Universitätswesen.

9. Militaria.

10. Verschiedenes.

IV.

Verzeichniß der besprochenen Schriften.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Siebzigster Band.

Sechstes Heft.

Dezember 1892.

Inhalt.

Berlin, 1892.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

Anzeigen.

1892.

Verlag von Georg Reimer in Berlin.

E. T. A. Hoffmann's gesammelte Schriften.

Neue Ausgabe. Mit 24 Federzeichnungen von **Th. Hosemann.**

12 Bände in 6 Leinenbänden M. 12.—.

Novalis' Schriften.

herausgegeben von **L. Tieck, Fr. Schlegel** und **E. v. Bülow** mit **Novalis' Bildniss.**

3 Bände in 2 Leinenbänden M. 6.—.

Ludwig Tieck's gesammelte Novellen.

Vollständige aufs Neue durchgesehene Ausgabe.

12 Bände in 6 Leinenbänden M. 10.—.

Heinrich von Kleist's gesammelte Schriften,

herausgegeben von **Ludwig Tieck,** revidiert, ergänzt und mit einer **biographischen** Einleitung versehen von

Julian Schmidt.

Neue Ausgabe in 2 Leinenbänden M. 4.50.

Shakespeare's dramatische Werke

übersetzt von **A. W. von Schlegel** und **Ludwig Tieck,** durchgesehen von **Michael Bernays.**

12 Bände in 6 Halbfranzbänden M. 15.50.
in 6 Leinenbänden M. 14.—.

Shakespeare's dramatische Werke

übersetzt von **A. W. von Schlegel** und **L. Tieck,** sorgfältig revidirt und **theilweise** neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten versehen, unter Redaction von **H. Ulrici** herausgegeben durch die

Deutsche Shakespeare-Gesellschaft.

12 Bände in 6 Halbfranzbänden M. 24.—.

